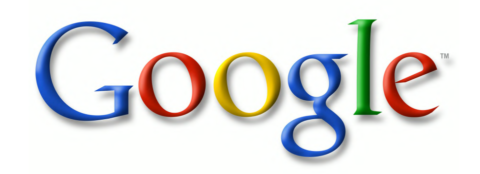
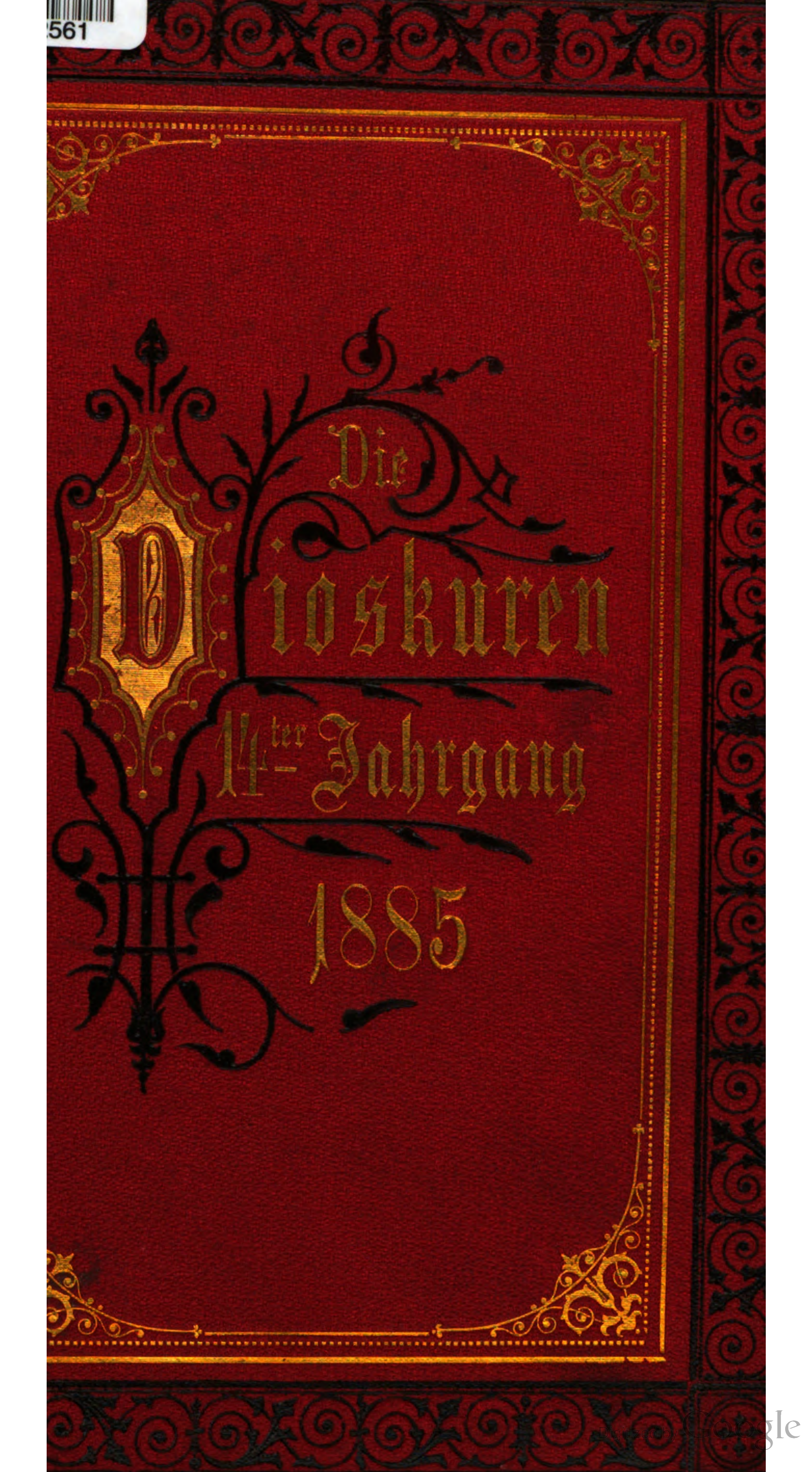



Die
Dioskuren
14ter Jahrgang
1885





Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vierzehnter Jahrgang.







Wien, 1885.

Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

(Stadt, Kohlmarkt 7.)

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Aus meinem Wanderbuche.

Verse und Prosa

von

Johannes Nordmann.

I.

's geht wieder auf die Reise.

'S geht wieder auf die Reise;
Noch kenn' ich nicht mein Ziel,
Nach Handwerksburschenweise
Frag' ich darnach nicht viel.

Wird rauschen schon die Quelle,
Die mich verlockt zur Rast,
Und manche lauschige Stelle
Begrüßen mich als Gast.

Nicht frag' ich nach den Wegen
Im Lande aus und ein
Denn auch auf morschen Stegen
Traf immer ich zum Wein.

Am Tisch im Laubverstecke
Vor jenem schmucken Haus,
Dort recke ich und strecke
Die müden Glieder aus.

Und eh' ich noch befehle,
Bringt schon ein schönes Kind
Das Labsal für die Kehle,
Die Atzung mir geschwind.

Wie wäre das Verbleiben
So tröstlich, köstlich dort,
Müßt' ich als Blatt nicht treiben
Im Wandertriebe fort.

Ein Blatt, vom Wind vertragen
Nach einem flüchtigen Gruß;
Du wirst es nie erfragen,
Wohin es treiben muß.

Aurum potabile.

Aurum potabile,
Trinkbares Gold,
Winkst mir im Glase
Begehrlich und hold.

Während sie jagen
Nach Geld und nach Gut,
Ist mein Behagen,
Traube, dein Blut.

Fließt in die Kehle
Wie flüssiges Erz,
Flammt in die Seele,
Durchglüht mir das Herz.

Neide nicht Andern,
Wie viel sie erreicht,
Was ich im Wandern
Ergangen mir leicht.

Sangen und klangen
Lieder im Wald,
War es ergangen
Mühlos und bald.

Was euch gemieden
In Unruh und Pein:
Wohllaut und Frieden
Zog in mir ein.

Scheuchte die Sorgen,
Die euch gehetzt,
Wenn ich am Morgen
Die Kehle genetzt.

Aurum potabile,
Flüssiges Gold,
Winkst mir im Glase
Verlockend und hold.

Von allen Edelsteinen . . .

Von allen Edelsteinen
Lob' ich mir den Rubin,
Von allen Edelweinen
Den Wein mir von Tramin.

Wie bricht sich durch das Dunkel
Die Flamme aus dem Stein,
Wie strömt ein Prachtgefunkel
Im Glase aus dem Wein.

Wer möchte wohl erfahren
Den Zauber, der als Keim
Seit abertausend Jahren
In beiden wirkt geheim.

Ich kann es euch verrathen
Mit Vorbehalt, sofern
Ihr kennt die Heldenthaten
Des Dieterich von Bern.

Der hatte, müßt ihr wissen,
Als er nach Welschland ging,
Zerrissen und zerschmissen
Der Zwerge Zauberring.

Verwüstet in den Bergen,
Was dort der Fürst Laurin
Sich hüten ließ von Zwergen
Im „Rosengaden“ drin.

Der Beste von den Schmieden
Kam nicht den Zwergen gleich,
Und ist kein Schatz hienieden
Mehr so Juwelenreich.

Das Schönste doch vollbrachten
Die Zwerge des Laurin,
Die aus den Grubenschachten
Gebrochen den Rubin.

Und als ihr Fürst gefangen,
Vom Reich vertrieben war,
Ergriff ein zaghaft Bangen
Die ganze Gnomenschaar.

Wie eine Krähenwolke
Zerflattert sie im Land,
Mancheiner aus dem Volke
Durch Flucht die Rettung fand.

Am besten weg noch kamen
Die Schmiede des Rubin,
Die ihre Zuflucht nahmen
Im Weinlaub von Tramin.

Sie kamen mit dem Schrecke,
Doch heiler Haut davon,
Und sannen im Verstecke,
Auf Dank dafür und Lohn.

Wie früher sie gestaltet
Rubine im Gestein,
So übt nun und entfaltet
Sich ihre Kunst am Wein.

Sie schüren in dem Laube
Ohn' Unterlaß die Glut,
Auf daß sich in der Traube
Auskoche roth das Blut.

Wie Prachtrubine köstlich
Erglänzt im Glas der Trank
Und wird den Menschen tröstlich:
Das war der Zwerge Dank.

Der Zwerge, die, vertrieben
Vom Reiche des Laurin,
Den Dank nicht schuldig blieben
Im Schutzlaub von Tramin.

Sie kreischen als Cikaden
Noch heut' und singen laut
Vom schönen „Rosengaden",
Den ihr im Glühlicht schaut.

Ihr seht die Trümmer ragen
Im Alpenglühen fern
Vom Reiche, das zerschlagen
Der Dieterich von Bern.

II.

Zell am See.

Unglücksfälle, von denen Menschen und Gegenden heimgesucht werden, mahnen nicht selten an Tage oder Stunden des Glückes, die man mit denselben lieben Menschen und an den nämlichen freundlichen Orten verlebt hat. Ein Schneefall ist wohl, zumal in der Nähe des Hochgebirges, das sich oft auch im Sommer eine so drastische Wetterheimsuchung gefallen lassen muß, kein Unglück zu nennen; und ich brauchte also eigentlich nicht überrascht zu sein, als in der zweiten Hälfte des Juni aus Zell am See die Nachricht einlief, daß die über diesem Orte aufragende „Schmittenhöhe" von fußtiefem, frischgefallenem Schnee bedeckt sei.

Dieser Schneefall erinnerte mich nun an zwei glückliche Tage, die ich zu Ende des vorigen Jahres in Zell am See verlebt hatte. Etwas verstimmt und fast geärgert durch das abscheuliche Wetter, das mir die lohnendsten Ausflüge in die Brenta- und Presanellagruppe verdorben hatte, stieg ich dort ab. Der herrlichste Sonnenschein, der auf dem See flimmerte und schimmerte und über der ganzen Landschaft lag, schien mich für meine Verlusttage im Süden Tirols entschädigen zu wollen.

Noch unter dem nachhaltigen Eindrucke jener Verstimmung vergaß ich, was mir sonst nicht leicht geschieht, den Dank für empfangenes Glück, den ich allerdings nur durch eine dürftige Schilderung abtragen kann. Ich hole heute nach, was ich damals versäumte, und baue aus der Erinnerung auf, was mir den Zauber und Reiz der Landschaft in und um Zell am See zu bilden scheint, wenn sie eben im hellen Sonnenscheine liegt.

Man braucht dort nicht erst Hütten zu bauen, und für die beste Herberge ist in den meisten Gasthöfen des Marktes und namentlich im Westbahn-Hôtel gesorgt, was wieder und zumal dann nicht zu verachten ist, wenn man aus weltvergessenen Thälern kommt, wo vom Comfort wohl nicht die Rede sein kann, wo aber auch die bescheidensten Wünsche unerfüllt bleiben.

Man kann im Interesse des Fremdenverkehres für die mit allen Schönheiten hochbegnadeten österreichischen Alpenländer nicht oft genug wiederholen, daß ein mindestens halbgewachsener Comfort in Wohnung und Atzung eine Hauptbedingung des großen Fremdenzuges ist, und daß sich an deren Erfüllung eine reiche Einnahmsquelle für die Alpenländer schließen würde.

In den letzten Jahren ist Manches, in erster Linie von Eisenbahngesellschaften geschehen, was diesbezüglich den Wünschen der Reisenden und Touristen Rechnung trägt, und der Nutzen und Vortheil dieser Etablissements zeigt sich durch einen gesteigerten Verkehr, der sich nun in auffälliger Weise dahin lenkt.

So kam es, daß, wie das Semmering- und das Toblach-Hôtel auf der Höhe des Pusterthales, auch das Westbahn-Hôtel in Zell am See in den Sommermonaten reich bevölkert ist. Man machte dem letzteren nicht selten die Sonne zum Vorwurfe, der es zu stark ausgesetzt wäre. Eigentlich müßte Jeder froh sein, daß er von der Sonne beschienen werde; zeitweilig aber wird sie doch zu lästig, und dann muß ihr ein Riegel vorgeschoben und ihr allzu heißer Eifer gemäßigt werden. Das geschieht nun schon durch die Seelage des Ortes, der stets und namentlich am Morgen und Abend von einer leichten Briese bestrichen wird, von den schärferen Windstrichen gar nicht zu reden, die gelegentlich von den Schneehäuptern der Tauernkette und aus dem „steinernen Meere“ kommen. Ueberdies ist durch Baumanpflanzungen, die eine lange Strecke am See hingeführt wurden, und mit Walddurchschlägen an der Abdachung des zum See abfallenden Bergzuges dafür gesorgt, daß man sich vor der Hitze in den Schatten retten kann. Eine Promenade in den Wegdurchschlägen läßt sich weit hinaus und bis zu einer Art von Hochwarte verfolgen, auf der man einen mächtigen und prächtigen Ausblick in das Salzach- und Kaprunerthal und in das Pinzgau gegen Mittersill gewinnt. In einen lauschigen Waldgrund gelangt man auch unmittelbar hinter dem Orte und auf dem Wege, der zur Schmittenhöhe hinanführt und sogar für kleine Wägelchen (chars à bancs) fahrbar ist, um den Bequemeren, die einen Aufstieg scheuen, zu ermöglichen, sich von einer Höhe über 6000 Fuß die imposante Gebirgsumrahmung von Zell ansehen zu können, in der eingeschlossen und zu deren Füßen das funkelnde Seejuwel liegt.

Eine wahre Erquickung ist eine Seefahrt, für die immer Boote vor dem Westbahn-Hôtel und vor den anderen Gasthöfen bereit liegen. Diese Fahrten sind nun schon ein Sport geworden, und es ist lustig anzusehen, wenn die leichten Fahrzeuge, zumal von Damenhänden, mit zwei im Taktschlage einfallenden Rudern gelenkt über den Wellenspiegel hinfliegen. Die ganze Länge des Sees ist mit solchen Kähnen leicht in einer schwachen Stunde abzufahren; das Lieblingsziel aber bleibt immer das sogenannte „Caféhaus“ schrägüber von Zell, wo auch für Wein- und Biertrinker mit ganz erträglichem Stoffe vorgesehen ist. Neuester Zeit macht noch eine kleine Dampfbarkasse großes Geräusch auf dem See und erleichtert mit Rundfahrten den Verkehr nach allen Seiten.

Es würde mich nicht wundern, wenn im Verlaufe eines Decenniums mehr als ein Dutzend von Villen, namentlich am Norduser des Sees errichtet wären.

Die Beispiele dafür und die Versuchung dazu sind durch das Schloß „Fischhorn“ des Fürsten Liechtenstein und durch die Villa eines Privaten vorhanden, der nun schon einige Sommer hindurch dort Siesta hält und gelegentlich dem Ruder- und Fischereisport obliegt. Der Anfang ist gemacht, und werden die Zeitverhältnisse besser, als sie derzeit geartet sind, dann können noch die Jungen erleben, was die Alten so sehnlich gewünscht, daß Salzburg mit seinen herrlichen Thalgründen, die sich allseitig öffnen, von Ansiedlern, die sich dort seßhaft machen, und durch starke Touristenzüge wie die Schweiz bevölkert wird. So käme wieder das alte Leben in das Salzburger-Ländchen, wie vor dem Exodus unseligen Andenkens, und würde mit ihm der Segen wiederkehren. Das Gold, das einst aus der Rauris und aus den anderen Minen und Zechen gewonnen wurde und in die weite Welt rollte, nähme dahin seinen Rückweg, und es würde sich für die Kindeskinder sühnen, was von den Vorfahren verschuldet war. Was für Salzburg, gilt auch für die andern Alpenländer unseres Reiches, das mit seinen landschaftlichen Schönheiten unbestreitbar in erster Reihe steht.

Wie Ischl das richtige Standquartier für die lohnendsten Ausflüge nach allen Richtungen des „Salzkammergutes“ und darüber hinaus in die Nachbargebiete, ist es Zell am See für Hochgebirgstouren, für Jochübergänge und für leichtere Wanderungen nach Tirol und nach dem bairischen Hochlande. Sozusagen mit einem „Katzensprunge“ stehen wir an den Eingangspforten des Kapruner- und Fuscherthales. Eine halbstündige Bahnfahrt bringt uns nach Taxenbach und an den Eingang der Kitzlochklamm, in der wir auf Treppen und durch Tunnelschläge zu einem imposanten Wasserfalle geführt werden, für dessen Schauspiel man sich in der Schweiz mindestens ein „Fränkle“ bezahlen ließe.

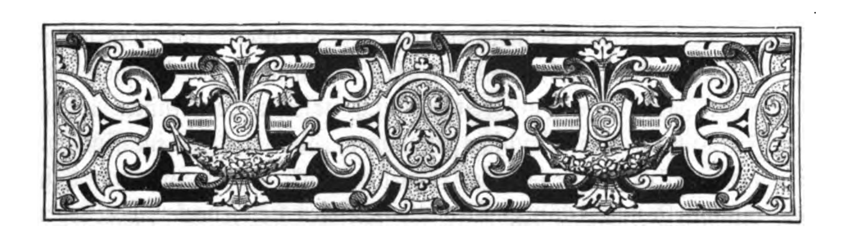
Man hat vielleicht einen lieben Bekannten in Fusch; ein Ausflug dahin liegt nicht zu weitab von Zell; und endlich sehnt man sich, ob man auch am See vortrefflich gespeist und getränkt werde, nach einem erfrischenden Trunk Wasser, wie es durch den starken Gehalt seiner Kohlensäure in Fusch gleich Champagner Perlen treibt. Will man noch ein Uebriges thun, so kann man mit diesem Ausfluge eine Wanderung in die Ferleiten verbinden, deren weitgedehnte Alpentrift gleichfalls für Auge und Herz erquickend ist. Noch tiefer hinein käme man in das „Käferthal“, wo die Wasserfälle gleich zu Dutzenden tosen, deren Geräusch in nicht zu langen Intervallen durch die Donner der Lawinenstürze vom Wiesbachhorn unterbrochen wird. In meinen jüngeren Jahren hatte ich den Einfall und Wunsch, auf dieser Hochebene längere Zeit zu hausen; es steckte mir damals die Lectüre von Byron's „Manfred“ stark in den Gliedern; später begnügte ich mich schon mit einem kürzeren Aufenthalte, trotzdem die Zauber der Einsamkeit noch immer mächtig auf mich einwirken.

Ein Ausflug in das Kaprunerthal bis zu dessen Abschlusse: dem „Karlingerkees“ dürfte aber schon in der allernächsten Zeit zu den Hauptbedingungen eines längeren Aufenthaltes in Zell am See gehören, wenn erst die „Rainerhütte“ auf dem „Wasserfallboden“ in besseren Stand gesetzt sein wird, was geplant sein soll. Derzeit genügt sie mit ihren sechs, durch nothdürftige Vorhänge getrennten Betten im Unterraume und mit ihren Heulager im Bodenraume wohl bescheidenen Touristenansprüchen; doch dürften sich die Wetterhartesten nicht gegen eine bequemere Einrichtung auflehnen, zumal sie dann mit einem rechtschaffen ausgeruhten Körper frischer und energischer das „Kaprunerthörl“ oder eine andere Hochtour „angehen“ werden.

Nachdem die Sommerfrischler in Zell mit solchen Ausflügen, in denen selbstverständlich ein Aufstieg oder eine Auffahrt zur „Schmittenhöhe" inbegriffen ist, der Bergwelt ihren Tribut geleistet, haben sie sich das volle Recht „ergangen", in der Tiefe ihres Daseins froh zu werden. Das aber können sie in der anregendsten und lustigsten Weise, denn es stellt sich dort tagaus, tagein immer ein Contingent von neuen Gästen ein, die wie ein frischer Quellenzufluß Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringen. Aus Salzburg und Steiermark und aus Wörgl in Tirol begegnen sich hier die Eisenbahnzüge, und des Begrüßens und Abschiednehmens von Ein- und Aussteigenden ist kein Ende durch vier Sommermonate, wenn das Wetter der Siesta in Zell am See so günstig ist, wie ich es im vorigen Jahre getroffen habe.

Wien, im Juli 1884.





Am Epomeo.

Von

C. von Dinklage.

Die alte classische Niobe am lachenden Golf von Neapel, Pompeji, hat seit Jahresfrist eine Rivalin bekommen, mit welcher sie, für einige Zeit, die Touristenschaulust zu theilen hat. Für einige Zeit — denn während Pompeji in seinem bunten, kunstsinnigen Gewande vergraben wurde, gemahnt der Anblick Casamicciolas auf der Insel Ischia an das, durch wilde Convulsionen unkenntlich gemachte Leichengesicht eines gewaltsam Gemordeten; doppelt schrecklich wird dies grauenhafte Zerstörungsbild durch die wunderbar schöne Umgebung, der Tod grinzt uns an, indeß wir drüben über den blauen Wellen das klingende, singende, schöne und großartige Neapel erblicken. Dagegen in Ischia unheimliches Gekreisch der Wagen- und Pferdevermiether und der zahlreichen Weiber, welche zierliche Strohgeflechte zum Verkauf anbieten. Es gibt viele Reisende, welche ihr störendes Mitgefühl angesichts der Trümmerstadt damit beschwichtigen, daß sie sich und andern sagen: „Dies Volk ist von jeher zerlumpt gewesen, es sind ihm Baraken gebaut, es darf nicht hungern, jedes Fleckchen Erde grünt — leichtsinnig, wie es diese glückliche Nation ist, würde die entsetzliche Erdbebenkatastrophe bereits vergessen sein, wenn nicht durch ewige Wiedererzählung Capital aus derselben zu schlagen wäre —!"

Mir jedoch stockte der Herzschlag, wenn ich in die dunklen Augen der Insulaner am Fuße des gewaltig aufragenden Epomeo blickte, ich glaubte hinter ihrem fragenden, bittenden Blicke einen Schatten des Entsetzens, ein Wetterleuchten des erbarmungslosen elementaren Aufruhrs zu erblicken. Fußsteige für Wanderer und Reitthiere sind hier und da angelegt, im

Uebrigen aber liegt das Mauerwerk so oberst zu unterst, daß man selten die ehemalige Lage der Häuser und Straßen errathen kann. Blumen, Gräser und Ranken haben jeden Zollbreit Erdreich zwischen den Ruinen mit ihrem guten Frühlingsrecht in Beschlag genommen, aber vor den im Sonnenlicht schimmernden Trümmern schrecken auch sie zurück — was Wunder, daß ich das Schlachtfeld unterirdischer Gewalten, diesen Leichenacker, der Lebendes und Todtes gemeinsam in seinen Schoß hinabriß, mit innerem Weh durchwanderte? Die Arbeiter, welche den Schutt bei Seite räumten und die Weiber, welche uns begegneten, bettelten nicht, als sich mir, in der Nähe der zersprengten Kirche, eine geöffnete Hand entgegenstreckte, gehörte diese einem Frate, einem Kuttenträger an, dessen regelmäßiges braunes Antlitz von einem schwarzen Bart umrahmt war. Ich richtete eine theilnehmende Frage an ihn, seine Züge erhellten sich, wie sich eben nur die Züge dieses feinfühligen, intelligenten Volkes bei jedem sympathischen Anklang erhellen können, und er schritt, erklärend und schildernd, neben mir dahin, mit jenem wunderbar einschmeichelndem Organe redend, das der erschütternden Darstellung einen edlen, dramatischen Charakter verleiht. Es war eine Wanderung wie unter der gezückten Geißel Gottes — da plötzlich tönte durch die Oede, die uns, der armen Menschenkraft spottend, umgab, ein fast überlauter Gesang. Die ausgiebige Männerstimme rief nicht etwa die Madonna und die Heiligen an, sie wälzte keine Klage um Verlor'nes von einem verwundeten Herzen — o nein, sie sang ein Liebeslied im neapolitanischen Dialect, es lautet:

„Tu nee si nata cu lli rose mmane,
Tu si cresciuta Nenna tra li gesummine, etc.“

Mit Rosen in der Hand bist Du geboren
Und unter dem Jasmin zur Ros' erblühet, u. s. w.

Aber nicht das war peinlich überraschend, daß ein junger Mann hier Liebeswerbungen sang, wer sänge sie denn nicht unter diesem Himmel? Welches Ereigniß vermochte sich je dauernd zwischen Jugend und Liebe zu stellen —? nein, das Einschneidende dieses Gesanges, der mich in aller Sonnengluth wie mit einem leichten Frösteln berührte, war der Hohn, die Verachtung, ja Grausamkeit, welche aus dem Vortrage sprach. Als ich betroffen zu dem Mönche aufblickte, zuckte dieser die Achseln und erwiederte meine unausgesprochene Frage mit der Antwort: „Es ist Felice, er war einer der kühnsten Schiffer unserer Isola, bis das Ereigniß eintraf —!“

„Er verlor die Seinen?“ forschte ich mitleidig. „Die Nenna, sein Weib, wurde verschüttet!“ Es lag in dieser Mittheilung ein Sinn den ich nicht verstand, dem ich bei der Art, wie der Mönch ihn betonte, nicht nachzuforschen wagte und der in directem Widerspruche zu dem Vortrage des Liedes wie desgleichen zu des Frate trauriger Kunde stand. Gleichzeitig bogen meine

Begleiter um einen Felsvorsprung, und ich erblickte die schlanke und biegsame Gestalt des singenden Witwers, er stand auf einer Leiter und strich eine neue Holzbarake mit einer stark riechenden Theerfarbe an. Die Art, wie er dies bewerkstelligte, bildete eine entsprechende Mimik zu dem so bitter gesungenen, süßen Liede, er warf sich und den triefenden Pinsel mit einer Leidenschaft gegen die Holzwand, als dächte er diese oder seinen Schädel zu zerschmettern, dabei erreichte er, auf den obersten Sproßen seiner Leiter fußend, Punkte seines Arbeitsfeldes, die den Beschauer glauben machten, sein Körper klebe und schwebe frei und wagrecht an den Planken, und ohne daß seine Lungen im geringsten gehindert schienen, fuhr er in seinem schmetternden Gesange fort, gegen die Wand schreiend, als wollte er diese gleich zu Grunde singen. Auf der Erde, hart neben der Barake, saß eine Matrone und schleuderte tactgemäß die Spindel auf den festgetretenen Fußpfad, die alten, von runden Falten umkräuselten Augen, wie gedankenlos auf den Rocken gerichtet, welcher in ihrem Arme ruhte, ihre hageren, elastisch geschnittenen Züge schienen keiner Veränderung mehr fähig, sie spann, spann wie eine bronzene Parze und doch lag ihr Schoß voller thaufrischer Blumen und von Zeit zu Zeit kam ein kleines braunes Mädchen mit wirrem Kraußhaar und großen leuchtenden Schelmenaugen den Abhang, welcher den nächsten Weingarten bildete, emporgestürmt und warf zwei kleine Fäuste voll Blüthen zu den vorigen, laut jauchzend: „Viele Blumen, Nonna, viele, viele Blumen!“ Ein etwas größerer Knabe rührte mit einer Holzlatte wichtig in dem Farbentopf umher, dessen schwarzbrauner Inhalt zum Anstriche diente. Als jetzt eine Gruppe englischer Reisender, in der unverfrorenen Art dieser Nation, sehr nahe herantrat, um genaue Einsicht von der Bauart der Barake zu nehmen, fingen die Augen des kleinen Burschen förmlich an zu sprühen, er erhob sein Rührholz drohend gegen die lichten Staubmäntel der Damen und knirschte: „Dies Haus gehört uns — der Vater hat es für die Großmutter gebaut!“

Die Reisenden verstanden weder seine Minen, noch seine Worte, eine der Damen holte ihr Portemonnaie hervor und bot dem Knaben einen Saldo — dieser kämpfte einen Augenblick mit dem Wunsche das Geldstück zu erlangen und seinem Stolze — der letztere siegte: „Wir sind keine Bettler, wir hatten ein schönes Haus und eine vigna und eine Barke haben wir noch — corpo di Bacco, möchte Dich das Erdbeben verschlingen, wie es die arme Mamma getödtet hat!“

Die Engländer waren bereits fortgegangen und der Bettelmönch hatte sich ihnen, einige englische Phrasen declamirend, angeschlossen. Der ununterbrochene Gesang des anstreichenden Felice wurde mir ganz unheimlich und ich verließ die räthselhafte Familiengruppe, um die ungelösten Fragen in

das große Meer der Vergessenheit zu versenken, das, früher oder später, über uns Alle dahin wogen wird. Aber — nicht uns gehören unsere Gedanken, wir gehören ihnen, und, ehe noch der Faden gänzlich entflattert war, warfen ein paar hübsche Mädchen mir denselben wieder zu. Die beiden anmuthigen Geschöpfe hatten ihre Grasbündel von den Köpfen gehoben und ruhten sich, auf denselben sitzend, im Schatten einer Gartenmauer auf Lavablöcken, die merkwürdiger Weise aufrecht geblieben war, aus. Im guten Glauben, daß die fremdländischen Reisenden weder das Christenthum noch die italienische Sprache kennen, hatten sie für uns nur eine kleine, nicht eben bewundernde Mimik und fuhren ungestört in ihrer Unterhaltung fort: „Povero Felice!“ sagte die Eine, mit einer Regung von Mitgefühl, die mich vermuthen ließ, sie sei nicht abgeneigt den armen, lungenstarken Felice zu trösten, „der Tod seiner Nennetta hat ihn ganz verrückt gemacht. Dio, Dio, hat er sie geliebt, sie hatte proprio den Himmel auf Erden. Niemals kam seine Barke in unsern Hafen, daß er nicht von Gaeta oder Napoli oder Sorrento ein hübsches Geschenk mitgebracht hätte! Corallen hatte sie — deren sich eine Princeß nicht zu schämen brauchte und Kopftücher, die schönsten und buntesten auf der ganzen Insel. Erinnerst Du Dich, wie sie Sonntags geputzt war? Als sie noch eine arme Strohflechterin ohne Strümpfe und Schuhe war, wer hätte daran gedacht, sie würde solche Ringe und Ohrgehänge, solche Kleider und ein solches Haus erheiraten? — Es mußte so kommen, weil die zwei zu glücklich waren! Wie flog sie mit den Kindern zum Hafen hinunter, wenn Felice's Barke einlief und wie winkte und grüßte er schon von Weitem ihr entgegen. Er blieb ihr Amante bis auf die letzte Stunde! Abends, wenn Alles zur Riva eilte in die Abendfrische (prendere il fresco), dann saß er unter dem Weinvordache seines Häuschens und sang der Nenna zur Guitarre, als ob er um sie Tag für Tag mit der Serenata werben müsse. Santa Madonna, wer singt denn besser als der Felice? — Und jetzt, Alles — Alles dahin: o mangia la minestra, o salta la finestra — er muß es tragen!“

Die zweite Grasschneiderin schien weniger romantisch angelegt, sie zuckte die Achseln: Pian-pian, er wird schon stille werden, wenn die Leute sich nicht mehr um sein Unglück kümmern, doglie di moglie morta, dura in sino alla porta — (die Trauer um die Gattin währt bis zur Thür) eines Tages wird's ihn langweilen als modello auf Nenna's Grabe zu stehen!

„Einige sagen,“ begann die Erste etwas leiser, „Felice habe Nenna's Stimme noch gehört, als er am Morgen nach dem Erdbeben landete, er — —“

Eben bei dieser spannenden Wendung riefen mich meine Reisegefährten an, staunend, weßhalb ich in dem schmalen, von Mauern eingeengten Pfad

gar so langsam einherschlendere, sie waren bereits daran gewöhnt, mich dann und wann aus meiner Zerstreutheit wecken zu müssen.

„Fangen Sie Eidechsen?" wollte ein junger Amerikaner wissen.

„Gewiß ein seltenes Farrenkraut," neckte eine rosige Blondine.

„Kinder," sagte ich — die Kinder behaupteten hernach, ich hätte dabei ausgesehen wie die Cumäische Sybille! — „Kinder, haltet Ihr den Mann für wahnsinnig?"

„Welchen Mann?" fragte es zurück in drei bis vier Dialekten.

„Nun, denjenigen, welcher die Barake anstrich und so überlaut dazu sang!"

„Ich sah, daß er eine sehr schöne Gestalt hatte!" erwiederte die junge Bildhauerin unserer Reisegruppe.

„Kannte das Lied nicht!" bemerkte der Jüngling aus New-York.

„Italiener machen immer so viel Lärm!" tadelte Miß Ellie, welche geneigt war, unliebsame Vergleiche mit Amerika anzustellen.

„Ja, sie singen, aber schießen dagegen nicht!" sagte in würdig strafender Haltung ihr Bruder, der, in Deutschland erzogen, europäische Sympathien hegte.

Die Mama, eine geborene Deutsche, ließ ihr gutes Herz reden: „Es ist ja so schön, daß die armen Leute wieder den Muth zum Singen haben, mir war das ein solcher Trost — aber ich ging, so rasch ich konnte, vorüber, der schreckliche Theergeruch erregte mir die Seekrankheit von heute Morgen. O diese abscheuliche Seekrankheit, wie wird's mir nur nachher auf der Rückfahrt ergehen?"

Diese traurige Wahrnehmung sollte Abends leider verwirklicht werden, kaum gewann unser Dampfer, an Frocida vorüber, die größere Wasserfläche, die der Abendwind lustig auffrischte, als meine verehrten Mitreisenden verstummten, die Köpfe stützten, einen Anlehnungspunkt suchten — kurz, die tückischen Nixen hatten sie erbarmungslos erfaßt und ich bewegte mich, um ihres Jammers nicht Zeuge zu sein, dem Vordertheil des Steamers zu, der ausgelassen über die Wellen dahin tanzte, als ob ihm bewußt wäre, welche zaubervolle Abendlandschaft sich ringsum im Golfe spiegelte. Wohl lockte es mich so recht fröhlich in's Blau des Wassers und der Berge zu blicken, aber dann dachte ich wieder an die Schreckensnacht von Casamicciola, ja schließlich summte ich, gleichsam unbewußt in das Stampfen der Maschine und das Rauschen der zerschnittenen Wogen hinein:

„Tu nee si nata cu lli rose mmane,
Tu si cresciuta Nenna tra li gesummine."

Was war es nur gewesen mit dieser vergötterten Nenna und ihrem wilden Felice und was mochte er gefunden haben, als er am Morgen nach

dem Erdbeben die Insel und sein einstiges Heim betrat? — Während ich fast unhörbar sang und meinen verflatternden Gedanken nachging, gab mir Jemand ein Zeichen aufzublicken. Es war kein Laut, kaum eine Bewegung, eigentlich nur ein beschleunigtes Athemholen, und doch vernahm ich dasselbe durch alles fremde Geräusch und meine eig'ne Zerstreuung hindurch, und doch berührte es mich, mit dem ganz sicheren Bewußtsein, daß meine Aufmerksamkeit erweckt werden sollte — und so war es, ich blickte geradezu in die Augen jenes Bettelmönches, der uns heute angesprochen hatte und diese Augen ruhten so fest, so entschieden auf mir, daß ich begriff, es handle sich nicht um einige Kupfersoldi oder um eine Unterhaltung zum Zeitvertreib, die ihm von den verschiedenen Händlern, welche mit hübschen Gegenständen von Corallen, Schildpat, Holzmosaik und mit photographischen Veduten sich lächelnd durch die Gesellschaft schmiegten und schmeichelten, besser geboten wurde — nein irgend etwas, ohne Zweifel das Lied, hatte seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, sein ganzes Antlitz beherrschte demüthigende Milde, als er mich jetzt anredete: „Ihre englischen Freunde, o Signora, haben dem Guiden, der als Matrose fremde Sprachen erlernt hat —“ ich lächelte, er unterbrach sich und schob ein: „der Giuseppe ist eben ein einfacher Schiffer, der auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist, aber wie wenige hochgebildete Fremde, die uns besuchen, haben, gleich Ihnen, Signora, unsere Sprache gelernt und würden Freude und Vortheil haben, wenn sie nur so viel davon zur Hand hätten, als der Giuseppe vom Englischen — !“

„Sie haben vollkommen Recht, padre, und was sagten meine englischen Freunde dem Giuseppe?“

„Daß die Signora Zeitungen und Bücher schreibt!“

„Freilich — das ist so Mode in Deutschland bei den Frauen!“

„Wenn alle diese Frauen ein Herz per la povera gente, für das geringe Volk haben, dann wollte ich, sie kämen alle nach Ischia und schrieben über das Mißgeschick von Casamicciola!“

„Aber, mein Freund, daß viel und genug über die unglückliche Stadt geschrieben ist, das beweisen die vier Millionen, welche zu ihrer Hilfe aus allen Welttheilen gesendet sind, das erfahrt ihr täglich durch die Hunderte und Tausende, welche sich die verwüstete Stätte betrachten.“

Der Mönch sah mich aus den Winkeln seiner Augen an.

„Ja,“ sprach er mit vorsichtiger Zurückhaltung, „man sagt, daß vier Millionen für uns in der Bank von Neapel liegen — man sagt so und wir träumen davon, es heißt, dieselben werden sehr gut für uns verwaltet, wir müssen es glauben, wie wir an Gott glauben, den wir auch nicht sehen — vielleicht, wenn viel darüber geschrieben würde, daß man sich in Neapel ein wenig beeilen möchte mit dem Streiten über die Verwendung!“

„Es kommen aber so Viele hieher, deren bessere Einsicht —!"

„O Signora mia — Einsicht genug und übergenug, diese Vielen wissen, wodurch das Erdbeben entstand, wie wir, die wir es überlebten, uns vor den nächsten vulkanischen Stößen zu schützen haben, sie beeilen sich voll Entsetzen die gefährliche Insel zu verlassen, aber — —" des Mönches Augen glühten wie in zornigen Flammen, seine Hände krampften sich in lautlosem Grimme zusammen, seine Stimme erstickte vor innerer Erregung.

„Aber —?" forschte ich erstaunt und betreten.

„Aber — o wie wenige, wie wenige bringen ein Herz mit für ihre heimgesuchten Brüder, genug daß sie die gefährliche Riesenbestie, den Epomeo, betrachten, daß sie sich überzeugt halten, der braune, zerlumpte Pöbel könne für vier Millionen gekleidet und gesättigt werden, daß sie gelesen haben wir Italiener sind, was auch geschehe, alsbald wieder lustig — darüber hinaus haben wir nichts zu verlangen. Ich weiß es — ich stehe, seit Jahresfrist, Tag für Tag am Wege und lasse mich treten und geißeln und steinigen für den gedankenlos gespendeten Saldo von den Gaffern und Schwätzern, die uns und unsere Art so wenig verstehen, wie ich das Chinesische und noch weniger, denn ich würde auch mit heidnischen Chinesen Mitleid empfinden, gerade wenn sie in elenden Lumpen gehüllt vor mich träten — o man lernt die Menschen nicht aus Büchern und in ihrer Sprache kennen — in den Augen, in den Mienen steht's geschrieben! — Signora, der Felice ist mir wie ein Bruder und ich danke Ihnen deßhalb, daß Sie sein Leid zu Herzen nahmen, daß Sie seines Schmerzes gedenken — keiner in Casamicciola ist so tödtlich getroffen, als der Felice; wenn man ihm die vier Millionen wirklich und wahrhaftig in lauter Goldstücken hinzählte und schenkte — seine heiße Pein würde nicht eine Viertelstunde gekühlt werden! — Begreifen denn diese Touristen, welche in Schaaren daher kommen, um über die armen Teufel von Casamicciola zu lächeln und ihnen zur Auswanderung zu rathen — zur Auswanderung aus der Heimat, aus dieser Heimat! — begreifen sie was für ein Vulcan in dem Busen dieser armen Teufel lodert? Welche Männer dieser Fels zwischen dem strahlenden Himmel und dem leuchtenden Meere aufzieht — kühn, großmüthig, treu, sanft im Gutem, grimmig im Zorne, keiner, keiner ist wie mein Felice und gerade ihn mußte das Empörende treffen — —."

„Halten Sie ein, Pater, Felice kann nicht Derjenige sein, den Ihre blinde Freundschaft schildert, sonst würde sich sein Muth auch neben Nenna's Grabe bewähren! Sein Trotz ist eine Gotteslästerung!"

Der Mönch blickte mich an, sein lebendiges Mienenspiel ebnete sich wie unter einem tiefen Schatten, er steckte die Hände kreuzweis in die weiten Kuttenärmel und stand nun, gehoben durch den Faltenwurf seines groben

braunen Gewandes wie eine antike Statue regungslos da, seine Augen nahmen einen unheimlich visionären Ausdruck an und dann flüsterten seine Lippen, als ob er ihnen jede Bewegung abzwingen mußte: „Nicht die Trauer bringt den Muthigen zur Raserei, es ist —" seine Stimme senkte sich noch mehr — „es ist die Vendetta!" —

Ich weiß nicht, weßhalb ich mich erbleichen fühlte, weßhalb mich ein Schauder erfaßte, ohne daß ich begriff, welche Rache Felice auszuüben dachte und gegen wen; es dämmerte unklar vor mir auf, daß Nenna's Geist, von irgend einer Gewissensqual verfolgt, ihre zerschmetterten Gebeine nicht zur Ruhe kommen lasse. Ischia hatte mich eben nervös gemacht und der arme Pater, der sein eigenes Leben dem demüthigen Gehorsam aufgeopfert hatte, redete mit so leidenschaftlicher Theilnahme von seinem Freunde. Genug, ich wurde an Neapels classischem Syrenenstrande von der Harpye brennender Neugier erfaßt, die zu befriedigen es mich um so mehr gelüstete, als ich nicht wagte, dem Geheimnisse mit einer directen Frage näher zu kommen; mir war's, als ginge ich daran, Nenna's Leiche aus dem Schutt zu ziehen und mich fröstelte innerlich, als ich mit affectirtem Gleichmuth sagte: „Sie lebten so glücklich, und der Tod versöhnt ja selbst das Feindlichste!"

„Ja, wenn er das Leben nimmt, aber er nahm mehr, weit mehr, er nahm den Glauben an die Treue!"

„Wer durfte die Unglückselige, nachdem die Felsen sie in ihren Schoß gerissen, vor Felice verläumden, ohne daß der Gatte für die Gattin, für die Mutter seiner Kinder das Dolchmesser zückte —?" rief ich erregt.

„Sie wurde von einer Stimme angeklagt, die alle anderen Zeugnisse ausschließt, vor einem Richter, der alle Ewigkeit gerecht ist!" entgegnete der Mönch dumpfen Tones.

Trotz meiner peinlichen Neugier zuckte ich die Achseln und wandte mich ab, auf die Erzählungsfreude der Italiener rechnend, sobald sie große Effecte oder erschütternden Pathos zur Geltung bringen kann, mein Kuttenmann hielt mich denn auch mit der Bemerkung zurück:

„Die süßen Worte einer sechsjährigen Ehe sind alle, alle durch das Gift des letzten Bekenntnisses vergällt, und Felice hörte dieses Bekenntniß einer lebendig Begrabenen, von der nur eine Hand, die meineidige Rechte, zwischen den Steinen ihres Herdes hervorragte, als der Verzweifelnde nach seinem Weibe, nach seinen Kindern zwischen den Trümmern suchte!"

„Aber die Kinder sind gerettet!" unterbrach ich.

„Gerettet, weil die Leichtsinnige sie zu ihrer Schwiegermutter brachte, um nächsten Tags — es war ein Sonntag — in Abwesenheit ihres Eheherrn an einer Vergnügungsfahrt nach Neapel theilzunehmen — selbst der Anblick seiner Kinder ist für den Felice eine Bitterkeit! Er gedachte eine

Woche abwesend zu sein, als er zum letzten Male nach seiner sonnigen Heimstätte zurück winkte, die Kinder steckten ihre lieben Köpfchen durch's Weingelände und riefen ihr: Addio — bon viaggio! Nenna verbarg ihr Antlitz in den Händen und plötzlich sprang sie die Steinstufen hernieder, hinter ihm drein, erfaßte ihn an den Schultern und flehte: Im Namen des Erlösers, geh' nicht fort, geh' nicht fort, ich ertrage es nicht, so entsetzlich allein und einsam zu bleiben! — Närrin, tröstete er, liegt nicht ganz Casamicciola zu Deinen Füßen, komme ich nicht in wenig Tagen zurück und bringe Dir schöne Geschenke und singe Dir meine neuen Canzoni! — Hol' Dir die Nonna, wenn Du denn durchaus schwätzen mußt oder die Antonietta, Deine Freundin, zur Gesellschaft! — Du gehst doch, Felice, Du gehst doch? — schrie sie auf. — Natürlich gehe ich, bin ich denn nicht Schiffer und wäre es nicht kindisch, wegen Deiner Fantasie meinen Erwerb zu verabsäumen? — Damit ging er und sang im Gehen ein lustiges Lied, damit Nenna sich erheitere. Ein kleines Wölkchen vor der Sonne wirft aber Schatten über die höchsten Berge; Felice grübelte, was die Nenna so verändert habe, sie, die ihn bisher stets gelassen scheiden ließ, es regte sich in ihm die Eifersucht, denn die Italiener sind eifersüchtig, Signora! Er schlug, kaum in Gaeta angekommen, eine vortreffliche Fracht nach Neapel aus und wandte seine Barke wieder heimwärts, er gedachte Sonnabend Abends spät heimzukehren und seine vereinsamte Nenna Sonntags hinunter in die Stadt zu führen zur Musik, zum Theater — war sie doch jung, und er hatte sie vielleicht allzu sorgsam von diesen Zerstreuungen zurückgehalten — wenn nun ein Anderer ihr bessere Unterhaltung geboten hätte —? Aber nein, nein, Nenna dankte ihm, dem Felice, ja Alles, sie war ein so unverdorbenes Kind geblieben unter seinem ängstlichen Schutze, er war all ihren übrigen Wünschen stets zuvorgekommen, nein, nein, Nenna war sein stets gehorsames Weib, seine Blume, seine Perle! — Die Fahrt ging nicht, wie sie sollte, und in den Abendstunden machte eine unerhörte Bewegung der Wellen dem Felice und seinen Gefährten um das Fahrzeug und um das Leben besorgt, es war ein schwerer Kampf, um so schwerer, als die Veranlassung desselben nicht zu enträthseln war, so ungewöhnlich auftretend waren die Erscheinungen, wie sie kamen, wieder verschwunden. Die Schiffer wagten nicht, während der Dunkelheit dem Ufer nahe zu kommen. Da schoß ein Ruderboot mit aller Kraft von vier Riemen vorüber. — „„Wohin, Kameraden?““ „„Casamicciola ist untergegangen!““ und das Nachtdunkel floß hinter dem Boote zusammen. Der Morgen dämmerte, doch — wo war denn der Weg zu Felice's Häuschen, an der Kirche vorüber, wo die Kirche, wo die Brücke! wo? wo? Staub, Entsetzen, Wehklagen, wilde Trümmer! Felice drang

vorwärts, ob er glitt, ob er fiel, ob Mauerreste neben ihm niederschlugen. ob plötzlich der Boden unter seinen Füßen wich — er jagte, von Todesqual gehetzt, vorwärts, vorwärts, manchmal mit keuchendem Athem nach der Richtung prüfend, welche er innezuhalten hatte, endlich — hier mußte es doch sein, links der Feigenbaum, ganz schräg liegend und mitten geknickt, daneben die Aloe, welche sich noch an einem herabgeschleuderten Stücke der Mauer anklammerte, vor ihm — — „„Nenna! Nenna!““ rief er gellend: „Nenna, o Nenna!“ und er vernahm ein Stöhnen unter den Trümmern des Daches und der drei niedergestürzten Hauswände, die vierte stand noch wie schwankend da. „„Nenna! Nenna!““ und mit Riesenkraft schleuderte er Alles bei Seite, was dort aufgehäuft lag, woher das Wimmern erscholl, seine Hände bluteten, seine Haare waren gesträubt, sein Antlitz leichenblaß — ich kam eine Stunde später hinzu, Signora, ich half ihm bei seiner Arbeit auf Leben und Tod, die Verschüttete lag inmitten des Hauses, der Fußboden war dort über dem Keller eingesunken. Die ersten Sonnenstrahlen zeigten uns eine kleine Frauenhand, zwischen einer zersplitterten Bettlade und den Steinen des Flurs eingezwängt, sie war roth und geschwollen, vielleicht hing an ihr das Gewicht des ganzen Körpers. „„Rede — o rede nur ein Wort, meine Adorata!““ schluchzte Felice neben der Hand niederknieend: „„Felice — ich sterbe — vergib mir, o vergib mir, daß ich untreu war — o wärst Du geblieben — Dio, Dio, diese Schmerzen! — er wollte mir Neapel zeigen, er — —““ „„Wer — wer —?““ schrie Felice und krallte sich an den Boden fest. Er hat keine Antwort bekommen, das Kellergewölbe gab nach und brach vollends zusammen; nur mit Mühe rettete ich den Mann, dessen Eltern mich einst, als ich eine verlassene Waise war, in dieses Haus aufnahmen, um mich wie ihren eigenen Sohn zu halten!“ Während dieser Schilderung war der Dampfer bis an den Posilippo vorgeschritten, ich faßte mit bebenden Fingern die Aermel der Kutte und drängte: „Weiter! weiter!“

„Werden Sie's niederschreiben?“ erkundigte sich der Mönch mit dem nicht zu mißdeutenden Wunsche, ich möge: „Ja!“ antworten.

„Ich habe nicht daran gedacht — weiter! weiter!“

Mit Mühe brachte ich Felice in die Barke und dort war seine Mutter mit den Kindern, Nenna hatte ihr dieselben gegen Abend gebracht und trotzig gesagt: „Der Felice hat mich niemals nach Neapel bringen wollen — jetzt thut's ein Anderer, dem es leid ist, daß ich wie eine Gefangene dasitze in meinen jungen Jahren!“ Die Hütte der Alten blieb verschont vom Erdbeben. Felice fing nach und nach wieder an zu denken, das heißt zu suchen, wer ihm die Liebe seiner Nenna geraubt haben könne — aber keine Spur, die ihm zur Entdeckung führte, findet sich, vermuthlich ist der Verräther in

selbiger Nacht gleichfalls zu Grunde gegangen! Schöner wär's, Signora, Sie schrieben die Sache so, als ob Felice seinen Todfeind noch findet und eine schöne Vendetta an ihm nimmt!" Die sonderbare Eitelkeit des Bettelmönches, seinem Pflegebruder eine literarische Verherrlichung angedeihen zu lassen, kühlte meine Theilnahme bedeutend ab, ich wußte plötzlich nicht mehr, was Wahrheit, was dramatische Erzählungskunst sein möge und wesentlich ernüchtert bestieg ich das Boot, welches uns nach Sta. Lucia an's Land brachte. Die kleine Beschämung, die mich erfaßte, wenn ich daran dachte, daß der Mönch ein Vergnügen darin fand, meine Phantasie mit allerhand mehr oder minder glaubwürdigen Erfindungen zu erregen und mich geschickt zu dupiren, machte mir die traurigen Ischia-Eindrücke auch noch zur verdrießlichen Reminiscenz, und ich verwünschte einmal wieder meine deutsche Leichtgläubigkeit.

Selbstverständlich vermied ich über Felice zu reden; wenn ich an seine traurige Geschichte dachte, so that ich das, um mir zu wiederholen: „Wie konnte ich nur so unwahrscheinliche Thatsachen glauben? Unsinn, Nenna sich selbst verrathend, während keine Seele ihren Liebhaber kennt! Felice, der abgehärtete Schiffer, von Ahnungen getrieben, Nenna endlich aus dem Grabe redend — ich war zu dumm, aber wenigstens bleibt mir die gute Lehre!"

Das Touristenleben, an ein Rundreisebillet gebunden, ist inzwischen nicht dazu angethan, sich romantischer Beschaulichkeit zu überlassen, und noch weniger Neapel dazu, um trübe Vorstellungen groß zu ziehen; nach fünf bis sechs Tagen war mir die Ischia-Felice-Tragödie bereits in weite Ferne gerückt und ich sang mein „Funiculi-Funicula" trotz des lustigsten Guitarristen, um es meinen jungen Begleitern einzuprägen — ich muß von jeder Reise einige neue Volkslieder mit heimbringen.

Eines Morgens, als ich aus der Einfahrt unseres hochgelegenen und weit hinausschauenden Hotels auf dem Corso Vittorio Emmanuele hinaustrat, löste sich eine braune Gestalt von der Mauer, an welcher sie gelehnt hatte, los, und vor mir stand der Frate von Ischia. Hätte ich beabsichtigt ihm Vorwürfe zu machen, so müßte mich der Ausdruck seines gelbbleichen Antlitzes umgestimmt haben, seine früher so elastische Erscheinung schien ganz zusammengeknickt.

„Sie sind todt, o Signora, beide todt! Ich komme soeben von dem Sterbebette Felice's, dort oben im Ospedale — er hat seine Vendetta gehabt — o mein Fratello, mein Felice!"

„Also doch!" staunte ich tief aufathmend, „und Ihr sagt „beide", padre, wer beide?"

„Freilich wir, der Felice und ich, dachten auch nicht an den Mariano Corte, er war Nenna's Nachbar, damals als sie noch barfuß ging und

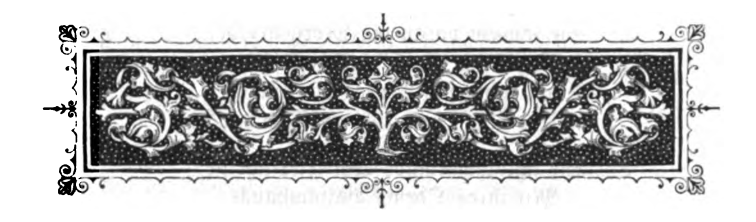
Strohfächer flocht. Der Bursche ging dazumal mit der Kleinen, aber dann verdung er sich auf ein Schiff und blieb eine Reihe von Jahren in Amerika; im vorigen Jahre, kurz vor der Katastrophe, war er eines Tages wieder da, aber das ist natürlich, wie sollte ein Ischianer nicht Heimweh nach seinem Golf und dem Epomeo haben!"

„Und es wurde dem Felice hinterbracht, daß Mariano —"

„Nein, nein, Signora, wer würde das Todesurtheil ausgesprochen haben über den Matrosen? Mariano verrieth sich selbst — a carne di lupo zanne di cane — Jedem, was ihm gebührt, Gott der Allmächtige ist gerecht! Sie waren am Molo mit den Booten, um die Fremden an's Dampfschiff zu rudern, die gewöhnliche Mannschaft, unter ihr Mariano, der sich mit einem Anderen in Compagnie eine Barchettina kaufte, auch Felice hatte sich einmal wieder eingestellt. Jemand fragte den Mariano: „Wo warst Du denn in jener Nacht?" „Ich schlief im Nachen," erwiederte der Bursche, „weil ich nächsten Tags Früh nach Neapel hinüber wollte!" Noch hatte er das letzte Wort nicht gesprochen, als schon Felice's Messer über seiner Brust funkelte; auch Mariano schwang blitzschnell die Waffe, die Männer machten den beiden Kämpfern Platz und beide fochten mannhaft wie echte Ischianer — Mariano blieb todt am Platze, den Felice brachten wir, schwer verwundet, dort hinauf in's Hospital, heute starb er!" Langsam liefen zwei Thränen hernieder in den Vollbart des Mönches. Ich reichte ihm gerührt und beschämt die Hand: „Ich danke Ihnen, Pater!"

„Nein — nein", lehnte er den Dank ab; „ich danke es den guten Heiligen, daß sie mir Jemand zeigten, dem ich sagen konnte: Mein armer Felice ist todt, — bete für seine Seele!" —





Gedichte.

Von

Robert Hamerling.

Traum und Erwachen.

Wir beklagen das Erwachen,
  Wenn im Traum ein Glück uns lachte:
Doch — was wär' ein süßes Traumglück,
  Wenn man nicht daraus erwachte?

Im Moment erst des Erwachens
  Kosten, seine Flucht bedauernd,
Wir des Traumes ganze Süße,
  Leis' im Nachgenuß erschauernd.

In dem wachen Nachgenusse
  Wird uns erst der Traum ein Leben;
Traumesglück — erst im Erwachen
  Wird es wahrhaft uns gegeben.

O wie schön muß erst des Lebens
  Wach erträumtes Glück uns lachen,
Und der ganze Traum des Lebens —
  Wenn wir sterbend d'raus erwachen!

Die Fee der Frühe.

Vor'm ersten Strahl des jungen Tages
  Einherschwebt eine stille Fee,
Die bannt mit Zauberhand das Grauen
  Der Nacht und all' ihr dunkles Weh'.

Sie schwebt voran der Morgenröthe,
Gehüllt in ein bescheid'nes Grau,
Wenn kaum sich Alpengipfel lichten
Und Nacht noch ruht auf Feld und Au.

Die schlummermüde Welt erfrischt sie
Mit ihres Odems Balsamhauch,
Vor dem die Wipfel träumend schauern,
Und sacht zerrinnt der Nebelrauch.

Sie scheucht die letzten Nachtgespenster
Zurück in ihre feuchte Gruft;
Das Waldthier kriecht in seine Höhlen,
Der Uhu birgt sich in der Kluft.

Dem schlaflos Kranken, dem Gebeugten,
Gebroch'nen von des Kummers Last
Rückt sie zurecht vor Tagesanbruch
Das Kissen noch zu kurzer Rast.

Und der in Träumen sich, unholden,
Gewälzt, vom Alpdruck schier erstickt,
Ihm schenkt zuletzt sie einen holden,
Der ihn erleichtert und erquickt.

Nicht Rosen webt sie, wie Aurora,
Die nach ihr kommt in Purpurtracht,
Doch Perlen streut sie, blanke Perlen,
Die glänzen, wenn der Tag erwacht.

Der morgendlichste aller Vögel,
Der Hahn nur grüßt sie; nachtumgraut
Kommt er zuvor dem ersten Lichte
Des Tages mit dem ersten Laut.

Das ist die Fee der ersten Frühe,
Die Keiner hört und Keiner sieht,
Weil sie im Schlaf uns küßt das Auge,
Doch lang eh' wir es öffnen flieht.

Erlösung.

(Aus einem Cyclus.)

I.

Ich habe mir gelobt, nichts mehr zu lieben,
An nichts das Herz, das müde, mehr zu hängen,
Für diese Spanne Zeit, die zugemessen
Mir noch, im Daseinswirbel mich zu drängen.

Ward's möglich, daß gelöscht aus meinem Leben
Nun die Vergangenheit, daß, was zu missen
Ich nie geglaubt, nun ist wie nie gewesen,
So will ich auch von keiner Zukunft wissen.

Auf des Momentes schwanker Woge treib' ich
Stromabwärts, vor mir, hinter mir die Leere,
Bis ich zerfließe selber, wie die Woge,
Die mich gewiegt, im weiten, großen Meere.

II.

Wohl schaurig ist's, sich selber überlebend,
Tod vor dem Tode, wie durch öde Steppen
Leidlos und freudlos, zwecklos, ziellos schweifend,
Ein todtes Herz mit sich umher zu schleppen.

Wohl schaurig ist's; doch süß auch ist's nicht minder,
Mit kaltem Aug', mit ausgeglühtem Herzen
Wie aus der andern Welt zurückzublicken
Auf altes Leid, auf überwund'ne Schmerzen.

Ich spotte, siech und müd', nunmehr der Bande,
Die in des Lebens Vollkraft mich beschwerten:
So gleiten dem Gefang'nen vor dem Sterben
Die Fesseln von der Hand, der abgezehrten.

Es ist mir wie dem Simson einst, zu Muthe,
Als seiner Knechtschaft Trümmer um ihn lagen·
Zum Manne fühl' ich wieder mich geworden,
Und eine Ruhe labt mich, nicht zu sagen.

Mein Spiel um Lebensglück — es war verloren;
Und doch — als jede Hoffnung längst zerronnen,
Hab' unverhofft ich bei dem Spiel am Ende
Den Einsatz noch — mich selbst — zurückgewonnen.

Epigramme.

I. In ein Stammbuch.

Kind sei immer die Phantasie
Jünglingsfrisch das Gemüth,
Männlich gereift das Wollen,
Altersklug der Verstand.

II. Stern und Blume.

Denke, während prangt die Blume
Und der Stern in Wolken blinkt,
Daß die Blume welkt in Wahrheit,
Nur zum Schein der Stern versinkt.

III. Dichter und Laie.

Durchscheinend Fensterglas nur ist
Des Laien Aug' und Blick;
Des Dichters Aug' ist Spiegelglas:
Es wirft das Bild zurück.

IV. Seefahrer.

Wer auf der Flut in wildem Sturme fährt,
Der flucht dem Meer, das endlos sich erweitert
Vor seinem Blick, und sehnt sich nach dem Strand:
Und schließlich ist's der Strand, woran er scheitert.

V. Auf das Grab eines Kindes.

1.

Geknickt als ird'sche Blume sankst du hin,
Aufzuersteh'n in lichtem Flügelkleide:
Ein Kind verloren wir,
Einen Engel gewannen wir,
Der Trost uns winkt im unermeß'nen Leide.

2.

Und winkst Du uns Trost auch aus himmlischen Höh'n,
Wir beugen verzweifelnd das trauernde Haupt:
Nur der Tod gibt zurück, was der Tod geraubt,
Nur das brechende Aug' kann Dich wiederseh'n.



Gedichte

von

Betty Paoli.

(Nach Gustave Nadaud.)

Bei Marsala.

„Ja, bei Marsala war's. Dort standen
Wir, etwa Tausend an der Zahl —
Herbeigeströmt aus allen Landen —
Mit unserm kühnen General.
Da, als ich eines Tags durchstrichen
Ein ödes, waldiges Revier,
Erblickt' ich einen Königlichen,
Ein blondes Bürschlein, dicht vor mir.
Wir griffen beide nach der Flinte,
Wie man in solchem Falle thut; —
Was weiter? Kurz und ohne Finte:
Er zielte schlecht, ich zielte gut.

„So geht's im Krieg nun eben!
Es kann nicht anders sein.
Man würfelt um das Leben —
Tonino! bring' uns Wein.

„Er taumelte und stürzte nieder.
Mir war das Herz wie umgewandt!
Ich dachte, statt an Siegeslieder:
Läg' ich doch lieber selbst im Sand.
Hineilte ich, ihm beizuspringen.
Er stöhnte — einen frischen Trunk
Vermocht' er noch hinabzuschlingen,
Dann lehnt' ich ihn an einen Strunk.

Den Schweiß wischt' ich ihm von der Stirne,
Den blut'gen Schaum ihm von dem Mund,
Und immer summte mir's im Hirne:
Ist er denn wirklich todeswund?

„So geht's im Krieg nun eben!
Es kann nicht anders sein.
Man würfelt um das Leben —
Noch eine Flasche Wein!

„Voll banger Hast riß ich die Spangen
Des Waffenrocks, das Hemd ihm auf.
Die Kugel war durch's Herz gegangen
In sicherm, schnurgeraden Lauf;
Als nun sein Kampf zu End' gerungen,
Verglast war seiner Augen Blau,
Fand ich am Hals des armen Jungen
Das Bildniß einer alten Frau.
Mir wurde wunderlich zu Muthe —
Ich seh' seitdem, wohin ich schau,
Den jungen Mann in seinem Blute,
In Thränen jene alte Frau.

„So geht's im Krieg nun eben!
Es kann nicht anders sein.
Man würfelt um das Leben —
Zum Teufel mit dem Wein!"

An mein Vaterland.

1868.

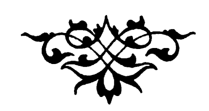
Es höhnt die Welt versteckt und offen:
„Mit Frankreich geht's bergab geschwind.
Was läßt sich auch von Leuten hoffen,
Die wandelbar wie Well' und Wind?"
Daß wir mit nur zu gutem Grunde
Ein Volk von Thoren zubenannt,
Ich fühl' es an der eig'nen Wunde —
Wie liebt' ich dich, mein Vaterland!

Einst warst der Menschheit du ein Segen
Im Kampfe gegen Trug und Wahn;
Den andern Völkern überlegen,
Trugst du die Leuchte hoch voran.
Jetzt liegen Geist und Kunst im Sterben,
Die Posse nur mit ihrem Tand
Vermag noch Beifall zu erwerben —
Wie liebt' ich dich, mein Vaterland!

Mit Ekel nur kann ich es sehen,
Dieß tiefentartete Geschlecht,
Unfähig mannhaft einzustehen
Für Frankreichs Ehre und sein Recht.
Entbrennt ein Krieg, wo sind die Stützen?
Wer, frag' ich, wird mit starker Hand
Die Grenzen uns'rer Heimat schützen? —
Wie liebt' ich dich, mein Vaterland!

Und wenn die Communistenlehre,
Genährt von dieses Sumpfes Luft,
Stets weiter sich verbreitend, Heere
Von Jüngern auf zum Kampfe ruft;
Wenn sie, die Städte auszuplündern,
Heranzieh'n einst mit Mord und Brand,
Wer wird in ihrem Lauf sie hindern?
Wie liebt' ich dich, mein Vaterland!

Unsel'ges Frankreich! Schreckenstage,
Ich ahn' es, stehen dir bevor.
Du aber lachst der düstern Klage
Und leihst den Schmeichlern nur dein Ohr,
Dich flieh'n? Nie werd ich es versuchen!
Du hältst mich an zu festem Band.
Mit Thränen nur kann ich dir fluchen —
Wie liebt' ich dich, mein Vaterland!





Kunst und Maschine.

Von

Dr. Albert Ilg.

Maschine und Kunst sind Gegensätze. Sie erscheinen als solche zunächst aus dem tieferen Grunde, weil Erstere der Letzteren wie eine scharfe Axt durch den vollsten Lebensnerv geschlagen hat, dann aber auch angesichts des nebensächlicheren, äußeren Umstandes, indem die Maschine allen Reiz, allen Schmuck verschmäht, welchen die Kunst an ihrer äußeren Erscheinung anbringen könnte. Die realistische Widersacherin verfährt in dieser, ihrer puritanischen Zierlosigkeit wie ein Gegner, der auch in seinem Kleid und ganzen Gehaben die Differenz bekunden will, welche ihn von dem Gegenpole scheidet. Diese Wahrnehmung ist eine alltägliche. Tausende haben sie wohl gemacht, Tausende finden darin eben nichts Merkwürdiges, vielmehr etwas ganz Natürliches; wieder Tausenden ist sie gar nicht aufgefallen. Demjenigen indeß, dessen Beruf und Neigung das ganze Leben, jeden Tag mit den Eindrücken künstlerischer Wahrnehmungen ausfüllt, wird auch diese Sache zum Gegenstand des Nachdenkens.

Seit die Maschine in unseren Tagen, im „eisernen Jahrhundert," so vielfach die Führerrolle auf dem Gebiete des menschlichen Schaffens eingenommen hat, seit sie die Handarbeit fast zur Unbedeutendheit niederdrücken konnte, tritt sie in einem Kleide auf, welches gegen die Erscheinungsformen aller früheren Epochen schier principiell, schier tendenziös opponirt. In einem Kleide, oder richtiger gesagt, ohne jedwede Hülle. Sie gibt sich in ganzer Nacktheit, sie verschmäht jede Beigabe, welche zur Erreichung ihrer Zwecke und Aufgaben von Ueberfluß wäre. Bloßes Gerüste stellt sie sich dreist und nüchtern vor unseren ästhetisch geschulten Blick, vor das künstlerisch zu schauen

gewohnte Auge, welches auch an dem Axtstiel des Menschenfressers und an der rohen Thonschale des Pfahlbauers durch Ornamente erfreut wurde. Ein ästhetischer Sansculotte höhnt sie uns in's Antlitz und sagt: „So bin ich und so bleib' ich, anderes brauche ich nicht für meine Bestimmung, ich lache über Euren zierlichen Krimskrams! Nicht den häßlichsten Haken, nicht die plumpeste Schraube verstecke ich aus Schönheitsrücksichten, in mein rußiges Innerstes könnt' Ihr schauen, wenn's beliebt, und meine flammenden Eingeweide zu enthüllen, bedenke ich mich keinen Augenblick."

So spricht die boshafte Maschine und beginnt dann noch recht gräßlich zu zischen, zu pfeifen, zu knirschen, damit auch unser entsetztes Gehör dem beleidigten Gesichtssinne in seinen Klagen Gesellschaft zu leisten Anlaß finde. Sie spricht aber noch etwas anderes, die Böse, so eigentlich zwischen den Zeilen des Obengesagten. Nämlich das Folgende: „Wenn Ihr gescheidt wäret, wenn Ihr Euch die alten Ammentraditionen endlich abgewöhnen könntet, würdet Ihr Euch mit meinem vollkommen vernünftigen Aussehen nicht allein befreunden, sondern die kindischen Kunstallotrien in dieser verständigen Zeit auch bei anderen Dingen lassen, Dingen, die ohne den phantastischen, kostspieligen Narrenputz ihren Zweck gerade so gut erreichen, wie ich mit meinen Stangen, Hebeln, Ventilen und Rädern ohne alle Verzierungen in dem oder jenem Style." Und dieser weise Rath der Revolutionärin findet leider immer mehr Anklang, immer mehr Beifall.

Mit dem Abstreifen jedes künstlerischen Moments an der eigenen Erscheinung hat die Maschine auch äußerlich manifestirt, daß sie sich losgesagt von der Welt des Alten, daß sie ihr eigenes Reich begründet habe. So legte etwa Dr. Luther den Augustinerhabit ab und kleidete sich in weltliche Gelehrtentracht, um auch ad oculos zu demonstriren: ich bin ein Anderer! Es war nicht so von Anfang an. In jenen Jahrhunderten, während welcher die mechanischen Erfindungen und das Maschinenwesen erst langsam und allmälig, unmerklich noch von Stufe zu Stufe, sich entwickelten, da fügte sich ihre äußere Präsentation, gleich Allem und Jedem in jenen gesegneten kunstreichen Tagen, noch der verschönernden Hand der Göttin. In unseren Arsenalen und Waffensammlungen bewundern wir die alten Geschütze, welche Meisterwerke der Bronzegießer sind, welche damals noch denselben Urheber, einen Künstler, zum Verfertiger hatten, aus dessen Hand auch Statuen und Reliefbilder hervorgingen. Handfeuerwaffen ätzte und tauschirte der Goldschmied. Wir haben Webstühle mit zierlicher Holzschnitzerei bewundert, in den physikalischen Cabineten stehen noch die ältesten Luftpumpen und Elektrisirmaschinen mit reicher Ornamentik ausgestattet, und auf Gemälden und Kupferstichen sehen wir Schiffe, an deren Gallionfigur und sonstigen Bestandtheilen Schnitzerei, Malerei und Vergoldung in die Wette aufge-

wendet wurden, um der Maschine bei ihrem praktischen Werth auch jenen des Schönen zu verleihen.

Denken wir einen Augenblick, die Locomotive wäre der Renaissance- und Barokzeit schon bekannt gewesen. Welche Prachtstücke von Dampfrossen stünden heute in unseren Museen! Welchen Luxus hätte jene allegorien-liebende Zeit mit dem rüstigen Vulkan und seinen kyklopischen Gesellen, mit schnelldahinsausenden Windgöttern, Mercur und Prometheus an diesen Ungethümen getrieben? Wie reichlich würden wir solche figurale Decorationen in Bronze und Messing, getrieben, gegossen, von den üppigsten Ornamenten eingefaßt an ihnen erschauen! Etwa hätte so eine Maschine den Raub der Proserpina in Bernini's Geschmack vorgestellt, das Ganze als Wagen des Hades gedacht, mit vergoldeten Flammenrädern und statt des Schlotes oben dann die Gruppe des mit der Jungfrau ringenden Gottes, dessen zorniger Hauch als Rauchsäule zum Himmel stiege! Daß letztere Verbindung von Plastik und Rauchwolken einem Künstler einfallen könne, beweisen ja die Schlote unseres Parlamentsgebäudes.

Aber.— Scherz bei Seite! Fragen wir uns, wie es zu erklären sein mag, daß die alte Zeit Kunst von Maschine noch nicht zu trennen dachte, so ergibt sich der Grund sehr einfach. Nicht bloß das Ueberströmen der künstlerischen Production, welche in jenen Tagen Alles in ihren Bereich zog, gibt die Erklärung, es liegt noch ein wichtigerer, psychologischer Grund vor. Die alte Zeit mit ihrer Naivetät, ihrem reicheren und wärmeren Empfinden, verlangte, sowie an Allem auch an der Maschine das Wesen ihres Seins, das Charakteristische ihres Zweckes auch sinnlich und sinnbildlich durch die äußere Erscheinung ausgedrückt und angedeutet zu sehen. Ein nüchterner Apparat, dessen Bestimmung erst, sobald er in Thätigkeit versetzt ist, und dann bloß durch die verstandesmäßige Erkenntniß begriffen wird, sonst aber ein befremdliches Geheimniß bleibt, genügte ihr keineswegs. Die Phantasie, ja die Poesie, wollte auch ihren Theil an der Sache haben und dies zu vermitteln, war nur die Kunst im Stande. Bei Maschinen, Neuerungen seltsamer Art und Verwendung, mußte dieses Bedürfniß in ganz besonders hohem Grade vorhanden sein. Die verheerende Wirkung von Geschützen, die Geschwindigkeit von Schiffen und Fahrzeugen sollte umsomehr allegorisch oder symbolisch an den Objecten angedeutet werden, als sie im Zustande der Unthätigkeit jene Eigenschaften nicht errathen lassen. Höllische Feuerdrachen, Jupiter mit dem Blitze flößten aber auch vor der ungeladenen Kanone Respect ein und geben einen Begriff von ihrem Wesen, wie die flüchtige Iris am Bugspriet den raschen Segler auch im Hafen verkündigte.

Da die Kunst eine höhere geistige Sprache der Menschheit ist, so mußte sie dem unverständlichen Neuen mit ihrer Interpretation ganz besonders zu

Hilfe kommen. Sie erklärte den Gegenstand auch demjenigen, für dessen Kenntnisse die wahren Ursachen seiner Wirkungen spanische Dörfer waren. Damit aber war die Sache eingeführt und zum geistigen Gemeingut geworden. Ganz anders ist es heute. Während in der alten Zeit im Geistesleben der weitaus größeren Menge der Menschen die Phantasie, reiner Glaube und poetische Anschauung vorherrschte und die Verbreitung rein realer, nüchterner Kenntnisse weit geringer war als heute, ist es nun gerade umgekehrt. Die Kenntnisse der Naturkräfte sind so allgemein, daß heute eine Kanone auch dem bescheidensten Bäuerlein in ihrer fernwirkenden Kraft verständlich ist, wenn selbst kein feuerspeiender Teufel darauf gegossen sein sollte. Er begreift die Sache, eine symbolische Deutung ist daher für ihn ganz überflüssig, ja sie käme ihm lächerlich vor. Während der kenntnißlose Mann des sechzehnten Jahrhunderts vor einer Locomotive, auf welcher die Hochzeit des Feuers mit dem Wasser dargestellt gewesen wäre, doch wenigstens eine Ahnung dessen gewonnen hätte, um was es sich handelt, die Idee, wenn schon nicht das Thatsächliche, erfaßt haben würde, so gibt es heute wohl kaum ein noch so wenig gelehrtes Menschenkind, das von der Dampfkraft nicht Begriffe hätte, die es über die guten Götter auf dem Geräthe lächeln machten.

Gilt aber eben Dasselbe nicht auch vom Größten, Ganzen? „Die Welt und was sich drin bewegt", Natur und Schöpfung, Menschenthum, Staat und Gesellschaft sind sie denn nicht auch ein gewaltiger Mechanismus, ein ungeheurer Apparat, welcher gegebenen Gesetzen gehorcht wie jede Maschine, — besser gesagt, nicht bloß Gesetzen überhaupt wie es auch Gesetze für eine Maschine gibt, sondern vielmehr, welcher ganz demselben Gesetze unterthan ist, wie jede Maschine, nämlich dem der nothwendigen Consequenz? Eines folgt aus dem Andern und geschieht, weil es muß, nachdem mit dem Sein die erste Prämisse ausgesprochen ist. Wir wissen sehr wohl, wir sehen heute sehr klar, daß die logische Nothwendigkeit, die eiserne Consequenz alle und jede Erscheinungen bestimmt, daß das Z so gut wie schon das B im A motivirt und bedingt ist. Im scheinbar Freiesten und Willkürlichsten bekundet sich die Folge desselben mit mathematischer Sicherheit waltenden Principes, wie die Umdrehungen der Scheibe von den Bewegungen des in ihre Achse eingreifenden Zahnrades vorbestimmt sind, mag in der unendlichen Fülle der Phänomene, in den verrückten Perspectiven von relativen Standpunkten aus all' dies auch noch so unabhängig, ja selbst zufällig aussehen. Die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen ziehen allmälig den Vorhang von dem Welt- und Menschentheater auf und der gehobene Schleier von Sais enthüllt immer mehr eine colossale Fabrik, in der von der riesigen Wellachse der Nothwendigkeit Myriaden Treibriemen auf Myriaden Schwung-

räder herabreichen und sie in tausendfache Bewegung setzen. Was ihre Arbeit im Einzelnen schließlich hervorbringt, ist freilich so bunt, so verschieden, daß man glauben möchte, das hätten einander gänzlich fremde Kräfte geschaffen, jedoch die bewegende Kraft ist nur eine: die Noth. Die Naturwissenschaften, welche der Geist des Humanismus im sechzehnten Jahrhundert weckte, fingen bescheiden bei Käfern und Schmetterlingen, Steinen und Kräutern an; sie hoben sich allmälig zu den Sternen und fremden Welten empor, sie zergliederten die Stoffe in die Urelemente, sie weckten die schlummernden Titanen des Dampfes, der Elektricität, sie vollbrachten aber noch Größeres oder sind auf dem Wege, es zu vollbringen. Der Geschichte haben sie ihr biblisches Kinderkleidchen bereits längst ausgezogen, aber auch der Philosophie scheinen sie mit schonungsloser Hand ihre ideale Drapirung herunterreißen und nackte Mathematik an die Stelle setzen zu wollen. Die Gesetze, welche sie in Gas und Flüssigkeit und festem Körper entdeckten, die Bedingungen des Seins und des Werdens, der Entwicklung und des Wechsels sind dieselben in Allem, das da ist, und herrschen auf den sogenannten geistigen Gebieten, wie wir die kindische Unterscheidung noch belieben, ebenso und nach demselben Gesetz wie in den sogenannten physischen Dingen.

Solches steht heute klar vor jedem Auge, das kein Weihrauch und kein Nebel trübt: die ungeheure Maschine. Die naive, alte Zeit war dieser Erkenntniß noch nicht reif. Sie hatte noch das Bedürfniß, die große Weltmaschine, den riesigen Nothwendigkeitsmechanismus zu zieren und zu schmücken. Uns hat die Naturwissenschaft und i h r e Philosophie das Auge unbarmherzig aufgethan, daß wir unmittelbar in die häßlichen Räder, Hebel, Stangen und Schrauben des Getriebes hineinschauen, — die poetische alte Zeit hätte den Anblick nicht ertragen, also verkleidete sie das schnöde Sparrenwerk und Eisengerüste mit — Ornamenten. Und welche sind diese Zieraten, durch welche ein phantasie- und gemüthsbedürftigeres Zeitalter sich ein symbolisch-allegorisches Verständniß der Weltmaschine vermitteln wollte?

Unendlich ist ihre Zahl. Bald bedeckte sie die Dampfcylinder der Maschine mit idealschönen Menschenbildern, die sie Götter nannte; bald hieß sie die Coulissensteigerung, welche die Räder bewegt, Schicksal. Für alle die Hebel, Schrauben und Nieten und hundert sonstige Bestandtheile erfand sie edle Decorationsmotive, welche die unschönen, nur von der Nothwendigkeit geschaffenen, nur für die Nothwendigkeit genügenden Formen bemäntelten, und bildete sie als Liebe und Ehre, Tugend, Edelmuth, Treue, Ehrlichkeit, Charakter, Weisheit und sonstiges sogenanntes Gutes, aber auch als Leidenschaft und Laster und Alles sogenannte Böse. Das sind die Ornamente und Sinnbilder für die bewegenden Theile. Aber es gibt an der

Maschine auch eine Menge Bänder und Ringe, Reife und Ketten, welche verhüten sollen, daß sie von der ihr innewohnenden Gewalt zerstört werde, und auf diese Bestandtheile nietete die kunstsinnige alte Zeit überall das Bild der Göttin Themis mit dem blutigen Schwert und nagelte wohl auch noch ein Kreuz darauf, damit ja keiner es wage, an der gefährlichen Stelle etwas zu lockern. Weil aber des Dampfes Kraft doch nicht immer zu trauen ist, weil er aus seinem Kerker stets doch auszubrechen sucht, so sind Ventile da, die ihm eine zeitweilige Extravaganz gestatten. Die alte Zeit hatte dafür das Ornament der gesetzmäßigen Freiheit bereit und ließ diese Theile sogar in golden scheinendem — Messing funkeln.

Priester und Religionsstifter, Gesetzgeber und Völkerführer verstanden von jeher diese Ornamentik; sie waren die Decorateure der Maschine, solange die Menschheit sich noch davor scheute, ohne Zieratenschmuck in das öde Gestänge zu schauen. Ein ästhetisches, ein künstlerisches Bedürfniß, gewaltigster Art und Bedeutung ist es also, was auch an der großen Maschine der äußeren Nothwendigkeit jene bildliche Interpretation verlangte, um ein poesievolles, reines, phantasiereiches Menschengeschlecht zu verständigen, zu befriedigen. Die Religionen, die Morallehren, Gesetze, Staatsrecht und Gesellschaft bestünden sonst nicht. Außen prangt eine herrliche Götterfigur von feinsten Formen, eine leuchtende Cherubgestalt, die dem reinen Herzen andeutet: hier wacht die Majestät des Rechtes, des Gesetzes. Aber eigentlich ist das Kunstgebilde bloß der Aufsatz einer starken Schraube, welche die Kesselwandungen grimm zusammenpreßt, damit Dämon Dampf sie nicht zerreißen möge. Die Schraube hält den Bauch des Heerdes zusammen, nicht die Göttin.

So sind die edelsten Idealbegriffe der Menschheit, die köstlichsten Ideen höchster Sittlichkeit denn Kunstwerke, durch ein poetisches Drängen der Phantasie und des Gefühles entstanden. Wir sagten oben: die naturwissenschaftliche Forschung lüftete den Vorhang des Welttheaters, er eröffnet den Blick auf eine gigantische Maschinenwelt. Der große Dichter spricht schon erkenntnißvoll vom „sausenden Webstuhl der Zeit," aber er setzt wieder künstlerisch-ornamentirend des Erdgeistes Worte hinzu:

„Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

So steht die Sache. Wo aber stehen wir heute, deren verstandesmäßige Erkenntniß die trostlose, öde Maschine in ihrer ganzen Nacktheit sieht, und die wir von den schönen Bildchen doch nicht lassen wollen und können? Jeder rußige Locomotivführer lacht uns aus, wenn wir kommen, ihm unseren blechernen Hephaistos-Popanz auf seinen blanken Dampfdom zu löthen. „Geben Sie das Ding Ihren Kindern zum Spielen," höhnt er, „mein Nummer 825 fährt auch ohne das 40 Kilometer in der Stunde!" Und so

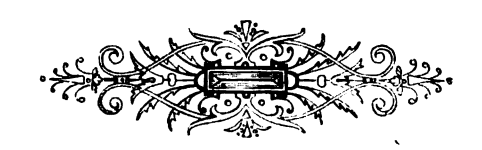
gehen wir denn mit dem schön gearbeiteten Gotte traurig heim, zwar nicht, um ihn den Kindern zu überliefern, aber wir spielen selbst damit wie greisenhafte Kinder. Wir stellen ihn und seinesgleichen in Gefängnissen, in vom Leben abgeschnittenen Pferchen auf und bilden uns ein, Freude an ihm zu haben, wenn wir die saubere Arbeit an ihm bewundern. Zu Mehrerem bringen wir's ja doch nicht mehr! An ihn zu glauben sind wir ja doch längst nicht mehr im Stande und so ist uns sein Bild nur mehr künstlerischer Götze, nicht Gottheit der Kunst mehr. Glauben müssen wir allein, daß des verwünschten Locomotivführers Rad sich so und sovielmal in der Minute umdreht, so schnell sich abnützt, zwei mal zwei ist vier und alles Uebrige Phantasterei!

Müssen wir also das Grablied der Kunst singen? Ist Alles auf ewig aus und vorbei? — Das wäre doch noch die Frage! Die Kunst im alten Verstande hat eine neue Geisteswelt wohl zerschlagen, indem sie ihr die vitalsten Grundlagen: Glauben, Einfalt und Naivetät entzog. Das Weitertrödeln in dem ausgefahrenen Geleise auf unterwaschenem, von Erdbeben erschüttertem Wege führt wohl zu Nichts mehr, wir galvanisiren ja nur Leichen, aber wir zeugen keine Kinder mehr. Zu glauben, daß trotzdem jedoch der Factor Kunst weggewischt sein sollte, wie mit dem Schwamme, von der Tafel der Geschichte, wäre alberne Thorheit. Wieder lehrt uns die Naturwissenschaft die Zukunft. Zeigt sie nicht, daß Neuentwicklungen ganze Schöpfungsphasen mit Vernichtung bedroht haben, daß es im Haushalt der Natur aber trotzdem kein totales Vergehen gibt? Im zerstörenden Factor liegt auch schon der Keim des neuen Werdens — nur ganz anders wird das Neue sein als das Zerstörte gewesen. Die Maschine, welche die alte Kunst zerschmettert, ist heute erst das feindliche Schwert auf dem Gebiete der Aesthetik, aber die Zeit kann kommen, da auch aus diesem Schwerte die Pflugschaar geschmiedet werden wird, die aus der Furche der alten Erde neue Saat entkeimen lassen wird. Indeß — noch verhüllt der Schleier der Zukunft räthselhaft das Schauspiel dieses Werdens. In rein formeller Hinsicht vermögen wir schon ganz leise zu ahnen, auf welche Weise sich aus den gegebenen neuen Bedingungen der veränderten Technik und Arbeit neue Kunstformen entwickeln könnten — gänzlich verhüllt bleibt uns jedoch der Blick auf die ethischen Grundvesten einer künftigen Kunst. Kann es etwas geben, was dem Kunstschaffen seinen bisherigen Humus der reinen Poesie, des Glaubens, der Einfalt ersetzt? Die bloße Erkenntniß, die Wissenschaft, welche diese nährende Erde hinweggeschwemmt haben, sind es nicht im Stande!

Wie? oder kommt es zu keiner Weiterentwicklung? Wiederholt sich das alte Spiel, daß Barbarei — diesmal vielleicht eine Barbarei der materialistischen Aufklärung, der socialen Zerstörung und des Umsturzes,

wie ein neuer Hunnensturm bloß zur Sense für die überreifen Garben der Hypercultur bestimmt wäre, und von Neuem schüchterne Keime dem verwüsteten Boden entsprießen, wieder der alte Kreislauf beginnen soll? Kehren die alten Götter wieder und mit ihnen die Kunst im höchsten, allgemeinen Sinne — nicht bloß die bildende — weil es ohne Götter Kunst nicht geben kann? Oder gibt es dennoch ein Neues, das Götter auch für diese Manifestation des Menschenthums überflüssig machen könnte? Was ist es, wie heißt es also?

Was es ist, wie es heißen möge — ob es kommt oder nicht kommen kann — die Kunst kann nicht ersterben. Sie ist ein geistiger Grundstoff des Menschenthums, wie Sauerstoff und Stickstoff für die physische Welt. Mag sie neuen, ungeahnten Bahnen entgegengehen oder auf die ersten Pfade in Kinderschuhen zurückkehren, sein wird sie — ewig! Wir von heute, im Stadium des Ueberganges zu einem unbekannten Künftigen sind freilich zu beklagen in unserem gegenwärtigen Zustand der Ungewißheit und des Bangens; im Hangen am Alten und Zittern vor dem Kommenden. Das Eine aber steht auch zur Stunde fest, daß das herz- und geistlose Nachpinseln der alten Schablone, das traditionelle, mechanische Ableiern des alten Liedes eine unfruchtbare und unerfreuliche Arbeit ist. Aus abgebrauchtem Modell fabriciren wir fortwährend stets stumpfer und schlechter werdende Abgüsse. Die Zeit ist schon da, daß alle Kunst im bisherigen Verstande nur mehr für's Museum gehört, nicht aber mehr für's Leben!





Gedichte

von

Stephan Milow.

Columbus.

Von Haus zu Hause trag' ich meine Kette,
Ich wandre heimatlos und weiß es nicht,
Wohin mein müdes Haupt ich einstens bette.

Fortwandern will ich bis die Kraft mir bricht
Und als ein Schaustück meine Kette weisen.
O seht sie an! Süß ist mir ihr Gewicht.

Ich küsse sie. Bin ich nicht reich zu preisen?
Ihr Neider, denen gar so hoch ich stand,
Was schweigt ihr jetzt und laßt mich ruhig reisen?

Nach dieser Fahrt auch ruf' ich einmal: Land!
Wohl mir, wohl mir, daß noch zur guten Stunde
Die Kette mich im irren Fluge band!

Glaubt ihr, ich zeige sie nur in der Runde
Als schnöden Undanks Zeichen? Nimmermehr!
Sie bring' euch allen die gewisse Kunde:

Ein jeder schleppt an einer Kette schwer,
Mag ihn die Stunde noch so sehr entzücken,
Und überbrückt er kühn wie ich das Meer.

Die alte Last wird ewig neu uns drücken,
Wenn uns're inn're Fessel nicht zersprang,
Und nichts zum rechten Heile wird uns glücken.

Was war es Stolzes denn, das mir gelang?
Daß ich die Welt vergrößert, kann es frommen,
Da ich sie nur erschloß dem Schmerz und Drang?

Da alles Weh, das uns das Herz beklommen,
Und all der gift'ge Neid, des Hasses Gluth
Und jedes Uebel zäh mit uns geschwommen?

Was hob ich vorschnell aus der Meeresfluth
Die stillverborgne Flur, die unschuldsvolle,
Drauf noch der Menschen böser Zwist geruht?

Was trieb mich, unsern Fluch, das fiebertolle,
Unsel'ge Treiben, das uns hier verzehrt,
Zu tragen auf die ferne reine Scholle?

War das ein Werk, des Ruhms und Preises werth?
Nein! nur beklagen muß ich's beim Gedanken,
Wie hungrig dort die Leidenschaft begehrt;

Wie sie, von Gier gestachelt, ohne Schwanken
Gewürgt die Unschuld, eh sie sich's versehn,
Daß ohne Zahl die Opfer blutend sanken.

Wenn hier die Schurken auf den Zehen gehn,
Wo sich das Laster schon so oft erneute,
Und Räuber Räubern gegenüberstehn;

So warf sich dort die ungestüme Meute
Auf wehrlos Schwache; was nur rings gelebt,
Der Mensch, der Bruder, wie das Thier war Beute.

Und alles das durch mich! Mein Herz erbebt.
War das ein Ziel, daran sich zu entzünden?
War das die große That, die ich erstrebt?

Wie durft' ich je von meinem Zug verkünden,
Er sei begonnen, eine neue Zeit,
Ein neues Sein der Menschheit zu begründen? —

O was wir suchen, ewig bleibt es weit!
Mein kühn gemuthet fliegend Wollen irrte;
Doch war ein ernster Mahner mir bereit.

In meinen rasch entflammten Jubel klirrte
Die Kette, wie vom Himmel mir gesandt,
Und es zerstob, was täuschend mich umschwirrte.

Der Seele Feuerdrang war ausgebrannt,
Und eine Kette hielt ich in den Händen.
Dem Ew'gen Dank, der mir es so gewandt!

Vermöchten diese Fesseln mich zu schänden?
O nein! sie sind ein Kleinod mir, wie keins.
Ob Kronen so mir zu Gesichte ständen?

Drum bleibe stets die Kette mit mir eins,
Und sink' ins Grab ich, wo mein Leib vermodert,
Versenkt sie mit als Sinnbild dieses Seins,

Indeß mein Geist zur ew'gen Freiheit lodert.

Todestrost.

Nur Muth in dem gerechten Streit
Für Licht und reines Menschenthum,
Und liegt das Ziel auch noch so weit,
Wir ernten Lohn, wir ernten Ruhm.
Fest ausgeharrt, wie laut es tost,
Und wenn wir fallen, nur getrost:
Wir reiten nach Walhalla.

Ist das kein Kampf auch, Schwert an Schwert,
Auf blutgetränktem offnen Feld,
Sind wir doch der Erhöhung werth,
So gut als wie der Kriegesheld;
Wir stehn in größer'm Dienste noch,
Und sinken wir, eins winkt uns doch:
Wir reiten nach Walhalla.

Des Geistes Ringen, Herzens Qual,
Der Drang im liebenden Gefühl,
Erschließt uns auch den Göttersaal,
Nicht nur der Tod im Schlachtgewühl.
Drum treu gekämpft gen Lug und Trug,
Und gilt's den letzten Athemzug:
Wir reiten nach Walhalla.





Aus einem Lorbeer-Haine.

Gedichte

von

Gustav Weisbrodt.

Die Kaiser-Revue vor Pola.

Wo fern im Süden, meer- und felsumgürtet,
Das feste Pola seine Zinnen streckt,
Dort furcht im Festeskleid und stahlgepanzert
Die Flotte Oestreichs die bewegte See.
Die Masten tragen kaum den Schmuck der Flaggen,
Die Raaen starren von lebend'ger Last,
Die Trommeln wirbeln, die Geschütze donnern
Den Ehren-Willkomm weit hinaus ins Meer . . .
Ein Boot in Sicht . . . Am Top das Kaiserbanner . . .
Der Kaiser naht . . . Und aus viel tausend Kehlen
Der wetterharten, sonngebräunten Mannschaft
Braus't stürmisch ihm der Jubelruf entgegen,
Der alte Seemannsgruß: „Hurrah! Hurrah!"
Die Flotte Oestreichs! . . . Neue Siegesblätter,
Genetzt von ihrer besten Söhne Blut,
Hat sie, die jüng're, doch die ebenbürt'ge
Genossin aller Glorie unsres Heers,
Der Krone zweiter strahlender Demant,
Dem überreichen grünen Lorbeerkranze
Des alten Oestreich glorreich eingefügt.
Sie war's, die in dem inhaltsschweren Jahre
Des tiefsten Unglücks und des höchsten Ruhms
An ein Custozza noch ein Lissa reihte,
An einen Albrecht einen Tegetthoff.

Ob sie den Halbmond von den Wällen fegte
In Saint Jean d'Acre's steilem Felsenriff,
Ob sie bei Helgoland im fernen Norden
Den stolzen Danebrog in Fetzen riß,
Ob sie bei Lissa, Holz nur gegen Eisen,
Zerschmetterte den Rè d'Italia
Und der todwund getroffenen Armada
Die Wege wies aus unsrer Adria —
Wo er, der kaum noch flügge junge Adler,
Die Schwingen probend sich zum Fluge hob,
Da grub er sich mit seinen scharfen Fängen
Vernichtend in des kühnsten Feindes Brust.
Empor zur Sonne, Du mein starker Adler,
Empor zur Sonne! Dorten ist Dein Platz!
Doch wenn sie ruht, des Krieges blut'ge Arbeit,
Wenn sich der Säbel in die Scheide senkt,
Dann stellt die Flotte mit noch frischem Lorbeer
Sich selbstverleugnend in des Friedens Dienst.
Wo immer ihre Flagge sie entfaltet,
Im Stillen Meer und in des Nordpols Eis,
In der Atlantis und an Chinas Küsten,
Sie schirmet unsres Fleißes reiche Fracht,
In ihrem Schatten zieh'n der Heimat Schätze
Mit ruh'ger Zuversicht zum fernsten Port,
In ihrem Schatten führt der Schiffer sicher
Sein wehrlos Fahrzeug in den Ocean:
Er weiß, sie schützt, vertheidigt oder rächt ihn,
Er weiß, wo sie ist, da ist Oesterreich!
Doch auch des Geistes schwer errung'ne Güter,
Die Flotte hat sie treuen Sinns gepflegt,
Der Wissenschaft blieb unter Oestreichs Flagge
Jeglicher Zeit ein fest gesichert Heim.
Den Admiralshut trägt des Reiches Erbe,
Der, jedes ernsten Strebens hoher Hort,
Bahnbrechend auf den weitesten Gebieten
Selbstschaffend seine eig'nen Wege sucht.
Und dann, wer kennt sie nicht, des Friedens Helden,
Die, fest im Auge das gesteckte Ziel,
Rastlos, geduldig, tollkühn und entsagend,
Dem Tode trotzend jeglicher Gestalt,
Das Vollmaß der Entbehrung ausgekostet!
Und sie, die ihre Namen eingegraben
In der Culturgeschichte schönstes Blatt,
Ein Wüllerstorff, ein Wohlgemuth, ein Weyprecht —
Die Flotte, unsre Flotte, zeugte sie.
Die Argonauten-Weltfahrt der „Novara",
Der spannende Roman „Franz Josephs-Land",
Der ew'gen Nacht Martyrium „Jan Mayen" —

Marksteine stehn sie da für alle Zeiten
Auf dem Gebiete edlen Forschungsdrangs,
Marksteine unsres Wollens, unsres Könnens,
Marksteine neuen österreich'schen Ruhms!

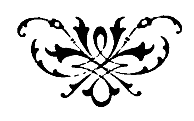
. . . .

Das Schlachtenbild von Pola ist verblichen,
Nur die Erinn'rung hält es uns noch fest.
Der Schwung des Rades hebt die Eisenzähne
Des schweren Ankers aus dem tiefen Grund,
Zurück zum Hafen steuern raschen Laufes
Der Erzkolosse langedehnte Reih'n,
Ein letzter Ruf noch macht die Luft erzittern,
Ein Ruf, der dröhnend sich am Ufer bricht:
„Hoch Oesterreich! Hoch Oestreich und der Kaiser!" —
Dann liegt es einsam da und still, das Meer.
Im Schein des Kriegs sah'n wir den Ernst des Krieges,
Und daß er Ernst nicht werde, walte Gott!
Doch kommt es anders, schallt einst das Commando
Des höchsten Kriegsherrn: „Zum Gefechte klar!" —
Dann aufgehißt die nie besiegte Flagge,
Daß sie sich stolz zu neuen Siegen bläht,
Dann hell das Aug', zu senden tödtlich sicher
Die grimme Kugel in den dicht'sten Feind,
Dann fest die Faust, das Enterbeil zu fassen
Zum letzten mitleidslosen Einzelkampf!
Ein kurz' Gebet noch, und dann, tapfre Herzen,
Dann vorwärts, immer vorwärts, vorwärts, vorwärts,
Mit Gott für Kaiser und für Vaterland!

König Humbert in Neapel.

Wo auf Italiens ewig schönem Boden,
Von sonnig blauem Himmel überwölbt,
Verschwenderisch die Götter ausgebreitet
Die reichsten Gaben üppigster Natur,
Dort schreitet, tückisch würgend, seine Krallen
In's blüh'nde Leben schlagend, ein Gespenst,
An dessen Tritt sich das Entsetzen heftet,
Der Tod in seiner gräßlichsten Gestalt.
Die bleiche Furcht zerreißt die stärksten Bande
Der Ordnung, der Familie, der Pflicht,
Regierer und Regierte, kopflos feige,
Sie denken nichts als „Rette sich, wer kann!"

Das ist ein and'rer Feind, als der im Kampfe
Sichtbar und greifbar uns genüber steht:
Mit ihm kreuzt sich das Schwert in off'nem Ringen,
Er tödtet uns vielleicht, vielleicht wir ihn.
Doch wehrlos in die giftigen Miasmen
Hineinzustellen die gesunde Brust,
Der zagenden Verzweiflung Muth zu sprechen,
Die Sterbenden mit gutem tapf'rem Wort
Zu trösten, die Verlaß'nen aufzurichten,
Bald ernst, bald mild, gütig und streng zugleich
Die Pflichtvergessenen mit edlem Beispiel
Zurückzuführen auf den Pfad der Pflicht,
Kann nur ein König ohne Furcht und Tadel,
Das Fleisch und Blut geword'ne Königthum.
Selbst hat er Weib und Kind, doch ohne Zögern
Gedenkt er einzig seiner Fürstenpflicht,
Dem Volke, das in Treu zu ihm gestanden,
Hat Treu mit Treu er redlich heimgezahlt.
Und in des Volkes dankbarem Gedächtniß
Wird diese That ihm unvergessen sein,
Denn Dankbarkeit und Ehrfurcht sind der Samen,
Aus dem die gold'ne Frucht der Liebe sprießt,
Und Liebe treibt dort ihre stärksten Wurzeln,
Wo sie auch achten und bewundern muß.
Neapel, Ischia — so reiche Perlen
Trägt kein Monarch in seinem Diadem,
Und die Geschichte, die mit treuem Griffel
Den Held der Schlacht in ihre Tafeln gräbt,
Mit gold'nen Lettern wird sie einst verzeichnen
Den König, der des Friedens Lorbeer brach',
Wahrhaft ein König, jeder Zoll ein König,
Die Krone zierend, nicht von ihr geziert!





Racoa.

Aufzeichnungen eines Malers.

Von

Carl von Vincenti.

Maler Petrus V. schlenderte durch Spanien auf gut Glück. Da kam er nach Burgos, der Stadt des Cid und Ximenens. Aus dem „Parador“ ging er geradewegs in die Kathedrale, auf welche die Spanier so stolz sind, weil ein Deutscher, Johann v. Köln, sie gebaut hat. Er stolperte durch die Gassen der Berglehne, an welcher der Dom angelegt ist, stieg viele Stufen zum Hauptportal hinauf und dann im Innern ungezählte Stufen wieder hinab. Hier stieß er auf den Sacristan, der ihm eine Prise Tabak anbot. Beide machten darauf die vierzehn Capellen durch. In der alten Sacristei besah sich Petrus die Truhe des Cid, der eigentlich „Sidi“ heißt, nämlich auf arabisch „mein Herr.“ Diese Truhe ist hoch oben an der Wand angebracht. Wenn es wahr ist, daß der große Condottiere diese angebliche Schatztruhe, mit Sand gefüllt, einem Juden als Darlehenspfand aufgeschwatzt hat, dann ergeben sich daraus zwei Dinge: Erstens, daß die Juden von damals ganz anders als die heutigen waren und zweitens, daß der Gemal der königlichen Ximene ein größerer Spitzbube war als alle Juden, die jemals auf dem Hauptplatze von Burgos „in Gott“ verbrannt worden sind. Es wird aber nicht wahr sein, denn dieselbe Chronik fügt hinzu, der Cid habe später seine Schulden bei Heller und Pfennig bezahlt, woran man doch billigerweise zweifeln darf.

Zuletzt betrat Petrus die Capelle der „Condestable," um sich die berühmte „Magdalena" anzuschauen, die von Vielen jener Madonna in Madrid vorgezogen wird, welche Philipp IV., ein guter Kenner, die Perle seines Bilderbesitzes genannt hat. Die Madonna ist von Raphael, die Magdalena wird dem Leonardo, dem Luini und dem Pedrino zugeschrieben. Der Sacristan aber nahm eine ausgiebige Prise und sprach:

— Der Meister ist unbekannt.

Da lachte es so gell auf, daß es von allen Wänden widerhallte.

Petrus fuhr erschrocken empor.

An der Sacristeithür stand unbeweglich, wie die braunen Steinbilder unter den Baldachinen, ein braunes Männlein; nur die Haarbüschel, die ihm von den Schläfen hingen, waren grau. Seine Augen funkelten durch die stille Dämmerung der Bilderscheiben.

— Es un pobre loco! (S'ist ein armer Narr!) bemerkte der Sacristan achselzuckend und nieste.

— Jesus, wünschte Petrus höflich, worauf der Führer nickte und weiterfuhr:

— Ein toller Kauz von einem Maler, der sich einbildet, er habe die „Magdalena" gemalt.

Sie verließen die Capelle. Das bronzefarbene Männlein folgte, den Blick auf Petrus gerichtet, der in die Tasche griff ....

— Bei Leibe nicht, wehrte der Sacristan, welcher die Absicht errieth. Er ist harmlos. Sie würden ihn reizen. Er braucht kein Geld.

Petrus stieg die Stufen zum Nordportal wieder hinauf; der tolle Maler blieb auf seinen Fersen. Auf der Gasse hielt er sich an seiner Seite.

— Eh, Papa Moscas! Papa .... Papa — Moscas! schrieen die castilischen Betteljungen, als die Beiden um die Ecke bogen.

Ueber die armseligen Häuser mit verwaschener Bemalung, welche einen so schnöden Rahmen um den herrlichen Dom bilden, ragten die beiden Frontthürme mit der Lanterne, dunkel, wunderbar prächtig mit der anmuthigkühnen Steinspitzenarbeit in die stille Mittagsbläue hinan.

Jetzt schlug die Thurmuhr mit Gedröhne .... Ein Freudengeheul der Gassenjungen brach los.

— Papa — Moscas! johlten die Buben, die Mäuler aufreißend und in die Höhe deutend.

Petrus, welcher dieser Geberde unwillkürlich mit dem Blicke folgte, sah hoch oben ein braunes Männlein aus Stein, das beim Schlagen der Thurmuhr aus der Mauer hervortrat, zu jedem der Schläge gähnte und verschwand.

Da erinnerte sich unser fahrender Künstler, daß er vom Papa — Moscas, das heißt „Fliegenschnapper," am Dome von Burgos gehört hatte.

Sein wunderlicher Begleiter gemahnte allerdings an das braune Steinmännlein an der Thurmuhr dort oben und konnte seinen Uebernamen nicht gut von sich weisen.

Petrus schritt aus. Der Braune schien denselben Weg zu haben, denn er wich ihm nicht von der Seite.

Sie kamen durch holperichte, dunkle, enggewundene Gassen zu einem reizenden Thorbau nach der Alameda, welche in Burgos der „Espolon" heißt. Papa — Moscas schien durch den Blick, den er unverwandt auf seinen Begleiter geheftet hielt, denselben zu magnetisiren. Petrus richtete einige Fragen an den Alten, doch der blieb stumm.

Plötzlich hielt er inne.

Ein alter Feigenbaum hielt eine baufällige Mauer mit seinem ausgreifenden Geäst, wie mit Klammern zusammen. Ein Pförtlein war durchgebrochen.

Der Braune öffnete und wartete.

Die Neugier schlug alle Bedenken aus dem Feld; der Alte ging voran, Petrus ihm nach. Sie durchschritten einen weiten, heißen Gemüsegarten voll Lauch, Eierpflanzen und Kürbisranken. An Seilen hing bunte Wäsche, die grelle Farbenkleckse in den sonnigen Plan warf.

Jetzt zog der Alte einen Schlüssel hervor und öffnete eine zweite Thüre in einer hohen Mauer.

Das war eine andere Welt.

Sie standen in einem großen Klosterhof mit Säulengängen und einem Wasserbecken in der Mitte. Auch hier um das Becken hatte man an starken Pfosten Wäschseile gespannt und allerhand Laken beiderlei Geschlechts festgeklammert.

Es war mittagstill, nur die Mücken säuselten und die Grillen fiedelten ....

Jetzt gerieth eines der Wäschseile ins Schwanken, einige Fetzen wurden herabgeschüttelt und der bräunlich-schlanke, ziemlich wenig bekleidete Körper eines Mädchens ward sichtbar, welches, mit beiden Händen am Stricke hängend, sich zwischen den Linnen hin- und herschwang. Es war freilich einsam, heiß und die Mauer so hoch!

Doch plötzlich klatschte das Wasser dumpf auf, denn die Kleine war hineingesprungen und ein nixenhaftes Kichern flog zu Petrus herüber, dem es noch schwüler geworden war.

Mittlerweile hatten die Beiden das Ende des Kreuzganges erreicht. Papa Moscas blieb schweigsam und schien die Episode mit der Brunnen-Najade gar nicht bemerkt zu haben, als bereits eine zweite weibliche Begegnung stattfand.

Die war allerdings minder najadenhaft, wenn auch nicht ohne bedenkliche Blößen: ein altes Weib, spanisch alt, mit rauchfarbigem Gesicht, fettigen Wangen und fettigen Haarsträhnen. Sie hatte die nackten Füße in Strohschlappen stecken und fuhr mit einem Binsenwedel voll frischer Kalkmilch über die Grabsteine hin, welche in die Mauer eingelassen waren.

Petrus stolperte über den Kalkmilchkübel und wäre der Alten um ein Haar in die Arme gefallen.

Er schauderte. Das Weib sprach kein Wort und starrte den Fremden mit blöden Mienen an; dann wischte sie sich mit dem dürren, weißgesprenkelten Arm den Schweiß vom Gesicht und strich weiter.

Unter den Säulencapitälen zwitscherten Schwalben. Der Säulengang mündete in eine Vorhalle mit alten Fresken aus, wo sich ein Wandbrunnen im verwegensten „Plateresco“ bis zur Wölbung emporschnörkelte. Schwarzmarmorne Schildkröten spieen das Wasser auf lebendige Schildkröten, welche träge am Beckenrand herumkletterten.

Auf einem Steinschnörkel hockte ein ruppiger Affe, der eines der gepanzerten Thiere zärtlich in den Armen hielt.

Loro! Loro! gellte es hinaus. Petrus sah einen grauen Kakadu an der Fußkette, welcher am Fenstergitter festgekrallt hing.

Die Wandgemälde waren mit Moder und Schlinggewächs überzogen, zwischen den Bodenfliesen roch es feucht heraus und auf dem grünen Schimmel glitt der Fuß aus.

Der Braune war stehen geblieben.

Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenstergitter sickerte, warf einen matten Glanz auf das seltsame Menschenkind. Die scharf gemeißelten Züge des Kopfes waren stark verwittert, aber nicht ohne Spuren edler Bildung; ein grauer Bartschorf lagerte um Kinn und Lippen. Der Blick schien erloschen, plötzlich flackerte er auf und hatte einen starren Glanz. Die Lippen zuckten leise und der Braune schien zu horchen ....

Ein heller Ton schnitt durch die Stille und dicht nebenan begann ein Flötenspiel. Alsbald mischten sich knarrende, ächzende Töne in die Flötenklänge und eine hohe Thüre ging langsam in ihren knirschenden Angeln auf. Die Flötentöne quollen voller heraus und eine hagere, hohe, greisenhafte Frauengestalt glitt langsam, automatisch, gespenstisch geräuschlos in die Vorhalle. Eine stirnhohe, graue Puderfrisur überthürmte das lange, eckige, wachsgelbe Gesicht und eine verblichene, mausgraue Schlepprobe mit schlotternden Hängeärmeln klebte auf dem hageren Leibe.

Sie neigte leicht den Kopf, wie zum Willkomm' und trat zur Seite.

Alsbald bot der Braune mit unheimlicher Galanterie dem grauen Gespenste den Arm, warf einen Blick auf Petrus und das Paar trat

ein. Zugleich schlüpfte der Affe unserem Künstler zwischen den Beinen durch und hielt, auf der Schleppe der Dame herumtrippelnd, ebenfalls seinen Einzug.

Petrus folgte und stand in einem großen Maleratelier.

Es mußte früher eine Klosterkirche gewesen sein; an der Längenwand links schwebte noch auf goldverschnörkelten Wolken die Kanzel. Das Licht fiel durch eine kleine Kuppel und hohe, staubblinde Bogenfenster ein, welche theilweise durch wuchernden Pflanzenwuchs von Außen verdunkelt waren. Die Wände waren mit Fresken bedeckt, die man unten abgekratzt und durch rohgepinselte Compositionen ersetzt hatte. Da gab's eine heillose Verwirrung in den Formen, Farben und Vorwürfen.

Menschen wuchsen auf den Bäumen und flogen durch die Lüfte, ernste Sphinxe und tiarenhäuptige Urstiere, von Unholden bedient, tafelten in Prunkgemächern und allerhand Fabelgewürm kroch und wimmelte durch die in den verwegensten Tönen gehaltenen Landschaften. Feuerbrünste, wahre „Minium"-Ausbrüche, wechselten ab mit Sintfluthen, durch die Lüfte streichende gothische Thürme stolperten über phantastische Himmelskörper, welche sich an Minaretzinken gespießt hatten, die wie Marterpfähle aufragten. Eine ganze Stadt schwamm auf dem Meere, von wüsten Seeweibern getragen, die, mit kralligen Flossen rudernd, Feuer aus den Brüsten sprudelten. Einzelne Scenen waren mit haarsträubender Verwegenheit hingeworfen und daneben fanden sich wieder ziemlich correcte Actstudien mit Kohlenstrichen angedeutet.

In der dämmerigen Kuppel oben hing ein großer Gitterkäfig, auf dessen Metallknauf gerade ein schräger Sonnenstrahl spielte. Tausende von Fliegen tanzten in dem goldstäubigen Strahle um die funkelnde Knaufkugel. Hatte sich das Auge an die farbige Dämmerung oben gewöhnt, dann gewahrte es ganz deutlich verschlafene Tropenvögel auf den Simsschnörkeln hocken, welche den Kuppelhals einfaßten. Solche Gäste beherbergte wohl auch der Käfig, von dem ein Seil bis zum Boden herabhing. Eben jetzt kletterte der Affe daran empor und schwang sich hin und her, so daß die Vogelcolonie in eine starke Bewegung gerieth und gedämpftes Flügelrauschen hörbar ward. Mit einem Sprung war dann der behende Gaukler auf einem Beichtstuhl rückwärts, aus welchem immer sehnsüchtigere Flötentöne herausquollen.

Da saß in der Mittelnische, wo ehedem dem Beichtiger die Sündenbekenntnisse durch die Seitengitter zugeflüstert wurden, ein todtblasser, junger Mensch und blies die Flöte zum Herzrühren schön, während der Affe dazu Grimassen schnitt.

Rothes Haar fiel in straffen Strähnen auf die schwarze Kutte, welche den zerfallenen Leib des Flötenbläsers bekleidete. Und wie er so mit den

weißen Todtenhänden an den Flötenklappen herumfingerte, begriff man gar nicht, wo er die Kraft zum Blasen hernahm.

Petrus war wie betäubt von Allem, was ihn umgab.

Wahrhaftig, da fand sich der übliche Atelierkram und fast Alles beisammen, was überhaupt für irgend eine Hantirung des bildenden Künstlers vonnöthen ist. Hier standen Staffeleien, dort Posirtische; in der Ecke lehnte eine Gliederpuppe, mit einer Mandoline im Arme, an den Wänden hingen Basreliefs und anatomische Studienobjecte in Gyps.

Petrus konnte nicht im Zweifel sein, daß hier mit Pinsel, Palette und Spachtel, ja vielleicht sogar mit Meißel, Bleiloth und Punktirstift gearbeitet wurde. Ein roher Steinblock lehnte dort an der Wand; es roch nach Farben und Oelen, nach geschlämmtem Thon und Schmirgel.

Allmälig schüttelte Petrus seine Betäubung ab und orientirte sich.

Dort hinter jener Staffelei ragte der Knauf eines Malerstockes hervor, der in Bewegung war; dort stand auf einem Posirtische eine Thonskizze in nasse Laken eingewindelt; ein Graubart, mit einer Papiermütze, wie sie die jungen Thonkneter und Pinselwascher tragen, arbeitete an einem frischen Lehmblock herum und ein flinkes, feistes Männlein setzte gerade mit dem Hornspatel seine Palette auf.

Plötzlich zischte Petrus ein feiner Wasserstrahl in's Gesicht und der letzte Rest seiner traumhaften Befangenheit wich. Der Graubart hatte den Strahl seiner Lehmskizze zugedacht und sich in der Richtung getäuscht. Nun aber widmete er, seine Spritze ehrerbietig niedersenkend, unserem Künstler eine tiefe Verbeugung.

Ein hübscher, junger Mann mit wirrem Lockenhaar und Sammtrock trat mit ausgesuchter Höflichkeit an Petrus heran und nahm ihn sachte bei der Hand; im selben Augenblick legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. Er drehte sich um und erblickte einen Mann in den besten Jahren mit stattlicher Leiblichkeit; der Vollbart floß ihm fast bis zur Gürtelschärpe hinab, deren Schließe mit Steinen besetzt war.

Der Stattliche schwang einen Malerstock und deutete nach einer Staffelei hin.

Ein zierlicher Mann mit schwarzem Bart und blitzenden Augen stand vor einer riesigen Leinwand und malte mit so fieberhafter Emsigkeit, daß man seinen Pinsel knirschen hörte; er gab förmlich Pinselhiebe auf die Malfläche . . .

Hier blieb Papa Moscas mit seiner grauen Dame bewundernd stehen und blinzelte Petrus so seltsam an, daß diesem recht unheimlich zu Muthe ward.

Unserem Künstler begann es allmälig aufzudämmern, an welchem Orte er sich beiläufig befinden mochte, aber er wagte den Gedanken nicht auszudenken . . . .

Er wollte gerade einen Blick auf das weitläufige Bild werfen, als sich plötzlich eine merkwürdige Aufregung des ganzen Ateliers bemächtigte. Die Flöte schwieg und eine klare, jugendliche Frauenstimme trillerte eine „Seguidilla," die wie Lerchenschlag in den Raum hereinschmetterte.

Im selben Augenblick kam ein braunes, schlankes Mädchen in einem etwas kurz geschürzten schillernden Seidenröckchen hereingehüpft.

Sie trug den hohen Kamm schief auf den schimmernden, schwarzen Flechten aufgesteckt, große Goldringe in den Ohren und einen gewaltigen Fächer, hinter dem ihre zierliche Gestalt, wie hinter einem Schilde, zur Hälfte verschwand.

— Die Najade? dachte Petrus, dem die Kleine eben schelmisch zulächelte.

Die Künstler drängten sich begierig heran, um ihre schmalen, braunen Hände zu küssen, woran die Kleine eine kindische Freude zu haben schien.

Sie mochte kaum sechzehn Jahre alt sein. Ihre niedlichen Füße staken in rothen Seidenschuhen und sie zierte und wendete sich so anmuthig, mienelte, lächelte und fächerte sich wie eine verzauberte Puppe.

Bisher war die ganze Gesellschaft stumm gewesen, doch mit dem Erscheinen des Mädchens schien dieser Zauber gelöst. Alle zischelten und flüsterten mit belebten Mienen, und einzelne Ausrufe der Bewunderung wurden laut.

Dann hüpfte die Kleine zwitschernd und trillernd von Staffelei zu Staffelei, von Posirtisch zu Posirtisch, tippte mit ihrem Fächer auf die Bilder und Skizzen und lachte so hellmelodisch dazu, daß Petrus keinen Augenblick daran zweifelte, sie müsse die Fee in diesem wunderlichen Reiche sein.

Und in Wahrheit, Saphira war die Fee!

Als sie am Beichtstuhle vorüberhuschte, neigte sich der blasse Flötenbläser so tief zu ihr nieder, daß er ihre Pantöffelchen küßte.

Dies rief allgemeinen Unwillen hervor; im Nu geriethen die Malerstöcke in Aufruhr und wurden die Spritzen nach dem Verwegenen gerichtet. Zornige Laute fuhren auf, der junge Mensch im Sammetrock sprang mit erhobenem Stock auf den Blassen los, der mit der Flöte parirte, die Andern drängten heran und riefen Alle durcheinander, der Affe schlug zwei Schallbecken gegeneinander, die Vögel oben flatterten erschrocken auf und es entstand ein wilder Tumult, bis plötzlich eine gewaltige Stimme aus der Höhe rief:

— Ruhe!

Auf der Kanzel oben stand ein Mann, der durchaus nichts von einem Verkünder des göttlichen Wortes hatte. Er sah eher aus wie ein Thierbändiger, mittelgroß, gedrungen, mit dunkelrothem, knapprasirtem Gesichte,

kurzgeschnittenem, grauen Haar und mächtigem Nacken. Seine Augen funkelten wie blanker Stahl und wie er den Arm erhob, war's, als wolle er rebellische Bestien mit der Eisenstange niederschlagen.

Im Nu war's still geworden, nur hie und da murrten noch Einige nach. Alle aber senkten die Köpfe und schienen tief zerknirscht, insbesondere Papa Moscas und seine Dame verkrochen sich ängstlich in einen Winkel.

Jetzt winkte der Gewaltige der kleinen Saphira, die Petrus bei der Hand faßte und ihm auf der Kanzeltreppe vorantrippelte.

Wenige Augenblicke später saß Petrus in einem reich ausgestatteten Arbeitskabinete, das ehedem das Refectorium des Klosters gewesen sein mochte. An den Wänden hingen alte Bildergewebe und werthvolle Gemälde; einige waren mit Vorhängen verdeckt. Musikinstrumente und Malergeräthe lagen umher. Die Deckenwölbung zierten gute Fresken.

Der Hausherr bot Petrus einen geschnitzten Lehnsessel und verabschiedete dann Saphira:

— Kleiner Zieraffe, ich werde Dich in's Kloster stecken, wenn Du das Volk da drüben so toll machst! Geh!

Die Kleine huschte schmollend hinaus, worauf der Mann sich an seinen Gast wendete:

— Der Teufel auch, Caballero, wie kommen Sie hieher?

Petrus suchte nach einer passenden Antwort, als ihn der Andere unterbrach:

— Ah, ich vergaß. — Ich bin der Doctor Don Pablo Lucientes, genannt Racoa .... Eine Cigarette, ich bitte? ....

Petrus verbeugte sich vor dem Manne, dessen Namen er als jenen des ersten Kunstkenners in Spanien kannte.

Dann nahm er die Cigarette und nannte seinen Namen.

— Caspita, rief der Doctor, bin hoch erfreut, ich schwärme für Ihre Bilder, Caballero ....

Nachdem unser Künstler darauf sein Abenteuer mit Papa Moscas berichtet, rief Racoa:

— So hat sich der verteufelte Don Felipe wieder den Schlüssel zur Hinterthür verschafft, gewiß durch diese Hexe, diese Saphira ....

— Darf ich fragen, Caballero, warf Petrus dazwischen, wo ich denn eigentlich bin?

— Wie, das wissen Sie nicht? .... In einer Heilanstalt für irrsinnige Künstler, die ich seit zwanzig Jahren zu leiten die Ehre habe.

Und Don Pablo verbeugte sich mit stolzem Lächeln.

Etwas Aehnliches hatte Petrus allerdings vermuthet, aber noch kam ihm Vieles räthselhaft vor in diesem wunderlichen Hause.

Als sie bei einer Flasche Val-de-Peñas saßen und den leichten Schillerwein schlürften, der in den braunen Bergen über der Mancha drüben wächst, da ward Don Pablo wunderbar mittheilsam.

— Die Kunst, rief er voll Feuer, die Kunst, Caballero, das ist mein Lebenselement. Habe selber mit Pinsel und Palette herumgestümpert. Als ich in Madrid prakticirte, da schrieb ich auch jahrelang über Kunst in einem ersten Blatte. Als ich aber Geld genug hatte, da nahm ich meine liebsten Bilder mit und zog mich hierher nach meiner Vaterstadt Burgos zurück. Längst schon trug ich mich mit dem Plane, eine Heilanstalt für irrsinnige Künstler zu gründen, um der Kunst zu retten, was ihr noch zu retten war. Caballero, ich habe wunderbare Curen gemacht. Man muß eben nur das Künstlervolk kennen mit seinen großen und kleinen Schwächen, da kommt man hinter die Behandlung. Größenwahn, Neid, getäuschte Hoffnungen, Cliquenwesen, Verfolgungswahn, Ateliersünden, Modellwirthschaft, diese Uebel zerstören oft die begnadetsten Talente. Auch die Kritik macht Manchen toll, kein Wunder! Sie treibt's oft toll genug.

Auf die Künstler, Caballero!

Und sie stießen an, daß es hell erklang.

— Ich kenne sie, die Künstler, fuhr der Doctor fort und seine Augen blitzten. Sie sind Kinder, wunderbegabte Kinder und wie Kinder muß man sie behandeln. Ich behandle meine zwei Dutzend Jungens drüben wie meine Kinder, streng, aber doch mit Güte. Sie sind mir alle an's Herz gewachsen, die armen Teufel, nicht weniger als meine Saphira, mein Alterskind, das alle Welt behext. Haben Sie gesehen, wie sie ihr huldigen? Das liegt so im Künstler; selbst im Irrsinn bleibt ihm noch ein Schimmer vom Ideal. Wenn's in gewöhnlichen Köpfen todte Nacht ist, in so einem Künstlerkopfe wird's nie ganz dunkel, so lange noch die Maschine geht. Freilich kann ich mich nicht mit Allen befassen; es darf kein Tollhäusler sein, der in die Jacke gehört. Sonst aber stehe ich meist für den Erfolg. Haben Sie den prächtigen Kerl mit den Pluderhosen und der Gürtelschärpe bemerkt? Er war ein großer Bildnißmaler! Ein mächtiges, ich möchte sagen, gewaltsames Talent! Der ist vor lauter System verrückt geworden; er ist die incarnirte Systematik. Sein Vorbild ist Rubens, dessen Technik er ganz wunderbar studirt hat. Prima-Malen ist sein Gesetz; er untermalt nie. Wenn Sie mich übrigens morgen noch einmal beehren, sollen Sie sich überzeugen, daß der Mann wirklich viel Talent hat. Er wird genesen. Der kleine Zierliche mit dem großen schwarzen Bart ist mein erster Colorist. Auf der Akademie zuckten sie die Achseln über ihn und thaten geringschätzig; später wuchs er allen über den Kopf, riesengroß! Die Farbensirene hatte es ihm angethan und seine Palette war eine Magie. Der rothe Flötenbläser ist ein Schüler der

spanischen Akademie in Rom. Sie kennen sie doch? Sie liegt auf der Höhe von S. Pietro in Montorio, prachtvoller Blick auf Stadt, Campagna und Meer! Später hat er bei Pradilla gearbeitet, wunderbare Studienköpfe in Wasserfarben. Doch Sie werden selber sehen, wenn wir von Staffelei zu Staffelei gehen. Bildhauer sind nur wenig da, die harmlosesten Leute. Der Graubart mit der Papiermütze ist über einem „Cid"-Denkmal ein Narr geworden. Die Leute haben Alles, was sie brauchen, Manche spielen nur, aber es gefällt ihnen bei mir. Sie kosten mich viel Geld, denn nur Wenige können die Pension zahlen. Aber was liegt daran, Caballero? Ich habe mit der Praxis in Madrid genug verdient und bin reich. Die Kunst ist mein Leben, um ein einziges großes Talent der Kunst zu retten, gäbe ich Alles hin.

Und Racoa's stahlgraue Augen leuchteten auf.

— Sie kommen doch morgen, Caballero?

Petrus verbrachte eine schlaflose Nacht. Er konnte es nicht in dem schwülen Alkoven aushalten, stand auf und schloß die mit verblichenen Goldschnörkeln gezierte Glasthüre, welche den Alkoven vom Zimmer trennte. Eine Zeit lang saß er am offenen Fenster, das in einen mit Gerümpel gefüllten, engen, feuchten Hofraum hinausging. Das bunt angestrichene Fachwerk eines hohen Hauses schaute in den Hof herein und dicht dahinter ragten die dunklen Thürme der Kathedrale hochauf in den Sternenschein. Es war still, nur Fledermäuse schossen durch die Luft. Petrus hatte einen leisen Schauer. Es war ihm, als müsse jeden Augenblick die Alkoventhüre sich öffnen und Papa Moscas mit seiner gespenstischen Gefährtin heraustreten. Der Braune öffnete den Mund so weit, wie das Uhrenmännlein an der Kathedrale und der Mund war wie ein Abgrund ....

War das nicht der dunkle Kopf Saphira's mit dem funkelnden Kamm, der dort zwischen den weißen Vorhängen der Glasthüre sich durchschob? Es waren dieselben stahlgrauen, magnetischen Augen, die Racoa hatte, wahre Thierbändigeraugen .... Das Zwielicht fiel in den Hof und Petrus athmete auf. Verschlafene Gestalten schwankten gähnend unten hin und her. Der „Mozo" begegnete der „Muchacha" und beide lächelten sich zu; er stolperte zum Maulthierstall, sie zur Brunnenrinne und hielt die nackten Füße unter. Petrus schaute zu, wie sie darauf ein Maulthier schoren. Dann kam die Tasse Chocolade und fast zugleich Don Pablo, der seinen Gast selber holte.

Als sie eine halbe Stunde später in's „Atelier" traten, fanden sie die Kranken fast vollzählig bei der Arbeit. Einige begrüßten den Doctor mit tiefen Verbeugungen, Andere schienen seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken, wieder Andere murrten vor sich hin.

Das erste, was Petrus in's Auge fiel, war Saphira, die vor dem bleichen Flötenspieler Modell saß. Wahrhaftig, der arme Narr war nicht übel

daran. Sie trug die Mantilla auf dem Kopf, mit einer Granatblüthe besteckt, ein schwarzes, knappes Leibchen und den unvermeidlichen Fächer, mit dem sie nach ihrer Weise manövrirte. In Petrus erwachte plötzlich der Maler mit aller Macht, das Modell war zu pikant. Saphira's Mutter mußte Andalusierin gewesen sein, denn nur die Augen hatte die Kleine vom castilischen Vater, alle anderen Züge in Gesicht und Gestalt deuteten auf das andalusische Frauenparadies. Wie sie so sichtlich bemüht war, Modell zu sitzen, war das etwas gedrückte, maurische Oval ihres hellbraunen, morbiden Kopfes seltsam anmuthig umschimmert. Die zartlinigen Unebenheiten der feinen Stirne gaben ein höchst wirkungsvolles Licht- und Schattenspiel; die malerisch angewurzelten, tiefschwarzen Haare und die etwas dunkleren Vertiefungen der Schläfen ließen die Stirne lichtvoller erscheinen. Der harte Glanz der geglätteten Haare war durch das Spitzentuch gemildert. Die Lippen des Mädchens, noch um einen Ton lebhafter als die Granatblüthe in den Haaren, waren nicht fein, sogar etwas banal, aber sie entsprachen in malerischer Hinsicht dem leicht gestauchten Kinn. Die Nase war ziemlich verfehlt, aber voll guter Laune. Die Kleine hatte die Fußknöchel gekreuzt, die schlank genug für eine afrikanische Spange schienen.

Petrus hätte um ein Haar dem Blassen Pinsel und Palette aus der Hand genommen, so stark führte ihn das seltene Modell in Versuchung.

Der Flötenspieler betrachtete den Gast mit sichtlichem Mißtrauen, während Saphira ihm ein leichtes Kopfnicken widmete.

Auf der Leinwand stand der Kopf zum Uebermalen fertig.

— Achten Sie darauf, flüsterte Racoa, wie Don Eugenio die Farben regelrecht aufsetzt.

Der junge Mann schickte sich eben an, seine Palette mit dem dünn zugeschliffenen Hornspatel zu präpariren.

Mittlerweile fand das Modell Zeit, Petrus zuzulächeln.

Der Bleiche aber strich auf: Venetianisch-Weiß, Lichtocker, Dunkelocker, gebrannte Siena, Eisenroth, Karminlack, Ultramarin, Elfenbeinschwarz — die Bildnißfarben. Dann kramte er unter den Pinseln und ergriff den Malerstock.

Beide schauten aufmerksam zu, was den Irren nicht zu belästigen schien.

Don Eugenio begann die Formen in markigen Pinselstrichen, in kantigen Flächen fest zu charakterisiren, ohne weitere Vermalung. Dann brachte er nacheinander Schattentöne, lichte Localtöne und Halbschatten an ....

Petrus war perplex. So malte ein Irrsinniger? Ein alter Akademiker wäre nicht methodischer vorgegangen.

Jetzt ging er an das Verbinden und Zusammenmodelliren durch die Mitteltöne. Der Pinsel stob über die Leinwand. Seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten ....

Das Bild konnte leidlich für ähnlich gelten, nur die Augen hatten nicht den richtigen Ausdruck ....

Plötzlich faßte der Irre den Malerstock, stieß das Bild durch und brach in Thränen aus, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Saphira sprang auf und sagte mit einem kühlen Lächeln begütigend:

— Don Luis, ein andermal! Beruhigen Sie sich!

— Armer Junge, murmelte Racoa, gewiß eine Liebesgeschichte, die ihn toll gemacht hat. Doch er wird geheilt werden, ganz gewiß ....

Dann gingen sie von Staffelei zu Staffelei. Sie sahen wunderliche Proben von kranker Einbildungskraft: hier rothe Spinnen, welche ihre Blutfäden über eine asphaltschwarze Landschaft zogen, dort einen Todtenschädel, aus dessen Augenhöhlen goldene Raupen krochen, auf einem dritten Bilde bunte Schmetterlinge im Hagelsturme und dann wieder phantastische Skizzen im Grandville'schen Style, bis in's Unglaubliche schweifend. Jetzt standen sie vor einer Composition des stattlichen Künstlers mit der Gürtelschärpe, der alsbald unter lebhaften Geberden sein „System" zu erläutern begann. Nach wenigen Sätzen erkannte Petrus, daß der Mann am „Rubens-Wahn" litt.

— Widersprechen Sie nicht, flüsterte Racoa seinem Begleiter zu, er verträgt keinen Widerspruch.

Ein mäßig großes Bild zeigte „Simson und Dalila" in dem Momente, wo die schlaue, blonde Schöne an ihrem arglosen Lagergenossen die bekannte Tücke vollzieht. Die energische Composition und die robuste Malweise erinnerten an die Rubens-Schule, aber es fehlte die Harmonie; zwischen höchsten Lichtern und tiefstem Schatten gab es keine Mitteltöne, wodurch die Wirkung erschreckend brutal wurde. Trotzdem lag hier unverkennbar ein Talent ersten Ranges vor.

Vor einer ziemlich weitläufigen Leinwand standen mehrere Irre, flüsternd, gestikulirend mit erregten Mienen.

Der kleine, zierliche Mann mit dem mächtigen, dunkelbärtigen, bleichen Kopfe hielt die Palette im Daumen. Es war der „große Colorist," der Liebling Racoa's.

Ueberlebensgroße Gestalten waren in eine blühende Frühlingslandschaft hineingestellt. Zwischen blaugoldenen Wolken taumelten Kinderköpfe, nicht größer als rothbackige Aepfel, übereinander und Sonnenstrahlen schossen einen Goldschauer auf die herumwirbelnden Köpfe. Einzelnes war erst mit Umbra in Umrissen angedeutet, andere Partien bereits untermalt, eine verwegene Gruppe beinahe vollendet. Sie trat aus dem heißleuchtenden Orangegrunde eines Liebeszeltes märchenhaft hell, innig umschlungen hervor.

— Wunderbar, Don Juan, rief der Doctor, den Künstler auf die Schulter klopfend; prächtige Wirkung!

Don Juan schien von diesem Lob gänzlich unberührt und setzte wieder den Pinsel an.

Es lag ein gewisser bestrickender Reiz in diesem Getümmel von glanzvollen Tönen, in der Behandlung des brocatisirenden Zeltstoffes, der bräunlichen Carnation der Leiber, des Contrastes der warmen und kalten Töne, aber die Form versank in der Farbe ....

Racoa meinte:

— Ich habe ihn erst seit Kurzem hier. In wenigen Monaten ist er wieder obenauf. Ein Genie!

Saphira, welche den beiden Männern nachgetänzelt war, begleitete alle Bemerkungen derselben mit ihrem magnetisch verwirrenden Augen- und Fächerspiel.

Zum Schlusse suchten sie Papa Moscas in einem bescheidenen Winkel auf. Er war mit einer Skizze: „Die Ermordung Riccio's" beschäftigt. Neben ihm saß die mausgraue Dame auf einem Schemel und las in gedämpftem, schleppenden Tone vor.

— Ein wunderliches Paar, bemerkte der Doctor. Sie zählen zu den ältesten Pensionären. Seit zehn Jahren skizzirt Don Felipe Riccio-Episoden und liest ihm Doña Pia, seine Gesponstin, die Geschichte von Maria Stuart vor. Man wird so ein Beispiel von Gattenliebe kaum mehr finden. Sie ist vollkommen gesund und brachte vor Jahren ihren Gatten selber hieher. Seitdem weicht sie nicht von seiner Seite. Harmlose Leute! Doch Sie müssen sich meine Bilder anschauen und eine Flasche Val-de-Peñas dazu trinken. Saphira, führe den Caballero in's Bilderzimmer.

Petrus stieg, von Saphira gefolgt, die Kanzeltreppe hinauf. Oben stand das Mädchen einen Augenblick still und warf einen Blick hinab. Der todtbleiche Don Eugenio schien wie von einem Fluidum berührt. Er erhob sich schwankend und schlich gesenkten Hauptes nach dem Beichtstuhle, aus welchem alsbald Flötentöne herauskamen.

Saphira lächelte Petrus zu. Wie von ungefähr fiel die Granatblüthe aus ihrem Haar zu Boden. Petrus bückte sich nieder, während die Kleine ihm zuflüsterte:

— Wenn Sie fortgehen, Caballero, auf ein Wort in der Vorhalle unten.

Petrus führte die Granatblüthe an seine Lippen.

Mittlerweile kam auch Racoa die Treppe herauf.

Die beiden Männer saßen im Bilderzimmer. Saphira brachte den Wein und füllte die langstieligen venetianischen Gläser, wobei ihr Blick unverwandt auf Petrus ruhte. Dann nippte sie und bot das Glas dem Gaste, dessen Hand leise zitterte, als er es zum Munde führte.

— Auf die Kunst! sprach Don Pablo, seinen Kelch erhebend, dessen farbiger Blumendecor im Widerscheine des Schillerweines funkelte.

Die Kleine war inzwischen hinausgehuscht, ihre Augen aber blieben da. Petrus konnte ihren letzten Blick nicht los werden und Don Pablo's Augen mit dem seltsamen Stahlganz verstärkten noch diese hartnäckige Vision.

Don Pablo war ein großer Kenner. Wäre auch sein Ruf als solcher Petrus unbekannt gewesen, ein Blick auf die Gemälde an den Wänden hätte jeden Zweifel ausgeschlossen.

Racoa hatte zumeist alte Bilder, besonders aus der altsevillanischen Schule, einige Jung-Andalusier aus der Murillo-Schule, Familienbildnisse von Goya, mit dem er mütterlicherseits verwandt war, und aus der neueren Zeit einzelne Kostbarkeiten von Fortuny, welcher damals gerade in die Mode gekommen war. Er schwärmte für die „Dunkelmaler," von Pacheco, Herrera und Zurbaran bis zum genial-verwegenen Goya, der, wie Voltaire sagte, den Teufel im Leibe hatte.

— Sie malten Lebendiges, diese Prachtkerle aus dem Süden, rief Don Pablo begeistert. Hatte der Herrera nicht eine diabolische Verwegenheit und sollte man nicht meinen, Zurbaran habe mit von der Ascese zerriebenem Fleisch gemalt! So ein Paar spanische Weiberaugen, die muß man malen können! Das ist eine Kunst, denn schaut man in diese Augen hinein, so wird's Einem heiß und kalt zugleich. Sie kennen doch Goya's Maria Luisa in der Madrider Galerie? Die Königin reitet einen Andalusierhengst und hat den Golddolman der Gardehusaren auf der einen Schulter. Doch was wäre all' die Pracht ohne die Augen! Schauen Sie sich dies Bildniß an. Es ist eine Großtante des Meisters als Braut. Sind das Augen! Himmelssehnsucht und Weltbegierde liegt darin, das spanische Weib wie es ist. War das ein Primamaler, dieser Goya! Wenige Pinselstriche, Eine Sitzung genügten und der lebendige Mensch schaute aus der Leinwand heraus. Dieses Helldunkel, diese durchsichtige Farbe, diese hinreißende Lebenswahrheit, ein echt spanischer Maler!

Racoa schwärmte noch, als der Wein schon längst ausgetrunken war. Seine energischen Züge schienen wie verklärt. Als die Siestastunde kam, nahm Petrus Abschied, aber nur für heute. In der kühlen Halle unten, beim Schildkrötenbrunnen, wartete Saphira.

Sie hielt einen Blumenstengel, womit sie die plumpen Panzerthiere unten am Halse kitzelte, daß sie die wunderlichsten Bewegungen machten.

Dazu lachte sie wie ein Kind vor sich hin.

— Señor, sprach sie, als Petrus an sie herantrat, mit plötzlicher Ernsthaftigkeit, ich finde das Leben in diesem Narrenheim sehr trübselig. Meinen Sie nicht auch?

— Seit wann finden Sie dies, Señorita?

— Seit gestern, Señor, erwiderte die Kleine, ohne Wimpernzucken.

Petrus war sichtlich verlegen. Das kam ihm unerwartet, wenn er's deuten durfte, wie er gerne mochte.

— Ich habe Ihnen auch etwas zu sagen, fuhr das Mädchen fort, während sie ihren Blumenstengel mit den spitzen Fingern aus dem Wasserbecken herausfischte. Don Eugenio ist kein Narr. Er stellt sich nur so, um in meiner Nähe zu sein. Seit gestern weiß ich's. Und nun gute Siesta, Señor, und auf Wiedersehen!

Sie knixte und war die Treppe hinauf.

Petrus stand wie betäubt.

Als er über die schattenlose Alameda und durch die stillen, holperichten Gassen hinschritt, fragte er sich:

— Was ist das für ein Kobold? Beim allmächtigen Cupido, bin ich verhext?

Und seit „gestern" war die Kleine so hellsichtig geworden! Dieser Don Eugenio spielte den Narren aus Liebe! Ein gefährlich Spiel! Der Gedanke an den blassen Schwärmer mit seiner greinenden Flöte ward unserem Künstler unerträglich. War's Instinct, war's Absicht, Saphira hatte mit diesem Worte den Funken angeblasen.

Ein Monat verging und Petrus B. war noch in Burgos. Keine Stadt Spaniens hatte ihn so lange interessirt. Er entdeckte täglich neue Reize an ihr und fand jedesmal Anlaß, sich darüber bei Don Pablo auszusprechen, welcher sich in der Gesellschaft des jungen Künstlers höchst wohl zu befinden schien. Saphira hatte gewiß Recht: dieser Don Eugenio war kein Narr, sondern ein Romanheld, zwei Typen, die sich allerdings nicht selten auf ein Haar ähnlich sehen.

Nachdem Petrus einmal auf der Fährte war, konnte er nicht begreifen, daß er dies nicht sofort gemerkt hatte, als er den verliebten Maler sah.

Don Eugenio hatte seinerseits auf den ersten Moment den Nebenbuhler herausgewittert. Je klarer ihm mit jedem Tage ward, daß Saphira den Fremden gerne litt, desto größere Mühe hatte er, seine Maske zu bewahren. Die Eifersucht machte ihn unvorsichtig und bald nahm sich auch Saphira nicht mehr die Mühe, den Flötenspieler als einen Geisteskranken zu behandeln.

Don Pablo, der nur sein Heilexperiment vor Augen hatte, war entzückt über die Cur. Er constatirte wohl eine bedeutende Reizbarkeit bei Don Eugenio, aber diese hatten ja alle Künstler, gesunde wie kranke. Petrus hütete sich wohl, den Doctor aufzuklären. Saphira hatte es ihm strenge verboten, die Enttäuschung, meinte sie, wäre zu schmerzlich für ihren Vater, wenn er sich sagen müßte, einen „Gesunden" geheilt zu haben.

Don Eugenio konnte einzig und allein nur durch Saphira geheilt werden, doch, seit Petrus gekommen, hatte die Kleine alle Lust zu einer solchen Cur verloren. Sie zog es vor, die Cur an dem fremden Künstler aus Paris mit dem feinen Kopfe und der weltmännischen Art zu erproben.

Die Behandlungsweise, welche das braune Mädchen anwendete, hatte allerdings vorläufig zur Folge, daß Petrus mit jedem Tage heilbedürftiger wurde, bis er endlich mit einer gewissen Feierlichkeit vor Don Pablo hintrat und sprach:

— Señor, wenn Sie mich los sein wollen, geben Sie mir Saphira zur Frau.

Racoa fiel aus den Wolken. An das hatte er niemals gedacht.

— Aber, Don Pedro, ich will Sie gar nicht los sein ... murmelte er.

— So gibt es, versetzte Petrus, kein besseres Mittel mich zurückzuhalten, als wenn Ihre Tochter meine Frau wird. Ich bleibe in Burgos.

Der Doctor schüttelte den Kopf.

— Ich kann die Kleine nicht entbehren. Sie ist ein Theil meiner Methode. Don Pedro, es wird nicht angehen. Sprechen wir nicht mehr davon.

Eine Woche lang sprachen sie nicht davon.

Da war große Bewegung im Atelier. Ein Skizzenbuch, das zufällig dort gefunden worden, ging von Hand zu Hand. Es gehörte Petrus B. Don Eugenio schien das Fieber zu haben, als er es durchblätterte. Fast auf jedem Blatte schaute ihm der Kopf Saphira's entgegen. Die Eifersucht übermannte ihn. Blatt für Blatt flog zerrissen aus dem Buche heraus, bis Saphira kam und ihm dasselbe aus den Händen nahm ....

Petrus und Racoa saßen im Bilderzimmer oben. Plötzlich erscholl von unten dumpfer Lärm und zwei Wärter erschienen mit verstörten Mienen an der Thüre.

— Was gibt's? grollte Don Pablo.

— Herr, stotterte der Eine, die Señorita ....

Petrus hörte nicht weiter. Mit einem Sprunge war er an der Thüre und einen Augenblick später die Treppe hinab.

Die Irren drängten sich mit erregten Mienen und wilden Geberden um die Staffelei Eugenio's, als Petrus erschien, dem Racoa kaum zu folgen vermochte.

Hier lag Saphira, wie leblos, mit Blut überströmt, das aus einer Brustwunde träufelte.

Der todtblasse Flötenspieler stand neben ihr mit verzerrten Zügen, ein blutiges Farbenmesser in der Hand ....

Man brachte das Mädchen hinauf, welches alsbald wieder zu sich kam. Der Doctor untersuchte die Wunde.

— Wird nicht viel bedeuten, erklärte er, sichtlich beruhigt, die dünne Klinge hat sich umgebogen . . . .

Petrus ergriff tiefbewegt seine Hand:

— Zum Glück, Don Pablo, zum Glück! . . . .

Nach einer Woche war Saphira so gut wie hergestellt. Racoa schien seltsam nachdenklich und vernachlässigte seine Bilder und Künstler. Man hatte Don Eugenio mit Gewalt hinwegbringen müssen, denn nun war er wirklich ein Wahnsinniger geworden, und zwar ein so gefährlicher, wie er in das System Don Pablo's nicht paßte. Der Dämon, den er freventlich herausgefordert, hatte ihn mit furchtbarem Griff in die Finsterniß geschleudert. . . .

Eines Morgens trat Petrus in das Bilderzimmer, wo Racoa ihn mit Ungeduld zu erwarten schien.

Der Doctor erhob sich und schloß den jungen Künstler in seine Arme.

— Nehmen Sie Saphira mit, meine Methode würde sie tödten. Und beide Männer hielten sich lange umarmt.

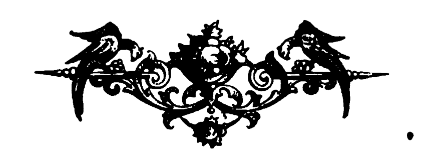
. . . .

. . . .

Kurz darauf kam Petrus B. zum nicht geringen Erstaunen seiner Freunde als junger Ehemann nach Paris zurück. Und von dort, wo er zur Stunde noch lebt, schrieb er dieser Tage an einen Freund:

— „Don Pablo Lucientes, genannt Racoa, ist dieser Tage arm und verlassen gestorben. Seine „Künstler“ haben sein Hab und Gut aufgezehrt. Einige gute Bilder sind sein ganzer Nachlaß. Er hat der Kunst Alles geopfert und ihr kein Talent zu retten vermocht, wie sein Ideal gewesen. Der große Colorist ist todt. . . . . . Soeben ist die Trauerkunde eingelaufen. Ich aber habe mir das Köstlichste gerettet, was der edle Schwärmer Racoa besessen:

Saphira, meine Frau!“





Aus Sturm und Wirrniss.

Sonetten-Cyclus

von

Cajetan Cerri.

Vien dietro a me, e lascia dir le genti.
Dante.

Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm.
Schiller.

1.

„Mach' Wenigen es recht"; — ein Spruch, den Weise
Mit Demantschrift auf Gold verew'gen sollen,
Denn schlimm ist's, aller Welt gefallen wollen,
Auch wenn verschieden der Gesinnung Kreise.
Wer fragt darnach? Dem Kind hier, dort dem Greise,
Dem Klugen heute, morgen dann dem Tollen,
Wo immer nur des Beifalls Würfel rollen
Wird man zum „Freund", auf daß uns Jeder preise.
Nur Beifall, Geltung! ob auch bloß zum Scheine
Durch Schein erreicht, vor dem die Würde flüchtet —
Gleichviel; nur Beifall, Geltung, nur dies Eine!
D'rum heißt der wahre Ursprung vieler Siege:
Die Allerwelts-Scheinfreundschaft, die da züchtet
Der Allerwelts-Scheinanerkennung Lüge.

2.

Laß' wahr uns sein! Dies wird zum Lichte führen,
Wenn auch zum Glanze nicht; ich will Dich mahnen:
Nicht darfst Du suchen auf der Wahrheit Bahnen
Was eitlen Sinn pflegt lockend zu berühren;
Denn ein Calvarienweg ist's. Hier umschnüren
Schmerzbande nur des Lichtes Unterthanen —
Und doch sei wahr! Das Beispiel großer Ahnen,
Es soll die Gluth des Opfermuthes schüren.
Folg' meinem Schritt; er lenkt zu einem Gotte,
Der, so wie Du, auch Dornen kennt und Thränen,
Und jedes Zucken sieht gequälter Sehnen.
Wohl wird die Welt mit Schimpf und hartem Spotte
Ob eines solchen Zieles Dich befehden —
„Du folge mir, und laß' die Leute reden."

3.

Tribunen, Mimen, Schreiber, Mikrologen,
Man nennt sie heute groß, je nach Belieben;
Und doch wie klein — oft —, wenn gerecht erwogen,
Was sie gedacht, gewollt, gethan, geschrieben!
Ward da noch äuß'res Blendwerk beigezogen,
Das Zwerge scheinbar in die Höh' getrieben,
Dünkt riesig dann dem Volk, vom Schein betrogen,
Was klein und kleinlich, wie es war, geblieben.
So sinkt der Ruhm an Werth und an Bedeutung,
So wächst die Macht der schlau verhüllten Blöße,
So greift um sich der Täuschung Welterbeutung;
Und Schlimm'res noch wird aus dem Wahn geboren:
Es gibt auf Erden kaum noch wahre Größe —
Selbst der Begriff, was groß sei, geht verloren!

4.

Nenn' gut das Gute, und nenn' schlecht das Schlechte;
Was anders klingt, ist das Charakterlose,
Das nie die wahre Meinung bringt, die rechte,
Und Alles gleichstellt: Distel, Aster, Rose.
Wohlwollen wär' es, das selbstlose, echte,
Was da gleicht katzenartigem Gekose,
Wenn's lobt, dafür im Tadel und Gefechte
Den Schein davon nur bietet und die Pose?
Ein Doppelspiel ist's, ohne Ernst und Adel,
Das Lob und Tadel, Zweck und Sinn vernichtet —
Lob sei das Lob, und Tadel sei der Tadel!
Und Eins bedenk': Dein Urtheil ist im Wesen
Dein Richter selbst. Man wird darnach gerichtet,
Wie man sich stellt zum Guten und zum Bösen.

5.

Wie herrlich, wenn in jubelndem Erwachen
Uns Freude winkt als schöner Götterfunken,
Wenn sich spontan das Herz, beglückt und trunken,
Ergießt durch reine Lust und helles Lachen!
Wie roh, wenn wir uns künstlich lustig machen,
Wo eine Welt in Schmerz und Leid versunken,
Wenn wir mit falschem Wonnegrinsen prunken,
Wo's klagend tönt aus allen Menschensprachen!
Gönnt auch dem Ernst, der Trauer ihre Rechte,
Und sucht nicht Freude stets, wollt' Ihr die echte;
Beständiges Frohlocken ist ein Wahn.
Kann ja doch nur, wenn schmerzgeklärt, auf Erden
Der Mensch zu Höherem gehoben werden —
Das Ewig-Lustige zieht nicht hinan.

6.

Gar viel die Menschen heut' vom „Zeitgeist" sprechen,
Der Volksglück schützt, daß Willkür es nicht raube —
„Die Botschaft hör' ich, doch mir fehlt der Glaube",
Seh' ich was Glück ist rings zusammenbrechen;
Die Selbstsucht herrscht, blind wühlt der Haß, Erfrechen
Verdrängt das Recht, das Hohe sinkt zum Staube,
Und in des Geiers Krallen stirbt die Taube,
Bis einst ein Aar ihr Blut wird blutig rächen.
Das wäre Glück? Seht doch als ernstes Mahnen
Der Menschheit Genius sich das Aug' verhüllen
Vor Dem, was naht im Zeichen uns'rer Fahnen!
Es naht — des Sehers Traum wird sich erfüllen:
Ein Weltbrand flammt empor auf allen Bahnen,
Und Thränen-Meere werden ihn kaum stillen!

7.

Wie? Dieses wilde, ungezähmte Jagen
Nach Hab' und Gut, nach Ruhm und eitlen Dingen,
Dies wüste Haschen, Hasten, Reizen, Ringen,
Dies stete Taumeln zwischen Wagen, Zagen,
Das nennt Ihr: Kampf ums „Dasein"? — Dieses Nagen
Am Mark der eignen Vollkraft, dies Erzwingen
Der stärksten Nerven-Spannung, bis sie springen,
Das soll dem Sein und Leben Früchte tragen?
Nicht doch! Heißt Leben sich des Daseins freuen,
So blüht's in jenem Sinn nur und Empfinden,
Die Maß und Ziel als Friedensport nicht scheuen;
Doch dieses ewig fieberhafte Werben,
Das Menschen preisgibt allen Sturmeswinden,
Ums „Dasein" nicht, ein Kampf ist es ums „Sterben!"

8.

Wer also maßvoll denkt und strebt, Der sehne,
Sagt Ihr, nach Sclaverei sich, und begehre,
Daß sich vergangnes Dunkel weiter dehne,
Und von uns Licht, Cultur und Freiheit wehre —
Ihr irrt, bei Gott! Die Freiheit lieb' ich, jene,
Die Menschenglück nicht trennt von Menschenehre,
Und so nicht duldet, daß man ihr entlehne
Durch Sinnesfälschung des Verderbens Lehre.
Ob Ihr's verneint, ob Ihr darüber rechtet,
Wahr bleibt es doch: nach Freiheit geht mein Sinnen,
Und frei bin ich nach Außen und nach Innen;
Frei von der Freiheit auch, die Andre knechtet,
Die bald dem Pöbel, bald den Mächt'gen schmeichelt,
Frei von der Freiheit, die nur Freiheit heuchelt.

9.

Die Erde wird allein Dir nicht gewähren
Die Kraft, o Mensch, ein Hohes zu erreichen;
Du darfst von ihr kein Wunderwerk begehren, —
Anthäus bist Du nicht, noch seinesgleichen!
Vom Götterkreis auch, dem urmächtig hehren,
Bleibst Du verbannt — Du würdest dort erbleichen;
Laß' Phaeton's Geschick Dich, Mensch, belehren:
Selbst er mußt' vor olymp'scher Sendung weichen.
Der Du kein Gott und kein Titan, nur eben
Ein Mensch bist, wisse: Dir bleibt das Bezwingen
Der Bestie in Dir selbst durch reines Streben;
So überwinde! daß Dir läuternd werde
Im Ideal die Kraft, die Sieg wird bringen —
Noch kämpft um Dich der Himmel mit der Erde.

10.

Genuß allein ist uns'res Lebens Sendung,
Da Freude nur und Lust der Schöpfung Wesen;
Ein Wahn der Schmerz! von diesem Wahn genesen
Und stets genießen nur — das die Vollendung!
So sprichst Du nach in williger Verblendung,
Weil es Dir paßt, was Du gehört, gelesen;
Wie aber falsch die Botschaft dieser Thesen,
Der Weltlauf zeigt's mit jeder Tageswendung.
„Schmerz ist der Grundton der Natur", so klagte
— Und stets galt ja dem Leben was er sagte —
Ein Großer einst auf seiner gold'nen Harfe;
Mit Recht! — Selbst Harlekin, des Spaßes Meister,
Der Selbstsucht Philosoph, ein schlauer, dreister,
Selbst Harlekin trägt eine schwarze Larve.

11.

Ein trübes Bild, zu seh'n im Niedergange
Des Schönen und des Geistes Welt begriffen,
Zu seh'n, wie sie, wohl mit geschminkter Wange,
Verdirbt an des Gemeinen Felsenriffen!
Ein Geck, ein Narr, ein Strolch, der reif zum Strange,
Ein Weib, in Sünden heimisch nur und Kniffen,
Treubruch und Schmach vom allertiefsten Range —
Das ist die Fracht auf uns'res Dichtens Schiffen.
Hinweg den Schmutz! — Ihr nahmt ihn „aus dem Leben"? —
Wählt denn der Geist nur Fäulniß, wie der Rabe,
Und hat die Kunst nach Rohem roh zu streben?
Du, den Talent läßt über Andre ragen
Als Geistesfürst, sorg' Du für edl're Gabe —
Bedenk', daß nur nach Hochwild Fürsten jagen.

12.

Ja wohl! Wer da will, was sich ziemt, erfahren,
Soll stets bei edlen Frauen darnach fragen;
Bei „edlen", also sittlichen — sie tragen
Die Welt in sich des Schicklichen, des Wahren.
Um das Gesetz allein kann sich nicht schaaren
Der Ethik ganze Macht; was soll in Tagen,
Wo Wahn und Lüge tollkühn Alles wagen,
An sich nur des Gesetzes Zwangsgebaren?
Die Wurzel muß am Menschheitsbaum gesunden,
Und wird es auch, wenn ernst, mit gleichem Schritte
Vorgeh'n Gesetz und Sitte, eng verbunden.
D'rum pflegt des Edlen Keim in Eurer Mitte,
Das züchtig „Weibliche"; es wird bekunden:
Der Mann schafft das Gesetz, das Weib die Sitte.

13.

Ein Etwas, endlos fort zertheilt, zerrissen,
Versenkt dann in des Weltalls kleinste Dinge,
Das wäre, Pantheist, das „Gott-Gewissen"?
Doch wo bleibt Gott in diesem Theilchen-Ringe?
Atomenklein läg' da zu meinen Füßen
Was ich so groß gedacht? Den ich bezwinge
Mit einem Tritt, den Wurm, soll ich begrüßen
Als Gottesträger? Wer sich's unterfinge!
Die Welt, selbst groß, kann ganz sich nur entfalten,
Wenn Größres noch in freiem Krafterzeugen
Als Ganzes über ihr mag ordnend walten.
Und groß ist auch — an sich —, trotz Schuld und Blöße,
Der Mensch! Er darf vor Kleinem sich nicht beugen —
Die Größe huldigt nur der größ'ren Größe.

14.

Aus mir, und aus der Welt, wie so verschieden
Des Herzens Ruf dort, hier des Geistes Spende!
„Im Glauben nur such' Licht, Erlösung, Frieden";
„„Frei macht der Zweifel bloß, des Wissens Ende"";
„Gott lenkt der Menschen Los; — „„Sein Schicksal schmieden
Muß selbst der Mensch, sein Gott sind seine Hände"";
„Du endest nicht ganz, endest Du hienieden";
„„Es bergen all' Dein Ich des Grabes Wände"".
Oh, welch' ein dunkles Chaos ward geschaffen
Ins helle Herzensparadies! Vom Affen
Stammst, Mensch, Du ab, gleich ihm bloß Thier, bloß Sache..!
Ist's wahr? — Was ist wahr, wenn ich nicht darf glauben?
Wenn sicher kaum, daß Raben keine Tauben?
Wahr ist dann nur das Nichts. — Vernunft, erwache!

15.

Thu' ich das Schlechte, grollst Du, Herr, dort oben,
Der Du mit Qualen folterst das Gewissen;
Thu' ich das Gute, grollen, höhnen, toben
Die Menschen unten, rastlos haßbeflissen.
Vom Schmerz zum Hasse hin und her geschoben,
Gefoltert dort, getreten hier mit Füßen —
Das, Creatur, Dein Los! Du wirst's erproben,
Wer auch Du seist, wenn Deine Thränen fließen.
Und doch ist Menschenliebe stets zu üben,
So lautet das Gebot, trotz Qual und Thränen;
Wie aber läßt sich, was uns haßt, doch lieben?
So reist im Zwiespalt fort des Denkers Leben:
Rebell und Märtyrer in einem Sehnen,
Prometheus schier und Christus hart daneben!

16.

Ein Crucifix am Weg . . . „Nun, was ist's eben?
Ein rohes Schnitzwerk, gut zu einem Schilde"!
So klingt's; doch mich beugt der Anbetung Streben
Vor dem Gedanken solcher Gottesmilde.
Kaum wagt der Blick sich flehend zu erheben
Zu so viel Größe in so schlichtem Bilde;
Was ist mein einzeln Ich, mein Leid, mein Leben?
Ein Grashalm auf dem weiten Weltgefilde!
Da tönt nun — horch! — vom Duldermund das warme
Erlösungswort herab: „Du, Sohn der Schmerzen,
Komm', weine still Dich aus an meinem Herzen!
Drum öffnete ich einst so weit die Arme,
Daß sie umfassen aller Dulder Schaaren,
Und wart' auf Dich seit fast zweitausend Jahren."



Don Carlos

im Lichte der spanischen Geschichtsforschung.

Von

Ludwig Perry.

„Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten.
Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller —“

Mit diesen Worten Orestes' kann man den Eindruck bezeichnen, den das Escorial, diese traurigste aller Residenzen, auf das Gemüth des fremden Besuchers macht. Ein Frösteln beschleicht uns; das Herz zieht sich zusammen und die Stimme erstirbt in der Kehle; es schauert uns ob dieser so nüchternen und doch so unheimlichen Eintönigkeit, die sogar für eine Gruft zu kalt, zu starr ist, und unsere Phantasie beginnt die gähnende, farblose Leere mit Gebilden zu bevölkern. Ist es unsere Schuld, wenn sie Alle die Gestalten blutiger Opfer annehmen? Und unter diesen wiederum, welche wäre unserer Erinnerung näher, unserem Herzen empfindlicher als die schnöde Hinmordung des eigenen Sohnes jenes Königs, der diesen Palast, halb Karthause, halb Kerker, erbaut, jenes Don Carlos, dessen Leidens- und Liebesgeschichte uns nie anders als verklärt von dem Strahlenglanze der Dichtung erschien, die unser größter Sänger ihr geweiht?

„Aber kommen Sie mir doch nicht mit solchen sentimentalen Märchen," schnarrte mich ein in der Geschichte seines Landes sattelfester Spanier an, als ich mir schüchtern erlaubte, meinen Reminiscenzen Ausdruck zu geben und ihn zu fragen, ob man Schiller's dramatische Dichtung auch in's Castilianische übertragen habe.

„Gewiß hat man das, aber es ist sehr zu bedauern, daß ihr großer Poet das Opfer derartiger französischer und italienischer Fabulisten geworden ist, wie der Abt v. San Real, wie Langle und Mercier, wie De Thou und Mathieu, wie Giustiniani und Leti. Wenn der Sohn Philipp's wirklich jenes Prototyp von Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit, jener vollendete Prinz und musterhafte Freund gewesen wäre, als welchen ihn Ihr „Skiller" (so klingt der Name im Munde der Spanier) hinstellt, dann hätte man, wie unser großer Geschichtsschreiber San Miguel sagt, nicht Thränen genug, um das Schicksal eines so verdienstvollen und unglücklichen Infanten zu beweinen. Glücklicherweise oder leider, wie Sie wollen, haben unsere Geschichtsforscher bis zur Unwiderleglichkeit dargethan, daß der Held des deutschen Drama's nichts weiter als ein Romanheld ist."

Ich wußte aus Erfahrung, daß die Spanier auf deutsche und überhaupt fremdländische Literatur nicht gut zu reden sind. Als vor drei Jahren die Säcularfeier Calderon's begangen wurde, mußten sie es sich allerdings gefallen lassen, daß selbst akademische Festschriften die Thatsache constatirten, wie die Werke dieses Dramatikers fast ganz in Vergessenheit gerathen wären, hätten nicht deutsche Forscher und Dichter deren Ausgrabung und Wiederbelebung unternommen. Aber im Allgemeinen begegnet man selbst dort, wo sich nicht bloß die absolute Unkenntniß dahinter birgt, einer solchen Geringschätzung für alles Ausländische, sofern es nicht französisch ist, daß man auf Rechnung derselben füglich auch manches Paradoxon setzen kann, welches man aus dem Munde der Eingeborenen zu hören bekömmt. Freilich, was Don Carlos und seine historische Grundlage anbelangt, so war mir hinreichend bekannt, wie viel poetische Licenz der Dichter für sich in Anspruch nahm, wenn er auf dem düsteren Hintergrunde des Hofes Philipp's und seiner Inquisition die Lichtgestalten des Infanten, des Marquis Posa und der Prinzessin Eboli sich abheben ließ. Hätte Schiller für ein spanisches Publikum geschrieben, so würde er dies freilich nicht nöthig gehabt haben, denn dessen Gefühlen sagt Blut auf Schwarz und Schwarz auf Blut in der Malerei, wie in der Dichtung so zu, daß es keines Lichtblickes bedarf, um sich an seinen Morales und Ribera, wie an seinen Repertoirestücken zu erfreuen, die in ihrer heute gegebenen Verarbeitung pure Mord- und Schauerdramen sind.

Immerhin trug dieses Intermezzo dazu bei, mich anzuregen, der spanischen Darstellung und Auffassung des wahrhaften Don Carlos nachzugehen, wie sie namentlich seitdem die unschätzbaren Archive von Simancas den Forschern mit großem Liberalismus zugänglich gemacht wurden, in Fachschriften niedergelegt wurde, und die nachfolgenden Blätter, die den Historikern von Beruf vielleicht nichts Neues sagen, mögen den Dilettanten

als die Ausbeute eines der ihrigen denn doch nicht so interesselos erscheinen, um sofort überschlagen zu werden.

Don Carlos, der erste Sohn Philipp II. aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Maria von Portugal, wurde am 5. Juli 1545 in Valladolid geboren. Seine Geburt gab seiner schönen und jugendlichen Mutter den Tod. Sein Vater verließ bald darauf Spanien, um in England, den Niederlanden und Deutschland seinen Herrscherpflichten zu genügen. Die Annahme, daß sein Großvater Carl V. sich der Erziehung des Enkels widmen konnte, wird mit dem Hinweise bestritten, daß derselbe erst kurz vor seinem Tode im Jahre 1558 nach Spanien zurückkehrte. So blieb also der junge Prinz der Obhut seines Oheims des Erzherzogs Maximilian, dessen Gemalin Maria und seiner Tante väterlicherseits der Prinzessin Johanna von Portugal anvertraut. Auf diesen Umstand führen es die spanischen Schriftsteller zurück, daß der Infant nicht mit jener Strenge erzogen wurde, die nur ein Vater üben kann. Die Tanten und der Oheim sollen ihn verwöhnt haben. Väterlicherseits war allerdings für strammere Zucht gesorgt. Garcia de Toledo, ein Bruder des Herzogs von Alba, und Honorato Juan, ein berühmter Humanist, der in seinem 50. Lebensjahre die Weihen nahm und Bischof wurde, waren als seine Erzieher bestellt; ein Mönch, Juan de Matienzo, sollte den Neunjährigen in die Kenntniß der lateinischen Sprache einführen. Dem Knaben wird nun wenig Gutes nachgesagt. Man citirt einen Bericht des venetianischen Gesandten, der erzählt, daß der Infant sich damit amüsire, lebende Kaninchen zu Tode zu martern. In einem Briefe an den König sagt Garcia de Toledo, daß die Studien und Uebungen des ihm anvertrauten Prinzen nicht den gewünschten Fortschritt machen, daß die Disciplin ohne jeden Erfolg bleibe, so daß er es als sehr nothwendig bezeichnen muß, „daß E. M. den Prinzen in einiger Zeit von näher sehen könne, auch ohne daß es für viele Tage wäre, denn wie verschieden können E. M. diejenigen berichten, die ihn nicht von jener Stelle und mit solcher Sorgfalt beobachten wie ich . . . .“ Dieser Satz deutet freilich darauf hin, daß der König von anderer Seite günstigere Berichte erhielt, worunter besonders der Almosenier Osorio gemeint sein soll. In einem Briefe vom 30. October 1558 beklagt der Studiendirector Honorato Juan gleichfalls den geringen Fortgang seines Zöglings. „Ich bedauere, daß er nicht so viel profitirt, als ich wünschen möchte; die Ursache, woher dies meines Erachtens kommt, werden E. M. vielleicht eines Tages glücklicherweise erkennen, so es Gott gefällt.“ Also auch hier eine geheimnißvolle Anspielung. Wie denn aber, wenn System in der Sache wäre, wenn die beiden Erzieher es darauf angelegt hätten, Vater und Sohn zu entfremden, um einer dritten Macht umso mehr Einfluß zu sichern? Darüber schweigen die Geschichtsschreiber,

verzeichnen aber desto begieriger, daß Carl V., als er auf der Reise nach S. Just endlich seinen damals eilfjährigen Enkel kennen lernte (also 1556 und nicht erst 1558), von dessen Conversation und Formen sehr unbefriedigt war. Und der Kaiser, der damals noch Muße fand, seinen eigenen gleichalterigen natürlichen Sohn, den später so berühmten Don Juan de Austria zu erziehen, soll passiv geblieben sein, als er seinen Enkel und den präsumtiven Erben seines Thrones in solch' verwahrlostem Geisteszustande fand.

In welchem Grade diese Schilderungen den von Natur aus ohnehin hartherzigen und mißtrauischen König, der seine Rückkehr nach Spanien mit einer Reihe von Autodafé's beging, bei seiner ersten nunmehrigen Begegnung mit seinem Sohne beeinflußten, auch darüber schweigen die Archive. Die Thatsache, daß Philipp II. sich in Folge des Friedens von Chateau-Cambresis mit Isabella von Valois verlobte, die eigentlich seinem Sohne zugedacht war, muß zwar zugegeben werden, dagegen wird mit allen Mitteln der Beredtsamkeit bestritten, daß sich Carlos und Isabella früher gekannt haben, „und selbst, wenn dies durch ein Bild der Fall gewesen wäre," so frägt ein Geschichtsschreiber, „welche Leidenschaft konnte zwischen einem Jüngling von 13 und einem Mädchen von 12 Jahren bestehen?" Nun, auf dem Gebiete der Leidenschaften sind es nicht die Archivacten, welche als Pulsometer dienen können. Man beruft sich ferner darauf, daß anläßlich der Vermälungsfeier (am 2. Februar 1560) Don Carlos als Brautführer figurirte; doch schließt vielleicht der Charakter seines Vaters aus, daß er da nur einem grausamen Befehle zu folgen hatte? Mit der Altersbestimmung der Königin passirt übrigens den Geschichtsschreibern etwas Menschliches, denn während man auf der einen Seite von ihr als von einem Kinde spricht, schildert sie ein Augenzeuge des Hochzeitsfestes als „18 Jahre 9 Monate und 18 Tage alt, klein, von gut geformtem Körper, zarter Taille, rundlich, brünettem Teint, schwarzem Haar, heitere und gute Augen, und sehr freundlich."

Zwanzig Tage nach der Hochzeit, am 22. Februar 1560, wurde Don Carlos in Toledo als Thronerbe proclamirt und nahm die Huldigung der Stände entgegen. Die Königin wohnte diesem Acte nicht bei, weil sie wenige Tage nach der Hochzeit an den Blattern erkrankte. Von Don Carlos wird berichtet, daß er an einem Wechselfieber litt und ganz blaß und schwankend die Ceremonie vollzog. Gleichwohl habe er den Herzog von Alba, der „aus Zerstreuung" den Handkuß zu leisten vergaß, so hart angelassen, daß der König seinen Sohn verhielt, dem Herzoge Genugthuung zu geben. Seither datirte die Feindschaft, die der Prinz gegen den Herzog hegte. Doch wir werden bald sehen, daß dieselbe anderen Ursprunges war. Das andauernde

Wechselfieber seines Sohnes bestimmte den König im Jahre 1561 an eine „Luftveränderung“ für denselben zu denken. Er schreibt zu diesem Behufe an die Statthalter von Gibraltar, Malaga und Murcia: „Ihr werdet schon vernommen haben, wie wenig Gesundheit mein Sohn hat und wie lange Zeit das Wechselfieber bei ihm anhält, das ihn so schwach und hinfällig macht, daß die Aerzte der Ansicht sind, er möge Luft verändern, und daß es ihm sehr angezeigt wäre, nach irgend einer Stadt an der Seeküste zu gehen &c.“ Und im nächstfolgenden Jahre, als bereits das Project vereinbart war, den Prinzen mit seiner Cousine, der Erzherzogin Anna, Tochter Maximilian's und Maria's, zu vermälen und als der kaiserliche Gesandte Guzman auf die Realisirung dieses Ehebundes dringt, wobei er ausdrücklich hervorhebt, daß das Wechselfieber des Infanten schon aufgehört habe, da läßt Philipp durch seinen Secretär (im März 1562) schreiben, daß „die Indisposition des Prinzen und sein Schwächezustand fortdauern und so groß sei und ihn die Krankheit so niederdrücke, daß er durchaus nicht in der Lage sei, den Ehebund zu vollziehen.“ Sollte dem König schon damals der Plan vorgeschwebt haben, auch diese zweite Braut seines Erstgeborenen heimzuführen, wie er dies ja später wirklich that?

Bisher ist es also den spanischen Historikern nicht sonderlich gelungen, uns an die Schuld Carlos glauben zu machen. Doch folgen wir ihren Aufzeichnungen weiter. Im Frühling 1562 schickt Philipp seinen Sohn nicht in eine Seestadt, sondern nach Alcalá, also an eine Universität, „damit er sich im Latein vervollkommne“ und gibt ihm als Gefährten zwei in der That sehr tüchtige junge Leute, Don Juan de Austria, seinen natürlichen Onkel, und den Prinzen Alexander Farnese von Parma. Gewiß hätte solche Gesellschaft den Infanten seinem Trübsinne entreißen können. Daß auch die Königin sich zur selben Zeit dort befand, oder daß Carlos mit ihr in S. Just zusammentraf, wird entschieden bestritten und ist bei dem argwöhnischen Charakter Philipp's auch nicht gut anzunehmen, wenn es auch mehrfach behauptet wurde. Allein nun mischt sich ein „Zufall“ in den Gang der Dinge. Im Archiv von Simancas befindet sich ein umfangreiches Actenstück, welches von dem königlichen Leibarzte geschrieben und für den Kaiser Ferdinand bestimmt, also anfängt: „Sonntag, am 19. April, um 12 Uhr Mittags, stürzte Se. Hoh., als dieselbe eine enge Treppe herabstieg, und fiel gegen eine Thüre an, die geschlossen war.“ Dieser Sturz sollte dem Prinzen verhängnißvoll werden, denn es mußten „verschiedene heikliche Operationen an seinem Schädel vorgenommen werden“ und dabei drohte ihm der Verlust des Augenlichtes. Auf die Nachricht von der Gefahr, in der sein Sohn schwebe, eilte der König herbei, ließ Bittgänge veranstalten und den Körper des nachher heilig gesprochenen Fray Diego herbeibringen,

dessen Berührung den Prinzen genesen machte — wovon jener ärztliche Bericht allerdings nichts erwähnt.

Von jener Zeit nun soll eine Zerrüttung im Denkvermögen des Prinzen datiren, die sich darin äußerte, daß er in seinem Wesen noch launenhafter wurde und in seinen Reden und Schriften „ganze Sätze umstieß und Perioden unvollendet ließ.“ Den Beweis für diese Behauptung bleiben uns die Historiographen jedoch theilweise schuldig. Das einzige Schriftstück, das unter dem Dictate des Infanten in jener Zeit oder doch bald darauf entstand und auf uns überkam, ist sein vom 19. Mai 1564 datirtes Testament. Dieses Document, das auf zehn Blättern geschrieben ist, deren jedes die Unterschrift des Prinzen in allerdings nichts weniger denn schöner Handschrift trägt, enthält eine Reihe von Bestimmungen, die durchaus für den frommen Sinn und die edlen Gefühle des Testators Zeugniß geben. Er wünscht im Habit eines Franciscaners ohne Pomp und Kosten begraben zu werden, macht bedeutende Vermächtnisse zu Gunsten frommer Stiftungen, darunter auch eine für ein Mönchskloster, dessen Mitglieder nachzuweisen haben, daß sie „alte Christen, frei von jeder jüdischen Race sind;“ bedenkt seine Diener und Freunde und eine gewisse Maria Garcedas, Zofe, besonders für den Fall, als sie in ein Kloster eintreten oder heiraten sollte, mit Legaten, kurz trifft Verfügungen, daß selbst seine Gegner zugeben müssen, dieselben seien „eines christlichen, frommen und gottesfürchtigen Jünglings würdig.“ Ja aber, so fügen sie hinzu, dieses Testament war nicht *sein* Werk, es wurde von des Königs Beichtvater, dem famosen Chaves, abgefaßt und vom Infanten lediglich unterschrieben.

Nun findet sich jedoch in dem Testamente eine Stelle, welche die Vertreter dieser Behauptung arg in die Enge treibt. Don Carlos empfiehlt darin nämlich auch die Heiligsprechung des seligen Fr. Diego de Alcalá, dessen Berührung ihn geheilt habe, mit folgenden Worten: „Denn als ich in meiner schweren Krankheit aufgegeben von den Aerzten und *verlassen vom König, meinem Vater*, war, da wurde der Körper des besagten Diego herbeigebracht ꝛc.“

Wie nun hält man es für möglich, daß der Beichtvater Philipp's, daß jener gefügige Mönch, welcher bekanntlich den Meuchelmord als zulässig erklärte, wenn ihn ein König anordne, sich vermessen hätte, solch' eine schwere Anschuldigung gegen seinen königlichen Herrn auszusprechen oder gar niederzuschreiben? Oder befand sich überhaupt am Hofe Philipp's eine Person, der ihr Leben so wenig galt, um sie eine solche Insinuation wagen zu lassen? Und gibt dieser Schmerzensschrei eines Sterbenden nicht zu denken über das Verhältniß des Vaters zum Sohne, wie er schon damals lange vor der Katastrophe bestand?

Doch die spanischen Historiker halten sich dabei nicht auf. Nach ihnen wäre des Infanten Leben und Treiben von nun an eine Kette von Auflehnungen und Unordnungen gewesen. Seinen Ajo Don Garcia de Toledo bedrohte er thätlich, so daß dieser endlich seine Demission gab, um durch Ruy Gomez de Silva, Fürst v. Eboli, abgelöst zu werden, einen Greis, den Don Carlos gleichfalls schlecht behandelt habe. Als der Großinquisitor Espinosa den Schauspieler Cisneros, der in des Infanten Gemächern Comödie spielen sollte, am Vorabende der Aufführung verbannte, stürzte sich der Prinz, mit einem Dolche bewaffnet, auf denselben und bedrohte ihn mit den Worten: „Pfaffe, Ihr wagt Euch nun auch an mich heran und verhindert Cisneros mir zu dienen? Beim Leben meines Vaters, seht zu, daß ich Euch nicht tödte.“ Nur mit Mühe gelang es angeblich, den Großinquisitor zu befreien. Ebenso soll er einen Kämmerer Alonzo de Cordova am Leben bedroht haben.

Man empfängt bisher den Eindruck, daß es den Biographen, von dem Zeitgenossen Cabrera angefangen bis auf den gelehrten modernen Akademiker Valera, darum zu thun ist, den Infanten als eine Art Hamlet hinzustellen, und so geben sie sich denn alle Mühe, recht viele Anekdoten zu häufen, die jedoch im Grunde nichts anderes beweisen, als daß der Prinz gegen seine Umgebung, in der er durchwegs Spione seines Vaters erblicken durfte, möglichst ungnädig und jähzornig war. Davon, daß er sich in die Politik zu mischen begann, geschieht erst später Erwähnung. Im Jahre 1565 faßte der zwanzigjährige Prinz den Entschluß, nach den Niederlanden zu entweichen, unter dem Vorwande, nach Malta gegen die Ungläubigen zu ziehen. Es wird aber nirgends widerlegt, daß er diesen Plan erst corrigirte, nachdem ihm sein Vater die Bewilligung, sich gleich seinen Jugendgefährten Don Juan de Austria und Alexander Farnese auf dem Felde der Ehre zu versuchen, verweigerte. Schon hatte er 50.000 Thaler aufgebracht und sich eine Verkleidung verschafft, um unbemerkt zu entkommen, als sein Ajo, Fürst Eboli, den er in's Vertrauen gezogen hatte, ihn dem Könige verrieth, der nun wohl — das verschweigen die getreuen Historiker — die Ueberwachung seines Sohnes verschärfte. Trotz der Vorstellungen seiner Schwester Margaretha v. Parma, trotz des dringenden Abrathens des Kaisers, sendete Philipp im Jahre 1567 den blutigen Herzog v. Alba nach den Niederlanden. Als Alba sich von Don Carlos verabschieden kam, warf ihm dieser vor, daß er ein Amt an sich reiße, welches ihm, dem Thronerben, zukomme, worauf Alba antwortete, daß der König wahrscheinlich seinen Sohn nicht solchen Gefahren aussetzen wolle. Darob soll nun — so erzählt Cabrera — der Infant ausgerufen haben: „Eher durchbohre ich Euch das Herz, bevor ich zustimme, daß Ihr nach Flandern geht,“ indem er sich gezückten

Dolches auf Alba stürzte, der seinerseits, um dem Stoße auszuweichen, den Prinzen umfaßte und so lange festhielt, bis die Kämmerer herbeikamen, um die Streitenden zu trennen. Der Nachwelt kann diese bis zur Phrenesie gesteigerte Abneigung gegen die „zweibeinige Hyäne" Alba den unglücklichen Prinzen nur sympathisch machen.

Von da ab betreibt der Infant seine Fluchtpläne mit fieberhafter Aufregung. Kann man aber auch wirklich von einer Absicht heimlich zu entkommen sprechen, angesichts der Naivetät, mit welcher Don Carlos sich aller Welt anvertraut? Er schickt zwei seiner Kammerherren aus mit Briefen an die Magnaten in Andalusien und Castilien, daß sie ihm durch Geld „zu einer Unternehmung behilflich seien, die er plane." Natürlich wanderten diese Briefe in das Kabinet des Königs.

Er vertraut sich seinem Oheim Juan de Austria an und bittet ihn um Unterstützung seines Vorhabens, an den Hof Maximilian's zu flüchten. Aber kann Don Juan, selbst ein Gegenstand eifersüchtiger Ueberwachung des Königs, den er vergebens um ein Commando bittet, sich so arg compromittiren? Er versucht erst seinem Neffen und Altersgefährten dieses Vorhaben auszureden und gibt dann, als er diese Bemühungen scheitern sieht, dem Könige Kenntniß von den Plänen des Infanten. Als ob Philipp nicht längst darum gewußt hätte! Aber was that dieser herrliche Vater? Er legte einem Consilium von Juristen und Theologen, das heißt von Jesuiten und Beichtvätern, darunter auch derselbe Chaves, der das Testament des Infanten verfaßt haben soll, die Frage vor: Ob er mit gutem Gewissen fortfahren könne, die Fluchtpläne seines Sohnes zu ignoriren, was dieses Gewissenstribunal mit „Nein" beantwortete. Unterdessen hatte Don Carlos von seinen Getreuen 150.000 Thaler aufgetrieben und nun schrieb er am 17. Jänner 1568 an den Generalpostmeister in Madrid, Raimund v. Taxis, er möge für den nächsten Abend Pferde vorbereiten. Taxis antwortete, er habe keine zur Verfügung, da alle auswärts seien und schickte den Brief des Prinzen schleunigst dem Könige zu, der sich im Prado befand, von wo er augenblicklich nach Madrid eilte.

Am folgenden Tage, den 18. Jänner, als an einem Sonntag, ging Philipp mit seinem Sohne und den in Madrid weilenden Erzherzogen Rudolf und Ernst feierlich zur Kirche. Und während Vater und Sohn vereint vor dem Altare des Herrn dem heiligen Acte des Meßopfers anwohnten, war im Geiste des fürchterlichen Philipp schon die Gewaltthat beschlossen, der sein eigen Fleisch und Blut, sein Sohn und der Erbe seines Reiches, zum Opfer fallen sollte. Auffallend ist auch, daß während für alle bisherigen Vorgänge doch wenigstens halbwegs respectable Belege angeführt wurden, man für die folgenden Geschehnisse nur zwei sehr fragwürdige Zeugnisse

anzuführen hat, die Aufzeichnungen eines italienischen Dieners des Fürsten v. Eboli und die eines sponischen Thürhüters des Prinzen. Dieser letztere Gewährsmann erzählt, Don Carlos habe die Nacht zuvor bei S. Jeromino gebeichtet und dabei gesagt, daß er die Absicht habe, einen Menschen umzubringen, worauf ihm der Beichtpriester die Absolution verweigerte. Hierüber habe dann Don Carlos einige Mönche von Atocha und den Augustiner Alvarado zu sich beschieden, um von ihnen zu erlangen, daß sie ihm die Absolution für den beabsichtigten Mord ertheilen. Doch hätten sich Alle geweigert, selbst als er ihnen vorschlug, ihm nur eine ungeweihte Hostie zu reichen. Während sich die frommen Väter hierüber „scandalisirten," nahm der Prior von Atocha den Prinzen bei Seite und forderte ihn auf, ihm doch den Mann zu bezeichnen, den er tödten wolle; vielleicht werde ihm dann der Ablaß ertheilt werden können. Darauf habe der Prinz erklärt, es sei der König, sein Vater. Der Prior aber suchte den Infanten noch etwas hinzuhalten mit allerlei Vorwänden und ohne ihm die Absolution zu ertheilen, brachte er Alles zur Kenntniß des Königs. Auf diese durch keine weitere Andeutung beglaubigte, an vielen inneren Unwahrscheinlichkeiten leidende Aufzeichnung eines untergeordneten Dieners hin, gründet Llorente seine Anschuldigung des Vater- und Königsmordes. Nach derselben Quelle hätte Don Carlos am Nachmittage desselben Sonntags mit Don Juan de Austria, der ihn besuchen kam, eine heftige Scene gehabt, in deren Verfolg er sein Schwert zog. Nur durch das Eindringen der im Vorzimmer harrenden Gefolgschaft wurde Blutvergießen verhütet, da auch Don Juan sich anschickte, vom Leder zu ziehen.

Die nachfolgende Scene wird wenigstens von beiden Zeugen ziemlich übereinstimmend erzählt, von dem Italiener zumal mit besonderer Anschaulichkeit.

Don Carlos hatte sich an diesem Sonntage zeitlicher als gewöhnlich zu Bette begeben, da er sich unwohl fühlte, als plötzlich kurz vor Mitternacht der König, begleitet vom Fürsten Eboli, vom Prior von S. Juan und Luis Quijada in das Schlafgemach des Prinzen, das die diensthuenden Kämmerer offen zu lassen beauftragt waren, eintrat. Einige Diener mit Hämmern und Nägeln folgten. Der Prinz schlief und als er erwachte, hatte man ihm bereits eine Pistole und einen Degen entzogen, die er unter seiner Bettdecke verwahrte. Seine ersten Worte waren: „Was wünscht E. M.? Welche Stunde ist dies? Will E. M. mich tödten oder verhaften?" — „Nicht das Eine, noch das Andere, Prinz," antwortete der König, „sondern was Ihr gleich sehen werdet." Und auf sein Zeichen begann man Thüren und Fenster zu vernageln. Der König eröffnete nun dem Prinzen, daß er bis auf weiteren Befehl dieses Gemach nicht verlassen werde und bestellte den Herzog v. Lerma, Quijada und Mendoza zu seinen Wächtern.

„Tödten mich E. M. lieber, anstatt mich einzusperren, sonst tödte ich mich selbst!“ — „Beruhigt Euch,“ erwiederte Philipp mit größtem Phlegma, „was geschieht, ist zu Euerem Besten und Heil.“ Sodann ließ der König alle Schlüssel herbeiholen und einen Schreibtisch öffnen, aus dem er selbst alle darin enthaltenen Papiere an sich nahm. Don Carlos wollte sich in den offenen Kamin stürzen, aber der Prior hielt ihn zurück und der König, zu dessen Füßen sich Don Carlos warf, gab mit größter Seelenruhe, die selbst diesen Lakaien unbegreiflich schien, die Befehle wegen seiner strengen Bewachung. Nicht Feuer noch Licht dürfe dem Gefangenen gebracht werden, nicht Messer oder Gabel, weßhalb ihm alle Speisen zerschnitten servirt wurden; Niemand erhielt Zutritt, mit Niemandem durfte er heimlich sprechen u. s. f. und all' dies mußten die zu seiner Bewachung Bestellten zuschwören. Bezeichnend ist, daß jener italienische Diener Eboli's in seinen Aufschreibungen sich nicht eines Ausrufes des Bedauerns enthalten kann, welches ihm „questo povero principe giovane et senza vitti, amator della giustitia á suo modo pero et in oppinione liberale che non ne sa male á persona“ einflößt. Und des Weiteren verzeichnet er als merkwürdig, wie wenig „Rumor“ eine so große Execution gemacht habe, ohne „daß man die mindeste Alteration sowohl bei den Ministern und im Palais, als besonders beim Könige wahrgenommen hätte.“

Aber so viel Ruhe Philipp auch äußerlich an den Tag legen mochte, so rührig zeigte er sich nun, wo es gilt, seinem lang verhaltenen Grimme gegen seinen Sohn Luft zu machen. Schon am nächsten Morgen berief er in seine Appartements alle seine Minister und gab ihnen von dem Geschehenen Kenntniß, und am 20. Jänner setzte er einen eigenen Gerichtshof ein, dessen Präsidium er sich vorbehielt, während Espinosa, Eboli — also die erbittertsten Feinde des Prinzen — zu Beisitzern ernannt wurden. Don Diego, Bribiesca Muñatones, Rath von Castilien, sollte die Anklage, Pedro el Hoyo, das Protokoll führen.

Und jetzt erwartet man, die Vertheidiger Philipp's werden aus den Anklageacten darthun, welches Verbrechen dem Thronfolger zur Last gelegt wurde, so schwer, so furchtbar, um eine so unnatürliche Gewaltthat zu rechtfertigen. Doch nichts dergleichen geschieht. Seit Jahren, wenigstens seit dem in Spanien die Inquisition nicht mehr die Censur übt, forscht man nach diesen Proceßacten. Vergebens. Als General Kellermann Valladolid besetzte, ersuchten ihn mehrere Gelehrte, einen „grünen Koffer“ öffnen zu lassen, der sich in Simancas befinde und angeblich die Proceßacten gegen Don Carlos enthalte. Dies geschah, man fand in der That Proceßacten, aber der Angeklagte hieß nicht Don Carlos, sondern Rodrigo Calderon.

Ebensowenig befanden sich dieselben in Paris, wo sie Llorente vermuthet, oder im Escorial, wohin sie Ferdinand VII. soll übertragen haben. Weder der belgische Archivar Mr. Gachard, noch die spanischen Akademiker Lafuente und Valera, die denselben eifrigst nachforschten, vermochten sie aufzufinden, und so ist man sehr versucht anzunehmen, daß sich dieselben unter jenen Papieren befanden, deren Verbrennung Philipp II. im 14. Codicill seines Testamentes anordnete, weil sie „vergangene und abgethane Angelegenheiten, speciell von Verstorbenen" betrafen.

Dagegen enthält das Archiv von Simancas einen ganzen Stoß von Briefen Philipp's über diese „Affaire," wie er sich selbst ausdrückt. Man weiß, daß dieser König fast ebensoviel Ströme Tinte als Blutes vergossen hat und mit seinen in dem erwähnten Staatsarchiv allein vorhandenen Manuscripten und Memorials vermöchte man Folianten zu füllen. Mit derselben Ruhe und Ausführlichkeit, mit der er heute die haarsträubenden Ordres niederschrieb, wie der edle Montigny erdrosselt werden solle, damit es den Anschein habe, daß er sich selbst den Tod gegeben, dictirte er morgen die Titulaturen und Abzeichen seiner diversen Beamten. So hat er denn auch anläßlich der Verhaftung des Thronfolgers nicht bloß an alle Städte, Prälaten, Domcapitel, Rathskammern, Gouverneure und Friedensrichter eine Reihe von Episteln gerichtet, sondern insbesondere den heiligen Vater, den Kaiser und die Kaiserin, seine Schwester die Königin Portugals, den Herzog von Alba und noch andere Souveräne und fürstliche Persönlichkeiten mit langathmigen Handschreiben bedacht. Man sollte nun glauben, daß der König wenigstens in dieser Correspondenz mit seinen nächsten Angehörigen, wenn nicht sein Herz ausschüttet, so doch seinen Vorgang als Vater rechtfertigt. Allein vergebens durchstöbern die Fachmänner alle diese Documente nach einer positiven Angabe über die Ursachen, die den Monarchen oder den Vater bestimmten, der Welt dieses selbst für die damalige an Gräuel gewöhnte Zeit entsetzliche Schauspiel zu geben. Seiner Schwester gegenüber betheuert er zunächst, welches Opfer es ihn gekostet habe, „um die Pflichten zu erfüllen, die ich Gott gegenüber als christlicher Fürst und den Staaten gegenüber, welche er gnädig mir anvertraut hat, habe." „Die Ursachen, sowohl die alten, als die neuerlich hinzugekommenen, die mich zu dieser Entscheidung genöthigt haben, sind solche und von solcher Art, daß weder ich sie wiederholen, noch E. H. sie hören könnte, ohne Schmerz und Bedauern zu erneuern; zudem werden E. H. dieselben seinerzeit vernehmen. Nur schien es mir an der Zeit zu bemerken, daß das Fundament dieser meiner Entschließung weder zusammenhängt mit einer Schuld oder Ungehorsam oder Mangel an Ehrerbietung, noch auf eine Züchtigung gerichtet ist, die, obzwar auch hiefür genügender Anlaß vorhanden wäre,

ihre Zeit und ihr Ende haben könnte ..... Es hat diese Angelegenheit einen anderen Ursprung und Wurzel, wogegen weder die Zeit noch Mittel Abhilfe schaffen können ....."

Am selben Tage — 20. Jänner 1568 — schreibt der König an den Papst, und in dieser Epistel betheuert er zunächst, daß er es bei der Erziehung seines Sohnes an nichts fehlen ließ, daß aber, nachdem man alle Mittel angewendet, um einige Excesse zu unterdrücken, die aus seiner Natur und seiner besonderen Veranlagung entsprangen, Alles aber fruchtlos geblieben sei und die Sachen so weit vorgeschritten seien, daß kein Mittel mehr übrig zu bleiben schien, um seinen Pflichten gegen Gott und seine Staaten gerecht zu werden, er sich genöthigt sah, diese „Veränderung" mit seinem Sohne vorzunehmen.

Gleich dunkel ist der Rede Sinn in dem Briefe an Kaiser Maximilian II., dessen Präambulum noch länger ist, um dann zu dem Schlusse zu gelangen, daß der Kaiser einsehen möge, wie diese Entschließung „nicht abhänge von einer gegen mich begangenen schuldbaren Handlung, noch daß an dem Prinzen eine Schuld in Sachen des Glaubens hafte, noch daß diese Maßregel als Mittel zu seiner Besserung ergriffen wurde." Und selbst seinem Vertrauten Alba, der doch überdies durch seinen Bruder, den Ajo und Richter des Prinzen, von Allem unterrichtet sein mußte, schreibt der König in denselben geheimnißvollen Wendungen, doch fügt er ausdrücklich hinzu, der Herzog möge nicht die Meinung aufkommen lassen, als ob Don Carlos des Abfalls vom Glauben oder der „Rebellion" sich schuldig gemacht hätte.

Welchen Verbrechens wurde der unglückliche Prinz also beschuldigt, weßhalb ihm der Proceß gemacht? Dieses tragische Räthsel vermögen die „Ehrenretter" Philipp's nicht zu lösen. Selbst Cabreras, der betheuert „nur das zu schreiben, was er damals und später gesehen und gehört, Dank dem Zutritt, den er von Kindheit auf in die Gemächer der Fürstlichkeiten hatte," weist den Verdacht eines Anschlages auf des Königs Leben zurück, und dasselbe thut Estrada, so daß De Thou und Llorente mit dieser Version ziemlich isolirt dastehen. Daß es sich um sträfliche Beziehungen zwischen Don Carlos und der Königin, seiner Stiefmutter, handelte, dagegen wird unter Anderem geltend gemacht, daß Philipp's argwöhnische Natur und sein wohl organisirtes Ueberwachungssystem schon die Anbahnung eines solchen Verhältnisses unmöglich gemacht hätte, und daß zudem die Königin unter jenen Personen genannt wird, die während der Gefangenschaft des Prinzen um die Erlaubniß baten, denselben besuchen zu dürfen. Wie hätte das die Königin, deren ganzes Naturell als ein sehr passives geschildert wird, jemals wagen dürfen, wenn wirklich auch nur der Schatten eines Verdachtes auf ihr gelastet hätte?

Es kann hier nicht Aufgabe sein, den verschiedenen Schriftstellern in ihren verschiedenen Conjuncturen zu folgen. Genug, daß keiner derselben den Schleier zu lüften vermag, der diesen Proceß umhüllt. Auch ein neuestens in Rom aufgefundener vertraulicher Brief Philipp's an Pius V. soll die gesuchte Aufklärung nicht bieten. So bleibt den spanischen Historikern nichts übrig, als zu präsumiren, daß Don Carlos in strafwürdigen Verbindungen mit den „Ketzern" stand. Ihnen genügt es, daß er eingestandenermaßen nach Flandern und Deutschland entfliehen wollte, um ihn in den Geruch des Abfalles vom Glauben zu bringen und für Philipp's „Strenge" eine Erklärung zu finden in den Worten, die er zehn Jahre zuvor angesichts der Scheiterhaufen von Valladolid sprach: „Und wenn es mein eigener Sohn wäre, und ich wüßte ihn der Ketzerei schuldig, mit eigener Hand würde ich das Holz für den Scheiterhaufen herbeitragen, auf dem er verbrannt würde." Und an der Hand dieser Auslegung sucht man die himmelschreiende That des grausamen Königs in Parallele zu bringen mit dem Opfer Abraham's!

Denn umsonst flehten das deutsche Kaiserpaar, flehten die Beherrscher Portugals des Vaters Milde an, umsonst richtete selbst Pius V. einen eindringlichen Brief an Philipp, um dessen Gnade für den Prinzen zu erbitten. Der König wie der Vater blieb unbeugsam, und als das Tribunal erklärte, es müsse das verwirkte Leben des Prinzen in die Hand des Königs legen, bestätigte er das Todesurtheil. Doch nein, die „Ehrenretter" wissen ja zu berichten, der König habe diesen Act der Selbstverleugnung nur geübt, weil damals schon gewiß war, daß der Gesundheitszustand des Prinzen die Vollstreckung des Urtheils überflüssig machen werde.

Sie vergessen mit einem Male der strengen Haft, in der sich der Infant befand und die ihn jedes Actes der Selbstbestimmung unfähig machte, um die Anschuldigung zu erheben, der Prinz habe sich durch die Ausschweifungen und Zügellosigkeiten, die er während dieser Zeit beging, selbst gemordet.

Sein ganzes Benehmen wird nun als das eines Wahnsinnigen geschildert. So soll er Eiswasser in Uebermaß getrunken und sein ganzes Bett damit überschüttet haben, ganze Nächte nackt und barfuß in seinem Zimmer auf- und abgerannt sein und nachdem er eine Zeitlang nichts als Schneewasser zu sich genommen, und sein Vater ihm diesfalls Vorstellungen machte, habe er mit solcher Gier und in solchen Mengen feste Speisen verschlungen, daß sein geschwächter Magen sie nicht verdauen konnte und er in ein heftiges Fieber verfiel.

Gegen den ihn behandelnden Arzt Olivares, den Leibarzt des Königs, wird von Llorente der Verdacht erhoben, daß er des Patienten Tage abzukürzen — beauftragt war. Thatsächlich berichtet Cabrera, daß der Prinz heftige Purgantien bekam, „die ihm große Schmerzen verursachten und von

übler Wirkung waren." Endlich nahte die Stunde der Erlösung und auf Zureden seiner Umgebung ließ sich Don Carlos mit den heiligen Sterbesacramenten versehen — am 21. Juli — die ihm der Beichtvater Diego de Chaves administrirte, durch den er auch den König um Verzeihung bitten ließ. Philipp hatte in jenem Momente nichts Eiligeres zu thun, als an seinen Botschafter im Vatican zu schreiben, um ihm Instructionen zu ertheilen für den Fall, als der Papst sein Befremden darüber ausdrücken sollte, daß dem Prinzen die Sacramente gespendet wurden, trotzdem der König selbst ihn als geistesverwirrt bezeichnet habe. Darauf möge, so lautete das Sophisma des Königs, der Botschafter erwiedern, „es gehe sehr wohl an, daß Einer im Stande sei, die heiligen Sacramente zu empfangen, auch wenn er nicht fähig und geeignet wäre zu Regierung und Herrschaft und zu Dingen dieser Art." Zugleich befrug der König seine Gewissensräthe, ob er seinen Sohn segnen könne, bevor dieser sterbe, worauf dieselben erklärten, daß des Königs Anwesenheit den Sterbenden ergreifen und keinem von Beiden frommen dürfte. Aus diesem Grunde beschränkte sich der König darauf, in der Nacht vom 23. zum 24. Juli heimlich in das Sterbegemach zu treten und hinter dem Fürsten Eboli und dem Prior von S. Juan verborgen, die Arme segnend gegen seinen Sohn auszubreiten. Um 4 Uhr Morgens hatte der unglückliche Prinz ausgerungen und alsbald schickt sich der schreibselige Vater an, selbst die Todesanzeige zu verfassen: „Samstag, als man den 24. dieses Juli-Monates zählte, vor Tagesanbruch, hat es unserem Herrn gefallen, den durchlauchtigsten Prinzen Carlos, meinen sehr theuern und sehr geliebten Sohn zu sich zu nehmen, nachdem er drei Tage zuvor die heiligen Sacramente mit großer Devotion empfangen. Sein Ende war so christlich und das eines so katholischen Fürsten, daß es mir zu großem Troste gereichte in dem Schmerz und Leidwesen, den ich um seines Todes hege, zumal man mit Recht zu Gott und seiner Barmherzigkeit hoffen darf, daß er ihn zu sich genommen, um ihn seiner ewig genießen zu lassen."

Das Leichenbegängniß wurde mit großem Pomp zuerst in Madrid begangen, bis dann die sterblichen Reste des beklagenswerthen Prinzen im Escorial beigesetzt wurden. Hehrer und unvergänglicher als das Denkmal der Fürstengruft erhebt sich jenes Monument, das der deutsche Dichter ihm gesetzt, dessen edler Sinn selbst die von allem Schauer der Unduldsamkeit und der Schreckensherrschaft umflossene Erscheinung des Königs Philipp menschlicher und unserem Gefühl minder widerlich zu gestalten wußte, als jene spanischen Geschichtsforscher, die sich die „Ehrenrettung" jenes Monarchen mit einem Erfolge angelegen sein ließen, über den die Leser dieser Skizze nun selbst urtheilen können.



Prolog.*

Von

Albert Meltner.

Ein Hochgefühl beseligendster Art
Zieht ein in uns're Brust mit dieser Stunde,
Denn ein Gedanke, lang geheim gewahrt,
Gewinnt Gestalt und einigt uns zum Bunde,
Der fest und treu zusammenhalten wird,
Weil uns doch All' der gleiche Wunsch beseelt:
Zu sühnen, wo die Väter schon gefehlt.

Der Kranz, der dem Unsterblichen gebührt
Und den die Menschheit unbewußt oft windet,
Bis endlich sie das Haupt, das würd'ge findet —
Schmiegt wohl schon längst sich an die Schläfen dessen,
Den sie zu Wien — fast sind es hundert Jahre —
Auf schmucklos, schlichter, unbekränzter Bahre
Zu Grab' getragen, um ihn zu vergessen.

Wer ist auch unersetzlich wohl für Alle?
An wessen Grabe trauert eine Welt?
Die Liebe geht nicht selten in die Falle,
Die trügerisch der falsche Schein ihr stellt.
So Manchen, den noch uns're Väter priesen
Als Einzigen und Größten seiner Zeit,
Hat unser Urtheil rauh' zurückgewiesen
Vom Strahlentempel der Unsterblichkeit;
Und Manchen wieder, welchen sie verläugnet,
Hat unser Herz sich liebend angeeignet.

* Zu einem Concerte zu Gunsten des Mozart-Denkmalfondes.

Hinauf, hinab schwankt wohl die Wage immer
Bald heller wird und matter bald der Schimmer,
Den Menschengunst um Menschen weben kann,
Denn auch die Größe fühlt der Zeiten Bann.
Allein der Glanz, der allgemach entglüht,
Der Knospe gleich, die an zur Rose blüht,
Er dauert länger als die Glut, die hell
Mit einem Mal aufflammend, sich verzehrt:
Die guten Früchte reifen niemals schnell
Und sind uns eben darum doppelt werth.

Und mälig wuchs und unscheinbar der Ruhm
Des armen Todten im verscholl'nen Grabe,
Bis endlich seines Geistes Schöpferthum
Und seiner Lieder unschätzbare Gabe
Bewundernd ward und jubelnd anerkannt,
Wo über Leben sich der Himmel spannt.

Dein Grab vergaßen — Meister Mozart — sie,
Doch jenen Schatz, den Deine Kunst der Welt
Verschwenderisch in reichster Fülle lieh,
Damit der schöne Glaube sich erhält
An Ideale, die unwandelbar
Dem Sturm der Zeiten trotzend, hell und klar
Der bangen Seele süße Sehnsucht bilden —
Den Wunderschatz, den Du aus Lichtgefilden
Herabgeholt, der Menschheit zum Gewinnst —
Wir lernten ehren ihn in vollem Maß
Und rückhaltslos erkennend Dein Verdienst,
Flocht eine Welt, die einst Dein Grab vergaß,
Den Lorbeer Dir — der dauernd um Dein Haupt
Sich als des Sieges stolzes Zeichen laubt.

Wie Mozart schuf, kann keine Sprache schildern
Und seine Größe, sie bestimmt kein Wort,
Denn unnachahmlich klingt aus seinen Bildern
Der reinen Sphären heiliger Accord.
Nur die Natur war seine Lehrerin
Und sie ließ ihn hinweg die Schleier zieh'n,
Die ihre Wunder andern Staubgebor'nen
Als Räthsel unlösbar erscheinen lassen;
Ihm war vergönnt es, ihm dem Gotterkornen
In's Tongebild', in's herrliche zu fassen,
Was nur dem Blick der Sel'gen sich verräth:
Der Schöpfung stolz erhab'ne Majestät.

Sein Genius trug ihn auf sicherm Pfad
Dem Lichte zu, dem sonst kein Auge naht;

Er durfte wandeln über Wunderbrücken,
Die von den Sternen hin zu Sternen geh'n
Und lernte dort in staunendem Entzücken
Die Harmonie der Welt des Licht's versteh'n.

Der holde Lenz und alle seine Pracht,
Die duftig aus unzähligen Blüthen lacht;
Die reine Liebe, die da selbstvergessen
Ihr Glück nur will nach fremdem Glücke messen,
Der Seligen heit're lichterfüllte Räume
Und ihrer Herzensunschuld schöne Träume —
Dies Alles schildert Mozart uns im Lied',
Das uns erfrischt so Seele als Gemüth.
Doch auch die wilderglühte Leidenschaft
Die sich verbündet mit Dämonenkraft,
Um kühn des Lasters Banner zu entfalten
Und mit des Schicksals streng gerechtem Walten
Den Kampf zu wagen, spricht zu uns in Tönen,
Die mächtig nach in unsern Herzen dröhnen.

Und Wesen gab er und Gestalt und Leben
Den Liedern, die aus seinem Herzen quollen,
So daß nicht geisterhaft sie uns umschweben,
Gleich flücht'gen Träumen, die uns täuschen wollen.
Das Menschendasein, seine Lust, sein Leid,
Bedingt vom wechselvollen Gang der Zeit
Stellt er in klangerfüllten Bildern dar,
So wirkungsvoll als einzig schön und wahr.
Messias ward er für die deutsche Kunst,
Der deutschen Muse der Musik errang
Vor Allem er zuerst der Menge Gunst,
Bahnbrechend ihr, für ihren Siegesgang!

Ist nun der Kranz, den um des Meisters Haupt
Die Welt gewunden, Lohn genug für ihn?
In Einem wohl, denn keine Zeit entlaubt
Den Lorbeerzweig und trübt sein helles Grün;
In Allem nicht, denn das Symbol allein
Kann nicht das Zeichen wahren Dankes sein.

Wer Großes schuf, lebt in den Menschen fort,
Die seine Schöpfung immer neu bestaunen
Und unbeirrt von eitlen Tageslaunen
Kämpft für das Schöne stets das rechte Wort.
Von stelbst gestaltet vor dem Blick der Menge
Das Bild des großen Mannes sich — und gerne
Flieht aus des Lebens flimmerndem Gedränge
Ins eig'ne Herz man, wo gleich einem Sterne

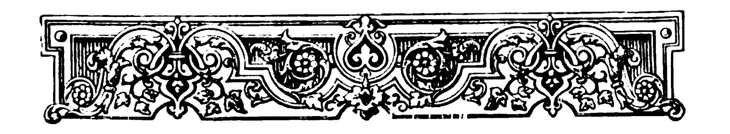
In trüber Nacht das liebgeword'ne Bild
Dem innern Auge strahlend sich enthüllt.
Und solch ein Bild das in den Herzen wohnt
Ist würdig wohl, daß an erhabner Stelle
Wo mächtig brandet stets des Lebens Welle,
Aus Erz und Stein geformt es herrlich thront —
Um Denkmal wohl, doch Dankmal auch zu sein,
Das Liebe durfte dem Geliebten weih'n.

Und Mozarts Bild, das hier in uns'rem Wien
So Greis als Kind im Herzen liebend trägt,
Weil jede Stunde uns gemahnt an ihn
Und neue Dankesschuld uns auferlegt.
Und Mozarts Bild, wir schauen es noch nicht,
Verabsäumt ward bis nun die schöne Pflicht
Den Genius in würd'ger Form zu ehren,
Den ewigen Ruhm durch irdischen zu mehren.
Ein Hochgefühl beseligendster Art
Zieht ein in uns're Brust mit dieser Stunde,
Wo von uns Allen hier vereint im Bunde
Der erste Stein gelegt zum Denkmal ward,
Das baldigst uns vollendet grüßen mag.

O lang ersehnter, freudenreicher Tag
An dem von Mozarts Bild die Hülle fällt;
An dem um ihn, der einst der Uns're war,
Sich jubelnd drängt die unzählbare Schaar,
Die seine Kunst begeistert und beseelt.

Wien säume nicht, von allen Deinen Söhnen
Der Besten Einen gilt es ja zu krönen;
Und in dem Denkmal, das Du Mozarts Manen
Als dauernd Zeichen Deiner Liebe weihst,
Liegt eine Bürgschaft mehr, daß auf den Bahnen
Des Lichtes wandelnd, herrlich Du gedeihst.





Gedichte

von

Ferdinand von Saar.

Spätherbst.

Novembernebel füllen
Mit feuchtem Grau das Thal,
Als wollten sie verhüllen
Die Erde, kahl und fahl.

Mit seinem dunklen Saume
Gespenstisch ragt der Wald,
Daraus, so wie im Traume,
Von fern die Axt erschallt.

Den Pfad mit kühlem Hauche
Umwittert ödes Weh',
Verwaist am dorn'gen Strauche
Bebt Hagebutt' und Schleh'.

Wohin die Tritte streben,
Versinkt der Fuß im Koth —
Mühselig ist das Leben
Und traurig wie der Tod.

Böse Jahre.

In meinem Leben gab es böse Jahre —
Wie jene aus der Bibel waren's sieben —
Da hat mich ein Verhängniß umgetrieben,
Ich wandelte — und lag doch auf der Bahre.

Nicht ein Erinnern, das ich voll bewahre
Aus jener Zeit, wo, ohne Frucht geblieben,
Mein Geist in ödem Denken sich zerrieben
Und Gram und Sorge bleichten meine Haare!

Gleich schwerem Traum zerfloß ihr dunkles Walten,
Und auf vernarbte Wunden kann ich zeigen,
Kaum wissend mehr, von wem ich sie erhalten.

Nur manchmal, einzeln und in wirrem Reigen,
Auftauchen schattenhafte Mahngestalten:
Männer und Frau'n, die wie aus Gräbern steigen.

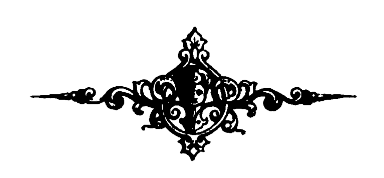
Gefaßt.

Da schon die Schatten länger werden
Und still zur Rüste geht mein Tag,
Frag' ich mich oft, was mir auf Erden
Die Zeit noch Alles bringen mag.

Ob sie noch hell mein Haupt umschimmert
Mit eines letzten Glückes Strahl —
Ob sie den dunklen Sarg mir zimmert
Aus einer letzten, tiefen Qual?

Wie immer auch — ich will's ertragen;
Was ich vermocht, hab' ich vollbracht
Und hab' dabei, ich darf es sagen,
Nicht an das eig'ne Wohl gedacht.

Dir, heil'ge Kunst, galt all mein Leben,
Und war ich auch von Schuld nicht rein:
Vor keiner Stunde will ich beben —
Und sollte sie das Ende sein!





Mein Neffe.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Er hat eine liebe schöne Mama, er hat eine vortreffliche Wärterin und einen Hofstaat von mehr oder minder hübschen Frauen und Jungfrauen, und Alle buhlen um seine Gunst. Und er läßt sich ihre Huldigungen gefallen, belohnt dieselben wohl auch mit einem Lächeln, aber das Herz des Sultans auf das mache Keine sich Rechnung, das ist vergeben — das gehört der Tante. Wenn sie in's Zimmer tritt, da leuchten seine großen blauen Augen, sein noch spärlich besetzter rosiger Mund öffnet sich lachend, seine dicken Aermchen breiten sich aus, das ganze kleine Wesen strebt der Kommenden entgegen, jeder Laut seiner eigenthümlich beredten Sprache, jede Geberde bedeutet: Nimm mich! nimm mich!

Die Tante gäbe was darum, daß es ihr gelänge zu verbergen, wie geschmeichelt sie sich fühlt, wie stolz und selig; aber sie vermag es nicht und die Rivalinnen spotten: Seht die Thörin! sie thut, als ob die Flatterhaftigkeit nicht zu Hause wäre unter den Kindern. Wir wollen sehen, wie lange die große Zuneigung dauert bei dem Altersunterschied, wollen sehen, was die Zukunft bringt. — Thörinnen Ihr selbst! wer wird immer an die Zukunft denken, die Gegenwart ist auch etwas. Komm Du nur, mein Herzensschatz, mein schneeweißer Blasengel, komm, seien wir vergnügt . . . .

Den Unterschied im Alter werfen sie uns vor? rechnen schnöde nach, daß er ein halbes Jahrhundert beträgt, plus einem halben Jahrzehnt? — Lächerlich! Auf die Sympathie kommt es an, die gleicht Alles aus. Uns zwei verbinden dieselben Neigungen. Die zum Beispiel, zum braven Wurstel, der keinen Kopf mehr hat, sondern nur noch ein Gesicht, und, so oft man ihm einen Stoß in den Magen versetzt, vor Freude die Pauke schlägt. Und dann

unsere Vorliebe für Astronomie, für Bücher, für Musik — ebenfalls gemeinsam. Wenn der Vollmond hell und glänzend über der großen Linde steht, wer ist entzückter, der Neffe oder die Tante? Von einem Fenster zum andern pendelt sie mit ihm, und sie fragen sich, ob es nicht am Ende gar zwei Monde gibt, für jedes Fenster einen, und ob sich nicht ein Standpunkt finden ließe, von dem aus beide zu erblicken wären?

Wenn die Lampe gebracht wird, setzt man sich an den Tisch. Auf dem liegen zwei Bücher und eines davon gehört dem Bübchen, und das Gesicht des Bübchens verklärt sich, als das Buch aufgeschlagen wird. Er jauchzt und hämmert darauf los mit den Fäustchen, und patscht darauf los mit den kleinen flachen Händen. O die Wonne des Kindleins, die Wonne beim Anblick eines Buches! Und jeden Gegenstand, der darin abgebildet ist, kennt er schon.

— Zeig mir den Lord, Bubi!

Bubi sieht mich ernsthaft an, wendet den Kopf und deutet mit ausgestrecktem Zeigefingerchen auf den wirklichen Lord, der neben der Gehschule auf dem Teppich liegt.

Ja, bravo! ja, dort ist der Lord! .... Beim Wort: bravo lacht der Kleine und applaudirt aus Leibeskräften. — Gut also! Aber jetzt zeig' mir den Lord im Buche. — Da? nein, das ist eine Gießkanne. Zeig' mir den Lord. Beharrlich tippt Bubi mit der Spitze seines Fingerchens auf dem bunt bemalten Blatte herum und gelangt zu dem Bilde eines Reiters und einer Reiterin, ganz oben an dem Rande. — Papa und Mama, siehst Du, Papa und Mama auf dem Schimmel und auf dem Braun? Hopp, mein Schimmerl! Hopp, mein Braun! Sing schön, Bubi! Sing .... Willst nicht singen: Hopp, mein Schimmerl? Nun, so sing: Sel vojaček pro tabaček .... Bitte, bitte, sing!

Bubi greift im ersten Schrecken über diese Zumuthung an den Kopf, beginnt aber bald leise und in den höchsten Tönen zu quitschen: ah — ah — ah — ah. — Und wer das nicht gehört hat — hat nichts gehört, und wer das schelmische Zwinkern der halb zugedrückten Augen nicht gesehen hat, aus denen das Wohlgefallen des Bübchens an der ersten eigenen Kunstleistung glänzt — der hat nichts gesehen.

Mitten im Gesang unterbricht er sich, verlangt nach dem andern Buch, dreht es in seinen unbeholfenen Händen, keucht vor Anstrengung und macht eine Lippe wie Carl V. Ein Dieb, der eine Wertheimische Casse aufbricht, hat gewiß nicht mehr Mühe als das Bübchen mit dem Oeffnen des Buches. Welche Ausdauer kommt dabei zu Tage! — Sie wird mit Erfolg gekrönt, das kleine Buch liegt aufgeschlagen auf dem großen, ein paar Finger der rechten Hand haben das Blatt erwischt, auf dem der linke Arm ruht und

zupfen und reißen und ritz ratz geht es, Ecke um Ecke, Seite um Seite, das Bübchen geräth immer mehr in Eifer, der Boden ist mit Papierschnitzeln bedeckt.

Glücklicher Autor! Ein Exemplar deines eben erschienenen Werkes hat bereits reißenden Absatz gefunden.

Frau Dadak, die Wärterin, blickt herüber von ihrem Platz im Fenster, und sagt vor sich hin: Alles sollte man ihm doch nicht erlauben. Ueber und über erröthet die Tante. — Ach, Frau Dadak, ich kann nichts dafür, daß er die Bücher so gern hat, entschuldigt sie sich, und sucht die Aufmerksamkeit des Kindleins wieder auf Papa und Mama zu lenken. — Gib der guten Mama einen Kuß, Bubi! Und Bubi beugt sich vor, reicht aber nicht bis zur Höhe, in der Papa und Mama sich befinden und drückt seine Küsse auf einen ihm näher liegenden Schiebkarren. Die Tante sagt: Gut, schon gut, und jetzt sag' Papa! sag' Papa, mein Schatz, mein allerliebster! sag': Pa — pa —

Und das Bübchen voll Gehorsam und gutem Willen formt den Mund, spitzt ihn, zieht ihn in die Breite, pafft wie ein Raucher und stößt auf einmal hervor: Mem! Die Begeisterung der Tante kennt keine Grenzen. — Haben Sie gehört, Frau Dadak, er hat „mem" gesagt!

— O ja, antwortet Frau Dadak unbegreiflich kühl, er sagt oft „mem," er hat auch schon zu mir „mem" gesagt. Und jetzt kriegt er sein Souper und wird schlafen gehen.

— Vorher aber darf ich ihm noch eine Biscote geben, weil er so brav ist. — Bubi schlägt die Hände bittend zusammen, als er seine Lieblingsspeise nennen hört, Frau Dadak ist bezwungen und bewilligt eine halbe Biscote, die Bubi, auf dem Schoß der Tante sitzend, verzehrt, das heißt, verzehren will, denn kaum hat er angefangen und schon erhebt sich Lord, tritt vor das Kindlein und betrachtet es mit seinen treuen Jagdhundaugen, und wedelt mit seinem schweren, kurzhaarigen Schwanz so langsam und so traurig, als ob es gälte, seinen besten Freund auszuläuten. Das Kind versteht ihn und reicht ihm die Biscote zum daran riechen hin, was dem Lord ein Genuß ist, jedoch kein vollständiger. — Gib ihm, sagt die Tante, gib ihm ein Stückchen. Und richtig, Bubi bricht ein Stückchen von seiner Biscote ab und bietet es dem Lord an, und in dem nachdenklichen Gesicht des Kindes ist etwas zu lesen wie eine Frage: Wirst du es nehmen? Wirst du so indiscret sein? Anständige Wesen pflegen nur dergleichen zu thun, als ob sie von mir etwas annehmen würden. Indessen der Lord ist gefräßig, er nimmt allen Ernstes an, und — dankbar. Er dreht den Hals und mit einer Seite seines mächtigen Gebisses hebt er das Bröcklein aus der Hand des Kindes, so vorsichtig, mit solcher Behutsamkeit, wie ein Uhrmacher mit der Zange das feinste Rädchen aus einer winzigen Damenuhr hebt.

Das gefällt dem Kindlein so gut, daß es gleich ein zweites Stückchen spendet und ein drittes und so fort, bis nichts mehr da ist und es aufmerksam und enttäuscht seine leeren kleinen Hände betrachtet. —

Zur guten Stunde erscheint das Souper, Bubi wird von Frau Dadak gefüttert. Seine frischen Aeuglein blicken immer müder und fallen allmälig zu, aber der Mund öffnet sich regelmäßig vor dem mit Suppe beladenen, Einlaß heischenden Löffel. Von Zeit zu Zeit wendet der Kleine sich zur Tante und blinzelt sie freundlich an, was zweifellos bedeutet: Es schmeckt mir, ich bin schläfrig, aber — wir bleiben die Alten, und morgen, auf Wiedersehen.

Aus ist das Souper und jetzt nur geschwind in's Bettlein.

— Ich trag' ihn hinein, Frau Dadak! erlauben Sie's, weil heute sein Geburtstag ist und der meine auch . . . .

Ach Jesus! Im Augenblick, in dem die Tante das Bübchen zu sich emporhebt, wird es munter, jauchzt auf, schlägt mit den Armen wie mit Flügeln und verlangt nach einem Galöppchen durch das Zimmer.

Da öffnet sich die Thür, Mama tritt ein. — Geht er denn noch nicht schlafen, der Kleine? fragt sie. — Er geht schon, antwortet die Tante, und fühlt sich sehr beschämt.

Das Kind wandert in die Arme seiner geliebten, seiner rechtmäßigen Eigenthümerin, und sie legt es in sein Gitterbettchen, knieet neben dasselbe nieder und sagt: Schlaf' Bubi, schlaf'! — Und der Schalk bleibt eine Weile regungslos, plötzlich jedoch strecken seine Beine sich in die Höhe und heben ein Schlagen und Wirbeln an, daß die Decke nur so davon fliegt. — Bubi, spricht Mama verweisend, was ist denn das für ein unartiger Bub? Du! du! unartiger Bub! . . . . Sie droht und Bubi droht mit; droht dem unartigen Buben, mit dem er nichts zu thun hat. Er, der Brave, verschränkt die Händchen auf der wieder zurecht gelegten Decke, hebt sie nur noch ein einziges Mal, um Mama's Wangen zärtlich zu streicheln, und liegt dann still und ruhig.

Mein Neffe schläft.





Heldentod.*

Von

Marie v. Najmájer.

Im Frühroth leuchten die Alpenhöh'n,
Auf schmeichelnden Flügeln hat der Föhn
Die Wolken fortgetragen,
Die tief verhängend den Sonnenstrahl,
Als Regen hernieder strömten in's Thal
Seit ungezählten Tagen.

Am Abhang steiler Bergeswand
Die kühn umfängt das Schienenband,
Da steht auf hoher Warte
Der Wächter der Bahn im Sonnenlicht,
Wie stets im Regen und Nebel dicht
Er hier des Frühzugs harrte.

Es glänzt der Morgen weit und breit
In lang entbehrter Herrlichkeit,
Daß selber dem Alpensohne
Das Herz nun höher, freier schlägt,
Da Berg um Berg im Frühroth trägt
Die leuchtende Felsenkrone.

Nun ist's, als bebe leise der Grund;
Von fernher thut's ein Brausen kund,
Der Frühzug ist in der Nähe;
Doch nimmer kommt er noch in Sicht;
Die Wendung des Berg's gestattet es nicht,
Daß ihn das Aug' erspähe.

* Nach einer im Sommer 1882 in der Schweiz vorgefallenen Begebenheit.

Da — jählings dröhnt's von oben her:
Ein Felsstück löst sich dumpf und schwer
Vom durchgeweichten Grunde,
Und rollt herab, und liegt nun schräg
Inmitten auf dem Schienenweg —
Das Werk war's einer Secunde.

Der Wächter blickt entsetzt, erstarrt;
Vernichtung ist's, die des Zuges harrt,
Ein Sturz in grausige Schlünde;
Der Führer des Zug's kann nichts erschau'n,
Die Wendung verdeckt ihm noch das Grau'n —
Und Niemand, der es ihm künde!

Ein Augenblick, entscheidend und groß;
Es frägt sich um das Todesloos
Von Hunderten oder Mehren.
Ein Sprung — der Wächter ist auf dem Geleis',
Auf seiner inneren Stimme Geheiß,
Und wagt den Versuch, den hehren.

Die sonst im Schrecken erlahmt, die Kraft,
Sie wächst ihm in edler Leidenschaft,
In Mannesmuth und Erbarmen;
Er stemmt sich gegen den schweren Stein,
Er faßt ihn an, er klemmt ihn ein,
Als thät' er's mit zwanzig Armen.

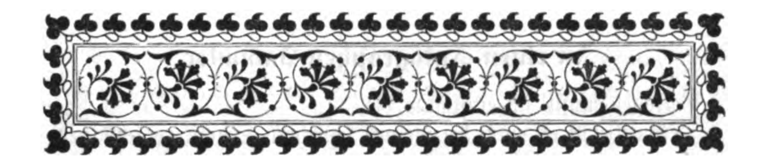
Vielleicht! — Doch nein, umsonst! Er kann,
In bebender Hast, der einzelne Mann,
Des Felsstück's Herr nicht werden.
Entsetzen! Schon braust heran der Zug,
Und die er bringt im raschen Flug —
Ihr letzter Hauch ist's auf Erden.

Er springt nicht zurück! Er macht nicht Halt!
Es wächst übermenschlich ihm die Gewalt,
Er ringt in stiller Größe.
O herrlicher Sieg! Er hats erreicht —
Es regt sich der schwere Stein, er weicht
Dem letzten seiner Stöße.

Doch schleudert die angewendete Kraft
Ihn selbst zu Boden — er stürzt erschlafft
Zurück, quer über die Schienen —
Zu spät! — Er sieht, wie das Rad sich schwingt,
Und sieht, wie der Führer zu halten ringt
Mit ganz verstörten Mienen —

Vorbei! — Und Hunderte ahnen nicht,
Daß jetzt ein Aug' im Tode bricht
Für sie — nur der Schreckensbleiche,
Der Führer sieht's und verwünscht den Tag,
Da solch' ein Mensch als Opfer erlag,
Und segnet die Heldenleiche.





Am Wege.

Occassionelle Impromptus

von

Friedr. Ferd. Grafen Beust.

An die „Concordia".

Wohl Dir, Concordia! Du weißt es wahr zu machen:
Concordia parva crescunt! wie die Alten lehren;
Der Geister Kampf in edlem Wettstreit anzufachen,
Doch Recht und Ueberzeugung And'rer stets zu ehren,
Das war Dein Wahlspruch und das waren Deine Thaten.
O, könnten in Depeschen doch und ihren Noten
Nach solchem Vorbild richten sich die Diplomaten,
Ein andres Schauspiel wäre heut' der Welt geboten.
Discordia magna delabuntur, heißt es weiter —
Das europäische Concert weiß es zu sagen.
Das Lied vom Gleichgewicht, das klingt zwar heiter,
Allein der falsche Ton, der will uns nicht behagen;
Da ist der Einklang schwer, es kommen Dissonanzen,
Wenn keiner von den Musikanten auf der Bühne
Sich unterordnen will der Harmonie des Ganzen
Und jeder spielen will die erste Violine.
Darum, Concordia! Ich sage: laß Dir rathen!
Soll böses Beispiel nicht verderben gute Sitte,
Laß nimmer ein Dich mit den Diplomaten,
Doch nimm Dein Ehrenmitglied aus, ich bitte.

An einen Autographen-Sammler.

Beklagen mußt' ich einstmals die,
Deren Beruf es war, bei meiner schlechten Schrift zu schwitzen,
Bewundern muß ich also sie,
Die sich es wünschen, eine solche Handschrift zu besitzen.

Einer Dame.

(Albumsblatt).

Nur drei geschrieb'ne Worte, und ich bin bereit,
Sprach Richelieu, den, der sie schrieb, am Leben zu bestrafen.
Wie glücklich für die Menschheit, daß zu jener Zeit
Die schöne Welt noch nicht Gefallen fand an Autographen.





Aus:

Racine's Trauerspiel „Andromache.“ *

Uebersetzungs-Fragment

von

Dora von Gagern.

Personen:

Andromache, Hektors Witwe, Gefangene des Pyrrhus.
Pyrrhus, Sohn Achill's, König von Epirus.
Orestes, Sohn Agamemnon's.
Hermione, Tochter der Helena und des Menelaos, dem Pyrrhus verlobt.
Pylades, Freund des Orestes.
Kleone, Freundin der Hermione.
Kephisa, Vertraute der Andromache.
Phoenix, Erzieher des Achill und später des Pyrrhus.

Der Schauplatz ist in Buthrotis, einer Stadt in Epirus, im Palast des Pyrrhus.

Dritter Act.

Erste Scene.

Orestes, Pylades.

Pylades.

O mäß'ge Deine Heftigkeit, Orest.
Ich kenne Dich nicht wieder, Du bist nicht mehr
Du selbst. Laß mich ein Wort — — —

* Bei dem besonderen Interesse, welches die geehrten Leser dieses Jahrbuches für jedes ernste und höhere Streben von jeher bethätigt haben, glauben wir, denselben die vorliegende Uebersetzungsprobe eines unvergänglich schönen Meisterwerkes des nach Corneille unstreitig bedeutendsten Tragödiendichters Frankreichs umsoweniger vorenthalten zu dürfen, als diese aus der Feder einer begeisterten Verehrerin des französischen Euripides stammende neue Uebersetzung durch treue Wiedergabe der Grundstimmung des Originals, wie durch vollendet freie Beherrschung der Form die Vorzüge der großen Dichtung vor allen bekannten Uebertragungen vielleicht am vollsten zur Geltung bringt.

Die Redaction.

Orestes.

Zu weisem Rath
Ist jetzt nicht Zeit mehr. Müd' und satt bin ich's,
Vernunft zu hören, — müd' auch länger noch
Mein qualvoll Dasein fortzuschleppen; — laß mich!
Hermione entführen oder sterben!
Ich will's; ich hab's geschworen, — ja, ich will's!

Pylades.

Sei's denn: ich stimme zu, wir wollen sie
Entführen. Nur besinne Dich: wo bist Du?
Was wird man von Dir denken, sieht man so Dich,
Verstelle Dich, beherrsche diesen Sturm!
Laß Deine Augen Dein Geheimniß hüten!
Die Wachen, dieser Hof, die Luft sogar,
Die Dich umgibt, — Hermione vor Allem,
Sind Pyrrhus Eigenthum. Ihr muß Dein Zorn
Zumeist verborgen bleiben. Ach, warum —
Mit dieser Lieb' im Herzen — kamst Du her?

Orestes.

Weiß ich's? War ich mein Herr? Ein dunkler Drang
Trieb mich. Mit Pyrrhus wollt ich sie zugleich
Bedroh'n.

Pylades.

Mißtraue solchem Drang'. Was nützt' er?

Orestes.

Ich bin verstört — ich fühl's. Doch dieser Schlag,
Hätt' er nicht jeden Geist erschüttert, wie
Den meinen? Mit Hermione vermählt
Sich Pyrrhus, morgen. Mich zu ehren — sagt er —
Will er aus meiner Hand sie nehmen. Eher
Tauch' ich sie in sein Blut!

Pylades.

Du klagst ihn an
Um diesen Hohn des Schicksals; — und vielleicht
Wird er von seinem eig'nen Thun verhöhnt,
Und ist beklagenswerth — wie Du.

Orestes.

Nicht doch!
Er freut sich meiner Qual: wenn ich nicht wäre
Und meine Liebe — würd' er sie verachten.
Hermione hat nie sein Herz gerührt,
Er will sie mir nur nehmen. O, Ihr Götter,
Ich war am Ziel; Hermione war mein;
Nur Eines Wort's bedurft' es noch, die Augen

Ihr ganz zu öffnen. Gütig hörte sie
Mich an, beklagte mich. Nur noch Ein Wort
Von Pyrrhus. —

Pylades.

Glaubst Du das?

Orestes.

Wie sie ihm zürnte, —
Dem Ueberläufer!

Pylades.

Niemals war er mehr
Geliebt. Denkst Du, wenn Pyrrhus selbst sie Dir
Bewilligte, sie hätte Vorwand nicht
Zur Zögerung gefunden? Laß Dir rathen:
Sie spielt mit Dir, nimm sie nicht mit — entflieh' ihr,
Weit und für immer! Willst Du eine Furie
Dir zugesellen, die Dich lebenslang
Mit Abscheu nur betrachten wird? und nimmer
Verschmerzen diesen Ehebund, dem Du
Sie uns entziehst?

Orestes.

Deßwegen eben soll sie,
Ja mit mir geh'n. Ihr würde Glück und Freude
Zu Theil, — und mir ohnmächt'ge Wuth nur? Soll ich,
Nochmals vergebens, trachten zu vergessen?
Ich will sie zur Gefährtin meiner Qualen!
Genug hab' ich allein gelitten, — will auch
Nicht mehr beklagt sein — fürchten soll sie mich!
Die harten Augen will ich weinen seh'n,
Um meine Grausamkeit, — ich weint' um ihre.

Pylades.

Welch' ein Erfolg so stattlicher Gesandtschaft:
Orest ein Jungfrauenräuber?

Orestes.

Kümmert's mich?
Wenn nur die Griechenkönige sich meiner
Gelungenen Sendung freuten, — wäre sie
Dann meiner Leiden minder froh? Was nützt mir's,
Daß Hellas mich bewundert, wenn ich zum
Gespött hier in Epirus werde? Auch —
Ich will Dir nichts verbergen — meine Unschuld
Wird mir zu Last. Wo sind die Götter? Immer
Seh' ich die Schuld geschützt, — verfolgt die Unschuld,
So bring' ich ihnen die Gerechtigkeit.
Ihr Zorn soll Ursach' haben — ihren Haß

Will ich verdienen. Nicht die Strafe nur,
Auch des Verbrechens Frucht will ich genießen.

Doch Du, mein Pylades, sollst auf Dein Haupt
Nicht ferner lenken, was dem meinen nur
Beschieden war. Genug und allzulang' schon
Hat meine Freundschaft Dich belastet. Meide
Den Schuldigen, dem Untergang Geweihten —
Laß Dich vom Mitleid nicht bewegen, — mein
Sei die Gefahr, nur mir winkt der Genuß.
Nimm Du den Knaben den uns Pyrrhus gibt?
Bring! ihn den Griechen, — geh!

Pylades.

Wir wollen lieber
Hermione entführen! In Gefahren
Zeigt sich der Muth; was kann die Freundschaft nicht,
Wenn Lieb' ihr Führer ist. Komm, Deine Griechen
Zur Thätigkeit zu spornen. Günstig ist
Der Wind, und uns're Schiffe sind bereit.
Ich kenne jeden Irrgang des Palastes,
Das Meer bespült die Mauern. Dahin führ' ich
Durch ein geheimes Pförtlein diese Nacht
Hermione bis an Dein Schiff.

Orestes.

Mein Freund,
Ich sollte Deiner Hand mich nicht bedienen!
Das ist mein Unglück, Dich, den Einzigen,
Der mit mir fühlt, mit mir, den Alles haßt —
Ich selbst auch — Dich reiß ich mit mir hinab.
O, könnt' ich Dir — — —

Pylades.

Ich ford're nichts von Dir,
Als daß Du Dich verstellst und unsern Plan
Verbirgst, bis er zur That ward. Bis dahin
Vergiß Hermione, und Zorn und Liebe.
Sie kommt! — —

Orestes.

Geh' nur, stehst Du mir ein für sie,
So steh' ich Dir für mich.

Zweite Scene.

Hermione, Orestes, Kleone.

Orestes.

Hermione!
Du hast gesiegt. Ich führte Pyrrhus selbst

Zu Dir zurück. Ich sprach mit ihm, und dann
Bereitet er Dein Hochzeitsfest.

Hermione.

So hört' ich!
Auch daß er Dich gesendet, mir's zu künden.

Orestes.

Und bist Du seinem Wunsch geneigt?

Hermione.

Orest,
Wer konnt es glauben, daß mich Pyrrhus nicht
Vergessen hätte; ach, daß endlich, endlich
Gewaltsam seine Lieb' ihn zu mir triebe, —
Jetzt, da ich ihn verlassen wollte. — Siehst Du
Mich zweifelnd an? Glaubst Du, daß er die Griechen
Nur fürchtet, daß er seinen Vortheil mehr
Als seine Neigung fragte, — daß er doch
Nicht wie Orest mich liebt? — vielleicht ist's so?

Orestes.

Nicht doch! Ich zweifle nicht, Hermione,
Daß er Dich liebt. Ist allgewaltig nicht
Der Zauber Deiner Augen, wenn Du willst?
Und ihm mißfallen, — wolltest Du doch nicht!

Hermione (ohne auf ihn zu hören).

Und wär's auch so, — was kann ich thun, Orest?
Mein Vater gab mich ihm, wie kann ich weigern,
Was er ihm gab? Der Königstochter Los
Bestimmt die Liebe nicht, — wir dürfen nur
Gehorchen. Dennoch wollt' ich geh'n. Du sah'st es
Wie ich für Dich — fast meine Pflicht verletzte.

Orestes.

Hartherzige! Du wußtest wohl — — Nein, nein
Nicht so! — Hermione, des Herzens Wahl
Ist frei — ich hoffte wohl, — daß wolltest Du's
Verschenken, war's kein Diebstahl an Orest.
Ich klage Dich nicht an, nur mein Geschick.
Du thust nur Deine Pflicht; — die meine ist: —
Dir meinen Anblick ferner zu ersparen.

Dritte Scene.

Hermione, Kleone.

Hermione.

Hast Du erwartet, ihn so sanft zu finden
In seinem Leid?

Kleone.

Der stumme Schmerz ist stets
Der unheilvollste! Ich beklage ihn
Um so viel mehr, als seine eig'ne Hand
Den Streich geführt, der ihn jetzt trifft. Du weißt
Wie Pyrrhus lang' gezögert, Euren Bund
Zu schließen. Da erscheint Orest, und spricht, —
Und Pyrrhus ist entschlossen.

Hermione.

Glaubst Du auch,
Daß Pyrrhus fürchtet? Was denn soll er fürchten?
Schwächlinge, die zehn Jahre lang vor Hektor
Geflohen? Die der grollende Achill
Zuflucht in ihren Schiffen suchen sah —
Wohl hundert Mal? und die, wenn Pyrrhus nicht
Gekommen wäre, von den spottenden
Trojanern Helena vergebens noch
Zurückverlangten? Nicht so ist's, Kleone,
Er ist ein ganzer Mann, — und was er thut,
Das will er auch: wenn er sich mir vermählt,
So liebt er mich! — Und nun, — ich kann's nicht ändern,
Wenn mich Orest beschuldigt, — wenn er klagt,
Nur nichts davon mehr hören! Haben wir
Doch Andres zu besprechen. Ach, Kleone,
Pyrrhus ist wieder mein! Fühlst Du mein Glück?
Und kennst Du ihn auch ganz? Hat man Dir Alles
Erzählt, was er gethan? — Ach, können Worte
Es denn beschreiben? wie er heldenhaft
Siegreich und herzberückend ist? und treu?
Nichts fehlt an seinem Ruhm! Denk' nur — —

Kleone.

Verbirg
Dein Freudenübermaß: Andromache
Kommt zu Dir — bittend wohl — Dir ihren Schmerz
Zu klagen.

Hermione.

Ungerechte Götter! Darf ich
Nicht Einen Augenblick mich freu'n? Komm fort,
Was hätt' ich ihr zu sagen?

Vierte Scene.

Hermione, Andromache, Kleone, Kephisa.

Andromache.

Warum flieh'st Du?
Hermione? Erfreut es nicht Dein Auge,
In Thränen, — Dir zu Füßen, Hektor's Witwe

Zu seh'n? Ich komme nicht, Dir eifersüchtig
Ein Herz zu neiden, das sich Dir ergibt:
Wenn man das einz'ge Herz, das man geliebt,
Wie ich — vom blut'gen Eisen sah durchbohrt,
Dann sieht und sucht man nichts auf Erden mehr.
Doch blieb mir noch ein Sohn! — Du wirst einst wissen,
Hermione, wie mächtig für ihr Kind
Der Mutter Liebe ist, doch sollst Du nie
Erfahren, — laß mich diesen Wunsch Dir sagen,
In welcher Todesqual ein Mutterherz
Sich windet, dem man dieses Kind, das Letzte,
Was ihm noch blieb, entreißen will. — Hör' mich,
Hermione, — als die Trojaner einst
Erschöpft, ergrimmt durch jahrelanges Elend,
Das Leben Deiner Mutter, — Helena's
Bedrohten, da war ich's, die Schutz für sie
Von Hektor ihr erfleht. Erbitte Du
Von Pyrrhus jetzt, was ich für sie erlangte.
Kann man ein Kind denn fürchten, das nichts mehr
Aus Glanz und Macht gerettet als ein Leben?
Laßt mich auf einer fernen Insel ihn
Verbergen — mich allein mit ihm — und glaubt mir,
Nicht Rache, — weinen nur werd' ich ihn lehren!

Hermione.

Begreiflich ist Dein Schmerz! Doch mir befiehlt
Die Pflicht zu schweigen, wenn mein Vater sprach.
Er hat der Griechen Zorn entzündet. — Gilt es
Pyrrhus erweichen, — wer verstünd' es besser
Als Du? Du hast ihn lang genug beherrscht.
Laß ihn für Dich entscheiden — mir ist's Recht.

Fünfte Scene.

Andromache, Kephisa.

Andromache.

Mit welchem Hohn sie ihre Weig'rung würzt!

Kephisa.

Du solltest thun, was sie Dir höhnend rieth:
Geh', suche Pyrrhus auf: Ein Blick von Dir,
Und überwunden sind Hermione
Und alle Griechen. — Sieh, er kommt! — Er sucht Dich.

Sechste Scene.

Pyrrhus, Andromache, Phoenix, Kephisa.

Pyrrhus (zu Phoenix, Andromache nicht beachtend).

Wo ist Hermione? Du sagtest doch,
Ich würde hier sie finden.

Phoenix.

Ja, so glaubt' ich.

Andromache (zu Kephisa).

Ein Blick von mir — Du siehst, was er vermag!

Pyrrhus.

Was sagt sie Phoenix?

Andromache.

Alles gibt mich auf!

Pyrrhus (zu Phoenix.)

Komm denn, Hermione zu suchen!

Kephisa (zu Andromache).

Schnell!

Was zögerst Du? Brich das verstockte Schweigen!

Andromache.

Er hat mein Kind versprochen!

Kephisa.

Ja, doch hat er's

Noch nicht gegeben!

Andromache.

Sag' mir, siehst Du nicht

Auf seiner Stirn unbeugsamen Entschluß?

Pyrrhus (für sich).

Sie würdigt mich nicht Eines Blicks! O Trotz!

Andromache (zu Kephisa).

Ich reiz' ihn nur zum Zorn; komm fort!

Pyrrhus (laut).

Auf denn,

Den Griechen Hektor's Sohn zu übergeben!

Andromache (vor Pyrrhus knieend).

Halt ein Pyrrhus! Halt ein! Gib ihnen auch
Die Mutter mit dem Sohn! — Einst hast Du Liebe
Für mich gefühlt, — O, ew'ge Götter! Kann ich
Dich jetzt zum Mitleid nicht bewegen? Hast Du
Mich rettungslos verdammt — in meinem Sohn?

Pyrrhus (finster).

Phoenix kann Dir's bestätigen: mein Wort
Hab' ich verpfändet.

Andromache.

Allem wolltest Du

Für mich Trotz bieten!

Pyrrhus.

Damals war ich blind, —
Jetzt bin ich — leider — sehend. Gnade konnt' ich
Damals gewähren, — hast Du nur darum
Gebeten? Jetzt ist es zu spät!

Andromache.

Die Bitte
Blieb stumm, — doch ward sie wohl von Dir verstanden.
Du kennst den letzten Stolz des Unglücks, Pyrrhus,
Die Scheu, mit Bitten zu belästigen.
Du weißt auch, Hektor's Witwe hätte nie,
Vor einem Herrn gekniet, — wenn Du nicht wärest.

Pyrrhus.

Nicht doch Andromache, Du hassest mich,
Und tief im Herzen widerstrebt Dir's, etwas
Von meiner Liebe anzunehmen, — wär' es
Das Leben Deines Sohnes. Sah'st Du ihn
Von mir gerettet, liebtest Du ihn minder —
Haß und Verachtung, — mir allein gilt Alles,
Mehr als dem ganzen Griechenheer. So nimm auch
Von mir die Früchte Deines Zorn's! Komm Phoenix.

Andromache.

Zu Dir denn, mein Gemahl!

Kephisa.

Andromache!

Andromache.

Was könnt' ich ihm noch sagen? Glaubst Du denn,
Daß er nicht weiß, wie er mich quält? — O König
Sieh, was ich ward — durch Dich: mein Vater fiel
Mit unsern heil'gen Mauern. Tod die Brüder
Und Alles, was mir lieb. Voll Blut und Wunden
Ward meines Gatten edler Leib durch Staub
Und Koth geschleppt, — ich sah es, — Tage lang!
Sein Sohn verbannt, in Sclavenketten — ach, —
Und doch allmächtig, — denn ich leb' — und diene!
Noch mehr, — als Tröstung hab' ich's oft empfunden,
Daß ich hieher verbannt ward, daß der Sohn,
So großer Könige, wenn er zur Knechtschaft
Verurtheilt war, — in Deine Hände fiel.
Für eine Zuflucht hielt ich seine Haft;
Und wie Achill einst Priamus geehrt,
Der flehend zu ihm kam, so glaubt' ich, würde
Sein Sohn auch gütig sein. Hektor vergib,
Daß And'res ich als Grausamkeit erwartet
Von Deinem Feinde, — daß ich hochgesinnt,

Sogar ihm glaubte. Wär' er's nur genug
Uns nicht zu trennen, Deinen Sohn und mich
Zu Deiner Asche in das Grab zu betten,
Das ich Dir aufgerichtet.

Pyrrhus.

Geh voraus
Phoenix, erwarte mich.

(Zu Andromache.)

Du bleib' und höre!

Siebente Scene.

Pyrrhus, Andromache, Kephisa.

Pyrrhus.

Du weinst um Deinen Sohn, den ich Dir noch
Erhalten kann. Ja, widerwillig fühl' ich,
Daß ich mit jeder Dir erpreßten Thräne
Dir Waffen gebe gegen mich. Ich glaubte
Durch meinen Haß mich besser gegen Dich
Gewappnet. Wende Deinen Blick nicht ab,
Andromache, nur Ein Mal sieh mich an,
Ob ich ein strenger Richter bin, ein Feind,
Der thun will, was Dich schmerzt. Warum zwingst Du,
Du selbst zur Feindschaft mich? Laß unsern Haß
Uns enden! Denk' an Deinen Sohn! Muß ich
Dich jetzt beschwören, ihn zu retten, ich
Mit Thränen um sein Leben betteln, — ich
Für ihn Dein Knie umfassen? Rette ihn,
Und rette Dich! Für Dich — brech' ich mein Wort,
Für Dich entfessl' ich gegen mich den Zorn
Der Griechenkönige. Hermione
Send' ich zurück, — und drück auf ihre Stirn
Statt meiner Krone — unauslöschliche
Beschimpfung. In den Tempel führ' ich Dich,
Den man für sie zur Hochzeitfeier schmückte,
Die heil'ge Binde, die für sie bereitet,
Schling' ich um Deine Stirn. Ich biete Dir's
Zum letzten Mal. Es gibt nicht and're Wahl:
Herrsch' oder stirb! Mein Herz will länger nicht
Die Qual der Ungewißheit dulden. Fürchten,
Bitten und droh'n, — verzweifeln, — viel zu lang schon
Ertrag ich's. Sterben muß ich ohne Dich, —
Auch — wenn Du so mir nah' bist. — Laß mich gehn.
Erwäge, was Du thun willst. Hieher komm' ich
Zurück, — zum Tempel führ' ich Dich, wo uns
Dein Sohn erwartet. Dort entscheide Du,
Ob ich Dich krönen, — ob ich Deinen Sohn
In wildem Grimm verderben soll!

Achte Scene.

Andromache, Kephisa.

Kephisa.

Ich wußt' es
Trotz Allem hast Du immer noch Dein Schicksal
In Deiner Hand.

Andromache.

Und darum mußt ich bitten,
Das ich, ich selbst mein Kind verdamme.

Kephisa.

Warst Du
Nicht Hektor treu, so lang Du durftest? Würd' er
Nicht selbst zur Unterwerfung Dich ermahnen?

Andromache.

Nach Hektor — Pyrrhus!

Kephisa.

Hektor's Sohn verlangt es!
Auch ist es Hektor's Manen keine Schande,
Wenn Pyrrhus Dein Gemahl wird. Denk', er ist
Ein sieggekrönter König, der Dich wieder
Erhebt zum angestammten Platz. Er tritt
Für Dich mit Füßen, die Dein Land verheerten;
Vergißt für Dich, daß er der Sohn Achill's,
Und macht die Heldenthaten seines Vaters
Fruchtlos — und ungeschehen, wie seine eignen.

Andromache.

Und wenn er sie verläugnet, darf ich sie
Vergessen? Hab' ich Hektor nicht geseh'n
Von wilden Rossen um die Stadt geschleift?
Sah' ich nicht Priamus vor meinen Füßen
Zusammenbrechen? Sah' ich nicht sein Blut
Verspritzt auf dem Altar, den er umfaßt hielt!
Vergaßest Du die fürchterliche Nacht,
Die einem ganzen Volk zur ew'gen ward?
Siehst Du nicht immer Pyrrhus noch, beim Schein
Der brennenden Paläste, wie er kam,
Und über meine todten Brüder hin
Sich Bahn brach? Blutbedeckt, vom Mord erhitzt?
Denk' an der Sieger, — an der Sterbenden
Geschrei, die Blut und Rauch erstickte. Sieh mich
In solchem Graus, — und Pyrrhus vor mir stehn!
An seiner Krone klebt Trojanerblut —
Die soll ich tragen? Diesem Gatten möchtest
Du nicht vermählen? Diesen Thaten soll ich

Mich zugesellen? Nimmermehr! er nehme
Als letztes Opfer uns — so bleibt mein Haß
Doch ungetheilt.

Kephisa.

So komm, sieh Deinen Sohn
Verbluten! Sie erwarten Dich! Du zitterst?

Andromache.

Mein Kind, mein Sohn! Mein Gatte! Wie sein Bild
Vor meine Seele tritt, als er zum Kampf
Geschmückt — zum letzten — vor mir stand. Das Blitzen
Der Rüstung — seiner Helmzier drohend Nicken
Erschrickt' im Arm der Wärterin den Knaben.
Er nahm den Helm vom Haupt, — und in die Arme
Den Sohn, der jauchzend jetzt nach ihm verlangte.
„Dem Schicksalsschluß entgegen" — sprach er dann, —
„Werd' ich nicht sterben, — doch auch nicht entrinnen,
Wenn es mir so beschieden ist. O Zeus,
O all' Ihr Götter! laßt mir diesen Knaben
So stark wie ich, so fest und furchtlos werden, —
Gebietend in der Schlacht, und angesehen
Im Rath der Männer, — daß, wer ihn erblicke
Ausrufen möge: Seht wie Hektor's Sohn
Noch seinen Vater überragt." So sprach er.
Und legt' in meine Arme unser Kind,
Mit holdem Wort sein Haus, der Diener Schaar
Und seinen Sohn in meine Hut befehlend.

Und ich, ich sollt' ihn sterben sehn! Mit ihm
Den Heldenstamm, dem er entsproßt? O, Pyrrhus,
Wenn ich Dich kränken muß hat er's verschuldet?
Haßt er Dich? hat er Dir der Seinen Tod,
Sein Leid, das er nicht fühlt, je vorgeworfen?
Mein Sohn — Du stirbst, wenn Deine Mutter Dich
Nicht rettet. Ich, ich kann's, — und zög're noch?
Was liegt an mir? Wer bin ich noch? Nur Du,
Du sollst nicht sterben! Komm zu Pyrrhus! — Nein,
Geh' Du für mich zu ihm!

Kephisa.

Was sag' ich ihm?

Andromache.

Sag' ihm, ich liebe meinen Sohn, — so sehr —
Glaubst Du, daß er ihn wirklich tödtet? Kann
Zu solcher Grausamkeit die Liebe ihn — —

Kephisa.

Du solltest eilen, eh' sein Zorn erwacht.

Andromache.

Wohlan, bring' ihm — —

Kephisa.

Dein Wort, ihm zu gehören?

Andromache.

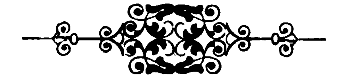
Kann ich's? Bin ich denn mein? O, meine Genossen!
Seht mich nicht an — Trojaner, Vater, Bruder! —
Du forderst viel, mein Sohn! Fort, Fort!

Kephisa.

Was thun?

Andromache.

Zu meines Gatten Grab. — Ihn will ich fragen!





Eine literarische Betrachtung.

Von

Bruno Walden.

Wohl zu keiner Zeit noch wurde so viel, so allgemein gelesen, wie heutzutage. Logisch sollte man daraus schließen, es sei das goldene Zeitalter der Literatur angebrochen, die Literaten aber sind anderer Meinung und preisen, wie die Epigonen in allen Richtungen, das Glück ihrer Großväter.

Vor Allem die Dichter. Sie behaupten in bitterer Klage, daß die Poesie heutzutage nur mehr durch Vermittlung des Buchbinders Verbreitung finde. Ein Bändchen Gedichte, dessen Außenseite schmuck und zierlich, künstlerisch stylisirt ist, erfreut sich stets eines Abnehmerkreises. Etliche schön ausgestattete Bände auf dem Salontisch liegen zu haben, zählt mit zu den modernen Einrichtungsanforderungen. Wenn man beim Tapezierer seine Bestellungen und im Quincaillerieladen seine Einkäufe gemacht, spricht man auch beim Buchhändler vor, für den geistigen Schmuck des Salons zu sorgen. Bei seiner Auswahl spielen die Einbanddecken die Hauptrolle, denn es ist von großer Wichtigkeit, daß die Bücher in ihrem äußeren Style mit den Tapeten, im Colorite mit den Möbelbezügen harmoniren. Womöglich bevorzugt man Prachtwerke, deren Schwerpunkt in den Illustrationen liegt, unbekümmert um den Mehr- oder Minderwerth des begleitenden Textes, denn letzterer ist ja nur nebensächliche Beigabe dieses schwungvollen Literaturzweiges. „Sinnige" Geber gehen in gleicher Weise vor; sie beabsichtigen ein Geschenk zu machen, gleichzeitig literarische Interessen kundzugeben und anzuerkennen, und wählen unter den ihnen vorgelegten Werken das reichstausgestattete. Dank diesen großmüthigen Protectoren der Literatur und Poesie hat ein schöngebundener Dichter doch einige

Aussicht gelesen zu werden, denn hie und da blättert ein zu früh gekommener Besuch, der darauf wartet, daß die Dame des Hauses ihre Toilette vollende, doch in einem der schönen Bändchen. Ist er besonders empfänglich, so schlägt er vielleicht auf dem Titelblatte den Namen des Poeten nach und knüpft sogar mit der Hausfrau ein Gespräch über die zuvor gelesenen Gedichte an, das heißt, er sucht ein derartiges Gespräch anzuknüpfen, denn gewöhnlich hat die glückliche Besitzerin der schönen Bände, die seit mehr schon als Jahr und Tag ihren Salontisch zieren, noch „keine Zeit" gefunden, sich über ihren Inhalt zu orientiren. So gut aber ergeht es nur den Dichtern in Prachtausgabe, die einfach brochirten genießen ziemlich ungestörte Ruhe in einem Winkel des Bücherladens. Höchstens wenn einmal ein feinsinniger Schauspieler einen bisher unbekannten Dichternamen durch seinen glänzenden Vortrag zur Geltung gebracht, herrscht die nächsten paar Tage eine den Buchhändler überraschende Nachfrage nach dem äußerlich unscheinbaren Bändchen, und es gehen vielleicht ein halbes hundert Exemplare vom Lager. Da aber nächster Tage etwas Anderes schon den Gesprächsstoff abgibt, und man ein Büchlein im Buchbinder-Negligée doch nicht in den Salon legen kann, kommt man nicht dazu es zu lesen.

Zur Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, war's freilich etwas anders. Da las man seine Dichter nicht nur, man kannte sie sogar auswendig. Und nicht etwa nur die glänzendsten Sterne am Poetenhimmel, auch jene zweiten und selbst dritten Ranges. Während die Liebenden heutzutage auf diesen oder jenen „Favorit" auf der Rennbahn wetten, oder sich über das Spiel einer Heroine in einer Sensationsrolle unterhalten, citirten sie damals mit süß-sentimentalen Beziehungen ihre Lieblingsdichter; denn daß Jedermann, der zu den Gebildeten zählte, einen solchen haben müsse, verstand sich von selbst. Wer hätte da die Burg Liechtenstein in der Brühl oder irgend welch' andere künstliche oder natürliche Schloßtrümmer betrachtet, ohne Matthison's „In den Ruinen eines alten Bergschlosses" zu declamiren! Und so mächtig waren diese poetischen Eindrücke, daß sie über ein halbes Säculum anhalten und gar manche alte Dame uns heute noch mit gefühlvollen Versen Kosegartens, mit Gellert'schen Fabeln und Reminiscenzen aus Voßen's „Louise" regalirt. Dagegen ist es jetzt Parole zu erklären, daß man „keinen Sinn" habe für Poesie, gewissermaßen „darüber hinaus" sei in ernsteren Interessen. Höchstens widmet man noch den Classikern, oder irgend einer poetischen Sensationserscheinung etwas ehrende Aufmerksamkeit, allein für die Poeten unserer Tage hat man kein Herz, und nur dann etwas Sinn, wenn sie im Prachtbande auftreten.

Wenn nun auch gelegentlich zugestanden wird, daß trotz der allgemein herrschenden Lesewuth die Dichter nicht eben vorzüglich gut daran seien, so

preist man umsomehr das glückliche Geschick der Novellisten und Romanschriftsteller der Gegenwart. Welcher Consum! rühmt man. Nur sind leider die Vielesser selten auch zugleich Feinschmecker. Im Gegentheil, das Uebermaß und rasche Verschlingen stumpft den Geschmack, die Eindrucksfähigkeit ab. Man hat ebensowenig mehr einen Lieblingsromancier, wie einen Lieblingsdichter, wenngleich aus dem entgegengesetzten Grunde. Schafft man sich den letzteren nicht, weil man zu wenig Poesie liest, so kommt man nicht dazu, sich den ersteren zu creiren, weil man zu viele Romane liest, um den einzelnen Autor in seinem fortgesetzten, seinem Gesammtwirken im Auge zu behalten. Man ist heute entzückt von dem Verfasser eines Werkes, producirt er aber nicht baldigst wieder ein neues, so ist er schleunigst vergessen, und man hat Mühe sich auf einen Namen zu besinnen, den man vor Jahresfrist in den Himmel gehoben. Es ist ja inzwischen so viel Anderes erschienen! Besseres? Nein, das nicht, aber Anderes, Neueres, das „natürlich“ die Erinnerung an das bessere, ältere Opus verdrängt hat.

Das höchste Lob, das die Lesewelt einem Roman, einer Novelle zu spenden vermag, lautet: „Sehr spannend!“ Spannung zu schaffen, ist somit die dringendste Aufgabe eines Belletristen, der sich einen Leserkreis bilden, von ihm geschätzt werden will. Welch' mühevolles Beginnen! Denn was heute noch gespannt, ist morgen schon wirkungslos und es bedarf stärkeren Anreizes, die abgestumpfte Einbildungskraft der modernen Literaturfreunde anzuregen. Lebenswahrheit in der Schilderung der Personen, der Conflicte und Situationen vermag da nicht mehr auszureichen, denn dem unersättlichen Lesepublikum ergeht es wie jenem kleinen Jungen, der, als er zu Gast gebeten und mit Kaffee und Aepfel bewirthet wurde, ganz entrüstet ausrief: „Das habe ich ja zu Hause auch!“ Die Leser aber sind anspruchsvoller noch, sie weisen nicht nur, womit sie voll im Rechte wären, hausbackene Alltäglichkeit in Stoff und Behandlung von sich, sondern das an sich Einfache, wie trefflich es auch sei, erscheint ihnen ungenügend, langweilig. Es bedarf des Spannungsapparates die Aufmerksamkeit zu erregen, zu fesseln. Das Besondere vermag schon nicht mehr dies zu bewirken, es bedarf dazu des Absonderlichen. Der Autor wird dadurch vom Normalen dem Abnormen zugedrängt, und verfällt so nach und nach dem Pathologischen. Obwohl man ihm dieses verübelt, hat man sich doch nachgerade daran gewöhnt, es zu verlangen, wenngleich man nicht aufrichtig genug ist, es zuzugestehen. Die alleinbefriedigende Spannung ist ja durch Krankhaftes am drastischesten zu erzielen! Als Kunstgenuß, und mit den Anforderungen an einen solchen, betrachten höchstens noch einige verzopfte Literaturfreunde die Lectüre. Allerdings verlangt die Mode von jedem Stuhl, daß er streng künstlerisch einen gewissen Styl einhalte, belletristischen Schöpfungen aber sieht man

den Mangel künstlerischer Gestaltung nach, wenn sie nur unterhaltend, spannend sind.

Außer dieser Allgemeinerscheinung, die es wohl begreiflich macht, wenn Literaten, die diesen Namen zu tragen würdig sind, eben nicht in die Behauptung einstimmen, daß dieses Zeitalter der Lesewuth auch das gepriesene „goldene Zeitalter" der Literatur sei, erschweren noch gar mancherlei Sonderanforderungen der verschiedenen Gesellschaftskreise und Altersstufen dem Romancier und Novellisten, der es auf Erfolg abgesehen hat oder der nothgedrungen darauf angewiesen ist, seine Aufgabe.

Das dankbarste Publikum haben sie an den sehr jungen und sehr alten Lesern. Beide erwärmen sich in einer Art Neugierde meist für das obligate Liebespaar. Die Ersteren suchen ihm abzulauschen, was sie selbst in der Zukunft empfinden werden, die Letzteren sich bei seiner Schilderung zu erinnern, was sie in der Vergangenheit empfunden haben. Die Einen wie die Andern aber prätendiren, daß die ihnen vorgeführten Gestalten liebenswerth seien. Die jungen Leute verlangen eines vollkommenen Helden, eine vollkommene Heldin, lebensfähigen Wesen möglichst unähnliche Geschöpfe, damit ihnen „das Buch" gefalle, während die Alten, die den Werth der Zeit schon schätzen gelernt, sich ernstlich ärgern, wenn unpraktische Edelmuthsskrupel — (das Entzücken der Jugend!) — die Liebenden länger trennen, als absolut nöthig ist. Beinahe empört aber sind sie über einen traurigen Ausgang, der die tragikhungerige Jugend besonders befriedigt. Das Alter sucht in der Lectüre nur mehr angenehme Eindrücke und ist intolerant gegen alles Peinliche, wie meisterhaft künstlerisch es auch dargestellt, wie lebenswahr es auch sein mag. Es ist eben wehleidig geworden durch eigenes Leid, während die erfahrungsarme Jugend im fremden schwelgt.

Ueberhaupt tritt in der Vorliebe für gewisse Literaturgattungen der Ergänzungsdrang zu Tage. Wunderlicherweise sind es zumeist die eleganten Kreise, die dem Realismus im Sensationellen huldigen Das Fremdartige übt seinen Spannungsreiz und läßt ihnen so oft das brutal Häßliche „interessant" erscheinen. Die Neugierde bildet einen weit stärkeren Antrieb zur Lectüre, als das Verlangen nach einem intellectuellen, künstlerischen Genuß. So kommt es, daß man oft in den Händen zarter Damen Bücher findet, die man am wenigsten bei ihnen suchen würde.

In kleinbürgerlichen Kreisen sind wieder die Romane und Erzählungen aus dem High life besonders bevorzugt. Ein paar Grafen und Gräfinnen erhöhen das Interesse am Verlaufe der Handlung, an dem ganzen Grundconflicte ungemein. Bei aller Tüchtigkeit demokratischer Gesinnung, oder vielleicht eben in Folge derselben, interessirt man sich weit lebhafter für einen gräflichen Don Juan, als für den rührend soliden bürgerlichen Helden,

und die Details im vornehmen Haushalte der Gräfin werden nicht minder andächtig vermerkt, als die Toiletten- und Coulissengeheimnisse der Tragödin oder Ballerine, die in derartigen Romanen kaum je fehlt. Nur den Matronen sind die „Theaterdamen" im Romane, wie im Leben, verhaßt. Dagegen blicken junge Frauen, welche die Heroinen und Divas nur von ihrer Loge aus kennen, ganz gern ein wenig hinter die Coulissen auf ein Treiben, das ihnen selbst antipodisch fern liegt, an dem aber, wie sie wissen, ihre männlichen Gesellschaftsgenossen innigen Antheil nehmen. Auch auf schüchterne Jünglinge, die das Podium schwärmerisch als eine Art Altar betrachten, übt die Schilderung der Coulissenwelt großen Reiz, doch sind sie leicht geneigt, wo dieselbe mit ihrer idealistischen Anschauungsweise nicht stimmt, entrüstet über Verleumdung des Hohenpriesterthums der Kunst zu klagen.

Auch der historische Roman, nach der Mühlbach berühmtem Muster, bildet die Freude des kleinen Mittelstandes und der „Intelligenz" in den unteren Volksschichten, wie manch' naiver Gemüther auch in social höher stehenden Kreisen. Da wird in der andachtsvollen Ueberzeugung gelesen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und nicht allein in Romantik in großem Style zu schwelgen, sondern auch geschichtliche Kenntnisse einzuheimsen. Ehrgeizige Mütter von bescheidener Bildungserfahrung freuen sich, ihre Töchter mit so „lehrreicher Lectüre" beschäftigt zu sehen. Es ist aber auch eine stolze Empfindung, so genau zu wissen, was die Heroen der Weltgeschichte auch in ihrem Privatleben gedacht, empfunden, gesagt, gethan. Wehe Demjenigen, der an der untrüglichen Wahrhaftigkeit dieser Mittheilungen zweifeln würde.

Läßt man sich mitunter auch um der Mode des Alterthümlichen auf allen Gebieten willen, durch einen Roman in das Egypten der Hieroglyphenzeit, das Rom der Cäsaren oder das Perikleische Athen, ja selbst in die Eichenwälder der alten Germanen einführen, am behaglichsten und zugleich am lebhaftesten interessirt fühlt man sich doch modernen Stoffen und Verhältnissen gegenüber, für die sich das Verständniß natürlich und von selbst ergibt. Nur liebt man es im Allgemeinen, die zeitgenössischen Zustände etwas auf die Spitze getrieben und ein wenig oberflächlich behandelt zu sehen. Die socialen Fragen sollen da nicht mit ethischem Ernste als ernste Basis dienen, sondern insofern ausgenützt werden, als sie sich unterhaltend oder craß, zur angenehmen Zerstreuung oder zum Behagen des Gruselns verwerthen lassen. Die Allgemeinleser lieben die Gründlichkeit nur in den Extremen. Das Sitten- und Charakterbild nach der Natur, selbst in der potencirten Form künstlerischer Behandlung, gemahnt doch zu sehr an die Aepfel des kleinen Jungen, um ihnen zu munden. Wie es Leute gibt, die dem Monde auf der Bühne mehr Bewunderung zollen, als jenem am blauen

Himmel, so gibt es Leser, die nur zufrieden sind, wenn sie in einem Buche einer derart exotischen Gesellschaft begegnen, daß sie den auf Erden wandelnden Menschen nicht mehr gleicht, als der Theatermond dem wirklichen.

Den Anhängern solch' fälschlich „ideal" genannter, einfach durch Unnatur carikirter Fictionswelt stehen diametral die Realisten um jeden Preis, auch den des Häßlichen und Ekelen, gegenüber. Sie verlangen jene photographische Schilderungstreue, die der Wahrheit auch nicht das nebensächlichste Schmutzfleckchen vorenthält. Es ist geradezu bewundernswerth, mit welch' kaltblütiger Tapferkeit lebensverwöhnte Menschen, die jedem der geschilderten anwidernden Details in Wirklichkeit entsetzt aus dem Wege gingen, aller zeitgemäßen Schwachnervigkeit zum Trotze an der Brutalität solcher Lebensbilder Ergötzen finden. Mit Vorliebe steigen sie dazu in die Tiefen, um nicht zu sagen in die Cloaken des Gesellschaftslebens hinunter.

Was aber auch immer, den verschiedenen Geschmacksrichtungen entsprechend, der Stoff eines Romans, der Vorwurf einer Erzählung sein mag, die Darstellungsanforderungen der modernen Leser bleiben sich Allem gegenüber gleich: Stark bewegte äußere Handlung ist der vornehmste Anspruch an ihr Wohlgefallen. Je wilder die Hetzjagd der Ereignisse ist, umso besser. So oft man das Buch zur Hand nimmt, will man mit einem effectvollen Geschehniß regalirt werden. Daran hat der Zeitungsroman gewöhnt, der, seiner Aufgabe zu entsprechen, die Amphibieneigenschaft besitzen muß, willkürlich in Stücke geschnitten, in jedem Fragment noch ein lebensähnliches Zucken zu verrathen. Sodann bedarf es zur Befriedigung des Publikums einer stark colorirten Bilderreihe, die bequem eine folgerichtige psychologische Entwicklung ersetzt, weit weniger Aufmerksamkeit erfordert und sich dem Gedächtnisse besser einprägt, so daß man den „rothen Faden" nicht so leicht verliert. Sodann ist pikanter Dialog ein Haupterforderniß.

Das sind Anforderungen, die zu erfüllen dem Literaten im echten Wortsinne nicht möglich ist, zu welcher Virtuosität es auch der professionelle Büchermacher darin bringen mag. Der Schriftsteller von Beruf liebt seinen Stoff, liebt die Menschen, die er nach dem Ebenbilde der Natur schafft; er will ihr Thun und Treiben motiviren, sorgsam ihren Entwicklungsgang schildern, nicht sie in eine Situationshetze zu tollen Seiltänzersprüngen, ohne jede innere Folgerichtigkeit, zwingen. Wie Wenige aber haben heutzutage die Geduld, der Austragung eines seelischen Conflictes mit liebevoller Aufmerksamkeit zu folgen; wie Wenige den Sinn künstlerisch feingearbeiteter Details, selbst in knappem Rahmen, Würdigung angedeihen zu lassen! Er muß sich an einem kleinen Leserkreise genügen lassen, mit einer bescheidenen Rolle auf dem Büchermarkte vorlieb nehmen, will er sein literarisches Gewissen nicht mit künstlerischem Frevel belasten. Beginnt er damit, dann gibt es

auch kein Innehalten mehr. Heute Eine Concession an den Ungeschmack, bedingt morgen eine größere nach, denn nur wer sich von einem Male zum andern überbietet, vermag sich im öffentlichen Leben auf gleicher Gunsthöhe zu erhalten. So haben denn auch die Belletristen nicht Unrecht, wenn sie trotz dem viel gerühmten „Consum“ an sogenannter Belletristik unserer Periode das Prädicat einer „Blüthezeit der Literatur“ verweigern.

Nun erübrigt aber noch ein Literaturzweig, der sich an einen allgemeinen Leserkreis wendet, und der, da wir so oft vom Ernste der modernen geistigen Interessen hören, sicherlich auf das Gedeihlichste florirt. Die populär wissenschaftlichen Schriften nämlich. Mit welch' dankbarem Enthusiasmus wurde ihr Erscheinen begrüßt, als die Forscher und Gelehrten es nicht mehr unter der Würde der Wissenschaft erachtet, die Grundzüge derselben zu einem Gemeingut der Gebildeten zu machen! Mit verständnißgelohntem Eifer wurde an das Studium der handlichen Bände gegangen, die das Resultat des Forschens und Denkens der Besten aller Zeiten auf irgend einem Gebiete enthielten, die in klarer, bündiger Form Aufschluß gaben über irgend einen Wissenszweig, der dem Laien bis dahin unzugänglich gewesen. Und wie herrlich hat sich eben diese Literaturgattung entwickelt! Waren es anfänglich hauptsächlich Compilatoren nur, die populärwissenschaftliche Werke verfaßten, so verschmähen es jetzt auch Fachgelehrte ersten Ranges nicht, mit einer weisen Klarheit zu schreiben, die sie jedem ernsten Leser von Allgemeinbildung verständlich macht und so ihre Forschungsresultate zu einem Gemeingut popularisirt. Allein, sieh' da! von diesen theoretisch so hochgepriesenen kostbaren Gaben wird praktisch ein, im vollsten Wortsinne nur höchst homöopathischer Gebrauch gemacht. Die Knappheit populärer Darstellungsweise wird den Hetzegewohnheiten des modernen Lebens gegenüber immer noch zu weitläufig befunden, und man begnügt sich damit, eine Kritik, einen Auszug des Werkes in irgend einem Zeitungsblatte zu lesen. Die Schlagworte hat man damit weg und — — — was bedarf es mehr? So haben denn auch die populärwissenschaftlichen Schriftsteller, trotz der hochgerühmten Wißbegierde, die als Charakterzug unserer Zeit gilt, keine Veranlassung, von den literarischen Zuständen der Gegenwart entzückt zu sein.

Allerdings gibt es einen dankbar genießenden Leserkreis für die Besten auf allen Literaturgebieten, doch ist es eine gar kleine und stille Gemeinde nur. Gewiß kann sich auch gar mancher Leser dieser Zeilen derselben zuzählen.



Hymne an das Schicksal.

Von

Fritz Lemmermayer.

Die Berge dampfen,
Es stöhnt die Schlucht,
In den Wolken rollt grollend das Donnerrad;
Scheu sitzt der Aar im Horst
Und bang fleucht jegliche Creatur.
Gerechtigkeit, was soll's?
Ist letzter Tag?

Es beben die Felsen,
Es dröhnt der Firn,
Aus den Wolken zuckt der Strahl
Und im Walde loht der Brand;
Am Himmel erlischt das Licht,
Zerstörung allüberall.
Ist Weltgericht?
Warum wüthest Du, Natur?
Warum stürmst Du so gräßlich auf mich ein?
Warum hassest und verfolgst Du mich?
Was hab' ich Dir, Arge, gethan?

Ich bin ein Mensch, bin auch Dein Kind.
Hab' ich gefehlt — Du hast zu strafen kein Recht;
Nicht bin ich verschuldet Dir.
Ich habe gesucht,
Ich habe geirrt,
Ich habe geliebt und habe gehaßt,
Ich habe gelacht und habe geweint —
Und Du? —

Geängstigt hab' ich mich und habe gebebt,
Ich habe gekämpft,
Verwundet ward ich und habe geblutet —
Und Du?
Du hast mir gegeben keinen Balsam,
Nicht hast Du mich getröstet,
Nicht hast Du mich gehegt, wie Mütter thun.
Wenn zitternd ich lag im Fieberfrost,
Du hast mich nicht gewärmt,
Und wenn mein zweifelnder Geist in ungemessenen Fernen schweifte,
Dem Höchsten nahe, aber doch noch zu ferne,
Und wenn meine Hand schaudernd den Schleier berührte,
Der Urräthsel und Urwunder verhüllt,
Du stießest mich grausam zurück,
Nachdem Du mich heuchlerisch aufwärts getragen,
Nicht bis zur Erde nieder,
In mittlerer Höhe ließest Du mich schweben,
Dem Niedern entrückt wie dem Höchsten,
Der Erde verloren, wie dem Himmel,
Vereinsamt, schmachtend —
Und wenn ich rief: Rette die verzweifelnde Menschenseele:
Verhöhnt hast Du mich und verlacht. —
Und hab' ich gefehlt
Und hab' ich gesündigt,
Zu strafen hast Du kein Recht,
Du grausame Gottheit Natur,
Denn nie hast Du Gutes an mir gethan,
Und zu danken hab' ich Dir nichts;
Denn Dein Schöpfungswerk dank' ich Dir nicht!

O tobe, o grolle nur zu —
Siehe, ich fürchte Dich nicht!
Groß bist Du und allgewaltig,
Bist Schicksalsschwester,
Bist Schicksalsverkünderin,
Bist Schicksalsvollstreckerin,
Doch fürcht' ich Dich nicht,
Denn nicht gerecht bist Du,
Barbarische Urmacht!
Erschließen kannst Du Deine Schleusen, mich zu ersäufen,
Kannst niederschicken den Brand, mich zu verzehren,
Kannst öffnen den nächtigen Boden, mich zu verschlingen —
Mir aber ist gegeben, Trotz Dir zu bieten,
Und ich kann Dir's zuvor thun an Größe,
Dein armes, verlassenes Kind,
Ich kann Dich verachten und ich will es,
Du grausame Schicksalsverbündete!



Aus Vergilbten Blättern

von

W. Constant.

Im höchsten Taumel mag die Freude toben,
Auf des Entzückens Fluth die Menge schweben,
Es mögen klingen hell, mit goldnem Wein
Die Kelche, in den Händen hoch erhoben,
Die schönsten Lieder von den Lippen beben:
Wirf einen Todtenkopf in sie hinein,
Erstickt ist alle Lust mit einem Mal —
Die ganze Menschheit ist des Tod's Vasall.

*

Besäß' der Mensch die Macht in seinem Handeln,
Daß er sich könnte in ein Thier verwandeln,
Und manche der Gelehrten dieser Erden,
Beschlößen es: sie wollen Esel werden,
Und würden es, ob das auch Selbstmord wäre? —
Ich möchte wissen, was ich jetzt nicht weiß;
Ich setze auf die Antwort einen Preis,
Wie hoch denselben immer man begehre.

*

Zwei Gläser sind es, unter deren Bann
Viel Menschen stehn, das Weinglas, das den Mann
Aus dem Geleise wirft, indeß das Weib
Vor'm Spiegel gaukelt Teufels Zeitvertreib.

*

Das schöne Weib wird kaum den Schleier leiden,
Und trägt sie ihn, wohlan, dann thut sie's eben:
Um ihn im rechten Augenblick zu heben
Und sich an Deinem Seelenkampf zu weiden.

*

Was bangt es Dir, wenn Du den Sarg erblickst?
Besorgst Du gar die Hülle sei zu enge?
Daß Deine Kraft, erwachst Du, sie zersprenge,
Und fürchtest Du, daß gräßlich Du erstickst? —

Denk' solche Grauen nicht; denk' ihn als Haus,
Als gastliches und stilles, denk' daß innen
Zahllose Gäste bald den Tanz beginnen,
Und halten ihren leck'ren Hochzeitschmaus.

Denk' Dir, er sei ein wunderbarer Schrank,
Der tausend Schätze birgt des Erdenlebens;
Geheimnisse, die wohl der Mensch vergebens
Zu lösen sucht in seines Körpers Zwang.

Denk', daß er eine Urne sei, worin
Des Lebens Täuschungen in Asche liegen,
Woraus die Seelen gleich den Faltern fliegen,
Und uns in unbekannte Sphären zieh'n.

*

Du hast Dich Nachts verirrt, und siehst ein Licht;
Die Hoffnung macht Dich blind, erst da Du steckst
Zutiefst im Sumpf, Verlorener, entdeckst,
Daß Dich ein Trug geäfft, und daß es nicht
Ein Stern, ein Licht, daß es ein Irrwisch war,
Der Dich verlockt in dräuende Gefahr. —
Woher dieß kommt? Weil wir vom Schreck betroffen,
Gern immer glauben, was wir bänglich hoffen,
Und weil, erst in Gefahr, schon mitten drinnen,
Ach doch zu spät, zu prüfen wir beginnen.

*

Wie blind sind wir, wenn Lenz entschleiert
Ringsum die Reize der Natur,
Da wird die stolze Pracht gefeiert,
Womit er schmückt Au, Wald und Flur!

Aurikeln, Primeln und Schneeglöckchen,
Sie schmeicheln sich uns in's Gemüth,
Und Kein's gewahrt, wie dort im Eckchen
Unheimlich Lolch und Wolfsmilch blüht.

*

Es wusch der Regen von den Bäumen
Wohl jedes Stäubchen über Nacht,
Das glänzet in des Waldes Räumen
Wie helle Pracht.

Wie rings die Blüthendolden tropfen!
  Sind's Regenperlen? Ist es Thau? —
Wie lust'ge Spechte prüfend klopfen
  Auf Käferbau!

Und nun das lärmende Gefieder,
  Das viele Tage traurig schwieg,
Es feiert durch die schönsten Lieder
  Den Sonnensieg.

Ja selbst der Pfad, den meine Reise
  Mich führt, wahrhaftig er auch lebt;
Denn sieh: wie Schnecke, Korf, Ameise
  Frißt, bohrt und gräbt.

Wie lustig das zu schau'n, zu hören
  Im Thalgrund, Wald, auf Bergeshöh'n!
Genau besehn nur ein Zerstören,
  Und doch wie schön!





Geheilt.

Novelle

von

Ludwig Hevesi.

I.

Wieder einmal hatte die Theiß nur ein Ufer. Das andere war, wie allemal im Frühling, von der Fluth des ausgetretenen Stromes bedeckt. Wer vom diesseitigen Ufer aus über den fast unabsehbaren Wasserspiegel hinblickte, konnte glauben, er stehe an einem Meeresgestade.

Aber dieses Meer hat keine Wellen; nur zuweilen jagt ein plötzlicher Windhauch gleichsam eine Gänsehaut über seine jäh erzitternde, wie vor Schreck zusammenfahrende Fläche. Und dann wachsen auf diesem Meere auch Bäume. Laublos sind sie zwar und blüthenlos, denn wir halten erst beim März, aber dennoch sind sie echte Bäume, mit echten Aesten und Zweigen, wenngleich ohne Spur eines Stammes. Denn der Stamm ragt nicht über's Wasser, auf dem die Baumkronen frei umherzutreiben scheinen.

Und auch eine Brücke ist über dieses Meer gebaut. Ihre plumpen Balkenpfeiler waten dort links unverdrossen durch das reißende Gewässer, bis an die Achseln tauchend, denn die Fluth ist hoch. Dort, wo in gewöhnlichen Zeitläuften das jenseitige Ufer des Stromes zu sein pflegt, geht die Brücke in einen Damm über, der sich als langer schwarzer Streifen durch die ausgegossenen Wasser zieht und, wo er im Dunst der Ferne verschwindet, noch lange nicht zu Ende ist.

Es ist also gar kein Wunder, daß unser Freund — den zu kennen wir bis jetzt nicht die Ehre haben — der junge Maler Otto Fenner, als er im Verlaufe seiner von Budapest aus unternommenen Studienfahrt an diesen Punkt gelangte, sich sofort an's Ufer hinsetzte, die große Mappe über die Kniee breitete, und mit raschem Stift die Umrisse der seltsamen Landschaft hinzukritzeln begann.

Die Arbeit ging flott von Statten. Der zum Meer gewordene Fluß, die quer durchwatende Pfeilerbrücke, der unendliche Damm, die schwimmenden Baumkronen, ja selbst ein Theil des diesseitigen Ufers mit seinen bescheidenen Häusern, den beiden schnörkelhaften, blechgekrönten Thürmen, dem hochragenden Schlote der Sägemühle und noch manchem anderen Detail, war alsbald dingfest gemacht, schwarz auf weiß.

Otto Fenner warf das lange schwarze Haar zurück und drehte mit der linken Hand die linke Spitze seines Schnurrbartes in die Höhe, während er mit der Rechten die fertige Skizze des besseren Ueberblickes halber weit vor sich in die Luft hielt und selbstzufrieden sagte:

„Sehen Sie, Herr Fenner, das ist Ihnen so ziemlich gelungen; der allgemeine Eindruck ist gut erfaßt, die Umrisse verrathen eine sichere und geübte Hand, ja Sie haben bei aller Skizzenhaftigkeit doch sogar eine gewisse Stimmung auszudrücken gewußt; alledem aber entnehme ich mit Genugthuung, daß Sie nicht unnütz auf Kosten des hohen königlich ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht drei Jahre auf den Akademien und in den Ateliers des Auslandes verbummelt haben. Indessen, damit Sie sehen, daß ich Ihnen nicht schmeichle, der Zeichnung fehlt es doch noch an Einem, sie hat nämlich keine Staffage."

Und als wäre unter der ungeheuern Größe dieses Mangels plötzlich sein ganzes Wesen zusammengeknickt, ließ er unwillkürlich die linke Spitze seines Schnurrbartes fahren, welche im Verlaufe des eben angeführten Selbst-Zwiegespräches sich schon fast allzu keck auf sein linkes Auge losgezwirbelt hatte, während die rechte Hälfte sich noch in aller Sanftmuth bescheidentlich um den entsprechenden Mundwinkel schmiegte.

„Das ist in der That richtig," dachte er bei sich, „da in den Vordergrund gehört irgend eine Staffage her; etwa ein sechsspänniger Heuwagen, doch nein, wir haben ja erst März, oder ein paar Schweine, die im Schlamme wühlen, oder wenigstens etliche Gänse mit einem kleinen zerlumpten Zigeuner-Rangen."

Und just begann er seinen Bleistift an einem wettergrauen Stück Langholz, das neben ihm lag, spitzig zu wetzen, um irgend einen (er wußte noch nicht welchen) jener drei malerischen Gegenstände seiner Zeichnung einzufügen, als eine frische Mädchenstimme in sein Ohr klang. Die Stimme

sang ein noch ungedichtetes Lied nach einer noch uncomponirten Melodie, wie sie ja auf der frischen Lippe des Dorfkindes wildwachsend vorkommen.

Das Lied kam immer näher und . . . brach plötzlich ab.

Der junge Maler fühlte deutlich, das Mädchen mit dem lauten Liedermund müsse nun hinter ihm auf der Höhe des Uferwalles angelangt sein, der sie bisher nicht hatte wahrnehmen lassen, daß dort Jemand saß, und ihr Lied sei unwillkürlich verstummt, sobald sie des Fremdlings ansichtig geworden.

Als Fenner aufblickte, schritt das Mädchen eben etliche Schritte weit an ihm vorbei, geradenwegs auf das Wasser zu.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß, wenn Otto Fenner zufällig ein gewöhnlicher Fremder gewesen wäre, die jugendliche Dilettantin vor wohlanständiger Verschämtheit ihm gar keinen Blick geschenkt hätte; hier aber, am einsamen Theißufer, sind junge Männer, welche unter Gottes freiem Himmel auf große weiße Papierblätter zeichnen und mit halb aufgedrehten, halb niederwärts gekräuselten Schnurrbärten ausgerüstet sind, so seltene Gäste, daß das Mädchen gar kein Mädchen gewesen wäre, wenn sie nicht wenigstens einen, wir geben gerne zu: ganz kurzen Blick . . . vielleicht nicht einmal für jenen unbekannten Stadtherrn, aber doch für dessen ungewöhnliche Hantirung gehabt hätte.

Fenner wollte eilends den Hut lüften, griff aber nur in sein dichtes Haar, denn er vergaß, daß er beim Niedersitzen seinen gewaltigen Schlapphut wegen der Kälte des Bodens als improvisirtes Sitzkissen unter sich geschoben hatte. So blieb denn der beabsichtigte Höflichkeitsact — leider — unausgeführt.

Das junge Mädchen — oder sagen wir Fräulein, denn sie trug nettes bürgerliches Gewand, obgleich sie selbst mit einem geschliffenen Glaskrüglein um Wasser an die Theiß hinabging — das Fräulein also faßte, an den Rand des Flusses gelangt, mit der linken Hand die Falten ihres Kleides eng zusammen, während sie mit der Rechten den Hals des Kruges in die kühle Fluth tauchte.

Hätte auch Fenner nicht das Auge des Malers gehabt, oder hätte er auch die Stipendien des hohen königlich ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht ohne den geringsten künstlerischen Nutzen im Auslande verzehrt, er hätte dennoch nicht umhin können wahrzunehmen, welch' ungewöhnlicher Liebreiz über jede Bewegung dieser jungen Dame gebreitet war, als sie die keineswegs leichte Leistung des Wasserschöpfens trotz der dabei unvermeidlichen starken Körperbiegungen doch mit vollkommener natürlicher Anmuth durchführte. Und ebensowenig hätte er übersehen können, wie klein und weiß die Hand war, welche die bauschigen Röcke über

den Knöcheln zusammenfaßte, und wie fein die schwarzen Stiefelchen, welche in Folge dessen von der Märzsonne hell beschienen wurden, wie schlank ferner bei aller jugendlichen Fülle die tief zum Wasser niedergebeugte Gestalt, und wie reich endlich die blonden Locken, welche dank dieser Bemühung von den Schultern über ein reizendes Mädchenantlitz herabrollten.

Und all' dies empfand er umso lebhafter, als sein Bleistift, sobald das Mädchen an's Wasser hinabgelangt war, halb unbewußt schon begonnen hatte, die holde Erscheinung auf dem Papiere festzubannen und der Stift daher genöthigt war, in alle feinen Einzelheiten der soeben aufgezählten natürlichen Vorzüge einzugehen.

Welches Glück! Ein sechsspänniger Heuwagen, oder im Schlamme wühlendes Borstenvieh, oder aber einfältige Gänse, von einem ungekämmten Zigeunerjungen gehütet, hatte der Künstler sich als Staffage gewünscht, und statt dieser bescheidenen Objecte ward ihm nun eine so ganz unverhoffte Vergünstigung zutheil.

Indeß, — das Glaskrüglein war vollgeschöpft und das seltene Modell wandte sich bereits wieder zum Gehen, ehe noch sein Conterfei zur wünschenswerthen Vollendung gediehen.

Noch ein Augenblick und die Erscheinung war vielleicht für immer entschwunden.

Unter solchen Verhältnissen kann auch der bescheidenste Künstler kühn werden.

„Ach, meine verehrte Unbekannte, möchten Sie nicht noch einige Augenblicke in Ihrer vorigen, außerordentlich günstigen Stellung verharren? Meine Skizze ist noch nicht vollendet."

Mit diesen vielleicht nicht sehr geschickten, aber desto unerwarteter kommenden Worten redete Fenner das Mädchen an.

Diese erhob einen Blick der tiefsten Ueberraschung zu ihm und hätte, wenn sie ein Stadtfräulein gewesen wäre, gewiß zu erröthen vergessen; da aber bei den unverbildeteren Dorfschönen das keusche Wangenroth nicht unter der Controle des Verstandes steht, wurde sie auf einmal purpurroth wie eine Pfingstrose.

Allein die Absonderlichkeit der Lage gewann schon im nächsten Augenblick die Oberhand und das brennende Roth wich dem leichten Schimmer eines Lächelns, in dem sich sogar eine Spur von Muthwillen zeigte. Wäre sie auch nur mit einer einzigen Bundesgenossin dem fremden städtischen Herrn gegenüber gestanden, so hätte sie vermuthlich hell aufgelacht. So ganz allein freilich ist das eine schwere Sache.

„Ach bitte, Fräulein, bitte, nur auf eine Minute," flehte der Künstler, und trat um zwei Schritte näher heran.

Jetzt wußte das Mädchen wirklich nicht mehr, was zu thun oder zu lassen sei. War es schicklich oder nicht, einer so sonderbaren Bitte eines so wildfremden Herrn nachzugeben? Und dann im Grunde genommen, warum sollte sie sich denn nochmals bücken und sich anschauen, ja sogar sich abzeichnen lassen?

„Der Krug ist schon voll," sagte sie endlich, als wünschte sie das Gehässige ihrer ausweichenden Antwort auf den Krug zu wälzen.

„Ach, wenn es sonst nichts ist," versetzte Fenner, „dem ist ja leicht abzuhelfen."

Und er nahm dem Mädchen den Krug aus der Hand und goß das Wasser in die Theiß zurück bis auf den letzten Tropfen. Dann stellte er den Krug höchst behutsam auf das bereits erwähnte graue Stück Langholz hin.

Möglich, daß diese That noch weit ungeschickter war, als die erste Anrede, aber vielleicht war sie gerade im Gegentheil ganz ungeheuer geschickt; wenigstens nach ihrem Erfolge zu urtheilen, müßte man sie doch wohl eher geschickt nennen, denn sie brachte das Mädchen auf einmal in eine wahre Zwangslage.

„Ja, nun muß ich allerdings noch einmal schöpfen," sagte sie im Tone eines sanften Verdrusses und that, wie sie sagte.

In diesem Augenblick erdröhnte hinter ihnen eine brummige Männerstimme:

„Was ist denn das wieder für eine neue Mode, Bella? Seit wann geht man selbst an die Theiß, Wasser zu holen?"

„Lieber Papa, sei nur nicht böse," bat das Mädchen. „In der Küche braucht man Wasser, aber die Marcsa ist just fort, ihrem Manne das Essen zu bringen, die Julis hat sich am Fuße wehgethan, den Pista hast Du auf die Post geschickt, der Kutscher hat bei den Pferden zu thun, da mußt' ich denn wahrhaftig selbst um Wasser gehen; aber ich eile auch schon zurück, so rasch ich kann, sonst schnappt mich noch irgend eine Seeungeheuer."

Damit war sie fort.

II.

„Meine Dampfsägemühle ist die größte Sehenswürdigkeit des Ortes," sagte Fräulein Bella's Vater, Se. Gnaden Herr Stephan Erny, mit jener Bestimmtheit, welche allen Widerspruch ausschließt, „auch besucht sie jeder Fremde, der in die Gegend kommt und seinen Verstand nicht zu Hause vergessen hat."

„Es ist auch mein sehnlichster Wunsch, dieselbe in Augenschein nehmen zu dürfen," entgegnete Otto Fenner rasch gefaßt, „aber zu erläutern dürfte

es da genug geben, denn in technischen Dingen kann man mich verrathen und verkaufen."

„Das ist meine Sache," knurrte der Mühlenbesitzer und ging so herrisch voran, daß Fenner ihm folgen mußte.

Die Mühle steht nahe bei der Theiß, an einer Stelle, wo sie sammt dem zugehörigen ebenen Grundstück durch den natürlichen Damm des hohen Ufers gegen die Frühjahrsüberschwemmungen des launenhaften Stromes geschützt ist.

Der hohe, schwarze Eisenschlot ist berühmt im ganzen Comitat, dessen höchster Gegenstand er vielleicht ist. Und in der That fahren die Fuhrleute in dieser Gegend nicht dem Kirchthurm nach, wie anderwärts, sondern dem Schlot nach, denn dieser ist eine gute Stunde früher zu erblicken, als der alte Thurm der Pfarrkirche, trotzdem die letztere eine echte lateinische Inschrift quer über ihrer Stirn trägt, nämlich in klaftergroßen, schwarzen Buchstaben die gedankenschweren Worte: „Realbata Anno 1791," das heißt „neu geweißt im Jahre 1791."

Der Raum um die Mühle ist durchaus Holzplatz. Ganze Waldungen liegen da als gefällte Baumstämme übereinander gethürmt, aber in erklecklicher Unordnung, als hätte irgend ein ungezogenes Riesenkind Papa's Zündhölzchenschachtel ausgeschüttet, in welcher jedes Zündhölzchen ein ganzer Stamm Floßholz ist. In nächster Nähe des Gebäudes erheben sich ungeheure würfelförmige Scheiterhaufen, aus Tausenden von Brettern, Balken oder Latten aufgespeichert; dies ist der große Waarenvorrath, der sich niemals erschöpft, denn wird auch noch so viel von ihm entführt, die Tag und Nacht arbeitende Mühle füllt jede Lücke sofort wieder aus. Sogar der Erdboden ist schier sonderbar geartet, denn seine obere Schichte besteht aus eitel Sägestaub und kurzem Spanwerk, was sich im Laufe der Jahre auf dem „Portus" (so heißen sie den Holzplatz) zu einer ganz merkwürdigen geologischen Schichte ausgebildet hat und nach etlichen tausend Jahren gewiß in Torf, noch später in Braunkohle und noch etwas später in Steinkohle verwandelt sein wird. Der alte Erny aber wird das schwerlich mehr erleben, ja vielleicht nicht einmal der um so viel jüngere Fenner, welchem mehr noch als das Alles die ungewöhnliche Thatsache auffiel, daß er ringsum, so weit sein Auge reichte, keine Spur von lebendem Pflanzenwuchse erblickte. Die Theißgegend ist auch sonst nicht reich an diesem nutzbaren Luxusartikel, aber da in der Umgebung der Sägemühle zeigte sich nicht einmal die gemeine Bachweide, die doch vielleicht selbst auf glattem Eise fortkommen würde, und sogar die Akazie fehlte, dieses Unkraut der Baumwelt, das sogar im dürren Flugsande seine Nahrung zu finden weiß. Wäre Fenner zufällig Porträt- oder Genremaler gewesen, dann wäre ihm dieser Mangel wohl nicht so sehr aufgefallen, aber

er sah mit dem Auge des Landschaftsmalers und war in dieser Hinsicht empfindlicher.

„Sonderbar," wandte er sich an den Hausherrn, „daß auf Ihrem ganzen Gebiete kein einziger Baum zu sehen ist; ich entdecke nicht einmal einen Küchengarten und Fräulein Tochter scheint auch noch nicht Zeit gefunden zu haben, sich ein Blumengärtlein anzulegen."

Herr Erny hemmte plötzlich den Schritt und machte mit der Hand eine krampfhafte Bewegung, so daß es Fenner das Wort verschlug. Im düsteren Antlitz des Alten zuckten die Muskeln ganz absonderlich, fahle Funken erglommen in seinen Augen, deren Brauen sich zu einem einzigen wilden Busch zusammenkrümmten, und er brach in ein heiseres, bitteres Gelächter aus.

„Hollah, junger Herr!" kreischte er und schüttelte Fenner's Arm mit gewaltthätiger Kraft, „hollah, junger Herr! So weit der alte Stephan Erny zu befehlen hat, gibt es solches Zeug nicht! Wird's auch nie geben! Nie und nimmer ... beim Hause des Alten ... o nein ... und hundertmal nein!"

Die letzten Worte schrie der Greis dem unvorsichtigen Frager unmittelbar in's Ohr.

Dieses dem Anscheine nach ganz grundlose Aufflammen zu hellem Zorn, ja zur Wuth, machte den ahnungslosen Fenner ganz betroffen. Der Alte machte in diesem Zustande den Eindruck eines Unzurechnungsfähigen. Der Uebergang von der früheren unwirschen, aber doch im Grunde gutmüthigen Art zu diesem maßlosen und geradezu unhöflichen Ausbruch war so rasch gewesen, daß Fenner in der Eile wirklich nicht wußte, was er davon zu halten habe.

„Gehen wir also in die Mühle," sagte Herr Erny nach minutenlanger Pause wieder besänftigt und in überraschend vertraulichem Tone, indem er Fenner am Arme nahm und ihn langsam nach dem Gebäude mit dem hohen Schlot führte.

Unterwegs kamen sie an einem vereinsamten Nußbaum vorbei, dessen Vorhandensein den Grundsätzen, welche Herr Erny eben erst in so kräftiger Weise verkündet hatte, jedenfalls schnurstracks zuwiderlief. Allein Fenner wagte es nicht, den Alten um den Grund dieser einzigen Ausnahme zu befragen, da er einen neuen vulkanischen Ausbruch besorgte. Uebrigens merkte er deutlich genug, daß auch dieser Nußbaum sich bei ihm keiner besonderen Gunst erfreute, denn der sonderbare Mensch wandte das Gesicht demonstrativ ab, als ob er ihn gar nicht sehen wollte, und machte mit seinem Gaste sogar einen beträchtlichen Umweg, als läge ihm Alles daran, nur nicht in den Schattenkreis des Baumes zu gelangen.

„Den lasse ich auch noch aushauen!“ knirschte er, die Zähne aufeinandergepreßt, und beschleunigte den Schritt.

Das Getöse der Sägemühle wurde, je näher man ihr kam, desto lauter und brachte alle anderen Eindrücke zum Schweigen. Und als erst die Schwelle überschritten war, hielt sich Fenner unwillkürlich beinahe die Ohren zu, denn einen Augenblick ward ihm ernstlich bange um das Heil seines Trommelfelles.

Wer nie in einer großen Sägemühle gewesen, hat auch keine Ahnung von dem Höllenlärm, der in ihr herrscht. Alle Arten und Schattirungen von Geräusch überfallen gleichzeitig das Ohr. Das ist ein Sausen, Brausen, Stöhnen, Dröhnen, Klappern und Rasseln. Die einzelnen Töne des Lärmens verschmelzen miteinander, so daß das Ohr sie nicht mehr einzeln unterscheiden kann, so wie das Auge nicht die verschiedenen Farben, welche in ein unbestimmtes Grau zusammendämmern. Aber von der düstern Folie dieser akustischen Grauheit lösen sich doch zwei Töne deutlich ab, wie zwei besonders schreiende Farben von dunklem Grunde.

Das Sausen der breiten Transmissionsriemen, welches schallt, als fiele ein kalter Wasserfall auf eine riesige rothglühende Eisenplatte, — und das ohrenzerreißend scharfe Geheul der kleinen Kreissäge.

Die einzigen Stummen in diesem Wettgetöse sind die großen Schwungräder, welche sich in tiefem Schweigen um die wohlgeschmierten Achsen drehen und mit ihren langen schwarzen Speichen unhörbar, fast gespenstisch in der Luft herumfuchteln.

Herr Erny athmete tief auf, als er in diese Atmosphäre voll Sägestaub trat. Hier war er zu Hause, das sah man jedem Zuge in seinem Gesichte an. Er rieb sich die Hände vor Behagen und trippelte munter ab und zu in dem schwindelerregenden Wirrwarr dieser gleichzeitigen Bewegung von tausend Gliedern.

In seinen Augen zwinkerte es wie bösartige Schadenfreude, wenn er zusah, wie der stählerne Zahn der Säge in den gefällten, abgehäuteten Stamm der schlanken Tanne hineinbiß, sich durch ihren Leib hindurchnagte und ihr innerstes Herz gierig durchfraß, bis zuletzt der ganze Baumriese sich in dünne Platten auflöste und zerfiel, ... eine königliche Tanne in zehn elende Bretter zerschnitten.

„Disjecta membra arboris!“ donnerte er mit Horazens Worten in die Ohren seines Gastes, denn nur mit Donnerstimme konnte er dieses Gesammtgetöse übertosen.

Und mit der grausamen Lust eines wilden Thieres, das seine Beute zerfleischt, sah er zu, sah er immer zu, sah er unersättlich zu, wie die Gatter mit den gefräßigen Zahnreihen ihrer Blätter erbarmungslos auf und nieder

gingen; mit selbstvergessener Gier horchte er auf das letzte Röcheln des sterbenden Baumstammes, oder auf den Schmerzensschrei, den der Baum beim ersten Biß der Säge ausstößt, — denn der Baum weint, ächzt, jammert buchstäblich unter den Zähnen der Dampfsäge, als hätte er Nerven und eine lebendige Seele, — und er wurde nicht müde zuzusehen, wie der Sägestaub dicht und dichter herabrieselte, ohne Aufhören, gerade als ströme der zum Tode geschleppte Baumriese sein wirkliches Lebensblut aus.

„Das ist mein Leben! Hier athme ich frei!“ schrie der Alte. „Fort mit euch! Fallet auseinander! Werdet zu nichte!“ schrie er und sprang auf einen gewaltigen Holzblock und warf wüthend wie ein Besessener die kurzen Arme auseinander. „D'rauf und d'ran, mein kleines Liebchen, beiß' immer zu!“

Die letzten Worte waren an die kleine Kreissäge gerichtet, welche mit schwindelnder Hurtigkeit im Kreise um ihre eigene Achse ras't und gesundes Kernholz so leicht, so unwiderstehlich durchschneidet, frißt, verschlingt, als fahre sie durch frische Butter.

„Dieser Mensch ist verrückt!“ fuhr es unwillkürlich durch Fenner's Kopf. Mit fünf gesunden Sinnen wüthet man nicht in so widersinniger Weise. Der Mann ist wahnsinnig, — oder er hat zum mindesten einen Sparren, irgend eine fixe Idee, eine angeschimmelte Saite in seinem Hirn, welche man nur zu berühren braucht, um sofort das ganze geistige Instrument in Dissonanzen zu stürzen.

Und er mochte wohl das Richtige getroffen haben, denn die in der Sägemühle Beschäftigten gingen dem alten Erny behutsam, fast ängstlich aus dem Wege. Sein Erscheinen verdoppelte augenblicklich das ganze Treiben der Arbeiter. Die Bauernburschen aber, deren Amt es ist, die Bretterbündel mit einigen geschickten, bis zur mechanischen Regelmäßigkeit eingeübten Handgriffen vor die Zähne der fürchterlichen kleinen Kreissäge zu schieben und dieses kleine stählerne Ungeheuer gleichsam zu füttern, schielten zuweilen mit einer Art abergläubischer Furcht verstohlen nach dem unheimlichen Gewalthaber.

Herr Erny winkte Fenner, ihm zu folgen.

Sie stiegen hinab unter die Erde, wo die Wurzeln der gewaltigen Maschinerie sich bergen. In einem langen niedrigen Saale ist eine Reihe senkrecht gestellter Eisenräder am Boden verankert. Die schuhbreiten Treibriemen der Transmission greifen, einer neben dem andern, unter die Erde hinab und winden sich um diese kleinen Räder. Eine lange, kräftige Stahlwalze durchbohrt die Naben all' dieser Räder und rennt dann schnurstracks durch die Wand, um sich mit der Dampfmaschine zu verbinden. Von dieser erhält sie die rastlose, unerschöpfliche Drehkraft, welche sie in die ganze Reihe

der unterirdischen Räder ausgießt, so daß die Kraft unablässig überströmend an den Uebertragungsriemen emporfließt in die oberirdischen großen Schwungräder, diese Reservoirs der ganzen erzeugten Energie, welche sich von da aus mit der Gerechtigkeit des Einmaleins auf alle die einzelnen Sägeblätter, so viel ihrer sind, vertheilt.

Hier unten wirken die Kräfte stiller. Das Brausen über der Erde dringt nur dumpf durch den Boden. In der langen Gasse der Riemen und Räder scheint sich nichts zu regen, Alles ist wie erstarrt, nur an der Verwaschenheit der einzelnen Theile, welche sich in eine graue Luft aufzulösen scheinen, erkennt man, daß dieser Stillstand nichts ist als Bewegung, deren rasende Geschwindigkeit das Auge täuscht. Wehe dem unvorsichtigen Fuße, der in den Spielraum dieser unwiderstehlichen stummen Kräfte träte; sie würden ihn ergreifen und der unglückselige Sterbliche wäre im Nu zermalmt in den eisernen Umarmungen der mechanischen Bestie.

Herr Erny aber sah hier keine Spur von Gefahr. Mit dem kältesten Blute trippelte er hin und wider zwischen den in ihrem raschen Schwunge leise bebenden Treibriemen, nach rechts und links, vorwärts und rückwärts, mit den Armen fuchtelnd und den Zeigefinger bis in's Herz des Mechanismus hineinstreckend, während sein Mund von technischer Belehrung überfloß, unbekümmert, daß ein Glitschen des Fußes, ein schlecht berechneter Tritt ihm verhängnißvoll werden konnte.

Fenner athmete erleichtert auf, als er den muffigen Keller voll hinterlistiger Fußangeln endlich wieder verlassen durfte und die enge Wendeltreppe hinanstieg zur ehrlich d'rauf los tosenden Oberwelt.

„Sie sind heute mein Gast," sagte der alte Erny, als sie oben angekommen waren.

III.

Einige Tage vergingen und Otto Fenner hielt sich noch immer im Orte auf, um landschaftliche Studien zu machen, wie er sagte.

Wir freilich, die wir jene Gegend kennen und wissen, daß sie die ebenste Ebene ist, ohne irgend etwas, was wie Berg, Wald, Fels oder gar Wasserfall aussähe, kurz ohne alle Abwechslung, die sie zu einer Landschaft für Landschaftsmaler machen würde, wir dürfen uns füglich über dieses Vorgeben wundern; da jedoch Otto Fenner dies so bestimmt behauptete und übrigens, wie wir wissen, auf Kosten des hohen ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht drei Jahre im Auslande studirt hat, was sein Künstlerauge jedenfalls sehr geschärft haben muß, so sind wir wohl genöthigt, es ihm zu glauben, daß ihn dort wirklich die Schönheiten einer trostlos flachen Gegend fesselten.

Auch wußte Otto Fenner ganz gut, wo er dieselben zu suchen habe, denn er trieb sich besonders im Umkreise der Sägemühle herum, von der wir also annehmen müssen, daß sie an landschaftlichen Reizen ungewöhnlich reich war.

In der That wimmelte die Mappe des jungen Malers schon nach wenigen Tagen von Skizzen aus der Umgebung der Sägemühle. Morsche Zäune, ungeheure Holzstöße, überlange Schlote und dergleichen seltene Motive sammelten sich darin an, als die hervorragendsten Reize jenes Landstrichs, und daß auch so manches Bildniß von Fräulein Bella mit unterlief, das kann uns auch nicht sonderlich Wunder nehmen, da wir ohne Schmeichelei gestehen müssen, daß Fräulein Bella wirklich die größte Schönheit der ganzen Umgegend war.

Dabei beunruhigte ihn nur, daß er gar nicht wußte, wie er sich zu dem alten Erny stellen sollte. Bei der Besichtigung der Mühle war er sich darüber klar geworden, daß der alte Herr an irgend einer ungemüthlichen fixen Idee leide, worin aber diese eigentlich bestand, das war gar nicht leicht zu errathen.

Als er bei Erny's gespeist hatte, sprach er Tags darauf wieder im Hause vor, seinen Dankbesuch abzustatten.

„Ich weiß nicht, ob ich noch lange in dieser Gegend bleibe,“ sagte er, „darum beeile ich mich so sehr, diese angenehme Steuer der Höflichkeit zu entrichten.“

Unterwegs hatte am Rande eines Grabens ein schlichtes Veilchen seine Aufmerksamkeit erregt. Das erste Veilchen in diesem Jahre; das Aermste war nur eben erst erblüht und blaß, wie ein zartes Mädchenpflänzlein, dem es zeitlebens an Sonne gefehlt hat. Er pflückte es und nahm es mit für Fräulein Bella.

„Ach, ein Veilchen!“ rief diese, dämpfte aber sogleich die Stimme und sagte fast schüchtern: „Bitte, thun Sie das nicht mehr, Herr Fenner.“

„Aber es ist das erste, dem ich heuer begegnet,“ bat der Maler, „es ist das erste frohe Lächeln des Frühlings, ich habe es ihm von den Lippen weggehascht und nicht das Herz gehabt, es für mich allein zu behalten.“

„Ich sollte es eigentlich nicht annehmen,“ sagte sie, indem sie die Hand nach der Blume ausstreckte. Dann, als sie gewahrte, wie erstaunt Fenner wegen ihres Sträubens in so geringfügiger Sache war, fügte sie rasch hinzu: „Sie halten mich nun wohl für ein zimperliches Gänschen, nicht wahr, wie sie zu Hunderten so auf dem Lande herumlaufen?“

„Bewahre!“ rief Fenner, „wo werde ich einen so unintelligenten Vogel . . .“

„Wegen meines Vaters dürfte ich es nicht nehmen,“ fuhr sie fort.

„Wegen Ihres Vaters!“ wiederholte Fenner, „ich begreife nicht, was Herr Erny gegen das harmlose Blümlein einwenden könnte.“

Sie schwieg, die Augen gesenkt, und wußte wohl selbst nicht, daß sie seufzte.

„Sie schweigen, ... Sie seufzen,“ fuhr Fenner fort, mehr theilnehmend, als neugierig. „Doch ich habe kein Recht, in dieses Geheimniß eindringen zu wollen.“

„Kein Geheimniß, ein Unglück,“ entgegnete sie im Tone der Ergebung. „Eine ganze Kette von Unglück. Doch es muß Ihnen ja schon Manches bei uns aufgefallen sein. Zum Beispiel, daß unsere Fenster die einzigen im Lande sind, in denen Sie keinen einzigen Blumentopf sehen.“

„In der That, die Fenster sind leer,“ sagte Fenner. „Und doch kann ein menschliches Heim, sofern nur eine weibliche Hand darin waltet, des Blumenschmuckes nicht entbehren. Auf den Treppen des Palastes wuchert das fleischige Grün von Orangenbäumen und Agaven, in den Ecken des glänzenden Salons blühen buntscheckige Blumentische, aber selbst im halbverklebten Fenster der Hütte findet sich noch ein armes Stöckchen Reseda, das nicht blendet, aber doch duftet, oder ein irdener Teller voll Wasser, in dem eine Handvoll Grassamen aufgegangen ist; selbst die arme Nähterin in der Großstadt hat in der engen Dachluke ihrer Mansarde ein Rosenstöcklein stehen, das sie mit zerstochenen Fingern liebevoll begießt. Nur in den Fenstern dieses Hauses gibt es nichts als eiserne Stäbe kreuz und quer.“

„Blicken Sie dahin in die Ecke,“ sagte Bella, die ihm mit trübem Lächeln zugehört.

In der Ecke stand eine große Truhe aus weichem Holze, wie sie in allen Bauernstuben des Landes vorkommen, bunt bemalt mit jenem ungarischen Tulpenmuster, das sich seit Jahrhunderten nicht geändert hat. Auch diese Truhe war einst mit Tulpen bemalt gewesen, jetzt aber waren alle Blumen vom Holze abgekratzt, so gründlich, daß auch kein Staubfädchen davon übrig geblieben war.

„Papa duldet keine Blume um sich, auch keinen Baum, überhaupt keine Pflanze, ... nicht einmal gemalt, ... ja nicht einmal in seinem eigenen Namen.“

„In seinem eigenen Namen?“ rief Fenner, dessen Erstaunen zusehends wuchs.

„Papa heißt von Hause aus Stephan Viragh von Erny, aber Viragh bedeutet Blume, und so nennt er sich seit fünf Jahren Erny schlechtweg, nach seinem Adelsprädicat, sich und seine Familie, und ist gar böse, wenn man ihn auf einer Briefadresse oder im Gespräche Viragh nennt.“

Fenner war eben im Begriffe, das scharfsinnige Compliment zu machen, wie schade das sei, da der Familienname Viragh, das ist Blume, so vortrefflich auf Fräulein Bella passen würde, aber während das Mädchen sprach, war ihr Antlitz so traurig geworden, als sollte es nie mehr lächeln können, und so blieb jener schnöde Gemeinplatz hinter Fenner's Halsbinde stecken. Und jetzt schollen Tritte im Hausflur.

„Fort mit der Blume! Geschwind! Vater kommt!" flüsterte das Mädchen, und ohne zu warten, bis Fenner sich entschlossen haben würde, riß sie ihm das Veilchen aus der Hand und warf es hinter die tulpenlose Tulpentruhe.

Und doch glaubte Fenner einen Augenblick, einen halben Augenblick des Schwankens wahrzunehmen, als sie die Blume wegwarf. Sollte sie empfindsam genug sein, das Los einer halbtodten Blume zu beklagen, oder . . .? Indeß, wer weiß, ob Fenner trotz seines geübten Auges sich diesmal nicht getäuscht hatte? Er wünschte vermuthlich in einer stillen Falte seines Herzens, sie möchte das Veilchen lieber in ihrem Busen geborgen haben, als hinter der Truhe, und was man wünscht, sieht man nur zu leicht erfüllt.

Der alte Erny trat ein.

Er war sehr unwirsch, denn ein hochbeladener Bretterwagen war auf dem Holzplatze mit voller Wucht gegen jenen vertrackten Nußbaum gefahren und umgekippt.

„Der Baum muß doch endlich fort," brummte er in den Bart, „er ist mir ohnehin schon lange zuwider. Auf Erny'schem Grund und Boden ist kein Platz für Bäume. Die Bäume sind das Unglück der Menschheit. Hätte Vater Adam den Baum der Erkenntniß umgehauen, so wie ich diesen Nußbaum umhauen werde, so . . ."

„Liebster Papa," unterbrach ihn Bella, damit sich nur der Alte nicht wieder nach seiner Gewohnheit stufenweise in jene grundlose Wuth hineindeclamire, die ihn stets erfaßte, sobald die verhängnißvolle Wahnidee in seinem Gehirn aufwachte. „Liebster Papa, dieser arme Nußbaum thut ja keiner Seele was zu Leide. Er steht dort im Hofe wie eine einsame Schildwache, und hütet Tag und Nacht den Portus, und nicht um die Welt möchte er von seinem Posten weichen. Schau, Väterchen, in seinem Schatten bin ich aufgewachsen und das vergess' ich ihm niemals. Ich liebe ihn so, als gehöre er mit zu unserer Familie."

„Ei du thörichtes Frauenzimmer," brummte der Alte, schon beinahe scherzhaft, denn Bella's Stimme verfehlte ihre Wirkung bei ihm nie. Und als sie nur erst merkte, daß Bresche geschossen war, schlug sie auch ihrerseits den Ton des Scherzes an:

„Siehst Du, Väterchen, wir können den Nußbaum auf dem Portus eigentlich gar nicht entbehren. Weißt Du denn nicht mehr, wie angenehm es Dir selbst ist, wenn wir Gäste aus der Ortschaft erwarten und ich des Kutschers Matyi auf den Baum hinaufschicke, damit er Auslug halte, ob die Gäste auch schon kämen? Oder was in aller Welt fingen wir denn am Christabend an, wenn sämmtliche Kinder des Portus, wie seit so vielen Jahren, mit den Nüssen unseres braven Nußbaumes ihr Weihnachtsspielchen machen wollen? Schau nur, wie selbst die Katze sich an Deinem Beine reibt, als wollte sie Dich wieder gut machen, denn als sie noch ein winziges Miezchen war, weißt Du, da hat sie auch an diesem Nußbaume das Klettern gelernt."

Solchen gewaltigen Argumenten konnten die schlimmen Absichten des Alten niemals widerstehen und sein Wahn entschlummerte nach und nach, wie ein unartiges Kind.

Ein andermal war von Fenner's Kunst die Rede.

„Welchen Zweig der Malerei betreiben Sie denn eigentlich?" fragte der Alte.

„Ich bin Land . . .," entgegnete Fenner in aller Aufrichtigkeit, aber er konnte das Wort nicht ganz zu Ende bringen, das fatale Wort „Landschaftsmaler," denn hinter ihres Vaters Rücken sah er Bella mißbilligend das Haupt schütteln und ihm mit dem feinen Zeigefinger dringend zuwinken, er möge doch um Gotteswillen Acht geben, was er sage.

Eigentlich wußte Fenner durchaus nicht, warum er nicht die Wahrheit sagen sollte, aber Fräulein Bella winkte noch dringender mit jenem feinen Zeigefinger, da mußte er denn schlechterdings . . . lügen.

„Ich bin Land . . . das heißt . . . Genremaler," sagte er also.

Bella nickte lebhaft zustimmend mit dem Köpfchen.

„Genremaler?" fragte Herr Erny. „Aber wenn ich nicht irre, haben Sie auch unsere Theißüberschwemmung skizzirt, und das ist doch wohl kein Genrebild, sondern eine Landschaft."

„Ja wohl, allerdings, das ist eine Landschaft," entgegnete Fenner leichthin, „aber ich habe das nur so ausnahmsweise versucht, weil es gar zu drollig aussieht, daß keine einzige Pflanze darauf zu sehen ist, ein paar Weiden ausgenommen, die aber auch just am Ertrinken sind."

Ein dankbares Lächeln Bella's belohnte ihn für diese neue Lüge, was Fenner nicht wenig spornte, dieses edle Handwerk tapfer fortzusetzen.

„Ueberhaupt," sagte er, „halte ich die Vegetation in einer Landschaft für etwas höchst Ueberflüssiges . . ."

„Richtig! Sehr richtig!" unterbrach ihn der Alte, hocherfreut, eine so verwandte Seele gefunden zu haben.

„Vollkommen überflüssig," fuhr Fenner fort. „Die vielen Bäume, Blumen, Gräser sind alle so grün, so dumm, so geistlos. Wasser, Luft und schwarzer Boden, das sind im Grunde genommen die drei Elemente einer wirklich guten Landschaft, und wenn ich Landschaftsmaler wäre, würde ich auch nie etwas Anderes, als das, malen."

Diese Grundsätze der Landschaftsmalerei sind jedenfalls ungewöhnlich, sie sind auch schwerlich die richtigen, und wahrhaftig, wenn Seine Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht hätte hören können, welche malerischen Grundsätze derselbe Jüngling verkündete, den er auf Kosten des ungarischen Staates drei Jahre in den ersten Ateliers des Auslandes hatte verbringen lassen, die Entrüstung hätte ihn ohne Zweifel übermannt. Aber was kümmerte den leichtfertigen Fenner die Entrüstung des fernen Ministers für Cultus und Unterricht, wenn Fräulein Bella lächelte? Bella's Zufriedenheit entschädigte ihn für die Unzufriedenheit des ganzen ungarischen Ministeriums.

Herrn Erny jedoch sagten diese Grundsätze offenbar vollkommen zu, denn er nickte einmal übers andere mit seinem alten Kopfe und griff schließlich nach Fenner's Skizzenbuch, um die zweifelsohne nach diesen Principien ausgeführten Zeichnungen in Augenschein zu nehmen und sich an ihnen zu ergötzen.

Dieses neue Moment war schon eine ernstere Gefahr, denn wenn der Alte die Skizzen wirklich durchsah, mußte er sofort hinter die garstigen Lügen Fenner's kommen.

„Ach bitte," sagte er darum, mit einem raschen Griff nach dem Skizzenbuch, „verlieren Sie doch Ihre Zeit nicht mit diesem ungeschickten Gekritzel, es hat ja doch gar keinen Werth."

Aber schon war es zu spät. Herr Erny hatte sich des Buches bemächtigt und es geöffnet. Der lügenhafte Künstler vergriff sich vor lauter Verlegenheit an seinem Schnurrbarte und begann denselben leidenschaftlich zu drehen, während er das Gesicht abwendete, als wage er dem heranziehenden Gewitter nicht die Stirne zu bieten.

Zu seinem nicht geringen Staunen brach aber das Unwetter nicht los.

Herr Erny hatte das Buch gerade bei einer leicht mit Wasserfarben angelegten Skizze aufgeschlagen, welche einen Waldbrand in den Karpathen vorstellte. Das war wie auf seine Bestellung gearbeitet; lange blieb er in Betrachtung der Scene versunken und zerkaute nur von Zeit zu Zeit ein paar grimmige Worte:

„Ha, wie die Tanne da aufflammt! ... Wie das harzige Holz lichterloh brennt! ... Welche Verwüstung! ... Brennet, brennet! Werdet zu Asche! ... Rauch und Ruß! ... Kohle, schwarze Kohle, pechschwarze

Kohle! ... Was wird aus euerer Pracht und Kraft, ihr Riesen? ... Verzehrt euch in euerer eigenen Gluth! ... Friß, friß, friß sie, du heißhung'rige Flamme, du unwiderstehliche Verwüsterin, du wilde Bestie! Beiße, zerfleische, vernichte sie! Hussah, d'rauf und d'ran, ihr tausend rothen Hunde!"

Und gleich einem spanischen Großinquisitor, der beim Autodafé mit grausamer Wollust auf die brennenden Ketzer hinabsieht, genoß die Phantasie des alten Erny in effigie das flammende Autodafé der Waldesriesen. Seine Augen funkelten dabei, als wollte er mit ihnen den brennenden Wald noch einmal verbrennen; sein Athem war heißer, als die Gluth der gemalten Flammen.

Mit Entsetzen und Mitleid betrachtete Fenner den Greis, der sich in immer heftigeren Grimm hineinphantasirte. Auch Bella ward unruhig und fürchtete, ihr Vater könnte sich zu sehr erregen. Aber weder Fenner, noch Bella wagte es, den sonderbaren Kunstgenuß des Alten zu stören.

Da hatte Bella einen guten Einfall. Sie hob die Lieblingskatze ihres Vaters auf den Tisch und trat dann bei Seite. Die Katze sah einige Augenblicke schweifwedelnd um sich her, dann folgte sie dem Zuge ihres Herzens und schlich lautlos an ihren Herrn heran. Das Skizzenbuch konnte sie nicht aufhalten, sie marschirte mitten durch den lichterloh brennenden Wald, rieb ihren Kopf kräftig am Antlitz des alten Mannes und drehte sich einige Male um und um, wobei sie jedesmal ihren Schweif, so lang er war, unter der Nase desselben durchzog. Während dieses Organ sich dadurch zum Niesen angeregt fühlte und alle Kräfte des Alten zu so harmlosem Zwecke sammelte, legte sich die Katze mit Todesverachtung mitten in den wüthenden Waldbrand hinein, rollte sich dort zu einem runden, weichen Knäuel zusammen und begann nach Katzenart ganz wohlig zu schnurren.

Und nun erfolgte endlich auch der von Bella und Fenner so gefürchtete Ausbruch, aber nur als heftiges, den ganzen Körper erschütterndes Niesen. Eins, zwei, drei, viermal hintereinander.

Damit waren Herrn Erny's Kunststudien für diesmal abgeschnitten. Auch sein Anfall war, wie die Aerzte sagen, „coupirt"; wer niest, wüthet nicht.

„Nicht wahr, es ist gut, eine Katze im Hause zu haben?" flüsterte Bella in Herrn Fenner's Ohr.

IV.

Die Flamme des brennenden Waldes, obgleich sie nur mit Wasserfarben gemalt war, hatte doch ein nicht zu verachtendes Licht darauf geworfen, welche Haltung für Fenner dem alten Erny gegenüber die vortheilhafteste war.

An den folgenden Tagen zeichnete er gar nichts Anderes mehr, als Landschaften, aber er zeichnete sie so, wie sie dem verrenkten Geschmack des Greises entsprechen mochten.

Er fegte so ungeheure Theißüberschwemmungen hin, daß man vor lauter Wasser kein einziges Ufer des Flusses mehr sah, die Weiden mit ihren Kronen ganz und gar untergetaucht waren und nur noch die Sägemühle auf den Wellen zu treiben schien gleich der Arche Noah. Darauf bemerkte dann Herr Erny allerdings, diese Landschaft entspreche den localen Bedingungen nicht, denn das diesseitige Ufer der Theiß sei so hoch, daß es einen natürlichen Damm gegen die Fluth bilde, welche also nicht bis an die Mühle vordringen könne.

Die Waldbrände, Rodungen, kahlen Alpenlandschaften, unabsehbaren Pußten und dergleichen entstanden zu Dutzenden, was Herrn Erny dermaßen gefiel, daß ihn nur sein bürgerlicher Stand und immerhin mäßiges Vermögen davon abhielten, Fenner zu seinem Hofmaler zu ernennen.

Bella freute sich nicht wenig über diese einseitige künstlerische Production, welche ihr eine gute Verbündete war, wenn die Krisen in dem abnormen Geistesleben ihres Vaters eintraten.

Das Leben dieses Mädchens war seit Jahren das einer Krankenwärterin. Am Krankenlager der Seele ihres Vaters sitzend, wachte sie unermüdlich über diesem siechen Geiste. Alles möglichst fern zu halten, was den schmerzenden Punkt berühren konnte, in den Stunden der gewaltsamen Ausbrüche aber der Wuth des verstörten Gemüthes unschuldige Opfer darzubieten, an denen sie sich harmlos austoben und dadurch wieder zur Ruhe gelangen konnte, — das war Bella's Hauptsorge, Hauptthätigkeit und heilige Lebensaufgabe.

Seit Fenner's Auftauchen konnte sie bei dieser Arbeit über eine hilfreiche Hand verfügen.

Seitdem saß sie nicht mehr allein in der Krankenstube jener Seele.

Fenner fühlte ein tiefes Interesse für diesen Irrsinnsfall, ein psychologisches . . . und wohl auch noch ein anderes.

Als der junge Maler sozusagen in den Dienst der fixen Idee eines Greises trat, zog er vermuthlich weniger in Betracht, wem er diene, als mit wem.

So trat er gewissermaßen in ein staatsrechtliches Verhältniß zu Fräulein Bella, denn sie hatten nun eine „gemeinsame Angelegenheit“ am alten Erny.

Im Interesse dieser gemeinsamen Angelegenheit mußten sie mit einander verkehren und Meinungen austauschen. Dieser Austausch stellte eine nnerliche Verbindung zwischen ihnen her, und ist ein solcher Pfad einmal

gebahnt, so ist er gleich gut für Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen und Gefühle.

Die Leute, die im Theater zusammen lachen oder weinen, die im Augenblicke der Gefahr Seite an Seite stehen, die über das nämliche Bett geneigt dem Rhythmus des nämlichen Athemholens, des nämlichen Pulses lauschen, mögen einander noch so fremd sein, sie stehen sich nahe, wie Verwandte. Die Lebhaftigkeit des Antheils, den sie an irgend einem gemeinsamen Gegenstande nehmen, bringt manchmal in Minuten jene innere Nähe hervor, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen meist nur die Frucht von Jahren zu sein pflegt.

Bella und Fenner befanden sich in diesem Falle.

Angesichts der Geistesstörung des alten Mannes lernten sie bald, einander die Gedanken vom Antlitze zu lesen, aus Blicken Worte zu machen, halbe Worte und Bewegungen als zusammenhängende Rede aufzufassen. Es bildete sich zwischen ihnen eine Art Chiffernschrift oder Zeichensprache aus, welche nur sie verstanden, sonst Niemand.

So ist es kein Wunder, daß Fenner bald auch erfuhr, welche Bewandtniß es mit Herrn Erny's Wahnidee hatte.

Eines Tages ließ er sich irgendwo hinter dem Hause auf einen Stoß „Schwarten“ nieder und begann wieder etwas nach Erny's Sinne zu zeichnen.

Eine weite Ebene, mitten darin eine hoher Pappelbaum, am Himmel düstere Wetterwolken und ein Blitzstrahl, der in die Pappel niederfährt und sie zersplittert. Das war der Gegenstand der Zeichnung, von welcher Fenner mit voller Gewißheit annahm, daß sie dem eingefleischten Baumfrevler ausnehmend gefallen werde.

Als er eben im besten Zuge war, fühlte er, wie Jemand, ohne ein Wort zu sagen, sich über sein Haupt herniederneigte. Der alte Erny konnte es nicht sein, denn dessen nahende Schritte hätte er jedenfalls gehört. Es mußte also eine andere Person sein. Eine Andere, ja wohl, denn er hörte auch ein leises Rauschen, wie von weiblichem Gewande, das dem Bretterstoße entlang streift.

Nicht um die Welt hätte Fenner sich umgesehen. Er war wie Einer, der aus dem Schlafe erwacht und die Augen mit Gewalt noch ein Weilchen geschlossen hält, damit die im Traume erblickte Fee ihm nicht entschwinde.

Da sah er eine weiße Hand, die über seine rechte Schulter hervorlangte und den eilenden Stift zwischen seinen Fingern aufhielt. Zugleich erklang hinter ihm eine wohlbekannte sangvolle Stimme:

„Nicht weiter, Herr Fenner. Zerreißen Sie diese Zeichnung, welche auf meinen Vater vom schlechtesten Eindruck wäre.“

Ueberraſcht erhob ſich Fenner von ſeinem ländlichen Sitze.

„Unmöglich," entgegnete er, „ein vom Blitz getroffener Baum, das ſteht ja eher im Einklange mit ſeinem Gemüthszuſtand."

„Aber dieſer Baum iſt eine Pappel."

„Gewiß, das iſt er. Oder ſollte Herr Erny alle Bäume haſſen und nur die einzige Pappel lieben?"

„Im Gegentheil, eben die haßt er mehr als alle anderen. Darum hat er ſich gerade in dieſer Gegend niedergelaſſen, weil die Pappel hier ſchlechterdings nicht fortkommt, der Boden dieſes Landſtriches iſt ihr nicht günſtig."

Fenner zerriß die Zeichnung in kleine Stücke, aber er zog die Augenbrauen ſo verwundert in die Höhe, daß Bella deutlich ſah, wie er die Sache immer weniger begriff.

„Ich weiß," ſagte ſie ernſt, indem ſie auf Fenner's unausgeſprochenen Gedanken antwortete, „ich weiß, daß Sie meinen Vater noch nicht begreifen können, denn Sie kennen die traurige Geſchichte unſerer Familie nicht. Ich pflege ſie auch den Leuten nicht ſo leichthin zu erzählen."

Fenner wollte etwas erwidern, aber Bella fuhr fort:

„Sie wollen mich bitten, Ihnen Alles zu ſagen, weil die Löſung dieſes pſychologiſchen Räthſels Sie intereſſire."

„In der That, eine ſo ſeltſame Marotte . . ."

Er konnte nicht weiter reden, denn Bella ſah ihn mit großen runden Augen an, in denen das helle Waſſer ſtand. Sie trat unwillkürlich zwei Schritte zurück, als fühle ſie ſich ihm plötzlich entfremdet.

„Was iſt Ihnen, Fräulein Bella? Sie ſind mit einem Schlage verändert!" rief Fenner betroffen und trat einen Schritt näher.

Aber ſie wehrte ihn mit einer faſt unmuthigen Handbewegung ab und murmelte vor ſich hin:

„Eine Marotte! . . . Nichts als eine tolle Laune alſo? . . . Mein armer, guter Vater, die Leute halten Dein namenloſes Unglück für einen ſchlechten Spaß oder dergleichen."

Sie ſah an Fenner vorbei in's Leere und wandte ſich langſam, mechaniſch zum Gehen. Fenner ſah, wie tief er ſie in ihrer kindlichen Liebe verletzt hatte. Wenn er den Wahn ihres Vaters, des ſo hoch verehrten, ſo über Alles geliebten, für eine gewöhnliche Marotte, für die Selbſtquälerei eines hyſteriſchen Frauenzimmers in Mannskleidern anſah, dann war es auf einmal aus zwiſchen ihm und ihr.

„Fräulein Bella," ſagte er ganz zerknirſcht, „vergeben Sie mir den ungeſchickten Ausdruck, den ich um ein Jahr meines Lebens zurückkaufen wollte."

Sie schien nicht zu hören und schritt langsam weiter.

„Fräulein Bella, Sie dürfen so nicht von mir gehen," flehte er, indem er ihr Schritt für Schritt folgte. „Sollte ein unpassendes Wort, das ich vor mir selbst nicht verantworten kann, das ich tausendmal widerrufe, mich unwürdig gemacht haben, mit Ihnen theilzunehmen an einem Geschick, das mir so nahe geht, wie außer Ihnen gewiß keinem Sterblichen?"

Sie antwortete nicht und schritt langsam weiter, das Haupt geneigt, die Arme schlaff herabhängend, als sei eine Springfeder ihres Gemüths geknickt. Fenner war in heller Verzweiflung. Da blieb sie plötzlich stehen und wandte sich mit dem vollen, erhobenen Antlitz gegen ihn. Ihre Augen hafteten starr an den seinen und sie sprach:

„Ich sollte vielleicht schweigen — und das wollte ich auch. Was geht den Fremdling die „Marotte" eines alten Mannes an?"

„Fräulein Bella!" rief er schmerzlich, aber sie fuhr unbeirrt, mit einer Art gefaßter Würde fort:

„Ich bin es jedoch der Achtung gegen meinen theuern Vater schuldig, ein schiefes Urtheil über ihn zu widerlegen. Ich profanire vielleicht unser Unglück, aber ich rette die Ehrlichkeit desselben."

„Aber ich zweifle ja keinen Augenblick, theuerstes Fräulein," verwahrte sich Fenner, „ich glaube ja meinen fünf Sinnen allzusammen nicht halb so viel, als einem Hauche Ihres Mundes. Sagen Sie kein Wort, beweisen Sie mir gar nichts, und ich schwöre im Vorhinein auf Alles."

„Hören Sie," entgegnete sie seinen aufgeregten Worten mit einer stillen Unerschütterlichkeit. „Dies ist in Kurzem unsere Geschichte. Mein Vater ist ein gelehrter Mann. Er ist weit gereist, hat viel gesehen und noch mehr gelernt. Die Botanik war sein Lieblingsstudium."

„Die Botanik?" rief Fenner unwillkürlich; der Fall wurde immer seltsamer.

„Er war ein leidenschaftlicher Botaniker," fuhr sie fort, ohne sein Erstaunen zur Kenntniß zu nehmen, „er wendete alljährlich Tausende an seine Wissenschaft und besaß ein riesiges Herbar und eine bedeutende Fachbibliothek. Er entdeckte sogar einige neue Arten und schon begann die gelehrte Welt seinen Namen mit Achtung zu nennen. Und aus diesem Manne hat sich der unerbittlichste Feind der gesammten Pflanzenwelt entwickelt."

„Unglaublich!"

„Nur eines liebte mein Vater noch mehr, als die Pflanzenwelt; seine Familie. Sein Leben theilte sich zwischen seine Familie und seine Pflanzen. Aber die Pflanzen waren eifersüchtig auf ihre Nebenbuhler und verschworen sich eines Tages gegen die Familie meines Vaters, um sie zu vernichten ... Meine arme Mutter!"

Bella schwieg einen Augenblick. Eine helle Thräne stahl sich langsam über ihre blasse Wange herab. Fenner wagte kein Wort zu sprechen. Er hatte Recht, denn was er auch jetzt gesagt hätte, es wäre ungeschickt gewesen.

„Meine Mutter," fuhr Bella nach einer Pause mit dumpfer Stimme fort, „machte einst mit uns einen Spaziergang ins Freie. Mit mir und meinem Brüderchen."

„Sie hatten einen Bruder!" fiel Fenner ein, unfähig sich zu beherrschen.

„Wir waren Beide Kinder, aber noch entsinne ich mich des schrecklichen Falles so klar, als hätte er sich gestern ereignet. Man vergißt so etwas nicht, und lebte man tausend Jahre. Es zog ein furchtbares Unwetter herauf. Der Sturm heulte, der Regen fiel in Strömen. Die Mutter stellte uns gegen eine dicke Pappel, welche uns wenigstens gegen die rasenden Windstöße schützen sollte. Wir weinten, sie umwickelte uns Beide mit ihrem Shawl und sprach uns Muth zu, das Wetter könne nicht lange dauern, da . . . da erbebte die ganze Erde von einem betäubenden Schlag, durch das dichte Gewebe des Shawls sah ich rothen Feuerschein, ich hörte es über uns krachen und splittern, und dazwischen den Schrei meiner Mutter; dann vernahm ich nichts mehr, denn ich lag ohnmächtig am Boden. Mein Vater, der uns suchte, trug uns bewußtlos heim, meine arme Mutter hatte die vom Blitz gefällte Pappel getödtet."

Abermals hielt sie inne. Auch Fenner schwieg erschüttert. Minuten vergingen, ehe sie wieder anhub:

„Mein Vater war von diesem Verluste völlig zu Boden geschmettert. Er war eine Zeit lang ganz melancholisch. Niemals sah man ihn lächeln. Desto eifriger jedoch botanisirte er und liebte uns desto inniger. Als hätte er auch die Liebe, die er einst für unsere Mutter gefühlt, nun auf uns übertragen. Einige Jahre vergingen. Wir Kinder wuchsen und gediehen. Mein Bruder begann in die Fußstapfen des Vaters zu treten und gleichfalls Pflanzen zu sammeln, wenn auch vorerst nur auf seine kindliche Weise. Der Vater sah das nicht ungern, denn er lebte sich in die Hoffnung ein, der Sohn werde dereinst die väterlichen Sammlungen übernehmen und würdig fortführen. Einmal aber, als mein Bruder nach seiner Gewohnheit in die Berge gegangen war, um zu botanisiren, warteten wir Abends umsonst auf seine Heimkehr. Die Nacht war finster und er kam nicht. Keines von uns schloß in jener Nacht ein Auge. Man suchte den Knaben mit Fackeln im Gebirge und fand ihn nicht. Nach mehreren Tagen erst entdeckte man seine zerschmetterte Leiche in der Tiefe einer Felsenspalte, in die er hinabgestürzt war, als er an ihrem Steilrande eine lockende Blume pflücken wollte. Seine krampfhaft geballte Faust hatte noch im Tode ihre Beute, die ganz verwelkte

Blume, nicht fahren lassen. Mein Vater nahm sie ihm selbst aus der Hand und sagte mit gebrochener Stimme: „Silene acaulis." Dies war der Name jener verhängnißvollen Blume ... Dieser neue furchtbare Schlag hat die Nerven meines Vaters tief erschüttert. Er verfiel in ein Nervenfieber und lag wochenlang am Tode. In seinen Phantasien führte er wirre, ungeheuerliche Reden, wie ich sie nicht vorher, noch nachher je gehört. Oft sah er meine Mutter, meinen Bruder um sich schweben, dann wieder murmelte oder schrie er lateinische und griechische Pflanzennamen, mit schrecklichen Flüchen vermischt. Er verfluchte die ganze Pflanzenwelt. Er verfluchte jedes Kraut, jeden Baum, jede Blume einzeln, indem er sie beim Namen aufrief. In einem unbewachten Augenblicke sprang er aus dem Bette und steckte sein Herbarium in Brand, das sammt der Bibliothek in Flammen aufging, während er zwischen den brennenden Papierstößen wahnwitzig umhertanzte und die dicken Folianten jauchzend in die Gluth schleuderte. Nur mit Mühe gelang es, ihn selbst aus dem Feuer zu retten. Nach vielen Wochen genas er doch, wenigstens körperlich. Aber sein Geist blieb krank. Er mußte in einer Anstalt untergebracht werden, die ihn erst nach einem Jahre geheilt entließ. Geheilt! Was sie so nennen. Sein Irrsinn hatte eine verhältnißmäßig harmlose Wendung genommen. Er hatte die fixe Idee, die Pflanzenwelt zu hassen und nach Kräften zu bekämpfen, zu vertilgen. Er haßt sie so glühend, als er sie vordem geliebt, und rottet sie mit demselben Eifer aus, mit dem er sie einst sammelte. Dies ist der wunde Punkt seiner Seele, von dem aus man sie ganz und gar aus dem Gleichgewichte heben kann. Indem er die Pflanzen um sich her ausrottet, glaubt er Vergeltung zu üben, wähnt sich zu rächen an seinem Todfeinde. Der Irrenarzt selbst brachte ihn unvermerkt auf die Idee, eine Sägemühle zu errichten; so kann er sein Wahngelüste fortwährend befriedigen und bleibt den Menschen unschädlich ... Das, mein Herr, ist, was Sie die Marotte des alten Erny zu nennen beliebten."

„O über meinen gedankenlosen Vorwitz!" rief Fenner und ergriff Bella's Hand, welche aber sacht wie eine Feenhand aus der seinigen glitt, ohne daß er sie zu halten wagte. Sie ging still nach dem Hause hin und schritt über die Schwelle, ohne sich umgesehen zu haben. Fenner saß wieder auf seinem Scheiterhaufen und stach mit dem Bleistift unausgesetzt auf die oberste „Schwarte" los, bis „Faber Nr. 3" glücklich in Splitter gegangen war.

V.

Seit zwei Jahren etwa hatte sich des alten Erny Zustand einigermaßen gebessert. Langsam, aber merklich. Zu eigentlichen Ausbrüchen kam es nur noch selten; in den langen Zwischenräumen aber äußerte sich sein

Wahn eher als ein dumpfes Fortgrollen und Fortschmollen mit dem Vergangenen, das kein Gott zu wenden vermag, als ein Raisonniren, das sich nicht zur Raison bringen läßt, und er steifte sich gleichsam auf sein Unrecht, weil auch ihm Unrecht geschehen sei. So lebte der Greis auf der heiklen Scheidelinie zwischen Tollheit und Halsstarrigkeit dahin, und Bella's kindliche Liebe allein war es, die ihn immer mehr auf die sichere Seite jener Linie hinüberzog. Diese Liebe machte das junge Mädchen, dessen Erfahrungen in der Welt gewiß nicht weit reichten, geschickt, ja schlau. Ihr einziges Studium war ihr Vater und dieses Studium machte sie zur Seelenkundigen und zum Seelenarzt. Und wo gäbe es auf Erden einen besseren Seelenarzt, als ein liebendes Weib?

Auch beherrschte Bella ihren Vater vollkommen. Ein freundliches Wort von ihr, eine Umarmung, ein Kuß verfehlte seine Wirkung selten. Sie war der Arzt des Alten und zugleich seine Arzenei.

So kam es, daß Erny, so oft er auch schon gedroht und gelobt hatte, den Nußbaum sammt den Wurzeln ausrotten zu lassen, dies doch immer wieder unterließ, weil er wußte, daß er jenen Baum nicht aus der Erde, sondern aus Bella's Herzen ausreißen würde.

Wenn es möglich ist, daß männlicher Irrsinn sich in Pflanzenhaß äußere, so ist es doch schwer, sich eine solche Idiosynkrasie beim Weibe vorzustellen. Das Weib ist ja — wie oft ist es gesagt worden — selbst eine Pflanze. Dieselbe Passivität, dieselbe Gebundenheit. Beide blühen, tragen Früchte und verblühen. Die Pflanze geht zu Grunde ohne Licht, auch das Weib ohne das Licht des Herzens, die Liebe. Es ist also gar nicht so paradox, als es aussehen mag, zu sagen: In der Natur ist die Pflanze das Weib, in der menschlichen Gesellschaft das Weib die Pflanze.

So wird denn das Weib die Pflanze niemals hassen. Auch Bella litt zuweilen geradezu unter den Folgen der väterlichen „Marotte," wie Fenner sie jetzt schwerlich mehr bezeichnen würde. Es hatte sie manchen harten Kampf gekostet, jenem Nußbaum das Leben zu retten. Dieser Baum war seitdem das einzige Band, das sie mit ihrer Verwandtschaft, der Pflanzenwelt, verknüpfte. Dieser Baum war im Frühling ihr Veilchen, im Sommer ihre Rose, im Herbst ihre Herbstzeitlose, im Winter ihr Immergrün. Dieser Baum war ihr ein ganzer Blumenstrauß. Darum liebte sie diesen Nußbaum mit jener Liebe, die man nur einem „einzigen" Gegenstande widmet.

Diese Einzigkeit des Baumes war aber auch den Leuten längst aufgefallen, welche in der Sägemühle aus- und eingingen. Sie hatten schon manche Muthmaßung aufgestellt, um sich die Sache zurechtzulegen. Darunter gab es denn auch abergläubische Hypothesen genug, und die Phantasie des Volkes beutete den seltenen Fall eifrig aus.

Am Abend nach der „Marotte" war Fenner länger als sonst in der Sägemühle geblieben. Er suchte eine Verständigung mit Bella und fand keine. Sie war ernst und gemessen und nur wenig sichtbar. Fenner mußte fast allein den Alten beschäftigen und das war ihm heute eine harte Prüfung, aber er wollte ausharren, ob nicht doch vielleicht der Augenblick käme für ein gutes Wort, nach dem er lechzte. Gegen elf Uhr mußte er doch aufbrechen. Er reichte dem Vater und der Tochter die Hand. „Hu, wie finster!" rief sie unwillkürlich, als sie von der Schwelle aus einen Blick in die Nacht warf.

„Eigentlich sollten Sie so spät nicht unbewaffnet über die Haide gehen," sagte der Alte, „nehmen Sie doch mein Gewehr."

„Ich habe einen Revolver," entgegnete Fenner; „sechs Läufe für eine so kurze Strecke sind fast zu viel," scherzte er. Bella hätte beinahe gelächelt.

Dann ging er hinaus.

Die Nacht war dunkel. Die schwarzen Schleier des Neumonds verhüllten die Königin des Himmels, und nur die hunderttausend Sterne glimmerten am Firmament im hellen Frühlingsglanz. Als Fenner auf den Portus hinausgelangte, blieb er unwillkürlich stehen und blickte empor. Die unzähligen glitzernden Lichtpunkte wimmelten ihm zu Häupten, daß er in einen ungeheuern weißen Ameisenhaufen hineinzublicken vermeinte, und am glänzendsten, wo der weiße Strom der Milchstraße ihre Sternenwellen dahinwälzt. Aber diese weiße Straße hatte am Himmel der Sägemühle ein schwarzes Gegenstück: die breite tiefdunkle Rauchschärpe des großen Schlotes, welche in der stillen Luft erst senkrecht aufstieg, oben jedoch von einer kräftigen Luftströmung erfaßt und in einer Richtung fortgetragen, einem wundersamen schwarzen Regenbogen gleich mitten durch den flimmernden Nachthimmel zog.

Dieser Anblick fesselte das Auge des Landschaftsmalers, so daß er minutenlang unbeweglich auf dem Portus stand und sich still dem seltsamen Schauspiel hingab.

Plötzlich zog ein Geräusch seine Aufmerksamkeit auf sich. Er horchte gespannt. Leises Geflüster drang an sein Ohr und jener dumpfe, mit schwachem Knirschen gemischte Schall, wie wenn Spaten und Hacke arbeiten.

Er vermochte sich gar nicht zu erklären, wer hier auf dem Portus gegen Mitternacht graben und schaufeln könnte, noch dazu ohne Mondschein, Fackel oder Laterne.

Behutsam schlich er in der Richtung des Geräusches weiter und drückte sich einer langen Brettertriste entlang, damit ihn nicht der Umriß seiner Gestalt trotz der Finsterniß verrathe. Bald hörte er ganz deutlich, daß das Geräusch aus der Gegend des Nußbaumes kam. Noch einige Schritte und

Fenner konnte deutlich in der dunklen Luft den Baum selbst schattenhaft unterscheiden, wie ein düsteres Phantom, das mit ausgebreiteten langen Armen unhörbar und kaum sichtbar einherschwebt. Am Fuße des Baumes aber sah er, wenn sein Auge nicht trog, etwas Dunkles sich bewegen.

„Man gräbt unter dem Baume," sagte sich Fenner. „Aber wonach kann man dort graben?"

Da schoß ihm ein sonderbarer Verdacht durch den Kopf.

Wie, wenn die Grille (schon wieder ein so anstößiges Wort!) des alten Erny heute lebhafter zirpte und ihn nicht ruhen ließ, bis er zu nachtschlafender Zeit Bella's Nußbaum hatte ausgraben lassen?

Doch das war ja undenkbar. Den ganzen Abend war Herr Erny ruhig gewesen. Kein Wort, das er sprach, mahnte an einen gestörten Geist. Seine Rede war einsichtig und leidenschaftslos. Einmal hatte Bella sogar erwähnt, daß der Nußbaum schon auszuschlagen beginne, und das hatte der alte Herr ohne alle Aufregung vernommen.

Fenner sah ein, daß sein Verdacht grundlos war.

Aber was in aller Welt war das dort für ein Gemunkel im Dunkeln? Etwas Gutes führte der Betreffende kaum im Schilde, sonst hätte er bei solcher Finsterniß wohl eine Laterne benützt, und dann auch nicht so geflüstert, sondern laut gesprochen, da er auf dem Portus doch keines Menschen Schlaf stören konnte.

Fenner beschloß, diese Sache klarzustellen. Mit leisen Schritten ging er auf die Nachtvögel los. Ehe diese ihn bemerken konnten, stand er hinter ihnen und that einen so kräftigen Griff nach dem Kragen des Einen, daß der Ertappte vor Schreck einen Quiekton von sich gab und den Spaten fallen ließ.

„Jesus, Maria und heiliger Joseph!" schrie er, ohne an Widerstand zu denken.

„Kein Mensch rührt sich von der Stelle, oder ich schieße ihn über den Haufen!" rief Fenner, so barsch er konnte, und schlug seinen Taschenrevolver auf die Spießgesellen seines Gefangenen an.

Allein diese fanden es trotzdem rathsamer, Fersengeld zu geben, und thaten dies so hurtig, daß sie im Nu verschwunden waren. Fenner schoß wohl einer der dunkeln Gestalten nach, traf aber glücklicherweise nicht.

Indessen schreckte der Schuß den ganzen Portus aus seiner Ruhe. Die schläfrigen Hunde rannten kläffend dem Nußbaum zu, aus der Sägemühle waren die Nachtarbeiter, mit ganz neugebackenen Latten bewaffnet, auf den Schauplatz gelaufen, ja selbst die Thüre des Wohnhauses that sich auf und der alte Erny trat heraus, ein Gewehr in der Hand, von welchem gefährlichen Werkzeuge sein friedsamer Schlafrock und die unterwegs wieder-

holentlich stecken bleibenden Pantoffel einigermaßen abstachen. Sogar Bella hatte der Knall aus dem Nestchen gescheucht und sie eilte trotz der nächtlichen Kühle mit ihrem Vater in's Freie.

Um den Nußbaum war es nun ganz lebendig geworden. Erstaunt sah Herr Erny seinen jungen Freund mit einer so ungewöhnlichen Beute beladen, und als Bella den gutmüthigen Fenner mit einem beängstigenden Revolver in der Hand und seinen ganz vernichteten Gefangenen noch immer am Kragen haltend, im flackrigen Laternenschein dastehen sah, wich sie unwillkürlich zurück. Und sie that dies umsomehr, als sie in der Eile nur ein großes Tuch um ihr weißes Nachtgewand geschlagen hatte, in welchem mangelhaften Aufzug sie lieber außerhalb des engen Lichtkreises der Laternen blieb.

Der Gefangene war einer der Arbeiter vom Portus.

Er nannte seine Mitschuldigen sofort und Herr Erny befahl, dieselben jedenfalls herbeizuschaffen. Dann begann das Verhör.

Herr Erny befand sich in großer Aufregung, denn er mußte annehmen, daß einige heimtückische Kerle den Lieblingsnußbaum seiner Bella hatten ausgraben und zugrunde richten wollen. Und dies war jetzt in seinen Augen, in den Augen des großen Bäumevertilgers, ein so empörendes Verbrechen, daß er im ersten Zorn den Missethäter ohne viel Federlesens niederschießen wollte, und dies nur darum nicht that, weil es ihm im nächsten Augenblicke doch gerechter dünkte, denselben auf einen Ast des bedrohten Baumes aufzuknüpfen. Glücklicherweise fand sich Niemand, der mit der Technik dieses peinlichen Verfahrens vertraut genug war, um das Urtel zu vollstrecken und so blieb es vorerst beim Verhör.

Einer der Arbeiter — so lautete die Aussage — habe sich den Kopf darüber zerbrochen, warum doch nur der alte Erny auf dem ganzen Portus diesen einzigen Nußbaum verschont haben möchte, und da sei er auf den Gedanken verfallen, der Alte müsse durchaus irgend einen großen Schatz unter demselben vergraben haben. Diese Vermuthung habe er einigen Genossen mitgetheilt, denen dieselbe dermaßen eingeleuchtet, daß sie beschlossen hätten, den unter dem Nußbaum augenscheinlich verborgenen Schatz nächtlicherweile zu heben und unter sich zu vertheilen.

Die Ausführung dieses teuflischen Planes, der ihnen wohl zu keinem Schatze verholfen hätte, wohl aber den an seinen Wurzeln schwer beschädigten, oder gar vollends ausgegrabenen Nußbaum hätte tödten können, war durch Fenner's rechtzeitiges Eingreifen glücklich verhindert worden.

Man band dem Gefangenen die Hände auf den Rücken und sperrte ihn in eine finstere Kammer, sein Urtheil verschob man auf den nächsten Morgen. Der alte Erny selbst führte ihn in den improvisirten Kotter und sorgte für festen Verschluß. Die Arbeiter kehrten theils in die Mühle zurück,

theils begleiteten sie den Gefangenen bis an die Kerkerthüre. Nur Zwei blieben auf dem plötzlich wieder still gewordenen Portus zurück.

Bella und Fenner.

Keines von Beiden sagte ein Wort. Aber Bella fühlte, wie viel Dank sie dem Retter ihres Lieblingsbaumes schuldig sei; sie hätte es gar nicht so lebhaft gefühlt, wäre sie nicht gestern und heute denn doch etwas zu strenge mit ihm verfahren wegen eines unüberlegten Wortes, das er so aufrichtig bereute. Und so wurde auch ihre Verzeihung zu lauter Dankbarkeit, welche überströmen mußte.

Ihre Hand entwand sich den warmen Falten des großen Wollentuches und begegnete der Hand Fenner's. Wie sie sich nur in solcher Finsterniß so rasch hatten finden können! Der junge Mann fühlte, daß diese Begegnung keine herkömmliche leere Formel war. Die zarte Hand des Mädchens wagte sich so schüchtern in die seine, wie das Reh des Waldes in's ausgespannte Netz. Dann, sobald es d'rin ist, schließt sich das Netz und das Reh ist gefangen. Fenner's Finger schlossen sich heiß um die geliebte Hand. Nicht nur der Mund küßt den Mund, ein solcher Händedruck ist ein Kuß, den die Hand auf die Hand drückt.

Es ist wahrhaftig ein Glück, daß es so finster war, sonst hätte der alte Nußbaum jedenfalls Alles mit angesehen, was da Sonderbares zwischen den beiden stillen Menschenkindern vor sich ging, wie Fenner die erbeutete Hand sogar an seine Lippen führte und wie es dabei noch lange nicht blieb, sondern alsbald Mund auf Mund brannte, roth und heiß, wie das flammende rothe Wachs, mit dem ein gewisser kleiner Flügelgott verliebte Brieflein zu siegeln pflegt, auf deren Siegel dann als Wappen ein Herz zu sehen ist, mit einem Pfeil durchschossen. — — — —

VI.

Den anderen Morgen ging eine böse Nachricht durch die Ortschaft. Man erzählte, die Theiß sei über Nacht furchtbar gewachsen und habe auch gegen die Sägemühle hin die ganze Gegend unter Wasser gesetzt.

Als Fenner diese Mär vernahm, stockte ihm das Blut. Bella war sein erster, sein einziger Gedanke.

„Einen Wagen! einen Wagen!" rief er und eilte in die Nachbarschaft, um ein Fuhrwerk zu miethen. Aber der Bauer sagte, mit Wagen und Pferden könnte der Herr „Piktor" jetzt schwerlich nach der Sägemühle kutschiren, dazu thäte ein Nachen noth.

Ein braver Fischersmann vom Theißufer ließ sich in der That für ein gut Stück Geld bereit finden, Fenner in seinem Boote die Theiß hinauf zu fahren bis zur Sägemühle.

Welch' ein Anblick bot sich ihm da! Der ganze Portus war ein großer Wasserspiegel. Die Theiß war ein Meer geworden und der Portus ein ansehnlicher Busen dieses Meeres. In's Maschinenhaus war die Fluth zuerst eingedrungen und hatte die Feuer gelöscht; der lange Schlot blies seit Jahren zum ersten Mal seinen schwarzen Rauch nicht von sich. Einen Theil der Holzstöße hatte das Wasser auseinander geschwemmt und einzelne Balken und Bretter trieben auf der Oberfläche umher, wie Mastbäume nach dem Schiffbruch einer ganzen Flotte.

Die Bewohner des Portus hatten sich zumeist in's feste Mühlgebäude gerettet, in dem das Wasser bereits an die Kniee reichte. Die bäuerlichen Arbeiter wateten unter Herrn Erny's Commando mit hochgeschürzten Leinengattien durch die Bureaux und schleppten die großen Bücher, geschäftlichen Schriftenbündel und dergleichen heraus. Das etwas höher stehende Wohnhaus hatte das stetig steigende Wasser noch nicht erreicht. Aber auch von dort trug man bereits die nothwendigsten oder kostbarsten Gegenstände in's Freie und barg sie vorderhand auf den Gerüsten eines im Bau begriffenen einstöckigen Pumphauses.

Fenner fuhr mit seinem schwanken Kahne gerade auf's Wohnhaus zu. Dort fand er Bella, welche in der nassen Gefahr mit großer Kaltblütigkeit die Anordnungen zur Bergung der Möbel traf. In leichtem Morgenanzug ging sie durch die Zimmer ab und zu und achtete auf Jegliches. Ihre erste Verfügung war gewesen, den in der Nacht gemachten Gefangenen aus seinem Käfig zu befreien, damit ihm nicht etwa ein Unglück widerfahre. Der arme Teufel war dann unter ihren Augen der Fleißigste an der Arbeit.

Trotz der ernsten Lage empfing Bella Herrn Fenner lächelnd, aber ein leises Roth flog wie ein Hauch über ihre Stirne.

„Sehen Sie," sagte sie scherzend, „seit gestern habe ich mich in eine Nixe verwandelt und hause im Wasser. Aber was ist denn Ihnen begegnet?" fuhr sie fort, indem sie auf Fenner's Kleider deutete, „Sie sind ja bis auf den letzten Faden durchnäßt."

„Nichts von Bedeutung," erwiderte der Maler. „Ein paar Schritte vom Hause steuerte ich meinen Kahn so ungeschickt, daß er gegen einen schwimmenden Balken stieß und sofort zerbarst. Mein Fischersmann und ich fielen mitten in die Sintfluth hinein, die aber glücklicherweise erst bis zum Gürtel reicht. Uebrigens, theure Bella, möchte ich Ihnen rathen, dieses Haus zu verlassen, denn die Fluth steigt unaufhörlich und es kann keine zehn Minuten dauern, so ist sie in der Stube."

„Ei was," sagte Bella, „die Theiß wird doch nicht so unhöflich sein, auch mein Zimmer heimzusuchen."

Aber da plätscherte es auch schon ganz leise an der Thüre. Fenner und Bella wandten sich zugleich um und siehe, eben spülte das Wasser so ganz leichthin, wie im Scherz, über die Schwelle herein.

„Wahrhaftig, die Theiß sieht mich für eine Feldmaus an," sagte Bella, „und will mich aus meinem Hause hinausschwemmen." Zugleich aber stieg sie eilends auf einen Schemel, um die Ueberschwemmung nicht sofort in die Schuhe zu kriegen.

„Nun heißt es an Rettung denken," sagte Fenner und watete hinaus, um irgend einen Nachen, Kahn, oder auch nur Seelentränker herbeizuschaffen, mit dessen Hilfe Bella trockenen Fußes aus dem Hause zu bringen wäre.

Draußen aber war kein wie immer geartetes Fahrzeug zu erblicken. Die Flöße, welche sonst am Theißufer festgebunden lagen, hatte die wachsende Fluth im Laufe der Nacht fortgerissen und mit sich hinabgeführt, der Himmel weiß wohin. Die Arbeiter mühten sich zwar bei der Sägemühle an dem Zusammenflicken eines großen Floßes, bis das aber fertig war, konnte noch eine Stunde vergehen und unterdessen stieg das Wasser in den Zimmern gewiß bis an die Hüften.

Unter solchen Verhältnissen mußte sich Fenner zu einer Heldenthat entschließen, und diese büßt darum kein Titelchen ihrer Heldenmäßigkeit ein, weil ihr Hauptwerkzeug die große Schublade eines Sophas war.

Diese Schublade legte Fenner an der Hausthüre vor Anker; der brave Fischersmann und der befreite Galeerensclave mußten das ungewöhnliche Schifflein bewachen. Dann ging er hinein, um Bella zu melden, es sei „eingespannt."

Aber er fand Bella nicht mehr auf dem niederen Schemel stehend, denn das Wasser hatte dort ihre Schuhe erreicht und sie auf die beherrschende Höhe eines großen Lehnstuhles hinaufgetrieben. Dort stand sie auch noch, als Fenner eintrat.

„Wir können gehen," sagte er, indem er vor den Lehnstuhl hintrat.

Bella schaute hinab in's trübe Wasser, welches dem jungen Manne schon bis an's Knie reichte.

„Gehen?" fragte sie. „Aber wie denn? Ich ertrinke ja in diesem Ocean."

„Sie werden nicht zu Fuße gehen," tröstete sie Fenner, „ich habe für Fahrgelegenheit gesorgt."

Und ohne erst lange zu unterhandeln, umfaßte er mit starken Armen die junge Dame, wie sie vor ihm auf dem Sessel dastand, und hob sie empor.

Bella stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, allein wenn sie nicht in's Wasser fallen wollte, mußte sie wohl stille halten, ja selbst einen Arm

um Fenner's Hals legen. Da lag sie denn an der pochenden Brust des Hilfreichen, dessen Arme sie umfaßten, auf dessen Schulter ihr Haupt ruhte, dessen Locken sich vor ihrem Athemholen kräuselten.

Fenner glaubte den Schatz des Darius auf den Armen zu tragen. Wie behutsam schritt er durch das erste Zimmer, dann durch das zweite; er ließ sich wohl gar etwas mehr Zeit, als nöthig, und hatte nur einen Gedanken: Warum hat dieses Haus keine tausend Zimmer und dann womöglich noch tausend dahinter, daß er seine Bella ohne Ende so durch sie alle dahintragen könnte und sie an sein Herz drücken ohne Ende?

Nur einmal im Leben ist man so glücklich, ob man gleich hundert Jahre alt werde.

Als Fenner mit seiner geliebten Bürde das dritte Zimmer betrat, sagte er bei sich:

„Nun ist nur noch ein Zimmer übrig, dann sind wir draußen und ich muß Bella aus meinen Armen gleiten lassen."

Sie ahnte, was in seinem Herzen vorging und schloß unwillkürlich die Augen, als er in der Mitte des Zimmers stehen blieb und die brennenden Blicke auf ihr Antlitz richtete. „Otto!" hauchte sie, und er trank von ihren Lippen seinen eigenen Namen.

Es war nur ein Augenblick gewesen. Das Wasser zwang zur Eile, Bella sollte um jeden Preis in's Trockene gebracht werden. Jetzt trat Fenner mit ihr aus dem Hause. Als Bella die seltsame Fregatte erblickte, die man für sie requirirt hatte, war der Nachklang jenes Augenblickes der Leidenschaft nicht stark genug, um der Komik dieser Lage Stand zu halten.

„Aber das ist ja die Schublade des grünen Sopha's!" lachte sie.

Fenner hob Bella hinein, und band ihr auf's Herz, ja kein Fingerchen zu rühren, da das Fahrzeug sonst umkippen könnte. In der That konnte es seine Last kaum tragen und wäre sofort gesunken, hätten die drei Männer es nicht von drei Seiten mit ihren Schultern gestützt. So machten sie sich auf den Weg nach dem fernen Pumphause.

In diesem Augenblick ersah sie der alte Erny vom Gerüste her. Die unerhörte Gruppe mitten im Wasser jagte ihm den Schreck durch alle Glieder. Er hatte ganz sicher vermeint, das Wasser könne das Wohnhaus nicht so rasch erreichen und Bella werde Zeit genug haben, es mit Hilfe des sicheren Floßes zu verlassen. Und nun sah er sie, seinen Augapfel, den Zufällen eines so gefährlichen Abenteuers ausgesetzt.

In seiner Angst wollte er sich sofort in's Wasser stürzen und Bella zu Hilfe schwimmen, aber die Arbeiter vertraten ihm den Weg und Fenner schrie ihm aus vollem Halse zu, er möge nur ganz unbesorgt sein, sie würden Bella schon hinüberbringen, ohne daß der Saum ihres Kleides naß würde.

Trotzdem war der Alte nur mit Gewalt auf dem Gerüste zurückzuhalten. Mit gerungenen Händen und stampfend vor Ungeduld sah er zu, wie die drei Männer, zeitweilig bis an die Brust im Wasser, heranwateten und das mehr als gebrechliche Fahrzeug hoben und schoben, um es flott zu erhalten. Aber Alles ging gut.

„Halten wir uns gegen den Nußbaum hin," gebot Fenner, „dortherum ist das Wasser seichter."

Und sie stapften auf den Nußbaum los, langsam, aber sicher, kaum daß die Stegreifbarke im Geringsten schwankte, so daß Bella bald alle Aengstlichkeit verlor und die Expedition beinahe für einen guten Scherz ansah.

Sie waren noch einige Schritte vom Baum entfernt, als der brave Fischersmann unversehens in eine Grube trat. Er verlor das Gleichgewicht und um es wieder zu haschen, ließ er unwillkürlich die Schublade fahren und griff rechts und links in die Luft. Die Erschütterung der Schublade hinwiederum erschreckte Bella, welche nun ihrerseits durch eine rasche Bewegung das Gleichgewicht wieder herstellen wollte und es dadurch vollends aufhob. Eine Ecke der Schublade gerieth unter Wasser, da war sie auch im Nu voll und sank unter.

Der alte Erny drüben auf seiner hölzernen Insel stieß ein Jammergeschrei aus, aber Fenner war im gefährlichen Augenblick bei der Hand, riß Bella aus dem sinkenden Fahrzeug und trug sie wieder auf seinen Armen weiter.

„Zum Baum! zum Baum!" schrie Erny außer sich, aber Fenner strebte ohnehin diesem nahen Ziele zu und setzte eine Minute später das Mädchen auf den untersten starken Ast des Nußbaumes nieder.

„Ach, du mein lieber alter Nußbaum!" sagte Bella, indem sie seinen Stamm fest umarmte. Denn fast wollte es sie nunmehr bedünken, als sei sie einstweilen gerade oft genug aus einer unerhörten Situation in die andere geschleudert worden, indem sie erst in ihrem Zimmer unterschiedliche Lehnstuhlhöhen erklettern, dann von dieser ungewohnten Anstrengung an Fenner's unruhigem Busen ausruhen, hierauf zu Schiffe (das heißt zu Sophaschublade) gehen mußte, alsdann aber auch noch Schiffbruch litt und nun gar auf dem Aste eines Nußbaumes saß, als wäre sie eine Spätzin, die ihren Junker Spatz zum Stelldichein erwartet. Ja, nun war es gerade genug.

Aber auch im Hirn des alten Erny ging unterdessen so mancherlei, und gar nicht Unwichtiges vor.

Als er den Maler sich um Bella's Rettung mühen sah, überwog in ihm die Dankbarkeit gegen Fenner alles Andere, und eine Stimme in seiner Brust rief laut:

„Rette, was mir am theuersten ist auf Erden, und Alles, was ich habe, ist Dein!"

Und als einige Minuten später das ungeschickte Schifflein, das seinen größten Schatz trug, von der kalten, trüben Fluth unaufhaltsam hinabgeschlungen ward und der Abgrund seinen hungrigen Rachen aufthat und kein Retter nahe war, nur Einer, und auch der Eine nur ein Nußbaum, da legte sich ein eiserner Reif um Erny's altes Herz und preßte es schmerzlich zusammen, denn eine dumpfe, fürchterliche Ahnung äffte ihn, daß ihm zu Muthe war, jener Nußbaum werde die Tochter des grimmigen Baumverwüsters gar nicht retten wollen, sondern der Ast, auf den sie sich flüchten würde, müsse abbrechen unter ihr.

„Gnade! Gnade!" stöhnte, schrie der alte Mann und starrte in fürchterlicher Spannung auf die entscheidende Scene.

Aber Herrn Erny's Furcht war grundlos. Der Nußbaum hielt stramm und rührte sich nicht. Er brach nicht und zog seine Aeste nicht zurück, sondern schien sie im Gegentheil noch weiter auszustrecken, als ginge er dem Mädchen entgegen, und den Sitz möglichst bequem machen zu wollen für seinen treuen Schutzengel, der sich jetzt seinem Schutze anvertrauen mußte.

Als Bella dann im Trockenen und in Sicherheit auf dem Aste saß, beileibe nicht wie eine Spätzin, sondern wie die Taube, welche nach der Sintfluth den ersten Oelbaum gefunden hat, — da blitzte es im Gehirn des alten Erny auf, wie ein helles Licht, irgend eine Sonne ging darin auf und zerstreute irgend eine Finsterniß, welche in einem Winkel seines Hirnkastens so viele Jahre lang sich ordentlich eingedickt hatte.

„Ich war der Feind jenes Baumes und er ist mein Freund, mein größter Wohlthäter!"

Und in diesem Augenblick schwor er sich's zu, ganz im Stillen, aber desto feierlicher, daß hinfort Pflanze, Baum und Blume ihm heilig sein sollen.

Der alte Erny war geheilt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später war das große Floß fertig und holte Bella sammt Fenner zum Pumphause ab.

Erny fuhr selbst zu ihnen hinüber. Er umarmte und küßte Fenner. Dann umarmte und küßte er auch den Nußbaum.

Diese Handlung eines Unzurechnungsfähigen verkündete Bella und Fenner, daß der Alte wieder zurechnungsfähig geworden.

„Mein Vater!" rief Bella freudig überrascht und fiel dem Alten um den Hals.

„Herr Fenner," sagte der Greis, „ich bin Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet. Der alte Stephan Viragh von Erny" — seit Jahren zum ersten Male nannte er sich wieder mit seinem lange gehaßten Blumennamen Viragh — „ist niemals undankbar gewesen. Was Sie auch von mir erbitten wollen, es ist im Vorhinein gewährt."

Da lagen Bella und Fenner sich in den Armen.

— — — — — — — — — — — — — —

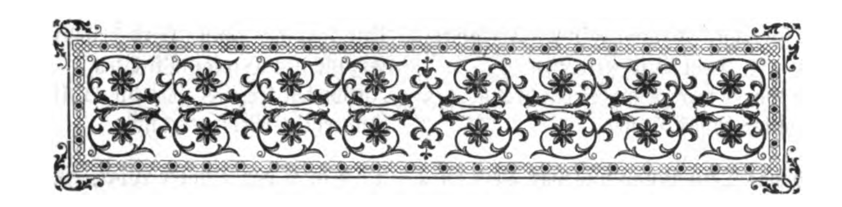
Der alte Stephan Viragh verkaufte bald darauf die Sägemühle, natürlich einem „Consortium," wie das damals Mode war, er selbst zog in eine schöne Gegend, wo der Pflanzenwuchs reicher ist und die Bäume schöner sind und die Blumen farbiger und duftiger.

Dort sammelt er jetzt wieder Pflanzen, wie vor Jahren, Fenner malt sie, und zwar meisterhaft, Bella aber bindet sie in Sträuße und trägt sie am Busen.

Auch der alte Nußbaum theilt ihr Glück. Lebendig konnte er zwar dem jungen Paare nicht folgen, dessen erste Gefühle er belauscht hatte, aber der alte Viragh ließ ihn fällen und aus seinem Holze eine prächtig geschnitzte Wiege machen.

Diese Wiege gab er seiner Tochter zum Hochzeitsgeschenk.





Gedichte

von

Ludw. Aug. Frankl.

An Friedrich Amerling.

(Toast am 80. Geburtstage.)

Ein halbes hundert Jahre
Die, ach so schnell entschwanden
Braun waren uns're Haare,
Als wir uns fröhlich fanden.

Ich malte nur mit Worten,
Mit hellen Farben Du,
So schritten wir den Pforten
Nur Eines Tempels zu.

In seine inner'n Räume
Trat'st Du als Sieger bald,
Dir bogen sich die Bäume,
Ein ganzer Lorbeerwald.

Von all den reichen Kränzen
Ein Zweig nur wurde mir,
Als Götterliebling glänzen
Sah stets ich auf zu Dir.

Doch hielten wir zusammen
In guter Zeit und schlimmer,
Der Freundschaft gold'ne Flammen,
Sie glühen treu noch immer.

Jetzt sind schon weiß die Locken,
Verläumder sind's, was thut's!
Noch locken Liebesglocken,
Wir lauschen frohen Muth's.

Wir heben froh die Becher,
Uns hebt Begeisterung,
Zwei wackre Lebenszecher,
In Herz und Geist noch jung.

An Paula.

(Zur silbernen Hochzeit).

Es geht die Sonne leuchtend auf,
Ich frage mich verwundert,
Hat denn vollbracht schon seinen Lauf
Ein Viertel vom Jahrhundert?

Noch seh' ich Dich im Jugendglanz,
Die Augen schwarze Sonnen,
Auf reichem Haar den Myrthenkranz,
Der Mund ein Zauberbronnen.

Du sprachst, es klang mir wie Gesang;
Als mich Dein Blick getroffen
Und warm mir in die Seele drang,
Erwachte süßes Hoffen.

Und was Dein Mund und was Dein Blick
Versprach, hast Du gehalten,
Es fing ein segenreich Geschick
Im Hause an zu walten.

Du hast geschafft, Du ruhtest nie,
Am Abend wie am Morgen,
Doch Deines Geistes Poesie
Verklärte Alltagssorgen.

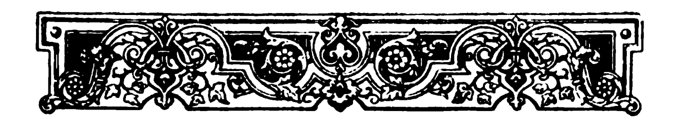
Und war der eig'ne Herd bestellt,
Erfüllt des Hauses Pflichten,
In weiten Kreisen sieht die Welt
Dich edles Werk verrichten.

Doch auch der Dichter Wort, ein Lied
Nachhallt's in Deinem Busen,
So ward des Hauses eng Gebiet
Ein stilles Heim der Musen.

Und daß der Bau sich stolz erhebt,
Sich mit dem Besten kröne,
Hast Du, beglückend, schön belebt
Ihn mit dem Schmuck der Söhne.

So hab' ich Dich, Du treu Gemüth
Zu uns'rem Heil erkiesen,
Es sei Dein Kranz, der silbern blüht,
Gesegnet und gepriesen!





Die See-Adler.*

Von

O. H. Stoklaska.

Nacht ists auf der Lobau Fluren,
Alles ruht in stillem Traum,
Nur zwei Adler rauschen nieder,
Auszuruhn auf hohem Baum.

Ihre langen, starken Schwingen
Falten sich an ihrem Leib;
Eng sie nun beisammen sitzen
Und so traut, wie Mann und Weib.

Uralt sind die beiden Adler!
Ihrem Auge, klar und frei,
Zogen schon gar viele Jahre
Ohne Fährlichkeit vorbei.

Nun zum alten, lieben Weibe
Tönt des Männchens tiefes Wort:
„Laß um dich das Auge schweifen,
Du erkennst wohl diesen Ort?

„Denkst du noch, wie hier vor Jahren —
An die hundert mögen's sein —
Ab und auf ein Kämpfen wogte,
Rings umstrahlt von Feuerschein?

„Uns, die wildes Kampfgetöse
Hergetrieben hoch vom Nord,
Grüßte hier im allzumilden
Süd der gleiche Schlachtenmord.

* Die Veranlassung zu diesem Gedichte bot ein Jagdbericht des Kronprinzen, in welchem auch mitgetheilt wird, daß Seine kaiserliche Hoheit ein uraltes See-Adlerpaar auf der Insel Lobau geschossen.

„Und da wir in Lüften schwebten,
Unter uns die blut'ge Schlacht —
Hu! wie hat aus tausend Schlünden
Schauerlich der Tod gekracht!

„Mensch auf Mensch in wildem Jagen
Sandte zielbewußt das Blei;
Sicher blickten wir hernieder,
Wie auf keiner Jagd so frei.

„Und der Ruf des tapfern Heeres
Tönt in meinem Ohre noch:
„„Oestreich hoch und unser Feldherr
Hoch, Erzherzog Karl, hoch! hoch!““

„Mit des Degens Spitze weiset
Er auf uns der Krieger Schaar:
„„So wie diese Adler kreisen,
Fliege hoch stets Oestreichs Aar!““

„Mächtig wie ein Ungewitter
Führt er sie dann in den Kampf,
Und als Held und Sieger reitet
Er hervor aus Pulverdampf.

„Sieh, mein Weib, seit jener Stunde
Dünkt es stets mir in den Sinn,
Daß mit dir zu höh'rem Zwecke
Ich wohl auserkoren bin.

„Und daß wir, solch' Kampfeszeugen,
Stehen unter hoher Hand,
Und wenn uns der Tod beschieden,
Sterben nur durch Königshand.“ —

Da — ein Schuß! Von einer Kugel
Liegen beide nun im Blut;
Ihre Ahnung ist erfüllet:
Kronprinz Rudolf traf sie gut.





Wasserjungfern.

(Libellen.)

Von

A. Littrow-Bischoff.

Wasserjungfern grün und blau,
Glitzernd wie belebter Thau,
Gaukeln hin am Waldesraine,
Schaukeln sich im Sonnenscheine,
Schwärmend bis der Tag erbleicht —
Um den Busch der wilden Rosen
Welch' ein Wiegen, Wogen, Kosen!
Und in Lebenswonne zittern
Auf der Flügel Silbergittern
Sie durch's Dasein froh und leicht.

Wasserjungfern blau und grün,
Durch der Sträuche Duft und Blüh'n,
Zu dem Farrenblätterdache,
Zu den Lilien am Bache
Locket Kühlung unbewußt —
Welch' ein Flattern, Fliegen, Fließen,
Welch' ein Schweben, Schwelgen, Schwirren,
Welch' ein Leben und Genießen,
Mag's die nächste Stunde schließen —
Diese hier gehört der Lust.

Und kein langes banges Meiden,
Und kein schmerzenvolles Scheiden
Löst des Daseins leichten Bau —
Wasserjungfern grün und blau,
O wie seid Ihr zu beneiden!



Was der Sturm erzählt.

Von

Nora Görner.

Es war in den letzten Faschingstagen, als ein junger Mann eines Abends bei seinem Schreibtische saß und nachsann über ein Feuilleton, das er am nächsten Tage der Zeitung liefern sollte, deren ständiger Mitarbeiter er war.

Unten, tief unter ihm, denn er wohnte nahe den Sternen, rasselten die Wagen, die in Seide und Gaze gehüllte Sylphen nach den verschiedenen Tanzsälen entführten; über ihm pfiff und sauste der Sturm eine schauerliche Melodie. Der junge Literat horchte den seltsamen Lauten, die durch den Kamin zu kommen schienen. Es war ihm, als säße er vor einer Telegraphenleitung, als er unwillkürlich angezogen, sich in der Nähe des Ofenthürchens niederließ. Die Laute wurden zu Worten, die ihn schaudern machten, „Hilfe“ klang es — „ich versinke! Rettung! Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich unser!“ „Wer ruft, was kann ich thun?“ rief der junge Mann in gewaltiger Aufregung. Da stöhnte und heulte es durch den Kamin herab: „Kehre Dich nicht daran, es sind Hilferufe, die ich auf meinen Flügeln weiter trage. An Englands, von der Nordsee bespülter Küste war es, wo wir unter Anführung unseres Meisters Aeolus, dieser Tage Alle beisammen waren, vom gewaltigen Sturmwinde an, bis hinab zum kosenden Zephyr. Da beugte sich Alles vor unserer vereinten Macht. Das Meer wallte auf, ein ewig sich erneuerndes Gebirge und wie einen Spielball warfen die Wellenberge ein Schiff sich gegenseitig zu, bis einer, muthwilliger als die andern, das entmastete Wrack auf eine Felsenklippe schleuderte, daran es zerschellte. Die kleinen ohnmächtigen Menschlein darauf ergaben sich weder gutwillig noch müssig in ihr Schicksal. Fest angeklammert auf seiner Com-

mandobrücke sah ich den Capitän, der seine Befehle ertheilte. Aber was vermochte sein Sprachrohr gegen unser Brausen. Dennoch war es, als ob die Mannschaft ihn verstände; Nothschüsse wurden abgefeuert, farbige Lichter angezündet.

An der Küste hatte man Alles gesehen und gehört. Das ganze von Fischern und Lootsen bewohnte Dorf war in dieser Schreckensnacht auf den Beinen. Die Männer standen am Strande und beriethen.

„Wir müssen es versuchen" rief der Eine.

„Es ist Alles umsonst, kein Boot erreicht das Schiff, wir vermehren nur die Opfer des Sturmes!" antwortete der Andere.

Da ertönte ein neuer Knall von dem gefährdeten Schiffe aus, und schien die Männer an ihre Pflicht zu mahnen. Drei, vier, endlich fünf Stimmen sagten fest: „Ich thue mit, Gott befohlen, Jack." „Dann rasch ans Werk," rief dieser, ein junger kräftiger Mann, den Gefährten die Hände schüttelnd. Diese liefen zu den Booten, die Feigen zurück ins Dorf. Sich schämend, daß die Anderen braver wären als sie, suchten sie ihre Heldenthat zu verhindern. „Haltet sie ab von dem thörichten Beginnen", riefen sie, unter die Frauen und Greise tretend. „Du, Hannah, laß' den Jack nicht sein Leben wagen, sonst bist Du Witwe, ehe Du Weib geworden; und Euer Tim ist ein so schwächlicher Junge, Vater Matson, er will auch mit. Ihr, alte Mutter Wills, seid ganz hilflos, wenn Eure beiden Söhne umkommen. Und Ihr Kate, was macht Ihr mit Euren fünf Kindern, wenn John ertrinkt."

Es brauchte nicht mehr — schon waren die Aufgerufenen auf dem Wege zu den Booten und werfen sich den kühnen Männern in den Weg.

Hannah stürzte auf ihren Bräutigam zu.

„Jack, um Gotteswillen, geh' nicht in's Verderben."

„Hannah", rief dieser in hochgesteigerter Begeisterung, „hindere mich nicht; denke, daß auch Dein Vater sein Leben geopfert; Du müßtest Dich ja des Gatten schämen, der sich feig' ins Haus verkriecht, wenn draußen Menschen mit dem Tode ringen und er vielleicht helfen könnte."

Mit diesen Worten schloß er sie in seine Arme, drückte einen langen Kuß auf ihren Mund und sprang ins Boot. Auch die Anderen hatten, seinem Beispiele folgend, die Mutter und Gattin abgeschüttelt. Vater Matson, ein noch kräftiger Greis, hatte aber, einsehend, daß Bitten und Vorstellungen fruchtlos waren, ein wirksameres Mittel ergriffen. Er hob, ohne ein Wort zu verlieren, den schwachen, aber muthigen kleinen Tim auf seine nervigen Arme und schritt, trotz seines Sträubens, mit ihm landeinwärts.

„So sind wir nur Vier, auch gut", rief Jack, im Begriffe abzustoßen. Da schwang sich eine verhüllte Gestallt mit mächtigem Satze ins Boot, das

durch den Stoß weit hinaus geschleudert ward, unter die stürmenden Wogen. Der Letztgekommene blieb regungslos am Boden des Fahrzeuges liegen. „Wer war es?“ fragten sich die Männer, doch Niemand forschte weiter, denn in diesem Momente sahen sie das Schiff an dem Felsen zerschellen. Nun galt es nicht mehr die Rettung des Fahrzeuges, sondern bloß jene einzelner Menschen. Man mußte trachten näher zu kommen, koste es was es wolle. Aber die Nacht war dunkel, nur zuweilen schimmerte von der Klippe her ein Lichtlein durch die Finsterniß. Die Wellen schlugen über das Boot und füllten es rasch. Da raffte sich die liegende Gestalt auf und begann es auszuschöpfen. Der Mantel fiel ihr von den Schultern. Langes Haar hing in nassen Strähnen darauf nieder. „Hannah!“ rief mit einem herzzerreißenden Schrei der muthige Jack und es war ihm einen Augenblick, als wäre sein kräftiger Arm gelähmt. Bald aber ermannte er sich wieder und feste, starre Resignation lag in seinem ganzen Wesen, als er murmelte: „Wohlan, so sterben wir zusammen!“

Die vier Ruderer arbeiteten von Schweiß und Schaum bedeckt, Hannah schöpfte unermüdlich das hereinströmende Wasser aus. Und doch schien alle Anstrengung vergeblich. Das Wrack schien immer noch so fern als zuvor. Da aber wir Winde von der Seite des Felsens kamen, hörte man durch unser Tosen das Geschrei der Gestrandeten. Da rief Jack: „Ruder vor, es schwimmt etwas heran.“ Es war eben noch Zeit den Balken abzuhalten, das Boot zu berühren; er schwamm seitwärts, aber als Jack sein Ruder anziehen wollte, war es schwer wie Blei. Mit Wucht zog er es an sich, ein Körper hing daran. Man hob ihn ins Boot, wo er anscheinend leblos liegen blieb. Hannah betastete ihn; es war ein starker Mann, sein Herz schlug, er lebte also noch. Während dessen hatten die Männer nur mit größter Mühe ihr Fahrzeug vor dem Umschlagen bewahrt — jetzt schien eine große Sturzwelle es ganz verschlingen zu wollen. Als sie vorüber war, fehlte einer der Ruderer. Man rief, Seile wurden nach allen Richtungen ausgeworfen — umsonst. „Leben für Leben“, murmelte Jack und jetzt sahen sie sich plötzlich dem Felsen näher gerückt, wo aller Jammer verstummt war. Trümmer des Schiffes kamen immer dichter heran, Leichen schwammen daneben. Jetzt wurde das eine Seil angezogen. Die Männer strengten ihre Kräfte an und ein zweiter Schiffbrüchiger war gerettet. Bald darauf klammerte ein Dritter sich an das Boot. „Jetzt zurück“ commandirte der junge Lootse; aber das war leichter gesagt, als gethan. Zwar wehten wir von dem Felsen ab, aber das Schifflein war wie von einem Wirbel von Sturzwellen umfangen und hatte bloß drei Ruderer. Da griff auch Hannah nach einem Ruder und nahm den Platz des Verlornen ein. Dieser war der eine Sohn der Mutter Wills und sein Bruder dachte schaudernd daran,

wie es werden sollte, wenn er allein nach Hause kam; aber wer konnte denn sagen, daß überhaupt Einer von ihnen noch festen Boden erreichen werde! Die Kräfte der Männer waren erschöpft, doch wir halfen ihnen, indem wir sie selbst dem Ufer zutrieben. Was war es nun, was plötzlich neben dem Boote auf den Wellen schaukelte? Hannah erfaßte es mit einem Haken, zog es heran und vernahm den Schrei eines Kindes. In der korbartigen Wiege lag es, unsanft geweckt von kaltem Wogenschaum. Rasch hob Jack das nasse lebende Bündel heraus und legte es in Hannah's Schooß. Diese band es in ihre Schürze und ruderte eifrig weiter. Schon mußte ja das Ufer nahe sein. Nur seltsam, daß man kein Licht sah, keinen Ruf vernahm. Die Männer im Boote starrten in die Nacht, die Umrisse der Häuschen zu erkennen — umsonst. Eine Sturzsee hatte das Dörfchen überflutet und Hütten und Menschen mit sich fortgerissen. Die sich den Wogen anvertraut, wurden gerettet auf den Strand geworfen, die Heimgebliebenen schienen Alle vernichtet. Nur ein paar Hütten, die den allerärmsten Fischern gehörten und höher auf dem Abhange eines Felsens lagen, waren übrig geblieben. Dorthin hatten sich die Meisten von unten gerettet und dorthin trugen die kühnen Schiffer die dem Meere abgerungenen, halberstarrten Menschen. In Hannah's Hütte legte man sie hin und diese begann mit Hilfe der Nachbarn zuerst das Kind und dann die Besinnungslosen von den festgefrornen Kleidern zu befreien und durch Reiben ins Leben zurückzurufen. Jack winkte die Männer hinaus und sprach zu ihnen: „Ihr habt gesehen, wie man seinem Schicksale weder zu Wasser noch zu Land entgehen kann; draußen ringt wohl noch Mancher mit den eisigen Wellen, der Sturm hat etwas nachgelassen, laßt uns noch einmal hinauseilen, um zu retten."

Diesmal hatte er leichtes Spiel. Bald war sein Boot wieder mit Ruderern versehen und, nur noch einen Blick in die offene Hütte werfend, wo Hannah sich befand, eilte er auf den Strand herab. Die Trümmer der Hütten und einzelne Hausgeräthe lagen ringsumher, aber die muthigen Männer beachteten das nicht, sie dachten an nichts, als an die Rettung der Schiffbrüchigen. Wieder stand Jack beim Steuer und leitete das Boot mit kundiger Hand, aber diesmal war nichts mehr zu retten als Ballen und Kisten, welche die Fischer als willkommene Beute an das Boot hingen. Als man im Morgengrauen an das Wrack heran kam, bot sich den Männern ein grauenvoller Anblick. An den Kanten des Felsens, in dem zerrissenen Tackelwerk angeklammert, hingen leblose Körper herab; erstarrt im Froste der Nacht, waren sie unbeweglich wie das Gestein selbst. Kein Ruf fand ein Echo und traurig kehrten die Fischer heim, wo es nicht besser aussah als draußen auf der See. Wo die Hütten gestanden, ragten nur einzelne Balken

und Pfähle aus Schlamm und Sand hervor; die Bewohner derselben, die sich gerettet hatten, wateten, ihr kleines Eigenthum zusammensuchend, um die Stätte ihres bescheidenen Glückes. Mutter Wills war eines der Opfer der Springfluth gewesen, und jetzt mit dem ertrunkenen Sohne vereint. John war glücklich heimgekommen, aber nur um sein jammerndes Weib zu trösten, das zwei ihrer Kinder verloren, die sie nicht rasch genug retten gekonnt. Vater Maxton aber saß auf einer ans Ufer gespülten Kiste und starrte ins Meer hinaus, das heute nicht genug gehabt an den Opfern, die sich ihm anvertraut, sondern mit gieriger Zunge hineingeleckt hatte ins Land, auch dort zu verwüsten und zu vernichten. Er hatte den sich sträubenden Sohn nur mit Mühe bis in seine Hütte gebracht, dort hatte dieser ihm die bittersten Vorwürfe gemacht, dann war er hinausgerannt an den Strand, um das Boot mit den Blicken zu verfolgen. Da war es herangekommen, wie eine lebende Mauer, näher und näher, und hatte ihn weggeschwemmt wie ein dürres Blatt. Als dann die Andern heil und triumphirend zurückgekehrt waren, da hatte der Alte an Brust und Stirn geschlagen und ausgerufen: „Mein Sohn, mein Sohn, ich habe Dich gemordet, Gott sei mir gnädig!“ Und seitdem — Niemand hatte Zeit, sich um ihn zu kümmern — saß er da, wie eine Statue des Unglücks. Ich riß an seinen Kleidern, wühlte in seinen langen grauen Haaren, aber er fühlte es nicht.

In Hannahs Hütte aber herrschte Glück und Freude. Die Geretteten waren Alle zum Leben zurückgebracht worden und priesen Gott und ihre Retter. Zwei davon waren Seeleute; der starke Mann aber war ein hoher Herr, der mit seiner Familie von Indien nach seiner Heimat zurückkehrte. Sein junges Weib war ertrunken, aber, o glückliche Fügung, das gerettete Kind war das seine, der Stammhalter des stolzen Adelsgeschlechtes, den er seinem bejahrten Vater nun doch in die Arme legen konnte. Hannah hatte, als sie ihn entkleidete, den schweren Gürtel wohlverwahrt, den er am Körper trug und stellte ihm denselben zurück, sobald er zur Besinnung gekommen. Er blickte fast staunend der ehrlichen Dirne ins Angesicht, dann sprach er:

„Ich danke Dir, mein Kind, daß Du mir die Gelegenheit gibst, Dich und die Andern, die uns gerettet, belohnen zu können.“ Und als er erfuhr, welches Unglück das ganze Dorf getroffen, da theilte er auch allen Andern reichlich aus. So beleuchtete die Morgensonne ein trauriges Bild, aber auch viele hoffnungsfreudige Gesichter. Die Hütten waren zerstört, aber Jeder hatte Mittel sich die seine wieder aufzubauen, zumal die geretteten Kisten, das Strandgut, Vieles bargen, was den armen Fischern noth that. Jack, als der Held dieser Nacht, wurde zum Schiedsrichter erwählt, er theilte aus nach seinem Ermessen und was er verfügte, das war den Andern Gesetz. Vater Watson allein nahm stumm und stumpfsinnig in Empfang, was ihm zuge-

sprochen ward; ihm war es gleichgiltig, was mit ihm geschah, ob er ein Obdach hatte oder keines. Man brachte ihn zu Hannah hinauf, denn er war im Wege, jetzt wo es galt, den Boden zu säubern und Holz herbeizuschleppen, zum Baue neuer Hütten. Sehend wie wenig Platz da war, beschloß der junge Lord sich, sobald seine Kleider trocken waren, mit seinem Kinde auf den Weg zu machen, nach dem nächsten größeren Orte. Hannah begleitete ihn auf seinen Wunsch dahin, den kleinen Erben zärtlich in ihr wärmstes Tuch hüllend und die nun wieder rosigen Wangen des zarten Kindleins öfters verstohlen mit ihren Lippen berührend. Als sie sich am Ziele der Wanderung davon trennen sollte, da weinte sie als wäre es ihr eigenes Kind.

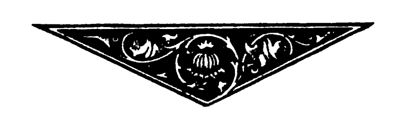
„Komm' mit, Mädchen", sagte der junge Lord gerührt — „ich sichere Dir freundliches „Willkommen" im Schlosse meiner Eltern."

„O Herr, ich kann nicht — Jack" —

„So kommt später alle Beide nachsehen, wie es Eurem Schützlinge ergeht. Leb' wohl und nochmals Dank Dir und Deinem Liebsten. Ich werde Euer nie vergessen, und wenn Ihr etwas braucht, so findet Ihr jederzeit Hilfe und Rath bei mir. Good bye."

Hannah eilte nach Hause. Auf halbem Wege kam ihr Jack entgegen. Ich sauste noch immer in den dürren Wipfeln, von denen wir jede Schneeflocke herabgeschüttelt hatten und trieb den Beiden die Haare ins Gesicht. Sie aber merkten es gar nicht, welchen Privatspaß ich mir mit ihnen machte. Hatten sie sich doch so viel zu sagen und unterbrachen sich so oft mit Küssen und Ausrufungen. Ich drängte mich neugierig an sie heran — da gebot mir Aeolus mit ihm weiter zu ziehen ins Land, und hier über der Stadt brausen wir nun dahin, um Thürme und Schornsteine bis zu den Straßenlaternen hinab, deren Flammen auf- und niederzucken zwischen den klirrenden Gläsern; das gehört zur Musik des Sturmes."

Hu! Wie sie schauerlich klang, diese Musik! Ein besonders starker Accord, begleitet von dem Sturze eines Ziegelsteines im Kamine, weckte den Schläfer im warmen traulichen Stübchen des vierten Stockwerks! Er rieb sich die Augen, sah erstaunt ringsum, eilte zu seinem Schreibtische, wo die Lampe noch brannte und schrieb nieder, was ihm der Sturm erzählt hatte.





Gedichte

von

Franz Gernerth.

Des reichen Lazar Tochter.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiß.

Wie neu erstand der Witwe Salamon
Verfall'nes Häuschen — hört' die Kund' davon!

Voll Kummer sah die Witwe Salamon
Auf ihren sonst so kräftig schlanken Sohn.
„Verstört ist Dein Gesicht und bleich wie Schnee,
Und Deine Seufzer künden tiefes Weh;
Sieh Deine Mutter, richte auf Dein Herz
Und banne muthig Deinen herben Schmerz!"

Der Jüngling hebt betrübt das Haupt empor:
„Nur Eine Bitte, Mutter, bring' ich vor,
Zu Tode krank liegt Lazar's Töchterlein,
Und stirbt sie, müßt' auch ich verloren sein.
D'rum gehe hin; vielleicht aus Deinem Munde
Vernehm' ich der Genesung frohe Kunde."

Zusammen schrickt die arme Witwe da:
„Du Vater des Erbarmens, sei uns nah!
Des Lazar Tochter, sagst Du? Dieses Heiden,
Der kalt sich weidet an der Armen Leiden?
Dich hat bethört ein unglücksel'ger Wahn."

Und dennoch tritt den Weg sie fröstelnd an,
Zum stolzen Herrenhaus führt er hinan.
Sie huscht durchs Thor, noch ist kein Lauscher wach,
Und bald steht sie im innersten Gemach.
Liegt hier auf weichem Pfühl die Kranke nicht?
„Gott grüß' Dich, Esther!“ zag die Witwe spricht.

— „Seid mir willkommen, Witwe Salamon!
Ach, sagt mir, blüht in Eurem Garten schon
Der Rosenstrauch? Nur einmal war ich dort;
Seither vergess' ich nimmer diesen Ort.
O hätt' ich eine Mutter, lieb wie Ihr,
Gern weilt' ich länger noch auf Erden hier.
D'rum, liebe gute Muhme, darf ich's wagen?
Ich hab' Euch eine Bitte vorzutragen:
Dies Ringlein, das ich trug, möcht' ich Euch schenken,
Ich bitt' Euch, nehmt's von mir zum Angedenken!
Wenn Einer dann Euch küßt die theure Hand,
Vielleicht berührt sein Kuß das gold'ne Pfand.“

Da schlürfen Schritte durch die stille Ruh';
Die Kranke schließt das Aug' ermüdet zu.

„Was suchst Du hier? Wer ließ ins Haus Dich ein?
Wie kann so unverschämt die Armuth sein?
Hinweg sogleich! Laß Dir's nicht zweimal sagen!
Sein Leid weiß Lazar schon allein zu tragen.“

Und wieder dringend fleht der Witwe Sohn:
„Bei Lazar sammelt sich die Menge schon.
Gewiß, ich ahn's, zu Ende geht's mit ihr;
Kein heller Tag wird fürder scheinen mir.
Geh, Mutter, hin für mich, sie zu beweinen!
Ich wag' es nicht, vor Menschen zu erscheinen.“

In Lazar's Hause herrscht unheimlich Schweigen;
Will Esther's Tag sich schon zu Ende neigen?
Im Hofe wird Almosen reich gespendet,
Im Tempel ein Gebet zu Gott entsendet;
Doch scheint er taub gen alles Fleh'n zu sein:
In Todeskampf liegt Lazar's Töchterlein.

Und dieser brütet hin, von Schmerz beklommen:
„Das Letzte noch! Die Alten mögen kommen!“ —
Im Prunkgemache sie versammeln sich,
Und Lazar spricht: „Ihr seht gebrochen mich,
Mein Hochmuth ist beschämt, mein Stolz gebeugt;
Doch wenn mir Gott der Rettung Gnad' erzeigt,

So hört jetzt das Gelübde, das ich thu' — —"
Die Männer nicken billigend ihm zu.
„Gelobst Du's?" — „Ich gelob's in Gottes Namen. —"
„So helfe Dir," ertönt's, „Jehova, Amen!"

* * *

„O Esther, meines Lebens bestes Theil,
Du mein vom Tode auferstandnes Heil!
Vernimm! Ich hab' Geheimes Dir zu künden,
Doch soll mein Wort im vollen Staat Dich finden.
In Seide sollst Du, Gold und Edelsteinen
Vor Deinem Vater einmal froh erscheinen!"
Und Esther schmückt sich nach des Vaters Sinn
Und tritt gesenkten Blickes vor ihn hin.

„Ein reicher Bankherr hat um Dich gefreit;
Dir winkt ein Leben voller Herrlichkeit.
Was sagen wir dem Freier als Bescheid? —"
„Gehorsam hast Du, Vater, mich gelehrt;
Ich folge, wie's Dein Wort von mir begehrt. —"

D'rauf Lazar seufzend zu der Tochter spricht:
„Im Viergespanne wirst Du fahren nicht,
Nicht stolze Herrin im Palaste sein,
Nur in der Armuth Hütte kehrst Du ein.
Denn wiss', in meiner ärgsten Seelennoth
That ein Gelöbniß ich bei unserm Gott,
Daß, wenn der Todesengel weicht von Dir
Und Du auf's Neue wirst gegeben mir,
Ich Dich — zur Sühne meiner stolzen Seele —
Dem allerletzten, ärmsten Mann vermäle,
Dem ärmsten Mann, mit dem sich Keiner mißt
An Stolz und der zugleich der Schönste ist."

Da stürzt sich Esther an des Vaters Brust
Und weint an seinem Hals vor sel'ger Lust.

So ward erbaut der Witwe Salamon
Verfall'nes Haus in wenig Monden schon.

Dorf-Romanze.

Das Dorf meiner Heimat vergesse ich nie,
Ich war damals zwanzig und fünfzehn war sie,
Ein fröhliches Kind mit den Augen so blau,
Die Wangen so frisch, wie die Rosen im Thau.
Und kam sie gegangen, da war ich nicht fern,
Ich grüßte sie freundlich, sie dankte so gern,
Wir liebten uns innig, noch eh' wir's gedacht;
Wie hat es uns Beide so selig gemacht!

* * *

Da kam einst ein Tag, ich gedenk's noch wie heut',
Die Trommel erschallte zum blutigen Streit;
Es warben Soldaten im Dorfe mit Macht,
Wir zechten zusammen vergnügt durch die Nacht.
Da graute der Morgen, sie hatten mein Wort;
Wir zogen mit klingendem Spiele fort.
Mein Liebchen erbleichte und steckt an den Hut
Mir weinend ein Röslein und sprach: Bleib' mir gut!

* * *

Die Jahre vergingen, da kehrt' ich zurück
Und hoffte zu finden das einstige Glück.
Voll Sehnsucht eilt' ich dem Hügel zu,
Da lag' schon mein Dörfchen in süßester Ruh'.
Doch als ich pocht' an der Liebsten Thür,
Da sagte die Mutter: Sie ist nicht mehr hier;
Vier Männer trugen sie gestern hinaus,
Nun schlummert sie ruhig im bretternen Haus.





Gedichte

von

Alexander Petöfy.

Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer.

Bin ungarischer Edelmann.

Dort meiner Ahnen blut'ges Schwert
Am Nagel hängt, von Rost verzehrt;
Von Rost verzehrt, kein Glanz daran —
Bin ungarischer Edelmann!

Nichts thun — das ist des Lebens Brauch;
Ich thue Nichts: d'rum leb' ich auch.
Die Arbeit geht den Bauer an —
Bin ungarischer Edelmann!

Sei, Bauer, um den Weg bemüht,
Denn Dein Pferd ist's ja, das mich zieht.
Zu Fuße geh'n — ich denk' nicht d'ran —
Bin ungarischer Edelmann!

Der Wissenschaft ich leben soll?
Gelehrte leben jammervoll.
Nicht lesen ich noch schreiben kann —
Bin ungarischer Edelmann!

An Einem Wissen bin ich reich,
In diesem kommt mir Niemand gleich:
Gut essen ich und trinken kann —
Bin ungarischer Edelmann!

Für mich gibt's keine Steuerpflicht,
Ich hab' ein Gut, ist's groß auch nicht;
Doch große Schulden hängen d'ran —
Bin ungarischer Edelmann!

Was kümmert mich das Vaterland?
Was seiner tausend Sorgen Tand?
Die Sorgen schwinden irgend wann —
Bin ungarischer Edelmann!

Im Ahnenhaus, nach Ahnenrecht,
Wenn's Leben ich verraucht, verzecht,
Schweb' ich mit Engeln himmelan —
Bin ungarischer Edelmann!

Willst folgen mir, Mädchen?

Zum Sterne geboren,
Am Himmel zu zieh'n,
Wirst Mädchen Du unten
Als Lämpchen mir glüh'n,
Mein Heim nur erhellen,
Bescheiden und klein —
Willst folgen mir, Mädchen?
— „Ja, Jüngling, bin Dein!"

Und hörst Du, was Alles
Mir nachspricht die Welt?
Wie Zetter und Mord sie
Wohl über mich gellt?
Ist wahr ihr Gerede,
Wie schlecht muß ich sein! —
Willst folgen mir, Mädchen?
— „Ja, Jüngling, bin Dein!"

Du bist Deines Vaters
Mildstrahlendes Glück,
Und gehst Du, bleibt öd' er
Im Dunkel zurück,
Sein Groll und sein Gramm wird
Gespenstig uns dräu'n —
Willst folgen mir, Mädchen?
— „Ja, Jüngling, bin Dein!"





Unser Wissen!

Erkenntniß-theoretische Studie.*

Von

Anton Ganser.

Einleitung.

Es war stets meine Absicht und mein Bestreben, den geehrten Lesern dieser Blätter ein Bild zu geben von den Bewegungen und Fortschritten, welche in erkenntniß-theoretischer Beziehung vor sich gehen.

Kurz nachdem ich meinen vorjährigen Aufsatz dem Drucke zuführte, kam mir ein neuerschienenes Buch zur Hand, welches die monistische Philosophie älterer und neuerer Zeit behandelt und zwar, wie ich hier ausdrücklich bemerken will, in äußerst gelungener Art. Dieses Buch, betitelt „Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage“ von Wilhelm von Reichenau (Köln und Leipzig, Ed. Heinrich Mayer), welches ich allen Jenen, die sich für die monistische Philosophie mehr interessiren, bestens empfehlen kann, hat mich auf die neuesten Werke von Lazar Geiger und Ludwig Noiré aufmerksam gemacht. Diese Werke sind von Bedeutung und ich will sie im Nachstehenden für diejenigen, welche das eigene Studium derselben nicht bewerkstelligen wollen oder können, einer kurzen Besprechung unterziehen.

Ein anderes, nicht minder interessantes und wie ich — ungeachtet dessen, daß es von Seite der exacten Wissenschaft ebensowenig günstig aufgenommen wurde wie die Werke „Urzelle“ und „die Meteoriten und ihre Organismen“ von Dr. Otto Hahn — glaube bedeutendes Werk, ist das im

* Diese für den vorjährigen Band der „Dioskuren“ bestimmt gewesene Studie konnte damals wegen Ueberfülle an Beiträgen nicht gebracht werden.

Die Redaction.

selben Verlage vor Kurzem erschienene Buch „Das All und seine Entwicklung“ von Ed. Moldenhauer.

In demselben tritt eine Originalität des Gedankens über das Werden der realen Welt zu Tage, welche hoch anerkennenswerth ist — vielleicht eben deßhalb, weil die Anschauungen des Verfassers mit den bisherigen nicht immer harmoniren und, wie ich wieder glaube, öfter das Richtige treffen oder mindestens anbahnen.

Bezüglich der Fachkritik ist zu bemerken, daß diese — insbesonders wo es sich um neue Anschauungen handelt — durchaus nicht immer als absolut maßgebend zu betrachten ist. Aller wirkliche Fortschritt wird vorbereitet und wenn die neuen Ideen sich auch nicht sofort Bahn brechen und als Wahrheiten erkannt werden, so liegt dies theils darin, daß die alten Ueberzeugungen oder Vorurtheile sich gegen die neuen Eindringlinge wehren, theils auch darin, daß diese neuen Ideen meistens nicht sofort — als gediegenes Gold auftauchen, ungeachtet dessen, daß ihr Hauptbestandtheil doch Gold ist.

Eine solche Idee, welche sich seit einiger Zeit auch wissenschaftlich Bahn zu brechen trachtet, ist die, daß alle Erscheinungen im Weltall organischer Natur seien. Dem schärferen und unbefangenen Denker wird die Richtigkeit dieser Idee bald einleuchten.* Die exacte Wissenschaft hängt aber heute noch mit besonderer Vorliebe an ihren ihr als absolut richtig scheinenden Begriffen von „physikalischer“, von „chemischer“ Kraft, von „Stoff“ ꝛc., so, daß sie den Gedanken, Alles sei Kraft (und zwar ein Kraftsystem), also eigentlich ein Organismus, nicht zu acceptiren vermag. Und doch, soll die Entwicklungstheorie richtig sein, muß auch dieser Gedanke richtig sein.

Er ist ebenso wahr, wie vor etwa 200 Jahren die Lehre von Leibnitz von der Ewigkeit der Kraft wahr gewesen und daher noch wahr ist. Und doch wurde diese Wahrheit erst vor wenigen Decennien „wissenschaftlich“ begründet durch Robert Mayr. Die Entwicklungstheorie wurde von Goethe, Lamark, Treviranus und Anderen längst vor Darwin besprochen und behandelt: wissenschaftlich anerkannt wird sie erst seit Darwin.

War sie früher aber etwa nicht wahr? **

Die Wahrheit ist ewig wie die Natur! Wäre es nicht so, wer wollte sie je ergründen??

Und nun zur Sache!

* Auch Schelling war in seiner Naturphilosophie von ihr durchdrungen und geleitet.

** Sie ist wahr; unter der Voraussetzung nämlich, daß bei aller Entwicklung auch die Intelligenz mitwirkt — was freilich oft ihre eifrigsten Vertheidiger nicht anerkennen wollen.

Anmerkung des Verfassers.

Monistisch-pantheistische Ideen älterer Zeit.

Ein Postulat der Logik ist es anzunehmen, daß das Wesen aller Dinge ein einheitliches, monistisches sei. Denn so vielgestaltig und mannigfaltig die Erscheinungen in der realen Welt auch sind — der eine Umstand, welcher uns in der Erfahrung gegeben und bestätigt wird, daß alle Dinge unter gewissen Umständen aufeinander zu wirken vermögen, läßt sich logisch nur damit erklären, daß alle Dinge auch untereinander verwandt, ja, daß sie überhaupt einerlei Ursprunges seien.

Es hat daher auch von jeher — soweit die Geschichte menschlicher Cultur zurückreicht — immer Menschen gegeben, Denker, welche die Einheit der Natur behauptet und in irgend einer Weise darzulegen versucht haben. In der neueren Philosophie, von Descartes beginnend, waren es vorzüglich Spinoza, Leibnitz, Kant, Schelling, Hegel, Fichte &c., in neuester Zeit Schopenhauer und Hartmann, welche die Idee der Einheit vertreten haben, während unter den griechischen Philosophen der alten Zeit die gleiche Idee schon in den Werken von Anaximander, Heraklit, Empedokles, Thales, Aristoteles und Anderen theilweise zum Ausdrucke gelangte.

Wenn nun diese Philosophen auch von der Einheit der Natur mehr oder weniger überzeugt waren, so gingen doch die Meinungen über das Wesen dieses der Natur zu Grunde liegenden einheitlichen Principes sehr auseinander. Heute nun kann man wohl die Frage über die Einheit der Natur für erledigt, die Acten — mindestens für die logisch denkende Menschheit — hierüber für geschlossen betrachten, noch immer aber nicht auch über die Frage, was diese Einheit an sich sei.

Daß die Pessimisten, Schelling, Schopenhauer, Hartmann, welche im „Willen zum Leben" etwas sehen, was überhaupt nicht sein sollte und einer Erlösung bedürftig sei, mit der Logik in Conflict gerathen, habe ich schon in einem früheren Aufsatze* gezeigt; daß Kant mit der Behauptung der absoluten Nichterkennbarkeit des „Dinges an sich" nicht im Rechte sei, wurde schon wiederholt und auch von mir dargelegt, und daß der Weltproceß endlich nicht einzig und allein ein Proceß des reinen Denkens sei, daß der absolute Idealismus, welcher bei Hegel in seine Spitze auslief, auch nicht im Rechte sich befindet, beweist eigentlich schon der eine Umstand, daß es verschiedene Dinge in der Welt gibt, welche zwar da, aber gewiß nicht reines Denken sind, wie auch der Umstand, daß uns in der Erfahrung nicht ein einziges Beispiel gegeben ist von der Möglichkeit eines Denkens ohne physische Unterlage, ohne formalen Apparat.

* „Was sollen und können wir glauben?" Dioskuren 1878.

Der neueste Monismus, auf welchen ich später eingehender zu sprechen kommen werde (Lazar Geiger, Ludwig Noiré rc.), kommt wohl ebenfalls zu einer einheitlichen Substanz, zu einem empfindungsfähigen Princip; er betrachtet aber die Entwicklung in ziemlich ähnlicher Art, wie die Darwinisten, als eine aus zufällig vorhandenen Kräften und Gesetzen hervorgegangene Erscheinung, ohne aber die innere Nothwendigkeit mit Rücksicht auf die ewig unveränderliche Natur des einheitlichen Principes, des Subject-Objects, genügend nachzuweisen und ohne diese Nothwendigkeit von dem denkbaren, aber nicht realen Gegensatze der realen Welt, also von dem inneren Widerspruche, der entstehen müßte, würde es keinen Entwicklungsproceß geben, abzuleiten, was unbedingt erforderlich ist, soll diese Nothwendigkeit als eine wirkliche — der Weltproceß also als ein innerlich logischer — erkannt werden.

Ehe ich zur Besprechung der Anschauungen der neuesten Zeit übergehe, muß ich noch zwei Systeme der älteren Philosophie berühren, welche der Wahrheit am nächsten kamen und daher von größter Bedeutung sind; es sind dies die Systeme des Leibnitz und des Spinoza.

Leibnitz — gewiß einer der größten Denker aller Zeiten — nimmt an, daß die Welt aus einer unendlichen Anzahl von Monaden (einfachen Wesen) entstanden sei, von denen aber keine einer anderen absolut gleich sei; er betrachtet als den Grund dieser Ungleichheit die größere oder geringere Deutlichkeit des Vorstellens und sucht die Möglichkeit der gegenseitigen Einwirkung der Dinge in dem unendlichen Verstande eines von ihnen verschiedenen Wesens, welches jedem von ihnen von allem Anfange an diejenigen Eigenschaften verliehen hat, welche am besten mit der Natur und Entwicklungsfähigkeit der anderen Wesen übereinstimmte. Leibnitz sagt: „Diese vollkommene Uebereinstimmung so vieler Substanzen, welche miteinander in keinem Verkehr stehen, kann nur von einer gemeinschaftlichen Ursache herrühren", und diese gemeinschaftliche Ursache sieht Leibnitz eben in der überweltlichen Gottheit, welche die Welt (die Monaden) mit unendlicher Weisheit so und nicht anders geschaffen hat. In logischer Folge solcher Meinung entstand dann die Lehre von der präſtabilirten Harmonie, die Lehre von der besten Welt und die Theodicee, welche diesen Gedanken zur Ausführung bringt.

So großartig das Gebäude nun ist, welches Leibnitz hier aufführt und so viele herrliche Gedanken und Wahrheiten in seiner Philosophie auch enthalten sind, so ist doch der erkenntniß-theoretische Theil derselben, z. B. die Lehre von den an sich verschiedenen Monaden, von denen keine der andern gleichen soll und welche in der überweltlichen Weisheit Gottes ihren Grund und ihre Einheit finden sollen, nicht vollkommen richtig, schon

aus einem Grunde: ein überweltlicher Gott, ausgerüstet mit den Attributen unendlicher Weisheit, unendlicher Güte ꝛc. brauchte keine von ihm verschiedene Welt; mindestens wird das Band, welches einen solchen Gott mit der physischen Welt verknüpft, nicht erklärt, die Copula zwischen Gott und Welt bleibt dunkel.

Wir, angethan mit dem Glückseligkeitsdrange als letztes und auch als einziges logisches Motiv all' unserer Thätigkeit, können ein solches Wesen, welches, an sich vollkommen, doch eine physische Welt schafft, nicht begreifen, wir können nie und nimmer einen für ein solches Wesen zureichenden Grund auffinden zur Schöpfung einer Welt, in welcher alle Entwicklung nur durch den Kampf ums Dasein, welcher so viele Uebel im natürlichen Gefolge hat, ermöglicht wird. Und eben deßhalb ist der reine Pantheismus, über welchen später noch mehr gesprochen werden soll, die Lehre, welche die Gottheit mit der Welt wirklich identificirt und diese eben mit Rücksicht auf die Natur der Gottheit selbst als eine Nothwendigkeit auffaßt, unserem Empfinden sowohl als unserem logischen Denken am sympathischesten. Diese Lehre erfreut und erhebt unser Gemüth, weil sie uns, wie keine sonst, der Gottheit nahe bringt, ja, uns eigentlich unmittelbar mit ihr verknüpft.

Ungeachtet dessen übrigens, daß diese, oben citirten Anschauungen von Leibnitz nicht vollkommen mit der Logik in Harmonie zu bringen sind, sind in seinem philosophischen Systeme eine große Anzahl von Ideen enthalten, welche die größte Beachtung verdienen und auch heute noch als wahr oder der Wahrheit sehr nahe liegend anerkannt werden müssen. Seine Lehre von der Unzerstörbarkeit der Kräfte, seine Vergeistigung der Materie und manche andere seiner Ideen sind wahr und werden wahr bleiben, und deßhalb wollen wir ihn als einen der größten Denker aller Zeiten anerkennen und verehren.

Spinoza nun hat in seiner Lehre wirklich die Welt mit der Gottheit zu identificiren versucht; er steht uns in dieser Beziehung näher, er ist Pantheist im vollen Sinne des Wortes. Aber auch er hat den letzten Grund der Weltschöpfung nicht genügend dargelegt.

Spinoza hat die Substanz von allem Wollen und Vorstellen entkleidet; ihm entspringt wohl auch ihre Thätigkeit spontan, aus der Natur der Substanz. Wo bleibt aber die Logik des Daseins einer realen empfindenden Welt, wenn der Schöpfer einer solchen nicht auch mit dem Attribute der Empfindung begabt, wenn nicht eben diese Empfindung auch der Grund der Weltschöpfung ist?

Die Welt ist sicher die Folge der Thätigkeit einer einheitlichen Substanz und zwar so ziemlich im Sinne Spinoza's, insoferne, als man

unter den Hauptattributen der Substanz Spinoza's, dem Denken und der Ausdehnung, die subjectiven und objectiven Eigenschaften der Substanz verstehen will oder kann. Allein dieses subjective Attribut, das Denken, muß auch bei Gott als ein mit Empfindung verknüpftes gedacht werden, in Folge welcher die Weltschöpfung als ein Bedürfniß aufgefaßt werden kann, welches Befriedigung erheischt, eine Befriedigung, welche eben durch die Entäußerung seiner selbst, durch die Schöpfung einer causalen Welt erreicht werden kann und erreicht wird.

In dieser Beziehung gilt von der Substanz Spinoza's dasselbe, was über einen außerweltlichen Gott von Leibnitz gesagt wurde. Der Weltproceß kann nur dann als logisch und als ethisch zugleich betrachtet und erkannt werden, wenn durch ihn einerseits etwas vermieden wird, was nicht sein soll, anderseits etwas erreicht wird, was wünschenswerth und gut ist.

Vermieden wird nun — nach meiner Auffassung der Dinge — das ewig schmerzliche Bewußtsein der ewigen, einheitlichen Substanz, ein Bewußtsein, zu dem es kommen müßte, gäbe es keinen Weltproceß; erreicht wird durch diesen Proceß die Möglichkeit einer Befriedigung in Zeit und Raum.

Bezüglich dieser „Möglichkeit" einer Befriedigung will und muß ich hier noch Folgendes bemerken, was insbesonders auch mit dem Begriffe sowohl als der Thatsache der Entwicklung in besonderem Connexe steht, und insbesonders auch die logische Seite des Wesens aller Dinge beleuchten wird.

Für ein ewiges, empfindendes und einheitliches Wesen ist Alles, da es außer ihm nichts geben kann, eigentlich selbstverständlich; in ihm müssen logischer Weise alle Vorstellungen, alles Wollen, daher auch alle Kraft enthalten sein, daher es auch wirklich die Prädicate der Weisheit und der Allmacht verdient. Vermöge der gegensätzlichen Attribute der Empfindung und der Kraft müßte es aber auch, ungeachtet seiner Einheitlichkeit, zu einem Bewußtsein kommen. Bliebe es aber nun bei dieser absoluten Einheit, so könnte dieses Bewußtsein immer nur das Bewußtsein der vollsten Identität mit sich selber sein. Ich habe schon wiederholt in früheren Aufsätzen dargelegt, daß ein solches, außerweltliches Bewußtsein (wie ich es nannte) nur ein unseeliges sein könnte; wissen wir doch — was ich hier nur bemerken will — daß es auch für uns gewordene Geschöpfe den größten Genuß bildet, dasjenige, was unser Inneres bewegt, wie Friedrich Schiller sagte, auch außer uns zu schauen. In welcher Art nun soll von einem Wesen, welches allmächtig und weise ist, ein Zustand geschaffen werden, welcher dem ewigen Schmerze der Einsamkeit vorbeugt und die Möglichkeit bietet, alle Vorstellungen, die es im Innern bewegen „auch außer sich zu schauen"?

Es gibt nur einen Weg, der hier zum Ziele führt: die Auflösung in ein Kraftsystem und die Entwicklung zu secundären Daseinsformen in Zeit und Raum!

Wird durch diesen Weg einerseits das Bewußtsein auf den unendlich kleinsten Grad herabgesetzt, so wird anderseits die Möglichkeit geschaffen, alles Wollen und alles Vorstellen durch die Bildung verschiedenster Daseinsformen zu befriedigen.

Ist die Kraft immer die Eine, ist das System der Kraft stets dasselbe, unveränderlich und ewig, so wird das aus ihm resultirende gesetzmäßige Wirken der Kraft gewissermaßen zur außer sich getretenen Intelligenz, zum — um mich so auszudrücken — Gängelbande des Werdens, dieses aber die Erscheinung der Vorstellungen, durch deren Realisirung der Wille befriedigt werden kann. Und, merkwürdig! während auf der einen Seite auch im Entwicklungsprocesse die starre Gesetzmäßigkeit im causalen Wirken der getheilten, sich aber gegenseitig bedingenden Kräfte herrscht, tritt anderseits die denkbar größte Mannigfaltigkeit der Formen des Daseins auf.

In dem Streite zwischen den Vertretern der darwinistischen Ideen und den wirklichen Philosophen (den Logikern), ein Streit, der eben auch in der älteren Zeit, wenn auch in veränderter, den damaligen Begriffen entsprechenden Formen, bestanden hat, handelt es sich in letzter Instanz immer um das eigentliche Princip der Entwicklung. Die Empiriker vom reinsten Wasser möchten immer behaupten, daß alle geistige und individuelle Thätigkeit, das Subject also, abhängig sei von der Mechanik der Kräfte, während die Logiker stets behaupten, daß alle Mechanik nur Form des Werdens sei. Wer hat da Recht?

Wieder der Logiker! Denn alles Werden hat nicht den geringsten Sinn ohne Subject, das heißt ohne Empfindung und alle Kraft oder alle Kräfte können immer nur die Form sein des Inhalts. Dieser ist aber immer und überall Empfindung!

Die Mechanik existirt, und mit ihr die Gesetzmäßigkeit; sie ist aber immer nur die eine Bedingung des Werdens, ja, sie ist eine wirkliche Bedingung, also eine absolute Nothwendigkeit. Ebenso nothwendig ist aber auch die Empfindung, ja, diese ist der eigentliche Grund des Werdens, da es sich bei allem Werden und Sein doch nur um die Befriedigung des Subjectes handeln kann.

Subject und Object sind Eins; verhalten sich aber zu einander wie Grund und Folge. Scheint dies nun auch den Empirikern gerade umgekehrt der Fall zu sein, so haben sie dennoch Unrecht. Sie sind befangen von dem Schleier der Maja, als welcher die Kräfte und ihre Formen gewissermaßen

zu betrachten sind. Sie sind befangen von der Massa scheinbar anorganischer Stoffe und Kräfte, ohne zu bedenken, daß auch diese entstanden und aus einem mit Empfindung begabten System der Kräfte hergeleitet werden müssen.

Die Kraft der Logik aber, gestützt und getragen von der Thatsache des Selbstbewußtsein, kann diesen Schleier zerreißen! Dann steht vor uns das Subject, das „Ich", das Wollen und Vorstellen, die Empfindung!

Alles Wissen ist nur ein Erinnern, inneres und äußeres Sein aber sind zwei Seiten eines Dinges: des Subject-Objectes, welches in allem wirklichen realen Sein zur Einheit verbunden ist und in der reinen Substanz als Empfindung und Kraft gedacht werden muß.

Wer dieses wahre, ewige und logische Verhältniß zwischen Schöpfer und Geschöpf erkannt hat, dem ist die Welt — wo und wie immer er sie betrachtet — kein Räthsel mehr; nenne er sich nun Naturforscher oder Philosoph; wer das Verhältniß zwischen Subject und Object aber nicht zu fassen vermag, dem bleibt die Welt mit allen ihren Erscheinungen eine Sphinx — ewig stumm!

Der moderne Monismus.

Der neuere Monismus, von welchen ich nun sprechen will, stellt sich beinahe vollständig auf den Boden der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre und nimmt die Empfindung als ursprüngliches und aller Materie anhaftendes primäres Princip an. Lazar Geiger betrachtet Bewegung und Empfindung als die nothwendigen Eigenschaften einer Welt als Vorstellung; das wahre Wesen der Welt ist ihm überall Urwille. „Wie kommt aber die Vernunft in die Welt?" fragt Geiger. Die Vernunft ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und auch die Erde sind nicht ewig.

Die Sprache also ist es — meint Geiger — welche es machte, daß Vernünftiges aus Unvernünftigen hervorgehen konnte.

Nach Geiger ist die Empfindung „das erste, schlechthin einfache Element der Seele", das heißt: innere Eigenschaft, denn Seelen gibt es nicht. „Was die Empfindung sei, ist keineswegs räthselhaft; aber die Antwort auf diese Frage ist darum unmöglich, weil wir kein Mittel haben, die Empfindung, welche selbst das Bekannteste, unmittelbar Erfahrene ist, durch etwas anderes zu umschreiben."

„Wir können nur so viel sagen, daß unter ihr nichts Verständiges, Bewußtes, etwa einer dunklen Vernunft Vergleichbares zu denken ist."

Geiger meint, daß des wirklich Geistigen einfachstes Urelement die Vorstellung, das ist die Erinnerung der Empfindung, sei. Er sagt: „Jedes

einzelne Leben ist nur Uebergang und gleichsam ein Versuch widerstrebender Kräfte der Natur, sich zu binden und sich auszugleichen; solange aber noch unausgeglichene, andere außerdem vorhanden sind, solange lösen sich auf deren Andrang die alten Bande und es sterben Thiere, es verschwinden Geschlechter, zersplittern Sternsysteme und Welten gehen unter. Das Gleiche wiederholt sich beständig unter den Lebendigen und in der Menschheit, in dem Zusammenstoße und Zerfalle kleiner Einheiten und ihrer gewaltsamen Verbindung zu mächtigeren Massen, welches unter wechselnden Namen und Formen denn doch immer gleichen Inhalt aller Staatengeschichte bildet; und dasselbe Gesetz beherrscht die Entwicklung des Wissens, indem sowohl durch den Zuwachs der Erfahrungen als vorzüglich durch das innere Wachsthum des die Welt beherrschenden Vermögens der Schwerpunkt, um welchen bisher das Denken ruhte, wechselt, die Einheit der Gesammtanschauung sich auflöst und erneuert und das Besondere auf ein immer geringeres Maß des Gegensatzes bis zu unendlich kleinen und schlechterdings unmerklichen Gradübergängen, sowie auf eine immer kleinere Zahl, bis auf die Einheit, welche zugleich unendlich groß ist, herabzusinken strebt."

„Wird die Vernunft — fragt Geiger — auf dieser Bahn ein letztes Ziel erreichen? Und gibt es für das Unendliche, des Großen wie des Kleinen, ein Erschöpfen? Die Vernunft ist selbst nur Einzelform, endlich von Dauer, Uebergang; mit ihr wird aller Schmerz des Widerspruchs, alle Lust und Sehnsucht, die Welt als Ganzes in ein Haupt zu schließen, sterben; fragen, was auf sie folgen werde, wäre vermessen. Wir stehen in ihr, wir dienen den Zwecken ihres großen Lebens, wir müssen mit ihr ihre Entwicklung durcheilen, nicht ob wir wollen, blindlings."

„Dies aber wissen wir; wann und wo sie auch immer Gleichgewicht und Harmonie entdeckt und das Verschiedene dem Gleichen, das Viele dem Einen näher führen darf, wird sie erhoben und befriedigt, indem sie das in ihrem Innern leuchtende Ideal außer sich verwirklicht sieht."

Aus diesem hier in Kürze dargelegten Anschauungsgang Lazar Geiger's sehen wir nun manchen schönen Gedankenblitz aufleuchten und eine anerkennenswerthe Freiheit des Denkens hervorschimmern, volle, logische Klarheit finden wir aber nicht. Lazar Geiger meint, die Vernunft sei nicht von Ewigkeit her, und doch fühlt sie sich „erhoben und befriedigt, indem sie das in ihrem Innern leuchtende Ideal außer sich verwirklicht sieht!"

Woher — so frage ich wieder — kommt das im Innern leuchtende Ideal? Woher die Befriedigung? — wenn nicht vorher eine dunkle Vorstellung von der Möglichkeit einer solchen Befriedigung vorhanden war?

Wo fängt das Ideal „zu leuchten“ an? Beim Menschen? Was ist aber der Mensch? Wo beginnt seine Entwicklung? Zwischen Thier und Pflanze soll — ebenfalls nach Geiger — kein meritorischer Unterschied sein; Organisches sich aber aus Anorganischem entwickeln können, die Sprache erst soll die Quelle der Vernunft, die Empfindung aber doch wieder das primitive, erste, und zwar schlechthin einfache Element der Seele, in dieser Empfindung — als schlechthin einfaches Element — aber kein Funke von Verstand, Bewußtsein, Vernunft oder dergleichen sein!!

Alle diese Ansichten Geiger's, in denen zwar viele Körnchen Wahrheit enthalten sind, welche aber nicht zur Wahrheit selbst zusammenzuschießen vermögen, klingen an Schopenhauer-Hartmann'sche Ideen an; ich habe aber schon in früheren Aufsätzen hervorgehoben, daß es vollkommen unlogisch ist, die Welt aus einem absolut einfachen Princip erklären zu wollen, wie es auch — eben bei aufrichtiger Annahme der Entwicklungstheorie — absolut widerspruchsvoll ist, die Vernunft erst beim abstracten Denken des Menschen beginnen zu lassen.

Es kommt eben darauf an, was man unter aufgestellten Begriffen denken und verstehen will. Und insbesonders erfordert der so vielfach und verschieden abgeleitete Begriff „Vernunft“ eine genaue Erklärung. Bleibt man nun der Theorie einer Entwicklung aus einem einheitlichen Principe treu, so muß man auch die Begriffe bis zu dieser Einheit zurückführen.

In einer Erkenntnißtheorie, welche die letzten Gründe alles Seins darlegen soll, ist dies unerläßlich. Es scheint mir daher richtig zu sein, den Begriff „Vernunft“ nicht willkürlich, z. B. als Fähigkeit des abstracten Denkens, zu definiren. Woher soll diese Fähigkeit plötzlich beim Menschen herkommen? Was war sie früher? Nichts entsteht plötzlich! Natura non facit saltus! Ein Spruch, den jede wirkliche Entwicklungstheorie als erstes Gesetz aufstellen sollte. Die Fähigkeiten steigern sich mit dem Fortschreiten der Organisation; wohl! Allein, wieder entsteht die Frage, wie ist dieser Fortschritt möglich? Die äußeren Bedingungen (Klima, Bodenbeschaffenheit ꝛc. ꝛc.), von denen die Darwinisten so viel Wesens machen und welche sie als Ursachen der Veränderung hauptsächlich anführen, reichen nicht aus zur Erklärung des Fortschrittes: dieser ist bedingt auch durch das Vorhandensein subjectiver Momente, also der Momente des Wollens und Vorstellens, der Empfindung. Der Mensch lernt! Wollte er aber nicht lernen, er würde auch nie lernen! Wir kommen hier zu den Bedingungen des Werdens und des Fortschreitens der Formen, und finden, daß diese Bedingungen sowohl äußere als innere sind; ja, wir finden genau genommen, daß der Fortschritt nur möglich wird, dadurch, daß Wille und Formbildungsvermögen Hand in Hand gehen müssen, wenn es zu einer

12

fortschreitenden Veränderung kommen soll. Dieses Formbildungsvermögen nun muß — bleibt man, wie gesagt, der Entwicklungstheorie treu — bis zum Begriffe der einheitlichen Substanz zurückgeführt werden und dieses Vermögen eben muß als Intelligenz aufgefaßt werden, denn es ist dasselbe Vermögen, welches dem Gehirn des Menschen zu denken erlaubt, das heißt: wieder Formen zu bilden, welche es dann möglich machen „abstract“ oder „vernünftig“ zu denken.

Das Formbildungsvermögen ist Vernunft oder Intelligenz, und es muß nachweisbar sein auf allen Stufen der Entwicklung und kann nirgends beginnen, als bei dem Grundbegriffe der Einheit aller Dinge selbst!

Betrachten wir nun als die oberste Form aller Dinge das Gesetz im Wirken der Kräfte, so kann dann all' unser Denken nur eine Art Erinnern sein an Etwas, was immer war, jeden Augenblick ist und immer sein wird: die ewige Intelligenz! -- ohne welche man weder eine Entwicklung überhaupt, noch eine Gesetzmäßigkeit in derselben zu denken vermag.

Dieses Formbildungsvermögen muß demgemäß ebenfalls als eine innere Eigenschaft der Substanz erkannt werden; es muß ferner erkannt werden, daß die Kraft als Entäußerungsvermögen der Substanz ihm, den Formbildungsvermögen, unterthan ist, daß also auch die primitivste Formbildung ein Act der Intelligenz der Substanz sei.

Was nun also die „Vernunft“ betrifft, dieses so schwer definirbare Etwas, von dem wir soeben gesehen, daß es mit dem ursprünglichen Formbildungsvermögen identisch sein müsse, so werden wir wohl annehmen dürfen, daß sie bei jedem Schöpfungsacte der Natur „zu Hause“ gewesen sein wird.

Die Welt und ihre Entwicklung beginnt — was auch Lazar Geiger zugibt und als monistischer Philosoph zugeben muß — nicht beim Menschen, nicht mit der Erde, nicht mit dem Sonnensystem, ja, überhaupt nicht in der Zeit und Alles was in der Zeit beginnt, ist auch wieder vergänglich; eben deßhalb aber wird Dasjenige, was überhaupt, wann immer und wo immer eine Entwicklung ermöglicht, das Formbildungsvermögen der Substanz, ebenso ewig sein, wie diese selbst; was durchaus nicht ausschließt, daß auch die Vernunft sich entwickelt, insoferne, als das weltliche Bewußtsein und Bewußtwerden eben mit dem Fortschreiten der Entwicklung und Formbildung ebenfalls fortschreitet und man unter „Vernunft“ das bewußte Denken verstehen will.

In Ludwig Noiré nun finden wir einen Denker ersten Ranges; ich kann und will hier nur wenige Sätze von ihm selbst anführen, aus denen aber der Leser sofort über seine Anschauungen und Lehren sich ein klares Bild machen kann.

Noiré sagt:* „Nunmehr ist die Zeit gekommen, an die Stelle der von Kant gefundenen einfachsten Denkelemente (Raum und Zeit) die ihnen in der Wirklichkeit, der objectiven Welt entsprechenden Ureigenschaften der Dinge zu setzen, das heißt jene Eigenschaften, welche wirklich ewig sind und auf keine Weise fehlen dürfen."

„Empfinden und Bewegen sind diese Ureigenschaften, Raum und Zeit sind die Begriffe, welche unser Denken aus ihnen abgeleitet hat, indem es nach seiner angeborenen Weise die Gegensätze zu einer Einheit erhöht."

„Der Raum ist die Einheitsform, auf welche alle Bewegungsgegensätze, — die Zeit die Einheitsform, auf welche alle Empfindungsgegensätze zurückgeführt werden."

„Empfinden und Bewegen, Geist und Materie, Wille und Kraft sind alle nur Abstractionen, deren Hypostasirung die Ursache unendlichen Irrthums ist. Sie sind stets vereinigt in einem Monon und bezeichnen dessen innere und äußere Eigenschaft."

„Hier ist zuerst der uralte Streit zwischen Idealismus und Realismus ausgeglichen."

„Die Erscheinung ist nicht mehr bloßer Schein; denn sie geht mit Nothwendigkeit aus der inneren Eigenschaft der Dinge hervor. Wir können diese innere Eigenschaft zwar nicht messen, nicht wägen, berechnen — sie ist stets transcendent — aber wir können sie mitempfinden; denn es gibt nur einen Geist in der Welt, wie es auch nur einen Stoff gibt."

Die Empfindung begreift auch Noiré als ein Wollen und Vorstellen; wenn aber die ursprünglichen Aetheratome oder Monaden vermöge ihrer primitiven und einfachen Natur das gleiche Wollen und das gleiche Vorstellen besitzen, dem selbstverständlich auch wieder ein gleiches Entäußerungsvermögen (Kraft) entsprechen müßte — wie sollte es da zu Formveränderungen, zu einer Entwicklung kommen?

Noiré spricht demnach auch von einer ursprünglichen Verschiedenheit dieser Atome oder Monaden und nimmt dann einen ursprünglichen „lockeren Zusammenhang" derselben an, durch welch' beide Umstände die Differenzirung (und mit dieser dann die Entwicklung) des Aethers herbeigeführt werden soll.

Dies ist nun aber jener Punkt, wo die Schwäche dieses neuesten Monismus liegt, und diese Schwäche ist eine logische Schwäche! Es ist der Punkt, wo auch der neueste Monismus es nicht zur vollen Klarheit, zur ausnahmslosen Consequenz der Schlußfolgerungen bringt.

* Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie. 1877.

Es entsteht nämlich die wichtige Frage: Woher kommt dieser „lockere Zusammenhang" unter den einfach — verschiedenen Urweltkörperchen? Ist ein solcher Zusammenhang — locker oder nicht locker — vorhanden, so ist eben Dasjenige, was diesen Zusammenhang verursacht, die Copula und das Ganze eine Synthesis, eine Verknüpfung von Elementen, welche sich mit Nothwendigkeit weiter entwickeln.

Um diesen Punkt — er ist der wichtigste in aller und jeder Erkenntnißtheorie — dreht sich die Hauptfrage alles Seins und Werdens, denn bei ihm entscheidet sich's, ob der Mechanismus ein zufälliger ist oder nicht, mit anderen Worten, ob die Vernunft beim Schöpfungsacte „zu Hause war" oder nicht, mit noch anderen Worten, ob dieser Mechanismus selbst ein vernünftiger ist, von Haus aus, ursprünglich, oder ob die Vernunft sich dann aus dem zufällig vorhandenen Mechanismus „entwickelt", ob der Geist über dem Stoff oder der Materie steht oder umgekehrt!

Dem Logiker, dem unbefangenen, der nicht vor dem Begriffe einer ursprünglichen ewigen Vernunft zurückschreckt, wie vor einem Gespenst, ist die Wahrheit sofort klar; denn jede Synthesis und jede Gesetzmäßigkeit kann ihren letzten Grund nur in Etwas haben, was sich mit dem Begriffe „Vernunft" deckt — was schon Kant ausgesprochen hat.

Der lockere Zusammenhang der einzelnen Substanzen untereinander, von dem Noiré spricht, wird eben auch seinen Grund haben; und dieser Grund kann nur in der Vorstellung liegen; wenn also verschiedene einfache Substanzen eine Art Synthesis sind, derart, daß sie z. B. einen lockeren Zusammenhang bilden, so muß angenommen werden, daß die Vorstellungen der einzelnen Arten dieser Substanzen als Gesammtheit auch eine, wenn auch noch so dunkle Gesammtvorstellung besitzen, aus welcher dann auch ihr Streben zu erklären sein wird. Jeder, wenn auch noch so lockere Zusammenhang, ist schon einem Organismus zu vergleichen, jede Monas ist dann schon selbst ein Organismus und muß, sobald selbstthätige Bewegung daraus hervorgeht, ein solcher sein.

Der Begriff des Organischen ist auch bei Noiré zu eng gefaßt; nur in einem Organismus kann Wechselwirkung entstehen, und deßhalb ist es meines Erachtens nach unbedingt nothwendig, jeden Entwicklungsproceß als die Folge einer ursprünglichen Organisation zu betrachten, nicht aber umgekehrt, nämlich die Organisation als Folge einer Entwicklung — was die unlogische, einseitige, rein mechanische und selbst die mechanisch-monistische Theorie unserer Tage lehren möchte, welche in diesem Cardinalpunkt auch noch nicht ins Reine gekommen ist.

Die Sache steht so: Das Subject-Object (die Substanz) ist ein Gegebenes, Bestimmtes, Unveränderliches; die Quantität seines Wollens

und Vorstellens ist eine bestimmte und ihr entspricht genau eine ebenso quantitativ bestimmte Kraft oder Bewegungsfähigkeit. Da nun Entwicklung eintritt, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß diese Entwicklung gewollt und vorgestellt worden sein muß und daß sie nach einem Ziele gerichtet ist, welches in der Vorstellung, sei sie anfänglich auch noch so dunkel, immer enthalten war. Eine Entwicklung ohne Basis und ohne Ziel ist ein Nonsens! Kein Object ohne Subject, aber auch kein Subject ohne Vorstellung und Wille und wieder kein Object ohne System, das heißt ohne Modificationsfähigkeit der Kraft, in welcher Fähigkeit eben das Bildungsvermögen erkannt werden muß, in meinem Sinne die Vernunft, welche Subject und Object auf allen Entwicklungsstufen des Werdens in irgend einer Form verbindet.

Das Mißliche beim diesbezüglichen Erkennen liegt in der Schwierigkeit der Grundauffassung; unsere Anschauung ist in der gewordenen Welt an die Formen von Raum und Zeit gebunden, und nur Wenigen gelingt es einen Begriff zu gewinnen, welcher über diese Formen sich erhebt.* Können wir nun auch den Begriff „Substanz" einerseits nur als ein unendliches Continuum auffassen, so müssen wir — wollen wir aus einem solchen Begriff zur Entwicklung kommen — annehmen, daß die erste That dieser Substanz, die Selbsttheilung, die Auflösung in Theile sein müsse. Mit der absoluten Einheit gibt es keine Rechnung! Die Möglichkeit einer solchen tritt sofort ein, wie wir die Einheit in x Theile aufgelöst denken.

Ob diese Auflösung der Substanz nun gleichzeitig, in allen Räumen (wir stoßen hier sofort wieder auf gewordene oder Relationsbegriffe), auf allen Punkten, ob sie etwa von einem Punkte aus (welches dann der eigentliche Subjectspunkt der Welt sein würde) geschieht, oder geschehen ist, oder bei wiederholter Auflösung immer wieder geschieht?? — wir haben darüber weder eine Erfahrung noch eine Vorstellung; anderseits aber weisen die Umstände, daß es eine Entwicklung gibt, daß es — soweit unser Erkenntnißvermögen reicht — gesetzmäßiges Wirken gibt, daß in unserer inneren Erfahrung, in unserem Bewußtsein der Begriff der ewigen Wahrheit mit unauslöschlicher Gewalt lebt und feststeht (wenn wir diese Wahrheit auch nicht sofort zu erfassen vermögen), anderseits, sage ich, weisen diese Umstände mit unausweichlicher Nothwendigkeit darauf hin, daß die Substanz aus sich und ohne irgend einen weiteren Regreß auf eine irgendwo und irgendwie vorhandene, außer ihr befindliche Ursache, die innere Fähigkeit haben müsse sich zu differenziren; wir müssen annehmen,

* Viele meinen nun freilich, dies sei unmöglich! ich glaube dies aber nicht, weil auch in uns die Vernunft vorhanden ist, welche in allen Dingen dieselbe bleibt und daher aus allen Dingen auf sich selbst zu schließen, sich über alle Dinge zu erheben vermag.

daß die Substanz, so wie sie als rein aufgefaßt oder gedacht wird, auch sofort zur Formbildung schreitet, zur Abgrenzung ihrer selbst, zur Entäußerung ihrer Kraft, aus welcher das Kraftsystem und die Entstehung gewordener Formen gedacht werden muß.

Ludwig Noiré sagt ferner, das Weltall bestehe durchwegs aus Monaden und sei selbst eine unendliche Monade, welche jedoch mangels äußerer Beschränkung zu keinem einheitlichen Bewußtsein kommen könne.

Auch über diesen Punkt ist noch Manches zu sagen. Soeben habe ich oben dargelegt, daß, faßt man die Substanz als ein unendliches Continuum auf (leere Räume soll es auch nach Noiré nicht geben), man auch genöthigt ist, derselben eine Selbstthätigkeit zuzuschreiben, aus welcher, ohne jeden weiteren Regreß auf eine anderweitige Ursache, die Selbsttheilung, respective Organisirung (nicht allein Differenzirung) hervorgeht.

Die Entstehung des Bewußtseins ist — im Entwicklungsproceß — auf die Wirksamkeit des Gegensatzes von Subject und Object zurückzuführen und auch schon oftmals zurückgeführt worden.

Nun ist aber — was bisher nicht genug und in seiner Wichtigkeit gar nicht gewürdigt wurde — die Substanz selbst ein Subject-Object, nämlich ein empfindendes und bewegliches Ding; überdies besteht das Subject, die Empfindung, wieder aus einer Art Gegensatz, nämlich aus Wille und Vorstellung. Wenn man also, wie Ludwig Noiré, die Welt aus Monaden bestehen läßt (wobei es übrigens mit einem eigentlichen Continuum schon seine Schwierigkeit hat), so werden schon in jeder einzelnen Monade die Gegensätze von Wille und Vorstellung und von Empfindung und Bewegung als vorhanden gedacht werden müssen, und dann ist auch die Frage des Bewußtseins gelöst. Es wird immer und überall ein Bewußtsein geben! Und insoferne ist auch die Annahme eine logische, daß, käme es auch zu keiner Entwicklung, doch ein Bewußtsein vorhanden sein müßte; denn die Gegensätze existiren, und zwar in der reinen Substanz selbst, denkt man diese nun als ein Continuum, oder als eine unendliche Anzahl von Monaden. Gibt es aber — wie Noiré will — verschiedene ursprüngliche Monaden (ich wieder glaube, daß die reine Substanz sich selbst zu organisiren vermöge, durch das ihr anhaftende oder innewohnende Kraftsystem), so wird wieder angenommen werden müssen, daß dieselben ein solches Bewußtsein haben werden, aus welchem der „lockere Zusammenhang" hervorgeht; anders ausgedrückt, das Bewußtsein der verschiedenen Monaden wird auch eine Art Synthese bilden, aus welcher das Wirken zu einem gemeinschaftlichen Zweck hervorgeht.* Als diesen Zweck

* Daß eine solche Daseinsform möglich, beweisen noch heute gewisse Entwicklungsstufen, z. B. die Bienen, Ameisen, Termiten 2c.

würde dann die Entwicklung als solche angesehen werden müssen, respective das Streben nach Dasein in möglichst vollendeter Form.

Das Subject-Object entwickelt sich; aller Entwicklung liegt aber das aus der Empfindung entspringende Streben nach Dasein und Formveredlung zu Grunde. Dieses Streben ist der eigentliche Motor im Fortschreiten der Entwicklung und auf diesen Motor, der in letzter Instanz im subjectiven Theile der Substanz zu suchen und zu finden ist, legt die heutige Entwicklungstheorie noch immer zu geringen Werth. Alles Bewußtsein ist ein Bewußtwerden, und Thatsache ist es, daß mit der Formveredlung auch die Steigerung des Bewußtseins verbunden ist.

Ich schließe — obschon es noch gar Manches zu besprechen gäbe — die Untersuchungen über die Anschauungen der neueren Monisten mit folgender Bemerkung. Zur Erklärung eines Entwicklungsprocesses, wie ein solcher vor uns liegt, ist die Annahme eines organisirenden Principes — welches richtig Vernunftprincip betitelt werden muß — unumgänglich, wobei es vollkommen gleichgiltig ist, ob man das Weltall als unendlich groß annehmen will oder nicht. Die Entwicklung entspringt einer inneren Nothwendigkeit und alles Aeußere ist nur die Erscheinung derselben; es könnte aber nie und nirgends zu diesem „Aeußeren" kommen, gäbe es nicht ein organisirendes Princip, und dieses Princip habe ich — mit Recht, wie ich glaube — das Vernunftprincip genannt, für welches gute Recht nicht nur die Logik, sondern unter andern auch die Gesetzmäßigkeit im Wirken der Natur eintritt. Wirkt die Natur gesetzmäßig, so wirkt sie auch vernünftig, intelligent, und jeden Streit hierüber betrachte ich als müssig. Jedes „Denken" ist ein Act der Intelligenz, und geht man von einer Entwicklungstheorie aus, von einer Empfindung (einem Wollen und Vorstellen) desjenigen was sich entwickelt, findet man ferner in dieser Entwicklung „Gesetze", so ist es vollkommen klar, daß die Gesammtheit dieser „Gesetze" die Urform sein werden aller Entwicklung.

Wenn nun aber Lazar Geiger von der Vernunft sagt: „Dies aber wissen wir; wann und wo sie auch immer Gleichgewicht und Harmonie entdeckt und das Verschiedene dem Gleichen, das Viele dem Einen näher führen darf, wird sie erhoben und befriedigt, indem sie das in ihrem Innern leuchtende Ideal außer sich verwirklicht sieht", so dürfen wir wohl — wie ich glaube mit Recht — annehmen, daß es sich eben bei aller Entwicklung darum handelt, das Ideal „außer sich" zu verwirklichen!

Das Leuchten des Ideals beginnt aber nicht erst im Gehirn und im Gemüth irgend eines hoch entwickelten Menschen, sondern der erste Lichtstrahl der das All, wo und wann immer, durchzuckt, ist schon sein Bote! Das „Ideal" aber lebt, immer und ewig; in der

kleinsten Monade des Alls als dunkle Vorstellung, im höchstentwickelten Individuum unseres Planeten als Bewußtsein des Genies, dessen Streben und Genuß es ist, das, was in seinem Innern lebt, „auch außer sich zu schauen!"

Der naturwissenschaftlich-darwinische Standpunkt.

Die Naturwissenschaft unserer Tage wird vollständig beeinflußt und beinahe beherrscht von der Entwicklungstheorie, welche insbesonders durch Darwin auch in der Naturwissenschaft sozusagen populär gemacht wurde.

Ernst Häckel, der eifrigste und hochbegabte Vertreter dieser Theorie, sagt in seiner Schöpfungsgeschichte über den Begriff „Schöpfung" wörtlich: „Wenn man unter Schöpfung die Entstehung eines Körpers durch eine schaffende Gewalt versteht, so kann man dabei entweder an die Entstehung seines Stoffes (der körperlichen Materie) oder an die Entstehung seiner Form (der körperlichen Gestalt) denken." Häckel meint weiter, die Schöpfung im ersteren Sinne, Entstehung der Materie, sei gänzlich der menschlichen Erkenntniß entzogen und könne niemals Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung sein,* denn bei dieser handle es sich nur um den Nachweis der Entstehung der Form der Naturkörper. Häckel sagt ferner wörtlich: „Wenn wir nur den Nachweis führen können, daß die ganze erkennbare Natur nur Eine ist, daß dieselben ewigen, ehernen, großen Gesetze in dem Leben der Thiere und Pflanzen, wie in dem Wachsthum der Krystalle und in der Triebkraft des Wasserdampfes thätig sind, so werden wir auch auf dem gesammten Gebiete der Biologie, in der Zoologie wie in der Botanik, überall mit demselben Rechte den monistischen oder mechanischen Standpunkt festhalten; mag man denselben nun als „Materialismus" verdächtigen oder nicht.** In diesem Sinne ist die ganze exacte Naturwissenschaft und an ihrer Spitze das Causalgesetz rein materialistisch."

Häckel spricht dann von einem naturwissenschaftlichen und von einem sittlichen oder ethischen Materialismus und meint, der naturwissenschaftliche besage weiter nichts, als daß alles in der Welt mit natürlichen Dingen zugehe und daß über die Gesammtheit aller uns erkennbaren Erscheinungen das Causalgesetz oder das Gesetz von dem nothwendigen Zusammenhange von Ursache und Wirkung stehe; für diesen Materialismus soll der unzertrennliche Zusammenhang von Stoff, Form und Kraft „selbstverständlich" sein.

* Warum? Kennt denn die Naturwissenschaft heute die „Materie" etwa genau und beschäftigt sie sich nicht fortwährend damit, ihr eigentliches Wesen zu ergründen?

** Die Begriffe „monistisch" und „mechanisch" decken sich durchaus nicht vollständig; denn durch die mechanische Gesetzmäßigkeit allein kann die monistische Einheit, das Wesen aller Dinge, nicht erklärt werden.

Anmerkung des Verfassers.

Ich gehe nicht weiter! Was den Naturforscher hier als selbstverständlich erscheint, ist dem Philosophen, dem strengen Logiker, die Ursache des größten Erstaunens! Wenn er nun aber auch sich über das Erstaunen in Betreff des Daseins einer sichtbaren „Natur" hinaussetzen wollte, so macht er an sich selbst die Erfahrung, daß diese Natur auch empfindet! Er sieht sofort ein, der Philosoph nämlich, daß die Empfindung die wichtigste Eigenschaft der gesammten „Natur" sein werde, daß daher vor Allem diese Thatsache zu untersuchen und zu erklären wäre.

In seiner neuesten Schrift, „die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamark" bezeichnet Häckel, insoferne er in der Vorrede die dort citirten Aussprüche Rudolf Virchow's als logische Postulate gutheißt, als die bestrittensten Punkte der von ihm und anderen Forschern dargelegten Entwicklungslehre, einerseits, daß die ersten Organismen durch Urzeugung aus anorganischen Substanzen entstanden seien, anderseits, daß der Mensch von einer Reihe niederer Thiere abstamme.

Ich lasse den zweiten Punkt — welcher für jeden Vertreter einer reinpantheistischen Naturauffassung untergeordneter Natur ist und sich von selbst erledigt — unberührt und will bezüglich des ersten Punktes, nach welchem es ein Postulat der Logik sein soll, daß die ersten Organismen durch Urzeugung aus anorganischen Substanzen entstanden sein müssen, nur die Frage aufwerfen: ist es so ganz gewiß, daß es anorganische Substanzen gewesen sein müssen, aus denen sich organische entwickelten?

Sind die Begriffe „organisch" und „anorganisch" in unserem heutigen Wissen wirklich schon so bombenfest begründet, daß man aus ihnen Postulate der Logik ableiten könnte?

Muß ein Ding, in welchem Veränderungen mit Nothwendigkeit hervorgehen, insbesonders wenn es ein an sich einheitliches Ding ist, nicht an und für sich als ein Organismus betrachtet werden?

Wo liegt die Grenze zwischen „Organischem" und „Anorganischem"?

Wenn zwischen sogenanntem „anorganischen Stoffe" und den „Kräften" eine solche Wirkung eintreten kann, daß daraus sogenannte „Organismen" entstehen, mit Nothwendigkeit entstehen, so muß zwischen diesen beiden Dingen ein ursprüngliches Vermögen dazu vorhanden sein und wenn man eben annimmt oder annehmen will, daß alle Dinge ursprünglich eine Einheit sind, so muß man wieder — will man der Logik volles Recht einräumen — annehmen, daß in dieser Einheit (nennt man sie nun wie immer, Materie, Substanz &c.) alle jene Momente oder Factoren selbst schon enthalten sind, welche eben eine Causalität ermöglichen.

Das wirkliche, wahre und richtige Kriterium des Begriffes „organisch" ist also in der Thatsache des Vorhandenseins einer Causalität gelegen. Die Substanz muß — soll sich aus ihr überhaupt etwas entwickeln können — an sich eine Synthesis von Kräften sein, und eine solche Synthesis kann eben nur als ein Organismus höherer Ordnung aufgefaßt werden.

Es handelt sich hier nicht um leere, oder um willkürliche Begriffe, sondern um eine richtige Anschauung der Natur und aller ihrer Erscheinungen. Es handelt sich um die Erkenntniß, daß diese „Natur" nicht aus anorganischen Stoffen und aus blinden Kräften besteht, sondern daß sie, als Einheit betrachtet, selbst eine Synthesis von Kräften, ein Organismus also sei, aus welchem Entwicklung mit Nothwendigkeit hervorgeht.

Ich habe schon in früheren Aufsätzen es wiederholt hervorgehoben und thue es hier wieder, daß diese Anschauung die einzig logische ist und daß, wie immer verschlungen auch die Wege sein mögen, welche die Natur in ihrer Entwicklung geht, an dieser Anschauung, welche einer richtigen Entwicklungstheorie entspricht, festgehalten werden sollte, daß sie aber auch in naturwissenschaftlichen Werken stets zum Ausdrucke gelangen sollte, weil die Naturforschung sonst immer wieder den Anlaß bieten wird zu Verdächtigungen, welche je nach der mehr oder minder unglücklichen Form der Aeußerungen auch mehr oder weniger Berechtigung haben werden. Denn das Wahre, Letzte, Wirkliche sind eben nicht anorganische, zufällig vorhandene Massen, nicht blinde Kräfte und nicht abstracte Gesetze allein, sondern auch das Subject, welches immer und überall auch vorhanden ist, wo es Entwicklung gibt.

Die heutige Naturforschung und insbesonders auch ihr eifrigster Vertreter, Ernst Häckel, haben sich der pantheistisch-philosophischen Weltanschauung im Laufe der Zeit und wahrscheinlich auch unter dem Drucke vielfach erschienener, gegen den Materialismus geschriebener Werke sehr genähert, es zur vollen Anerkennung der Wichtigkeit des Subjectes aber doch noch nicht gebracht. In der oben citirten neuesten Schrift Häckel's heißt es: „Gerade die versöhnende und ausgleichende Wirkung unserer genetischen Naturanschauung möchten wir hier ganz besonders betonen, umsomehr, als unsere Gegner fortdauernd bestrebt sind, derselben zerstörende und zersetzende Bestrebungen unterzuschieben."

„Diese destructiven Tendenzen sollen nicht allein gegen die Wissenschaft, sondern auch gegen die Religion, und somit überhaupt gegen die wichtigsten Grundlagen unseres Culturlebens gerichtet sein. Solche schwere Beschuldigungen, soferne sie wirklich auf Ueberzeugung beruhen und nicht bloß auf sophistischen Trugschlüssen, können nur aus einer argen Verkennung dessen erklärt werden, was den eigentlichen Kern der wahren Religion bildet. Dieser Kern beruht nicht auf der speciellen Form des Glaubensbekenntnisses,

der Confession, sondern vielmehr auf der kritischen Ueberzeugung von einem letzten, unerkennbaren, gemeinsamen Urgrunde aller Dinge, und auf der praktischen Sittenlehre, die sich aus der geläuterten Naturanschauung unmittelbar ergibt."

„In diesem Zugeständnisse, daß der letzte Urgrund aller Erscheinungen bei der gegenwärtigen Organisation unseres Gehirnes uns nicht erkennbar ist, begegnet sich die kritische Naturphilosophie mit der dogmatischen Religion. Natürlich nimmt aber dieser Gottesglaube unendliche verschiedene Formen des Bekenntnisses an, entsprechend dem unendlich verschiedenen Grade der Naturerkenntniß. Je weiter wir in der letzteren fortschreiten, desto mehr nähern wir uns jenem unerreichbaren Urgrunde, desto reiner wird unser Gottesbegriff."

„Die geläuterte Naturerkenntniß der Gegenwart kennt nur jene natürliche Offenbarung, die im Buche der Natur für Jedermann offen daliegt, und die jeder vorurtheilsfreie, mit gesundem Sinne und gesunder Vernunft ausgestattete Mensch aus diesem Buche lernen kann. Es ergibt sich daraus jene monistische, reinste Glaubensform, die in der Ueberzeugung von der Einheit Gottes und der Natur gipfelt, und die in den pantheistischen Bekenntnissen unserer größten Dichter und Denker, Göthe und Lessing voran, schon längst ihren vollkommendsten Ausdruck gefunden hat." *

Zu diesen Worten Häckel's habe ich nur zu bemerken, daß der „reine Gottesbegriff" eben nur dort möglich werden wird, wo richtige Anschauung und Empfindung zusammenwirken werden und wo das Verhältniß zwischen Empfindung und Gesetzmäßigkeit des causalen Naturwirkens möglichst klar erkannt worden ist. Je klarer das Verhältniß zwischen Subject und Object in einem Gehirne sich widerspiegelt, desto reiner wird auch der Gottesbegriff werden. Und wieder ist es jeden Unbefangenen klar, daß es in Köpfen, welche das Subject nur als ephemere Erscheinung blinder, zufällig vorhandener Stoffe, Kräfte und Gesetze zu betrachten und aufzufassen gewohnt sind, mit der Reinheit des Gottesbegriffes noch seine guten Wege haben werde, eben deßhalb, weil sie die Wichtigkeit des Subjectes verkennen und alles Geschehene aus dem Objecte ableiten wollen, während dieses eben nur die eine, nämlich die äußere Seite der Dinge ist.

Der „reine Pantheismus" ist ohne Subject und ewige Eigenschaften des Subjects, z. B. der Empfindung (dem Wollen und Vorstellen) eine leere Phrase und erst wenn auch die Naturforschung diese Eigen-

* Wie Häckel zu dieser Annahme kommt, wird — seinen eigenen Worten nach — nicht recht faßlich. Er meint „der letzte Urgrund aller Erscheinungen sei bei der gegenwärtigen Organisation unseres Gehirnes unerkennbar und unerreichbar". Wie soll da eine „Reinheit des Gottesbegriffes" zum Vorschein kommen — wenn überhaupt der Begriff mangelt? Und wie sollte es dann Göthe und Lessing ꝛc. möglich geworden sein, den Begriff des reinen Pantheismus schon längst zum vollkommensten Ausdruck zu bringen?

Anmerkung des Verfassers.

schaften als die ewig primitiven, alle Form erfüllenden, und zugleich auch in der Gesetzmäßigkeit des Formbildungs-Vermögens die ewige Intelligenz der Substanz ausdrücklich anerkannt haben wird, dann erst kann und wird der Friede zwischen Logik und Naturforschung möglich werden.

Möge der exacte Naturforscher immerhin bestrebt sein, alle Bewegung auf „natürliche" mit irgend einer ursprünglichen Intelligenz nichts zu thun habende Ursachen zurückzuführen; der strenge Logiker wird immer fragen: Woher das Gesetz? Woher die Empfindung? Und alles wahre und wirkliche Sein wird sich ihm auflösen in drei Dinge: in die Empfindung (Wille und Vorstellung) in das Kraftsystem (Stoff und Kraft) und in die Form (Causalität und Intelligenz). Die Zeit liegt nicht mehr ferne, wo die Erkenntniß allgemein geworden sein wird, daß wirkliches Wissen und Erkennen alle diese Factoren umfassen müsse, weil nur alle diese Factoren zusammen die der Welt zu Grunde liegende Einheit und Realität bilden und dann wird auch Friede werden unter den Geistern, welche ja doch Alle ein Ziel verfolgen: Erkenntniß der Wahrheit!

Ob man an Siriusweiten, an Sternentage, an Weltennebel und Weltinseln im Ocean der Unendlichkeit denkt, oder ob man vom unendlich Kleinen ausgeht — das Bewegende ist nicht wieder die Bewegung.

Der wirkliche und wahre Geist der Welt ist nicht der Mechanismus der Bewegung, nicht die Kraft als solche allein und nicht die abstracte Gesetzmäßigkeit, allein: es ist die volle Genialität des Schöpfungstriebes einer Substanz, welche empfindet, in irgend einer Form Dasein will, und dieses Empfinden, Wollen und Vorstellen in unendlichen Daseinsreihen zum lebendigen Ausdruck bringt.

Schluß.

Am Schlusse dieser Abhandlung sei es mir noch gestattet einige Worte über das „Object" in meinem Sinne, das Kraftsystem, beizubringen. Wir können heute nicht mehr daran zweifeln, daß die Kräfte der Natur ein System bilden; aber welche Kräfte die wirklich ursprünglichen sind; ob in der Natur nicht etwa noch Kräfte thätig sind, die wir heute noch nicht kennen; in welchen Formen die uns bekannten Kräfte die primitivsten Erscheinungen bilden; in welcher Art die Fortentwicklung eben dieser primitivsten Daseinsformen — nennt man diese nun Monaden oder wie immer — geschieht, ist uns noch unbekannt und zweifelhaft erscheint es, ob diese dunkelsten Partien der Entwicklungsgeschichte jemals werden vollkommen klar gelegt werden können. Die „Stoffe", die wir heute kennen, sind sicher gewordene und wir kennen ihre Geschichte nicht. Eines aber möchte ich

hier noch einmal betonen: sie können, insoferne sie heute nicht selbst lebende Repräsentanten der ewigen empfindenden und formbildenden Substanz sind, nur Restbestandtheile einst lebend gewesener Organismen sein. In der ursprünglichen Substanz können sich — soll diese wirklich als eine einheitliche gedacht werden — nicht Kraft und Stoff als gegenüberstehend gedacht und angenommen werden, sondern nur Empfindung und Formbildungsvermögen, deren erste Entäußerung (Bewegung) möglich wird durch Stoffbildung, das heißt durch Ausscheidung von Kraft, welche im ausgeschiedenen Zustande dann eben Dasjenige ist, was wir heute Stoff zu nennen pflegen. Die Substanz selbst muß als eine lebendige aufgefaßt werden und in dieser Beziehung sind oder bilden das Kriterium des Lebens die subjectiven Factoren der Substanz: nur was empfindet, lebt auch! Es ist schon von diesem Standpunkte, bei dieser Erkenntniß klar, daß Fortentwicklung nur durch Ausscheidung möglich sein kann, weil, sind die ursprünglichen Factoren der Substanz, die subjectiven und objectiven Attribute in Quantität und Qualität gegeben und in Beziehung ihres ursprünglichen, primären Seins, unveränderliche, eine Aenderung nur dann eintreten kann, wenn beide Factoren ebenfalls sich ändern; soll nun eine Steigerung in den subjectiven Eigenschaften, also in der Empfindung nämlich oder im Wollen und Vorstellen eintreten, so wird dies nur möglich sein, wenn aus dem ursprünglichen Sein, welches Empfindung und Form zugleich ist, etwas ausgeschieden wird, was aber dann nicht mehr empfindungsfähig — im vollen Sinne des Wortes, nämlich lebendig — sein kann und darf. Und dies sind einerseits die Stoffe, anderseits die Bewegungskräfte, welche stets zur Bildung neuer Formen nothwendig sind. Der Gedanke eines solchen Werdens, ist wohl schwer zu fassen — dennoch aber dürfte er wahr sein! Er ist umso schwerer zu fassen, weil in der That, das in unserer realen Welt sogenannte Organische aus Anorganischem zu entstehen scheint, der Weg also ein umgekehrter zu sein dünkt. Ich sage „scheint" und „dünkt", weil in der vollen Wirklichkeit es doch wieder so sein wird, wie ich es oben dargethan habe: denn wahrscheinlich ist es, daß erst die ausgeschiedenen Stoffe einer zweiten, ja mehrfachen Umbildung durch Einwirkung der Bewegungskräfte unterliegen, wodurch dann einerseits jener Stoff gebildet wird, welcher fähig ist zu Bildung secundärer Erscheinungsformen, während anderseits ein anderer Theil des Ausgeschiedenen wirkliche Anorganische, das heißt in meinem Sinne nicht mehr unter den gegebenen Umständen lebensfähige Materie bleibt.

Alle festen Gesteine, die festen Grundlagen unserer Erdoberfläche, Basalt, Granit, Porphyr, Gneis, Quarz 2c., — sie alle waren sicher einst Formen lebender Organismen, lebender Individuen, bei denen ebenso wie

noch heute bei allen Lebewesen, Subject und Object untrennbar an einander gebunden waren.

Wir können mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die tausend und tausend Sonnen, welche im All mit ihren uns unbekannten Planeten ihre Kreise ziehen, den Schauplatz bilden eines gewaltigen Lebens und Strebens, daß sie erfüllt sind von wahrscheinlich oft unendlich merkwürdigen, gewaltigen Lebenserscheinungen, daß sie die Werkstätte eines großen Werdens sind, welches — so helle die Sonnen auch scheinen — uns dunkel ist und wahrscheinlich dunkel bleiben wird, weil es uns, den secundären Erscheinungen nach einem ungezählten Millionen Jahre dauernden Werdeproceß wohl kaum möglich sein und werden wird, genaue Vorstellungen von jenen Processen zu gewinnen, deren Kinder wir, da wir doch auch dem All angehören, selbst sind. Wenn wir auch eben aus diesem Grunde, gestützt nämlich auf die nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache, daß wir selbst die Kinder und Nachkommen eines solchen Werdeprocesses sind, mit Recht schließen können, daß auch bei diesen Processen das Subject vorhanden und thätig sein wird, daß also dieselben Motive, welche uns bewegen, auch die unermeßlichen Naturkräfte bewegen werden, so wird uns doch die volle Mechanik der Natur, in ihrem ewigen Wechselspiele zwischen Subject und Object kaum jemals zum vollen Bewußtsein kommen.

Ein Trost bleibt uns aber ungeachtet dieses Umstandes doch: in unserer inneren Erfahrung haben wir die Pforte, durch welche wir in das große Geheimniß der Natur gleichsam einen Blick hineinzuwerfen vermögen, und, wie ich früher sagte, ein Mittel, den Schleier der Maja zu zerreißen.

Ich betrachte es nun als einen großen, ja entscheidenden Fortschritt in der Geschichte des Wissens und Erkennens unserer Tage, daß die Untrennbarkeit von Subject und Object, die Einheit der Substanz in allen Gebilden und Erscheinungen der realen Welt immer mehr und mehr als Wahrheit erkannt zu werden beginnt.

Die Erkenntniß, daß der Ursprung der Welt nur aus einer ewigen und ewig lebendigen, das heißt empfindenden Substanz erklärt werden könne, daß das Object, ein Kraftsystem, in dessen Gesetzmäßigkeit das intellectuelle oder vernünftige Moment zu suchen und zu finden ist, bilde; daß Subjectives nur aus Subjectivem, Objectives nur aus Objectivem abgeleitet werden könne; daß also alle Entwicklung nur abgeleitet werden könne von einem psycho-physischen Subject-Object — ist eine Errungenschaft der monistisch-pantheistischen Philosophie, welche es insbesonders in unseren Tagen zur großen Klarheit der Begriffe gebracht hat. Eine Errungenschaft, welche, wie zuversichtlich zu hoffen ist, eine dauernde sein und bleiben wird,

eine Errungenschaft, welche den Tod bedeutet ebenso aller rein-materialistischen Irrlehren, wie den Tod aller mystischen, spiritistischen oder supernaturalistischen Schwindeleien. Eine Errungenschaft aber auch, welche den Boden abgeben kann, auf welchen Naturforschung und Philosophie sich finden und dauernden Frieden schließen könnten.

Im Innern der Natur offenbart sich das Wesen aller Dinge; in unserem Selbstbewußtsein finden wir die Leuchte auch zur wahren Erkenntniß des Objectes: wie unser Leib das Correlat, die nothwendige Entwicklung des Subjectes ist, so ist das All auch nur das Correlat, die Entwicklung des Allsubjectes und nur von ihm aus, vom Innern der Natur, geht alle Entwicklung aus, was schon Göthe in seiner Weise erkannt und zum Ausdruck gebracht hat, mit folgenden Worten:

„Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt!"





Paris' erste Liebe.

Idyll

von

Franz Raab.

Als am Idagebirg in des Königs Priamos Landen
Paris noch, sein herrlicher Sohn, der schönste der Troer,
Hin durch Triften und Wälder die üppigen Schafe des Vaters
Weidete, mehr noch ein Knab' als ein Jüngling, wurde vom ersten
Pfeil er des Eros gestreift, des lauernden. Harte Bedrängniß
Schuf ihm der Gott, doch ließ er zugleich ihn fühlen, wie hohes,
Ueberschwängliches Glück den Menschen die Liebe gewähre.
Schmetterlinge und Blumen und farbige Steinchen im Bache,
Auf der Schalmei manch' fröhliches Lied, erhascht von den Hirten,
All sein Schatz an Freuden bisher war Solches gewesen.
Wieder nun trieb er einmal in der Frühe des Morgens die Schafe
Bergwärts hin, noch sangen die Nachtigallen im Busche.
Still sie belauschend blieb er zurück; die Hunde indessen —
Mächtige Spitze — besorgten sein Amt als Hüter der Herde.
Plötzlich vernahm er von fern ein kläglich Geschrei und gewahrte,
Wie mit fliegendem Haar und mit weitgespreiteten Armen
Hastigen Laufs laut weinend vom Wald ein Mädchen heranfloh;
Weiter hindann ein andres, die Hände ringend, es konnte
Nicht vom Platz, da ein Hund mit den Zähnen am Kleid es gefaßt hielt.
Weg schnell scheucht' er den Hund und erlöste die bangenden Mädchen.
Athemlos kamen zu ihm sie, die Armen, und drängten an ihn sich,
Während noch stets nach dem gräulichen Hund voll Angst sie zurücksahn.
Stürmisch wogte ihr Busen, vom jähen Schrecken erbleicht war
Beider Gesicht, doch färbten sich bald mit glühendem Purpur
Wangen und Stirne nicht nur, auch der Hals und die zierlichen Ohren.
Freudig sah'n sie ihn an, doch sie wagten kein Wort noch zu reden.
Stumm auch heftet' er selbst auf die schönen Gestalten die Blicke

Lang und innig, es schloß ein neues Gefühl ihm die Lippen.
Viel anmuthige Mädchen im Lande kannt' er und viele
Schönheit hatt' er geseh'n an den eigenen Schwestern und Basen,
Nimmer jedoch solch göttlichen Reiz an zweien vereinigt.
Schlicht nur war ihr Gewand, sie schienen ihm Kinder des Volkes.
„Sagt, wer seid ihr?" begann er nun doch, „Was trieb euch, ihr Zarten,
Her zum Gebirg so allein, nicht scheuend Bären und Wölfe?"
Traulich erwidert die ält're — ihr floß in welligen Strähnen
Blond vom Haupte das Haar, schwarz glänzten die Flechten der jüngern —
„Schwestern sind wir, es trennt nur ein Jahr der beiden Geburtstag.
Unsere Mutter ist krank, sie bedurfte der heilenden Kräuter.
Also gingen wir selbst, sie zu suchen, in finsterer Nacht fort."
„Nun", fragt Paris, „wo habt ihr die Kräuter? Ihr suchtet vergebens?"
„Ach sie liegen zerstreut, weil hinweg wir die Körbchen geworfen",
Fiel die jüngere ein. „So lasset uns wieder sie sammeln,
Kommt!", spricht Paris. Sie geh'n und finden neben den Körbchen
Alle die Kräuter, es half bei der Lese gar eifrig der Schäfer.
Lautlos kehrten sie um, doch tauschten sie Blicke um Blicke.
„Ach wie wird mir der Tag, mir das Leben erscheinen so öde,
Wenn ich sie missen nun soll!" seufzt Paris und fragt sie um Namen,
Eltern und Aufenthalt und erbietet sich ihnen zum Schutze,
Falls um Kräuter zu suchen sie wieder entsende die Mutter.
Rasch erwidert die ältre: „Gewiß, wir brauchen noch Kräuter.
Xanthe heiß' ich, du siehst's, vom blonden Gelocke des Hauptes.
Skythra nennen die Schwester die Hausgenossen, weil trotzig
Eigenem Sinn nur sie folgt und finster rollet die Brauen,
Trägt man ihr Nöthiges auf, denn sie meint es schon selber zu wissen.
Meist auch weiß sie es wohl, sie ist klug, und von guter Gemüthsart.
Drunten am Meer in der Bucht nährt uns und die Mutter, die Witwe,
Gütig ein trefflicher Ohm, ein Schiffer. — Nun lebe du wohl, Freund!"
„Dank dir!" fügte die jüng're hinzu. Sie schieden, er wandte
Traurig sich um, es erfüllte sein Herz unendliche Sehnsucht.
Ob sie kämen, so fragt' er den Tag sich unzählige Male.
Ha, und er sah sie am folgenden Tag schon im Thaue des Morgens
Wiedererscheinen, es wollt' ihm das Herz vor Entzücken zerspringen!
Arm in Arm nun vertrieben die Drei mit muntrem Geplauder
Froh sich die Zeit waldein, waldaus wie alte Bekannte.
Auch zu bewirthen sie war er bedacht. Mit Brode, mit frischem,
Hatt' er die Tasche gefüllt und nun molk er die stattlichste Ziege.
Als sie Paris gelabt und entlockt gar liebliche Weisen
Seiner Schalmei, da erhob sich die blonde der Schwestern und sagte:
„Bleibt, ich pflücke mir dort in's Körbchen Blumen." Die jüngre
Blickte verschämt, sie wollten, so scheint's, mit Paris allein sein.
„Skythra, o Herrliche, sprich", so begann nun Paris entschlossen,
„Hast du mich lieb?" Sie senkte das Haupt und sah von der Seite
Schelmisch ihn an. Es war der Bescheid ihm wenig verständlich.
Auf doch sprang er, es trieb ihn mit Macht, er faßte beim Kopf sie,
Preßt' ihn an's Herz, dann hielt er vor sich ihn und schaut' ihr in's Auge.

Aber als wär' er erschreckt von solcher Vermessenheit, ließ er
Plötzlich sie los; doch kühner als erst, umschlang er sie wieder,
Küßt' ihr erstlich die Wange, dann feuriger immer die Lippen.
Doch wie ein Reh, wann der Rüden Gebell im Walde erschollen,
Sprang nun Skythra empor zornfunkelnden Blickes und schluchzte
„Meinst du vielleicht, du könntest ein Spiel mit mir dir erlauben,
Weil von vermöglichen Leuten du stammst?“ Wie stand da betroffen
Paris da! Es versagt' ihm das Wort, und sie wandelte abseits.
Nicht sich zu deuten noch wußt' er die Sprödheit züchtiger Jungfraun.
Jetzt naht Xanthe heran mit leerem Körbchen, das Antlitz,
Heiter wie Rosen und Lilien sonst, umwölkt von Betrübniß.
Paris schritt ihr entgegen. „O weh!“ so sprach sie, und Thränen
Quollen die Wangen ihr nieder. „Ich sah's, du liebest die Skythra.
Liebtest du mich, du kamst und — halfest die Blumen mir pflücken.“
„Xanthe!“ „Rede nicht mehr! Ich weiß nun genug und ich gehe.“
Und sie enteilte und wies ihn zurück und erreichte die Schwester.
Ohne sich umzusehn, verschwanden sie hinter den Bäumen.
Ganz erstarrt stand Paris, vertieft in schmerzliches Sinnen,
Warf sich zu Boden sodann und weinte hinein in das Waldgras.
Als sich die Mittagsgluth hinbreitete über die Fluren,
Flimmernd die Lüfte sich wiegten um Felsenzacken und Wipfel,
Alles ruhte, kein Laut sich erhob von Menschen und Thieren,
Nur der Cicaden, der frechen, behaglich schwirrendes Zirpen
Gleich dem Gesause des Winds in der Cedern nadligen Aesten,
Schlummer träufelnd in's Ohr, in der heiligen Stille vernehmbar:
Siehe, da neigte auch Paris, vom Zauber der Stunde umwittert,
Hin sein Haupt auf's Moos, das sich kühl und schwellend gepolstert
Ueber dem Wurzelgeflecht uralter breiter Platanen.
Rasch umfing ihn der Schlaf, doch ein unruhvoller; es zuckte
Heftig sein Mund; erst spielt um die Lippen ihm seliges Lächeln,
Schwermuth aber, herbe verdrängt's. Es bedrückten ihn Träume.
Endlich entrang das Gebet sich laut der bekümmerten Seele:
„Aphrodites erhabene Macht, die du Götter und Menschen
Zwingest, zu huldigen dir, sie mit süßer Entzückung belohnend,
Achtlos ging ich bisher an deinen Tempeln vorüber,
Brachte kein Opfer dir dar, o vergib einfältiger Jugend!
Zwei holdselige Mädchen erschienen mir gestern, entbrannt ist
Wonnig mein Herz für beide, sie schienen mir beide gewogen,
Dennoch mit Stolz und mit Groll sind heute von mir sie geschieden.
Flöße mir's ein in den Geist, wie die Herzen ich beider gewinne!“
Ha, Ha, Ha! So erscholl es auf einmal hinter dem Baum her.
Auffuhr Paris entsetzt und sah, wie ein struppiger Satyr,
Stützend auf knotigen Stab sich vorn mit den Händen, den einen
Bocksfuß über den andern gekreuzt, mit grinsendem Maul ihn,
Freundlich jedoch anglotzte. „Was schreist du mir“, jammerte Paris,
„Ruchlos hinein in den Schlaf, mir entweihend Gebet und Gelübde?“
„Höre, mein Sohn, zwar bin ich nicht Eros“, versetzte der Satyr,
„Doch ich behorchte dein Flehn, du erbarmst mich, ich wüßte dir Rath wohl.

Weit gewandert ja bin ich und kenne der Menschen Getriebe.
Möchtest auf einmal zwei! Beim Zeus, ein wackerer Vorsatz!
Wohl anstünd' es den Männern, doch leiden die Weiber es nimmer.
List nur erreichts, von der einen nicht darf die andere wissen."
Also der Satyr, der Schalk, und gemächlich trollend von dannen
Ließ er den Paris verblüfft. — Der nutzte die Weisung. Ein Hirte
War im Gesind, ein alter, dem gab er den heimlichen Auftrag:
Nimm zwei Lämmer, die prächtigsten, mit und bringe den Mädchen
Als ein Geschenk sie von mir für den Schrecken, den sie erlitten
Gestern vom Hund, dann die eine, die Blonde, ziehend zur Seite,
Sag' ihr, ich möchte sie sehn, doch der Schwester soll sie's verhehlen."
„Ja, die Xanthe zuerst", so erwog er, „sie scheint mich zu lieben."
Süß ist's, harren am Ort der verliebten Bestellung, sobald nicht
Hin sich's zieht, sonst bitterer wird's als des Tartaros Qualen.
Hoch von felsiger Wand seit Morgen schon drangen des Paris
Forschende Blicke in's Thal, dem Xanthe sollte entsteigen.
Niederer stand schon die Sonne, mit ihr auch sank ihm die Hoffnung.
Aber was rauscht? Was schlüpft aus dem Wald her ober der Felswand?
Xanthe ist's! Sie hatte, durch's Laub den Liebsten entdeckend,
Flink auf verborgenem Pfad sich hinan zum Felsen geschlichen.
„Paris, nimm dich in Acht!" rief lachend sie, „brich dir den Hals nicht!"
Pfeilschnell flog er ihr zu und umschlang sie. „Also du liebst mich?"
„Merktest du's gestern nicht schon?" sprach sie und versteckte ihr Antlitz
Hold an des Jünglings Brust. O göttliches Wiedergeliebtsein!
Aber nicht lange vergönnt war's beiden zu kosen, denn Skythra,
Skythra selbst stand wüthenden Blicks mit Geberden des Schauders
Blaß vor ihnen und rief: „So, Falscher, betrügst du die Mädchen?
Gestern umarmtest du mich, und du mußtest, o Schändlicher, merken,
Daß ich dich liebte! Wohlan, nun haß' ich dich! Aber nicht will ich
Schauen das Glück, das mir ihr geraubt. Nicht will ich euch stören."
Und mit flatterndem Kleid stürzt hin sie zum Rande des Abgrunds.
Nachspringt Paris und hascht sie beim Arm und sucht sie zu trösten.
Schmerzensmatt sinkt Skythra zuletzt in die Arme der Schwester,
Sanft ausweinend ihr Leid, dann spricht sie, stark sich bezwingend:
„Nimm und besitz' ihn, ich will als die edlere Schwester mich zeigen."
Schwache nur lechzen nach Trost. Umsonst drum klügelte Xanthe:
„Wär' es ein Apfel, ich theilt' ihn mit dir, ja gäbe dir ganz ihn.
Wär' es ein Vöglein, ich ließ' es dir gerne, mit dir mich erfreuend
Seines Gesangs. Doch es ist ja ein Schatz, der nach eigener Wahl sich
Selber vergibt." „So sei's denn genug", sprach Skythra, „und gehn wir!"
Paris schwieg, er begriff, wie verfänglich die Lehre des Satyrs,
Zweie mit Täuschung zu lieben, nur Eine könne man lieben
Ganz mit höchstem Gefühl und mit ruhigem redlichem Herzen.
Abend war es nunmehr, und nach Hause enteilten die Schwestern,
Skythra betrübt, froh Xanthe, doch barg sie bescheiden die Freude.



Ein Kranz.

Episode aus dem Künstlerleben

von

Florus Retland (J. Tandler).

Das war ein ungewöhnlich langes, erquickendes Nachmittagsschläfchen, aus dem der schwer erkrankte Sebastian Schröter erwachte. Diese eine Ruhestunde mußte ihm Ersatz bieten für viele schlummerlose Nächte, die er unter nimmer endenden Schmerzen durchwachte. Ein nie geahntes Wohlgefühl überkam ihn. Prüfend regte er seinen mumienhaft umwundenen Arm, der schwerfällig in der Schlinge hing. Er schmerzte nicht. Wie kam es, daß der Quell seiner Qualen plötzlich versiegt sein sollte? Die Freude machte ihn kühner. Er wagte mit dem Arme einige bescheidene Touren der Zimmergymnastik. Gelenke und Muskeln gehorchten ohne Widerstreben. Wie und wo hatte die böse Gicht einen Ausweg gefunden? Oder war es nur ein Scheinrückzug und sie lauert in irgend einem Verstecke, um unerwartet mit erneuter Kraft wieder hervorzubrechen? Besteht noch die Gefahr, die der Arzt täglich so schonungslos betonte?

Vorsichtig erhob sich der Kranke aus den Lederkissen des unförmlichen Lehnstuhles, ergriff den Krückenstock und richtete sich hoch auf; kräftig genug fühlte er sich, um das Zimmer durchschreiten zu können; doch war ihm dabei zu Muthe, wie einem vereinsamten Plänkler, der, nachdem das Schießen rings um ihn her verstummt, endlich aus seiner Ackerfurche auftaucht, nicht ohne Besorgniß, daß noch irgend eine vergessene Patrone gegen ihn losgebrannt werden könne.

Er näherte sich dem Fenster. Ein leiser, schwermüthiger Pfiff begrüßte ihn. Dieser drang aus der kurzathmenden Brust eines Gimpels hervor, der, sein Gefieder sträubend, auf dem Sandboden des Käfigs hockte. Sollte der

Volksglaube zur Wahrheit geworden sein, daß solch' ein armes Thierchen den Gichtstoff aufnehme? Die Selbstsucht des Kranken siegte über die Regung des Mitleids. Da der Vogel keine Lust zeigte, sein Pfeifen zu wiederholen oder wohl gar eines der eingelernten Liedchen zum Besten zu geben, versuchte es Sebastian selbst, die trockenen Lippen zuzuspitzen und eine seiner Compositionen vorzupfeifen. Es war eben keine virtuose Leistung und der Künstler stand bald von dem Vorhaben ab, die Sanges- und Lebenslust seines einzigen Stubengenossen und Leidensgefährten zu wecken, vielmehr kehrte er mit allen seinen Gedanken zu dem kranken Arme zurück. Er gestattete ihm abermals einige Bewegungen; er hob ihn wie zum Eidschwur empor, streckte ihn, wie bewillkommnend, einem unsichtbaren Freunde entgegen und zog ihn wieder rasch an sich, als wollte er etwas Liebes an sein Herz drücken. Er erinnerte sich, daß er noch in den Jahren der Manneskraft stehe, daß er noch einen guten Theil hoffnungbietenden Lebens vor sich habe. Die Freude des armen Kranken war so groß, daß er sie in die Welt hätte hinausschreien mögen; allein er war einsam, wie ein Gefangener; Niemand war in seiner Nähe, den sein Rufen erreicht haben würde, der herbeigekommen wäre, um sich mit ihm zu freuen, die schwachen Keime seiner Hoffnung zu beleben. Vor einer Stunde war die Heimkehr seiner Pflegerin nicht zu erwarten.

Seit Jahren eilte sein Leben, sammt aller Scenerie und Beithat, dem Niedergange zu. Aus dem Sonnenlichte der Gunst und Anerkennung wurde er in die Schatten einer aufgedrungenen Zurückgezogenheit, einer unverdienten Vergessenheit gedrängt und was er aus den Tagen der ungeschwächten Thatkraft und des schwunghaften Erwerbes gerettet hatte, reichte jetzt kaum hin, sein Leben zu erhalten.

Sebastian Schröter war vor Jahren ein gesuchter Clavierlehrer, der eine erkleckliche Anzahl gutgeschulter Schüler vorzuführen vermochte, bevor er zufällig irgendwo las oder hörte, daß vor einem Jahrhundert der Organist „Schröter" in Nordhausen mit dem ersten Modell eines Hammerclaviers die musikalische Welt in Staunen versetzt habe. Seit dieser Nachricht schmeichelte sich Sebastian mit der Selbsttäuschung, ein Abkömmling des berühmten Erfinders der Claviere zu sein. Er theilte die Schwachheit mit so Vielen, die in ihrem Lebenslaufe nicht die genügende Dauer finden, um ihre Namen zur Geltung zu bringen, weßhalb sie in ihren Ahnen an die Vergangenheit anknüpfen, sich wohl auch nach Descendenten sehnen, um den Namen auf die Nachwelt zu bringen. Es fiel unserem Maestro nicht schwer, die einmal ausgesprochene Annahme aufrecht zu erhalten. Die Fiction war für ihn nicht von Nachtheil; sie hob ihn, sie erfüllte ihn mit etwas Stolz, der ihm einige Würde verlieh und ihn in Künstlerkreisen salonfähig

machte. Dem Altzunftmeister aller Pianoforteverfertiger einen schwachen Nachglanz des Ruhmes abgeborgt zu haben, war die einzige größere Versündigung des gutmüthigen und harmlosen Mannes. Um sich selbst hierüber zu beruhigen, ging sein Trachten dahin, die Auszeichnung, welche er seinem Namen zu verdanken glaubte, auch zu verdienen, und eine Frucht jahrelanger Mühen war die Veröffentlichung eines Aufsatzes über den Wagepunkt der Tasten. Mit dem unwürdigen Verbrauche der wenigen Exemplare jenes Wochenblattes, welchem der Unvorsichtige seine tiefsinnigen Betrachtungen anvertraut hatte, gingen diese nur zu bald für die Nachwelt verloren.

Mit mehr Erfolg brachte er die lyrischen Ergüsse seiner zartbesaiteten Seele unter die Leute, Compositionen, die selten über die Kreise hinaus, innerhalb welcher er sich bewegte, in die Lande drangen, die jedoch von manchem süßen Munde ihm immer wieder vorgesungen wurden, bis er dem holden Wahne verfiel, er beherrsche mit seinen Liedern die Welt, soweit Menschen von Geschmack wohnen. Dabei hatte er die Marotte, seine Tondichtungen nur durch Abschriften vervielfältigen zu lassen, was auch den Wünschen seiner Zöglinge entsprach, die sich darin gefielen, mit Liedern zu überraschen, welche nicht in Jedermanns Hände gelangen konnten. So kam es, daß die musikalische Literatur wohl kaum ein Opus von Sebastian Schröter aufzuweisen vermag.

Die Gründlichkeit seines Unterrichtes, sein tadelloser Ruf, seine gefälligen Umgangsformen, machten ihn zu einem der gesuchtesten Musiklehrer. Wenn er den Pflichten seines Berufes nachgekommen war, gelüstete es ihn niemals den Abend unter kneipenden, qualmenden und streitsüchtigen Männern zuzubringen; er hatte vielmehr zwischen mehreren Einladungen zu wählen, die ihn der feinsten Gesellschaft nahe brachten und wo ihn für die abgeschmeichelte Begleitung eines Liedes oder für den Vortrag eines Impromptu der berauschendste Beifall in allen Formen und Tonarten lohnte.

Zog er sich in seine Wohnung zurück, so ging er einer beneidenswerthen Behaglichkeit entgegen. Es fehlte ihm nicht an Geschmack, den er durch den Verkehr mit wohlhabenden Familien zu läutern Gelegenheit fand; es fehlte ihm auch nicht an Mitteln, um in kleinerem Maßstabe sich ein freundliches Heim zu gründen. Geschenke ergänzten das Fehlende, soweit es zu dem Entbehrlichen zu zählen war. Wohl bedient und behütet, wiegte er sich auch zu Hause in dem Gefühle der Befriedigung, welche in seiner lächelnden Miene, die ihm anhaftete, den Ausdruck fand.

Ein annähernd vollständiger biographischer Abriß sollte immerhin auch ein Blättchen aus den geheimen Memoiren des Liebelebens bringen. Hier gestehen wir eine Lücke ein, die leider unausgefüllt bleiben muß, denn

es fehlen hiefür die Daten gänzlich. Nur einmal finden wir ihn vorbeihuschend an dem Rosenheckenzaune des Edens der Liebe, kaum angeweht von den betäubenden Düften der verbotenen und der freigegebenen Fruchtbäume, fest verfolgend den Weg, den ihm die Ehrenhaftigkeit vorzeichnete.

Schröter unterrichtete Jahre hindurch zwei Töchter eines Industriellen; eigentlich konnte man nur Cäcilie, die ältere, seine Schülerin nennen, denn zu Jaqueline, der jüngeren Schwester, wollte er sich als Lehrer gar nicht bekennen, da es ihr an Ernst und Ausdauer fehlte. Dagegen brachte Schröter keinem seiner Zöglinge so viel Zuneigung entgegen, als der sanften Cäcilie, deren Schwärmerei für die Musik den Namen, den sie trug, rechtfertigte. Ihre an ideale Vorbilder mahnende Erscheinung bestärkte Jedermann in dem Glauben, daß ihr eine höhere Mission im Reiche der Töne zugedacht werden müsse. Schröter meinte es mit allen seinen Zöglingen ehrlich, diesem Mädchen gegenüber erschloß er aber alle Register seines musikalischen Wissens und Könnens; an Cäcilie verrieth er alle Mysterien der Theorie, alle Kunstgriffe der Technik; in ihr sollten alle Traditionen der Schröter'schen Schule fortleben; sie vor Allen bürgte dafür, daß sein Name nicht der Vergessenheit anheimfalle. Nicht nur als Lehrer glaubte er ihr werth geworden zu sein, auch als Kunstgenosse, als Freund wollte er ihr nahe stehen, hoffte er sie für's Leben zu gewinnen. Von ihrer Begeisterung gehoben, würde das Zusammenspiel sie leicht weiter geführt haben, als für Beide gut gewesen wäre, hätte der biedere Schröter nicht alsbald seine volle Besonnenheit wieder gefunden und mit sanfter Hand Maß und Grenzen eingehalten.

Doch den Hochflug durch das Rosengewölk, welches diese beiden Enthusiasten um und über sich aufgebauscht hatten, störte nicht selten ein arger Foppgeist, der dem poetischen Pärchen nicht leicht von der Seite wich. Jaqueline war wohl auch als Schülerin dem wackeren Schröter zugewiesen, allein ihr ganzes Wesen widerstrebte dem Unterrichte, welchen sie empfangen sollte. Ihre kleine volle Hand scheute vor der Berührung der Tasten zurück; ihr musikalischer Sinn reichte eben nur aus, um irgend eine, dem Gedächtnisse sich aufdrängende Melodie zu behalten, die sie mit einer wohlklingenden Stimme zu trällern wußte. Weßhalb die Mühe, die einzelnen Töne von den Noten abzulesen und unbehilflich genug den Tasten abzulocken, wenn sie mit Leichtigkeit das ganze Tonstück, sobald es ihr gefiel, vorzusingen vermochte. Und vollends die qualvollen Präludien und Fingerübungen! „Das ertrage, wem's gefällt" — raunte sie dem Lehrer in das Ohr und verließ das Clavier, wenn auch nur für ein Weilchen, denn ihr Unmuth war nur eine gesteigerte Ungeduld und verpuffte gewöhnlich bald in einem schlechten Witze, den sie dem armen Maestro anthat. Sie kehrte, scheinbar reumüthig,

zu ihrem Sitze zurück und begann ihre Aufgabe in einer Weise vorzutragen, die durch Ueberladung und falsche Sentimentalität jeden Anderen, nur nicht ihren Lehrer zur Heiterkeit gestimmt haben wüßte. Sie beschleunigte jedes Adagio, verzögerte das Allegro, improvisirte ganz ungebührlich einen Triller oder eine Fermata und gab dem Schlußaccorde einen so gewaltigen Nachdruck, daß die Saiten schrillend zersprangen und der Vater aus seinem, durch mehrere Zimmer von ihr getrennten Cabinete den Ruf erschallen ließ: „Donnerwetter! Dieser Hexensabbath wird mir doch zu toll!“ Da flog Jaqueline ihm in die Arme und wußte ihm so viel von den unüberwindlichen Schwierigkeiten dieser Zukunftsmusik und von der Ungeschicklichkeit vorzuschwatzen, die ihr angeboren sei und täglich mehr hervortrete, bis endlich der gutmüthige Alte den Redestrom mit den Worten unterbrach: „Ei, so gib das Geklimper ein- für allemal auf!“

Das war es, was sie hören wollte. Endlich, endlich ist es ihr gelungen, dem Vater dieses Erlösungswort abzuringen. Mit einem Kusse von ihm Abschied nehmend, eilte sie in das Musikzimmer zurück, um dieses Ultimatum zu verkündigen.

„Aber nicht gezürnt, mein gutes Schröterchen,“ flüsterte sie dem geduldigsten aller Lehrer zu, „that ich es ja doch nur, um Sie von mir zu befreien. Eine Schülerin, wie ich eine bin, könnte Sie nur in Mißcredit bringen. Ich bleibe bei meinem wilden Waldgesange, den Sie doch auch manchmal nicht ungern hören. Cäcilie! Du mußt jetzt unser liebes Sebastopolchen für mich entschädigen und ihm doppelte Freude bereiten, damit der Abschied von mir ihm nicht so schwer falle.“ Und schon war sie lachend davongehüpft.

Doch damit endigten noch lange nicht die muthwilligen Ausfälle gegen den Günstling ihrer Schwester. Er hatte keine sichere Stunde mehr und in den begeistertsten Momenten, in der feierlichsten Stimmung riß ihn irgend einer ihrer Schelmenstreiche aus seinen Himmeln. Es war noch immer nicht das Aeußerste, was sie in dieser Richtung unternahm, als sie eines Tages die mittleren Blätter eines umfangreichen Tonstückes für vier Hände verkehrt einheftete. Während einer Production vor Gästen, wirkte die dadurch veranlaßte Unterbrechung geradezu vernichtend auf Cäcilien und ihren Lehrer und es würde diesen bis zur offenen Fehde erbittert haben, hätte Cäcilie nicht zu vermitteln gewußt. Jaqueline ließ es dabei nicht an Betheuerungen ihrer Absichtlosigkeit, an dem Bekenntniß ihrer Zerstreutheit und an Abbitten und Schmeicheleien fehlen, bis ihr liebes Schrotkäferchen, ihr Notenschröterchen und Bastiönchen sich ihrem Anstürmen entzog und zum Programm überging. Doch fortan blieb er der auserwählte Märtyrer Sebastian für Jaquelinens Witzpfeile.

Schröters Erkrankung löste dieses Verhältniß. Von da an erfuhr er nur selten etwas von Cäcilie, und als er sich ihr Bild erbat, fand Jaqueline zum letzten Male Gelegenheit, ihrer muthwilligen Laune ein Zugeständniß zu machen. Da sie die Einrahmung der Photographie zu besorgen übernahm, wählte sie einen wassergrünen passe-par-tout und eine blauschillernde Hohlkehle. Doch dieser Possenstreich verfing diesmal nicht. Schröter schenkte der geschmacklosen Farbenzusammenstellung keine Beachtung. In seinem Entzücken, sich die lieben Gesichtszüge Cäciliens jederzeit vergegenwärtigen zu können, übersah er die burleske Einfassung. Auf allen, leider immer abwärts führenden Abstufungen seines Heims begleitete ihn ihr liebliches Bild; auch in dem düsteren Raume, den er jetzt bewohnte, war es der einzige Schmuck der feuchten Wände.

Ja, es war ein gewaltiger Abstand zwischen den Prunkzimmern, deren er in der Blüthezeit seiner einträglichen Thätigkeit sich erfreute und dem halb unterirdischen Gemache, welches ihm jetzt zur Krankenstube und zum Gefängnisse geworden war. Das Unglück hatte ihn rasch und meuchlerisch überfallen. Er verlor plötzlich seine Fingerfertigkeit und die fruchtlosen Versuche, sich von diesem Uebel zu befreien, machten ihm die Ertheilung des Unterrichtes unmöglich. Es bedurfte kaum mehr als eines Jahres und Schröter stand außer aller Verbindung mit seinen früheren Gönnern; ein zweites, ein drittes Jahr schlich heran und er war vergessen.

Er hatte endlich auch diesen Kummer niedergekämpft und aufgehört über das Wechselvolle der irdischen Lose nachzudenken; am wenigsten war er an dem Tage, an welchem ihn die Hoffnung der Wiedergenesung belebte, in der Stimmung, quälenden Erinnerungen nachzuhangen.

Schröter näherte sich abermals dem Fenster, durch welches der Wiederschein des beleuchteten Straßenpflasters als schwacher Lichtstreif längs der weißgetünchten Zimmerdecke sich dahinzog. Unzählige Füße von ungleichem Maße und einer zweifelhaften Mustergiltigkeit tummelten sich mehr oder minder anmuthig vorüber, jenachdem ihre Gangart durch Balletmeister oder Corporäle geschult oder eine urwüchsige gewesen war. Dazwischen glitzerte hin und wieder eine Säbelscheide oder ein Sporenrädchen, oder es fegte eine Schleppe den Staub gegen das Fenster. Für die Halbhöhlenbewohner hat es etwas Niederdrückendes, sich immer nur an dem untersten Drittel der Menschengestalt ergötzen zu sollen, der Hunde nicht zu gedenken, die zähnefletschend in die Stube hinabbellen. Einige Entschädigung bieten nur die blühenden Kindergesichtchen, welche neugierig in die unterirdische Märchenwelt gucken.

Diese unaufhörliche Bewegung mit ihren wechselnden Lichtern und Schatten ermüdete den Kranken, und schon wollte er über seine Vereinsamung ungeduldig werden, als an die Thür geklopft wurde.

Der Eintretende war Aegydius Zarge, der Stimmer, den Schröter in die meisten Häuser, wo er Unterricht ertheilt hatte, einzuführen wußte, der einzige Getreue, der ihm jetzt noch anhing.

„Aegydius, Aegydius! sehe ich Dich endlich wieder! Schlägst Du so sehr aus der Art, daß auch Du die Schauer meiner Krankenstube meidest?"

Der Angeredete betheuerte seine unerschütterliche Anhänglichkeit und erschöpfte sich in der Aufzählung der unüberwindlichen Hindernisse, die ihn nicht dazu kommen ließen, seinen Gönner zu besuchen.

„Du hast eine gute Stunde gewählt," fuhr Schröter fort. „Heute rufe ich Dir entgegen: „Allen Sündern sei vergeben." Denn staune, alte, treue Seele! Ich fühle mich wohler denn jemals. Ja, mein guter Zarge, es hat den Anschein, als triebe ich aus den Schrecken und Gefahren des Siechthums wieder dem grünenden Eilande der Genesung zu."

„„Das wolle Gott!"" rief Aegydius freudig bewegt und unter Ausbrüchen des Staunens und der Theilnahme ließ er sich alle Einzelnheiten der so plötzlich eingetretenen Wandlung zum Besseren erzählen.

„Aber nun baggere auch Du alle Deine versumpften Neuigkeiten aus, die seit Monden ins Stocken gerathen sind. Du weißt, daß Zeitungen bei mir zu den unerschwinglichsten Luxusartikeln zählen, und daß ich selten in der Stimmung bin, etwas lesen zu können."

Zarge that sein Möglichstes, um, an das Halbvergessene anknüpfend, den der Welt nahezu Entfremdeten mit den Tagesneuigkeiten bekannt zu machen. Schröter schien zufriedengestellt, ganz besonders durch die anmuthigen Histörchen aus den Künstlerkreisen.

„„Ja, bald würde ich vergessen haben,"" schloß der unermüdliche Erzähler, „„Fräulein Jaquelinens Engagement zu besprechen.""

„So hat es der eigenwillige Kobold doch endlich durchgesetzt! Das nimmt mich Wunder. Bleibt sie hier."

„„Sie ist seit Wochen Mitglied der komischen Oper.""

„Und Cäcilie vermochte nichts dagegen zu thun? Wie oft sprach sie es aus, bis zum letzten Lebenshauche diesem Wunsche ihrer Schwester entgegentreten zu wollen."

„„Ja, das that sie auch, das that sie auch.""

„Und gibt sie sich jetzt zufrieden? Was sagt sie darüber? Du kommst doch noch immer in ihr Haus?"

„„Nicht mehr; schon längst nicht mehr.""

„Nicht mehr? — Was hat Dich in Ungnade gebracht?"

Zarge wurde verlegen. Er wollte einen anderen Gesprächsstoff hervorholen, allein Schröter ließ nicht ab, weitere Fragen über seinen Liebling zu stellen.

„„Sie ist gar nicht mehr vom Lande nach der Stadt zurückgekehrt. Seit ihr Vater starb, siechte auch sie dahin.““

„Siechte? Sie ist krank — schwer krank! Was weißt Du von ihr? Du verstummst! Krächze Dein Lied zu Ende!“

Zögernd und mit halbem Athem fragte Zarge: „„Hat man Ihnen denn keine Anzeige geschickt?““

„Großer Gott! Sie ist todt! Cäcilie todt!“ Mit diesem Ausrufe sank Schröter in seinen Lehnstuhl zurück. Sein ganzes Wesen war mit einem Male gebrochen. Seine Brust arbeitete gewaltig unter der erdrückenden Last des Wehes. Er wühlte sein Gesicht in die Kissen und wimmerte leise.

Aegydius stand rathlos vor ihm und rang vergebens nach einem Trostesworte. Er beklagte seine Wahrheitsliebe, die es ihm verwehrte, seinen Freund in einer Täuschung zu erhalten, die doch früher oder später durchbrochen worden wäre. Dabei wuchs mit jeder Stunde seine Besorgniß um den Leidenden, und es befriedigte ihn sehr, als die Quartierfrau in die Stube trat und an der Sorge für Schröter sich betheiligte. Sie ersuchte Zarge, den Arzt zu holen und blieb bei dem Kranken.

Dieser setzte sich mühsam zurecht, blickte nach dem Bilde und Thränen perlten ihm über die Wangen herab.

Er begann nun mit schwacher Stimme seiner Pflegerin mitzutheilen, was ihn so schmerzlich betroffen habe, welch' ein Engel aus dem Leben geschieden und was Cäcilie ihm gewesen sei. Dadurch, daß er durch längere Zeit seinen Schmerz in Worte zu fassen sich mühte, verlor dieser an der beklemmenden Wucht und Schröter wurde ruhiger. Er ließ sich das Bild Cäciliens bringen und vertiefte sich in den Anblick der geliebten Gesichtszüge. Fast unbewußt und nur ihm allein verständlich flüsterte oder dachte er vielmehr Ernst Schulze's Worte, die ihm längst geläufig geworden waren:

„Cäcilie, du früh verwelkte Blume,
Die schöner jetzt im stillen Heiligthume
Der unbewölkten Luft, von gold'nem Glanz umwebt,
Den reinen Kelch zum ew'gen Strahl erhebt;
O sende freundlich du den linden Duft hernieder,
Erfrische mit dem Thau verklärter Seligkeit
Den Blüthenkranz . . . . .“

Weiter vermochte er es nicht zu bringen. Er legte das Bild vor sich hin und lispelte nur noch einige Mal: „Den Kranz! den Kranz! Verloren! Alles verloren!“

Seine weichen, wehmüthigen Züge nahmen dabei den Ausdruck der Bitterkeit an. Ja Alles war dahin; nicht nur was das Leben festiget, es zur Annehmlichkeit werden läßt, auch was es uns erträglich macht und uns hinaushilft über das Mißglückte. Seine Träume, die letzten Täuschungen, die letzten Blüthen, die auf seinen Hügel fallen sollten!

Er starrte vor sich hin, ohne etwas zu sehen, oder vielmehr er sah etwas, das ihn nicht umgab. Er stand mit Cäcilien auf dem Balcone, vom Abendlichte umflossen; sie blickten hinab in die dämmerige Straße, von heimkehrenden Menschen in gedrängten Zügen durchwandert. Mitten durch die Menge schleppten zwei müde Gäule einen schlichten Leichenwagen mit einem Sarge, den kein Kränzlein schmückte. In einem Anfalle trübsinniger Schwärmerei rief Schröter: „So wird es mir ergehen!“

Cäciliens weiches Gemüth ertrug es nicht, ihren Freund einer so düsteren Stimmung hingegeben zu sehen. „Das haben Sie doch nicht zu besorgen,“ sprach sie mit gedrückter Stimme, „und wenn an dem Unglückstage alle Blumen im Sonnenbrande verdorrt oder vom Froste geknickt worden sein sollten, mir würde es doch gelingen, so viel Blüthen zu sammeln, um Ihnen ein Kränzlein zu flechten und müßte ich sie einer Braut aus den Locken rauben.“

Nun aber war sie ihm vorausgegangen; ihre lieben, kunstfertigen Hände werden keine Kränze mehr winden, und er selbst blieb ohne Kunde, als man sie in den Sarg gebettet hatte, auf den er keine Rose, keinen Myrtenzweig fallen lassen konnte. Wem sollte es sonst in den Sinn kommen, seiner mit einer letzten Blumengabe zu gedenken! „Gott befohlen!“ murmelte er noch und wähnte einschlummern zu können, allein seine Wangen glühten, an den Schläfen pochte es stürmisch, das Herz schüttelte ein gewaltiger Fieberschauer und betäubende Schmerzen durchwühlten sein Gehirn.

In diesem Zustande fand ihn der Arzt, der ihn zu Bette bringen ließ. Er ordnete Mehreres an, sprach aber beim Fortgehen gegen die Miethfrau die Befürchtung aus, daß der Kranke kaum den nächsten Tag erleben werde, denn die Krankheit habe mit aller Gewalt den Kopf ergriffen.

Ja, so war es auch, so ist's gekommen. Nur noch einmal, nach Mitternacht, erwachte er aus der Betäubung; das Irrereden verstummte und mit ängstlichen Blicken suchte er seine Pflegerin. Als diese ihm recht nahe gerückt war, nahm er ihr das Versprechen ab, ihm, wenn er sterben sollte, Cäciliens Bild in den Sarg mitzugeben. Darauf entschlummerte er, ohne wieder zu erwachen.

* * *

Ein frischer, klarer, sonnenlichter Morgen verklärte die Straßen und Plätze und gab ihnen ein festtägiges Ansehen. Der Himmel blickte recht

heiter in die Baue und auf die Lager der Menschen, als müsse er dort nur der ungestörtesten Freude begegnen. Warum hätte er auch trüb und weinerlich darein sehen sollen? Was kümmert sich die Natur um Sterben und Untergang; was ist ihr der Tod eines armen Claviermeisters, und wenn er noch so wacker gewesen wäre!

Karossen durchjagten die Straße und luden ihre Insassen vor einem Thore ab, in der Flucht der Gebäude, zu welchen auch Schröter's Wohnhaus gehörte. Dadurch entstand ein Stocken und die Wagen mußten in der Reihe stillhalten. Ein Dramaturg ersten Ranges feierte seinen 70. Geburtstag und die vielen Gäste, die mit Kränzen und Blumenspenden aller Art bei ihm vorfuhren, hatten sich eingefunden, um ihn zu beglückwünschen.

Vor den geöffneten Fenstern der Wohnung Schröter's kam ein Wagen zu stehen, in welchem eine schwarzgekleidete junge Dame, mit einem kostbaren Kranze am Arme, saß. Sie hatte Zeit genug, um wahrzunehmen, daß eine Frau an der Brüstung des Fensters, ein Bild auf wassergrünem Grunde, aus einem blauschillernden Rahmen heraushebe und solches gegen den Hintergrund des Zimmers trage. Dort kämpften mit dem Tageslichte die Flämmchen zweier Kerzen, die zu Haupten eines prunklosen Sarges brannten.

„Cäcilien's Bild!" rief das Mädchen, „hier muß Schröter wohnen!"

Der Kutscher mußte dem Hause näher fahren und schon hatte Jaqueline den Wagen verlassen und die Trauerstube betreten.

Da lag nun ihr vielgequältes Notenschröterchen, ihr Sebastopolchen eng gebettet im harzduftenden Schreine, die verknöcherten Hände über dem Bilde ihrer Schwester gefaltet, die gutmüthigen Augen fest zugedrückt und die schmalen Lippen schmerzlich verzogen.

Sie konnte die wachsbleichen Züge nicht ohne Rührung betrachten. Ihr Gemüth war durch den Tod ihres Vaters und ihrer Schwester für jede Art schmerzlichen Gefühls empfänglich geworden. Sie brach in Thränen aus und mit einer stillen Abbitte im Herzen legte sie den Kranz auf die Bahre.

Sie kehrte tief ergriffen zu ihrem Wagen zurück, um ein anderes Lorbeergewinde zu holen, das sie kurz darauf, gemeinschaftlich mit ihren Kunstgenossen, dem Jubilar überreichte.

Und so war denn doch unserem Sebastian Schröter ein Kränzlein beschieden!





Aus der Tragödie:

Timur in Ispahan.

Von

Franz Nissel.

Personen:

Timur.
Abdolola, ein reicher Landmann in der Nähe von Ispahan.
Iskander, sein Sohn.
Sitara, seine Tochter.
Derar, sein Pflegesohn.
Mansur, ein Krieger Timurs.
Massud, Abdololas Nachbar.

Erster Act.

Eine blühende Landschaft in Iran nicht weit von Ispahan, der Hauptstadt des Perserreiches. Zerstreute Hütten, Felder und Wiesen deuten eine bevölkerte und cultivirte Gegend an. Hohe Berge begrenzen den Horizont. Im Vordergrunde links zeigt sich das stattliche Haus Abdololas. Ihm gegenüber ein Hügel, den eine Baumgruppe beschattet.

Erste Scene.

(Der greise Abdolola steht auf dem Hügel an einen der Bäume gelehnt und blickt voll Wehmuth hinaus in die Landschaft.)

Abdolola.

Lebt wohl, lebt wohl, ihr liebgewohnten Stätten!
Zum letzten Mal, wenn diese Sonne scheidet,
Seh' ich gedankenvoll vom trauten Hügel
In ihren Untergang — zum letzten Mal
Von ihrem Strahlenkusse euch verklärt. —

In fremde Erde werden sie mich betten —
In Asche sinken soll das Haus der Väter.
O fliegen schon seh' ich den Feuerbrand —
Ich höre schon der Rosse wildes Schnauben,
Den Donner ihres Hufschlags. Heimatland!
Du Garten Irans, Paradies der Erde!
Sie stampfen deiner Fluren lachend Grün
Bis auf den letzten Halm in deinen Boden,
Daß du der Steppe gleichst, von der sie kommen. —
Wie diese Thräne mir die welke Wange
Hernieder in des Bartes Dickicht rollt,
So muß ich flieh'n mit meinem Grame, fliehen
In Waldesdunkel, in die Felsenschlucht. —
Du willst es, Allah! — Allah! sei gepriesen!

(Er steigt entschlossenen Schrittes rasch vom Hügel nieder. — Derar und Sitara treten in eben dem Augenblick aus dem Hause.)

Derar (Abdolola erblickend und auf ihn zueilend).

Ich kann's nicht glauben, Herr! Ist's wahr? Du willst,
Daß wir gefüllt zurück die Speicher lassen,
Gefüllt die Ställe mit der Rinder Zier,
Die Herden nicht mit uns von dannen treiben?

Abdolola.

Ich wills. Nicht soll der Klauen Spur den Pfad
Der Flüchtigen verrathen an die Räuber.

Derar.

Mein Herz empört es, ihnen preiszugeben,
Was wir mit fleiß'ger Hand gesäet, geerntet,
Genährt mit treuer Liebe und gepflegt.

Abdolola.

Das Alles thaten wir uns selbst zum Heile.
Uns selbst zu retten, heute opfern wir.

Derar.

Nicht denken kann ich's. Meine stolzen Thiere
Getroffen von der Würger blankem Beil!

Abdolola.

Laß sie im Blut der Thiere satt sich trinken,
Daß sie nicht dürsten nach der Menschen Blut.

Derar.

O laß uns bleiben, Vater, sie und uns
Zu schirmen mit den starken Männerarmen!

Abdolola.

Unsinniger! —

Derar.

Wer weiß, ob sie noch kommen?

Abdolola.

Wer hält sie auf?

Derar.

Vielleicht der Zorn des Himmels,
Erwachend in der Unterdrückten Brust,
Im Herzen des bedrohten Volks der Perser,
Und sie zermalmend.

Abdolola.

Thor! Der Zorn des Himmels
Geht ihrem Zug voran wie Sturm dem Wetter
Und sucht in ihnen heim den Erdenrund.
Hier ist kein Widerstand, kein Aufrechtstehen!
Was sich nicht beugt, das bricht und wird zertreten,
Daß es wie Staub mit allen Winden fliegt.
So ras'te Dschengiskhan, der Weltverwüster,
Vom Norden nieder seine Schreckensbahn.
Der große Khan ist wieder auferstanden
In Timur, der die Geißel Gottes schwingt,
Ein Fürst von Wölfen, die der Hunger peinigt,
Von Teufeln, denen Menschenglück verhaßt!

Sitara (schmiegt sich entsetzt an seine Brust).

O laß uns fliehen, Vater, laß uns fliehen!

Abdolola (sie zärtlich umschlingend).

Sieh' her, verweg'ner Jüngling! Sieh' die Taube,
Die zitternd unser'm Schutz sich anvertraut!
Preisgeben willst Du sie den Falkenschwärmen,
Die bald geschossen kommen durch die Luft?
Und hättest Du auch tausend Pfeile zu
Versenden und es träfe jeder Pfeil —
Sie hackten tausendmal noch Dich zur Leiche.
O denk' es, wie an diesem Rosenmunde
Die trunk'ne Lippe des Barbaren hängt,
Im Kusse tödtend schon, noch eh' sein Eisen
Die keusche Brust — nein, die entweihte trifft.

Derar.

Halt ein! Du sprichst, was ich nicht denken kann.

Abdolola.

Wenn Du es könntest, beim Propheten, nie
Würd' ich mein Kind in Deine Arme legen
Wie jetzt und sprechen: Sieh' hier Deine Braut!

Sitara (freudig).

Mein Vater!

Derar (sie feurig umarmend).

Mädchen!

Abdolola (lächelnd).

Grollst Du noch mit mir?

Derar.

Du weißt mich immer zu besiegen, Vater!
Wie auch mein junges Blut Dir trotzen mag.
Ob jetzt Dein Wille mich zur heißen Wüste,
Ob zu des Meeres ferner Küste jagt,
Ob über's Meer hinaus — mir gilt es gleich.
Mein höchstes Glück darf ich ja mit mir nehmen!

Abdolola.

Nach jenen Bergen ziehen wir, noch eh'
Der nächste Morgen graut.

Sitara (von einem plötzlichen Gedanken aus ihrer Trunkenheit emporgescheucht).

Wie? Schon so bald?
Am nächsten Morgen schon?

Abdolola.

Was soll die Frage?
Willst Du Dich sträuben, nun der Jüngling schweigt?

Sitara (sanft).

O schilt mich nicht! Ich weiß, wir müssen — müssen.
Und doch — um Eine Stunde, abgefeilscht
Noch dieser Noth gäb' ich vom Leben Jahre.
Er kommt — er muß noch kommen, denk' ich immer,
Nur noch ein Weilchen — und er kommt.

Abdolola (tief erschüttert).

Sitara!

Sitara.

Quält Dich nicht auch, mein Vater, der Gedanke:
Wo uns der ferne Bruder finden soll,
Wenn er zurückkehrt aus den fremden Landen?

Abdolola.

Was mahnst Du mich an ihn? Hat diese Stunde
Der Qualen nicht genug? Muß ich des Sohns
Gedenken — des geliebten — des verlornen,
Den finst'rer Stolz und Durst nach eitlem Ruhme,
Nicht die Gefahr, wie uns, nicht die Verzweiflung
Hinaustrieb aus dem Hause seiner Väter,
Der sich von treuen Herzen losgerungen,
Nach einem Wahn zu jagen wie ein Thor!
Was mahnst Du mich an ihn? Vergaß ich seiner?
Was siehst Du mir mit unberuf'nen Blicken
In die geheimsten Tiefen meiner Brust?
Auch hier sprach eine Stimme, leise flüsternd
Mir unaufhörlich von dem Wiederseh'n.
Umsonst! umsonst! Ein losgeriß'ner Nachen,
Ein steuerloser, aller Wellen Spiel,

Mit jeder Strömung, jedem Winde treibend,
Mit jedem Wirbel tanzend, bis er sinkt —
Kein Auge sieht ihn mehr, kein Ruf erreicht ihn:
So treibt Iskander auf des Lebens Fluten,
Kein neuer Morgen bringt ihn uns zurück. —
Schon will Orkan auch unser'n Kahn erfassen,
Ihn schleudern aus der sicher'n Bucht in's Meer,
Zerrt an dem Anker schon — er wird ihn brechen:
Dann treiben beide auf den Wasserwüsten,
Getrennt auf ewig, suchten sie sich auch! — —
Das ist's, was mich bis jetzt gefesselt hielt.
Auch ich sprach jeden Tag: Nicht heute! morgen!
O der unsel'gen Schwäche meines Herzens,
Die mit der Flucht mich zögern hieß und zögern,
Bis die Gefahr, schnell wie die Flamme eilend'
In nächste Nähe schon uns drohend drang!
Fahr hin, Verlorener, fahr hin, geh' unter!
Verdirb! — Ich hab genug um Dich gelitten. —
(Sitara, die für den Bruder bittend die gefalteten Hände zu ihm emporhebt, zärtlich in die Arme schließend.)
Willst Du auch dies, mein liebes, letztes Kind,
Uns Alle mit in Dein Verderben reißen?
O fort! — nicht morgen — diese Nacht — noch heute!
Still! still! nicht seinen Namen will ich hören,
Nichts will ich hören als die Angst um Dich.
Straf mich nicht, Allah, weil ich Dich versuchte,
Allah! straf mich an diesem Kinde nicht!
(Er stürzt ab ins Haus.)

Zweite Scene.

Sitara — Derar.

(Sitara will ihrem Vater ein paar Schritte nach, doch hält sie inne und kommt langsam zu Derar zurück, der ihr voll Wehmuth nachgeblickt hat.)

Sitara (sieht ihn lange fragend an).

So traurig?

Derar.

Muß ich es nicht sein, Sitara?
Bist Du es nicht?

Sitara.

Du siehst mich an so bang,
So vorwurfsvoll.

Derar.

Du siehst, ich lächle wieder.

Sitara.

Du zwingst Dich nur.

Derar.

Nein, Mädchen, nein! ich lache,
Weil mir das trunk'ne Herz im Leibe jubelt,

Schau ich Dich an und denke: Du bist mein.
O weg mit jedem anderen Gedanken!
Sitara mein! Die Welt, so reich sie ist,
Hat keine Freude mehr für mich wie diese —
Sie mir zu trüben mächtig sei kein Gott!
Und stiegen seine Engelschaaren selber
Als Boten seines Zorns herab zur Erde
Mit Flammenschwertern und Posaunenklang.
Vernichten kann mich wohl die nächste Stunde,
Das Glück, in diesem Augenblick empfunden,
Entreißt mir keine Macht des Himmels mehr.
Ja selbst nicht das soll mir die Freude trüben,
Daß Du sie nicht mit ganzem Herzen theilst.

Sitara.

Derar! Du glaubst es selbst nicht, was Du redest;
Sitara hängt an Dir so treu, so fest!

Derar.

Ich — hätt' ich einen Bruder in der Ferne,
Und wär's ein Zwillingsbruder, so verwandt,
So Eines Marks mit mir, als wären wir
Verschlung'ne Aeste Eines Stamms gewesen —
Und dächt' ich hundertmal des Tages seiner,
Ich hätte heute nicht an ihn gedacht —
In dieser Stunde nicht, Die Dich mir schenkte.

Sitara (lächelnd).

Das also wars? Du eiferst noch mit ihm?

Derar.

Ich will es nur gestehen: ja!

Sitara (leicht schmollend).

O geh!
Noch mit dem Fernen?

Derar.

Besser, daß er fern!

Sitara (ernst).

Derar!

Derar (gutmüthig).

Vergib! Du weißt, ich mein's nicht böse.
Als ob, was Dich betrübt, mich freuen könnte!
Ich will mich drein ergeben. Fand ich doch
Nur stets den zweiten Platz in Deinem Herzen.
Nein! widersprich mir nicht! Am Bruder hingst
Du schon als Kind wie ich schon an dem Kinde.
Oft stand ich abseits, sah euch traurig an

Und wagte mich nicht näher; denn es war,
Als wär' die Welt verschwunden und versunken,
Wenn Du den Worten lauschtest, die er sprach.
Dein Auge blickte so zu ihm empor,
Als ob es niemals von ihm lassen wollte,
So ganz in seines träumerisch verloren,
So ganz — wie ich in Deinen Anblick war.
Vergebens! Erst, wenn er sich von Dir wandte,
Bemerktest Du auch mich. Nein! wenn er ging,
Dann folgtest Du ihm wie das Lamm dem Hirten —
Und ich — ich folgte Dir von Ferne nach.
Erst, wenn Iskander selbst Dich von sich jagte,
Erst dann, mit Pein und Zögern nur gehorchend,
Zurück die Schritte wendend sahst Du mich —
Als würde ich erst jetzt für Dich geboren.
Da schmiegtest Du Dich plaudernd an mich an —
— Noch erst so still, so sinnend, ließest Du
Die Worte nun von Deinen Lippen perlen,
Mir zu erzählen, was — er Dir erzählt:
„Von stolzen Tempeln, die er bauen wollte,
Von schimmernden Palästen, prächt'gen Kuppeln,
Wie rothes Gold im Sonnenscheine funkelnd,
Gewalt'gen Säulen, hochgewölbten Hallen,
Von Marmorstufen, drin sich spiegelt wer
Mit scheuem Fuß kaum wagt sie zu berühren,
Metall'nen Löwen, Riesenpforten hütend" — —
Was weiß ich mehr, wovon noch sonst? Ich stand
Vor Dir und dachte nur so still bei mir:
Wie schön Du warst mit tiefgefärbten Wangen,
Mit Augen wie verklärt, indem Du sprachst —
Und was Du sprachst, es ging mir so verloren.
Du aber, es bemerkend, zürntest mir;
Du wolltest, daß ich ihn, nicht Dich bewund're.

Sitara.

O gönn' sie mir, die süße, heil'ge Ehrfurcht
Vor einem Geiste, den Du nicht begreifst —
Ach, den ich selbst nicht fasse! Siehst Du dort
Die blauen Berge, in den Himmel ragend?
Seh ich sie an, aufjauchzen muß ich erst —
Doch schon im nächsten Augenblicke beten.
Des Werkes Herrlichkeit entzückt das Auge —
Die Seele ahnt den schöpferischen Gott.
Den fand ich auch in meines Bruders Träumen;
Denn, was er schuf mit leuchtenden Gedanken,
Wie jene Berge groß und herrlich war's.
O daß Du es mit mir empfinden könntest,
Was mich beseligt und betrübt zugleich!

Es schlänge sich um uns ein neues Band,
Gleichwie derselbe Glaube uns vereint.

Derar.

Nicht trennen soll es uns. Verehr' ihn nur
Gleich einem Gott! Wie dürft' ich deßhalb zürnen?
Kannst Du ihn doch fortan nur so verehren:
Wie einen Unsichtbaren, ewig Fernen!

Sitara (mit wachsender Schwärmerei).

Nein! nein! Sitara wird ihn wiedersehen,
An seiner Brust noch einmal lachen, weinen —
Noch einmal ruhen an des Bruders Brust.
Laß nur den Vater grollen und verdammen —
Ihn trieb die Ahnung seiner Größe fort.
Laß nur den Vater jammern und verzagen!
Ich sage Dir — und glaub, ich weiß es besser:
Wohin wir auch die irren Schritte lenken,
Es wird zu uns der Ruhm des Bruders dringen.
Von Land zu Land wird eine Sage gehen;
Denn jeder muß zu ihrem Boten werden.
Der Kaufmann bringt sie auf den Markt der Städte,
Der Wand'rer trägt sie in das fernste Dorf —
Der Hirte, den er traf auf seinen Wegen,
Treibt sie zur Alpe mit den Herden fort.
Der Reiter wird mit ihr durch Wüsten jagen,
Der kühne Segler über Meere schiffen —
Selbst, wenn er scheitert, mit des Fahrzeugs Trümmern
Wirft sie die Woge an den fremden Strand —
Und rastlos eilt sie weiter hin, die Sage
Von einem Wunderwerke, das erstanden.
Ein Tempel soll es sein, so hehr wie keiner
Von Sonnenaufgang bis zum Niedergang.
„Das ist kein Bau von schwachen Menschenhänden,
Vom Geiste keines Sterblichen ersonnen" —
So tönt der stolze Ruf — „nein, ein Gedanke
Des Ew'gen ist's, vollführt von jenen Genien,
Die seinem Fuß den Sternenteppich weben!!"
Wir horchen zu. Ihr seht mich fragend an.
Ein selig Lächeln spielt um meine Lippen.
„Wo steht der Tempel?" — Nicht der Frage brauchts.
Wir schließen uns dem Zug der Pilger an,
Die ihn zu schau'n von Nah und Fern hin wallen.
Wir wandern, wandern, wärs auch tausend Stunden!
Wie auch die Sonne sticht, die Sohlen glühen,
Wir wandern fort und fort und ruhen nimmer,
Bis er im Glanz des Tages vor uns steht.
O da entringt ein Schrei sich meinem Busen:
Er ists — er ist es — ich erkenn' ihn wieder —
Ich sah ihn schon — des Bruders Tempel ists!

Dritte Scene.

(Vorige. — Iskander, der im Hintergrunde aufgetreten ist, stürzt in heftigster Bewegung vor.)

Iskander.

Halt ein!

Sitara (wendet sich ihm zu, stößt einen Schrei aus und klammert sich, am ganzen Leibe zitternd an Derar.)

Derar!!

Iskander.

Mein Tempel bricht zusammen,
Noch eh' ein Stein gefügt zu seinem Bau.
Hier — hier — im Kopfe trag' ich seine Trümmer.

Sitara.

Du bist's! Du bist es.

Iskander (mit wilder Ironie).

Nein! ich bin's gewesen.
Kaum bin ich mehr ein Schatten meiner selbst.
Siehst Du mich fragend an mit scheuen Blicken?
Wagst nicht zu sinken an des Bruders Brust?
Erkennest ihn nicht wieder?

Sitara (wirft sich leidenschaftlich in seine Arme).

O mein Bruder!

Iskander (drückt sie heftig an sich und läßt sie wiederholt. Mit tiefster Rührung).

Hat dieses Aug' noch Thränen, nicht die letzten
Um ein verlor'nes Dasein ausgeweint? —
Sitara! o Sitara! zürne nicht,
Daß namenloser Schmerz mich überwältigt!
Ich hatte keine Sehnsucht mehr auf Erden
Als Eine — die nach diesem Augenblick.
Warum — warum hast Du ihn mir vergiftet,
Mir zeigend meines eig'nen Wahnes Bild?
Ein Wahn! ein Wahn mein Ruhm und meine Größe!
Ein Hirngespinst! Sitara, hörst Du es?
— — — — — — — — — —
Ich seh' Dich an. Wie blühst Du herrlich, Rose!
Die zarte Knospe hielt, was sie versprach.
Wie Du erblühen sollten meine Träume
Zur schönen, großen, stolzen Wirklichkeit. —
Ich muß die Hand mir vor die Augen halten,
Nicht mehr zu schau'n in Deiner Schönheit Licht.
Die holde Muse warst Du mir, die lächelnd
Mir, wenn ich sinnend schuf, zur Seite stand.
Ich kann es jetzt nicht seh'n, daß Deine Wange

Nicht wie die meine bleich geworden ist:
Die Muse trauert, wenn ein Geist erliegt. —
So! so! Der Leidenszug macht Dich zum Engel —
Zum Engel, der an einem Grabe steht.

(In wilderen Ton übergehend.)

Nein! weg mit ihm! Du sollst ja lachen, lachen —
Sollst sein, was Du gewesen, ganz ein Kind.
Die Zeiten Deiner Spiele kehren wieder —
Der lust'ge Bruder ist ja wieder da
Mit seinen Mährchen, schnurrigen Geschichten,
Mit seinen Feenschlössern, Luftgebilden.
Komm! komm! er trägt Dich wieder auf den Hügel,
Sollst wieder mit ihm durch die Fluren streifen,
Auf seinem Schoße sitzen mäuschenstill,
Ein Mäulchen machen, staunend ihn betrachten,
Wenn er von Unsinn schwatzend Dir erzählt.

Sitara (schmerzvoll ihm in das Wort fallend).

Bei jenen heil'gen Stunden meiner Kindheit!
Mir sind sie heilig — sprich nicht so zu mir!

Iskander.

Die Zunge soll verflucht sein, die Dich kränkte!
Du hast an mich und meinen Ruhm geglaubt.

Sitara.

Mein armer, armer Bruder! Du bist krank;
Genesen sollst Du durch Sitaras Liebe.

Iskander.

Wo ich geboren ward zu sterben komm' ich —
Genesung finde, suche ich nicht mehr.

Sitara (tief erschüttert).

So — so muß ich Dich wiederseh'n! Nein! nein!
Ich träume nur. Du zogst so freudig aus,
Ein himmlisch Feuer in den muth'gen Blicken,
Mir wars, als ginge Dir voran ein Stern,
Dir winkend mit geheimnißvollem Licht.

Iskander.

Ein Irrlicht wars. Da tanzt es vor mir her! —
Wohin, du blaues Flämmchen, lockst du mich? —
Von Reich zu Reich, durch Irans weite Lande,
Zum fernen Indien, wo die Stadt der Städte,
Das stolze Delhi prächtig sich erhebt —
Und weiter zu des Ganges heil'gen Fluten.
Nun hüpfst Du an des Schiffes hohen Bord —
Ich Dir mit kühnem Sprunge nach! — —
Wo bist Du? —
Ich seh Dich wieder an des Tigris Ufern —

Nach Bagdad führst Du mich. Was soll ich hier?
Die Stadt des Friedens ward zur Stadt der Gräber —
Vorbei, vorbei sind ihres Glanzes Zeiten,
Der mächtigen Kalifen Geister nur
Durchwandeln trauernd nächtlich ihre Gassen —
Ein Schattenkönig sitzt auf ihrem Stuhl. —
Vor ihm vergebens beug' ich meine Kniee,
Zu ihm empor vergebens rufe ich.
Fort! Fort, du tolles Flämmchen! weiter! weiter!
Schon wankt mein Fuß, schon wird mein Auge trüber
Und meine Stimme heiser. Weiter! weiter!
Vor andern, größern Thronen will ich stehen
Und betteln: „Baut, ihr Herrn der Erde, baut!
Ihr, die ihr Diademe tragt und Scepter,
Gebt Gold und Erz, gebt Marmor mir und Hände!
Um Eures eig'nen Ruhmes willen baut! —
Umsonst! Wohin ich komme: blödes Grinsen,
Verächtlich Achselzucken, schnödes Mitleid,
Der Großen Zorn, der Knechte Hohngelächter —
Ein Fußtritt, der mich vor die Schwelle stößt!!! —
— — Wo bist du, blaues Flämmchen? — Ausgelöscht? — —
Wo bin ich selbst? — In eines Haines Lichtung —
Es blicken Palmen ernst auf mich herab.
Was schimmert dort so weiß im Mondenscheine?
Was ist's, das dort die Riesenschatten wirft?
Ja, ja! das sind des Sonnentempels Trümmer!
Geborst'ne Säulen liegen um mich her.
Thadmors Ruinen! heil'ge, seid gegrüßt! —
Ich seh euch an. Was ist es — redet! redet! —
Daß ich zum ersten Male weinen muß?
Steh ich beschämt vor euch? — Ihr Trümmer auf!
Erwacht, erwacht aus eurem Todesschlummer!
Gefall'ne Säulen, richtet euch empor.
Sieh! sieh! schon wird es um mich her lebendig,
Wie aus dem Grund der Erde wächst es auf —
Da steht's vor mir vollendet, ungeheuer! —
Doch nicht zu Boden senk' ich meinen Blick —
Was mein Gedanke baut, ist größer, größer.
Was fließen dennoch heißer meine Thränen?
Der grimme Neid erpreßt sie meinem Auge.
Ihr stummen Zeugen längst entschwund'ner Größe!
Ihr redet noch von ihr. Unsterblich ist,
Was groß geschaffen, noch in seinen Spuren,
In Wahrheit todt allein, was nie geboren!
O wie die Hand gebrochen niedersinkt,
Die schon den Dolch gezückt nach diesem Herzen!
Der müde Wand'rer zittert vor dem Schlaf —
Denn ach! was er so hehr gesonnen, auch

Verlöscht sein letzter Hauch. — Des Thoren, der,
Den Keim, der niemals treiben will, noch hätschelnd
Mit den zerschlag'nen Gliedern seine Schmach
Die namenlose hin zur Heimat schleppt,
Von ihr erdrückt in sich zusammenbricht!

(Er wirft sich, laut aufschluchzend, verzweiflungsvoll zu Boden. Sitara schlägt in tiefster Wehmuth die Hände vors Gesicht.)

Derar (treuherzig).

Iskander, sei ein Mann!

Sitara (sich plötzlich besinnend, im Ton der Bitte zu Derar).

Derar! den Vater!
O daß wir sein vergaßen!

Derar.

Bleib nur, bleib!
Ich bring' ihn euch.

(Er will ins Haus.)

Iskander (aufspringend wild).

Derar! Halt ein und steh'!
Ich fürchte, fürchte diesen Augenblick.

Sitara.

Des Vaters Angesicht willst Du nicht schauen?

Iskander.

Es sehnt mein Auge sich nach ihm — und doch
Hinab zum tiefsten Abgrund möcht' ich fliehen,
Wo starre Felsen schweigend mich umschließen,
Doch Niemand meines Falles sich erhebt.

(Sich selbst bezwingend zu Derar, der unentschlossen steht.)

Geh! geh! Was zauderst Du? Ich will ihn sehen —

(Derar rasch ab ins Haus.)

Iskander.

Bis auf die Neige leeren will ich ihn,
Den bitter'n Kelch der selbst gewählten Leiden —
Will in das Angesicht des Vaters schauen,
Vor ihm wie ein entlauf'ner Knabe steh'n,
Den sie gepeitscht und heim zu ihm gesendet —
Will — will es tragen, wenn er gütig lächelt
Und selbstgefällig wiegt sein greises Haupt.
Der Jugend schönste Hoffnung hat gelogen —
So schwelge, weises Alter, im Triumph!

Vierte Scene.

(Vorige. Derar tritt wieder aus dem Hause. Später kommen noch Abdolola, Massud und Andere.)

Derar (hastig, fast athemlos).

Vergebens sucht' ich ihn. Er ist hinaus.
Ein Reiter kam gesprengt verhängten Zügels,
Stieg klirrend vor dem Hause Massuds ab.
Sie sagen, daß er böse Kunde bringt.
Der Vater ist hinüber, sie zu hören.
Ich will ihm folgen. Gleich bin ich zurück.

Sitara.

Nein, bleib! Du bist so bleich, so düster blickt
Dein Auge. Angst erfaßt Sitaras Herz.
O sprich! von welcher Kunde reden sie?

Derar.

Ein Schwarm Tartaren habe sich gezeigt —
Kaum eine Stunde weit von hier. Man hat
Von nahen Hügeln schon der Hütten Rauch
Geseh'n, die streifend sie verbrannt.

(Die Stimme Abdolola's noch hinter der Scene.)

Derar!

Sitara.

Des Vaters Stimme! und er selbst!

(Abdolola kommt hastig mit Massud und anderen Nachbarn aus dem Hintergrunde.)

Abdolola (heftiger rufend):

Derar!

Derar (der ihm entgegeneilt).

Hier bin ich, Herr!

Abdolola.

Die Pferde rasch gezäumt!
Ein jeder Augenblick des Zögerns bringt
Verderben uns.

Derar.

Ich eile.

(Er entfernt sich rasch.)

Sitara (fliegt auf Abdolola zu).

Vater, komm'
Und sieh!

Abdolola (sie von sich weisend).

Geduld!

(Zu Massud.)

Nach dem Gebirge uns
Zu wenden, sagst Du, ist's zu spät?

Massud.

Sind doch

Die Pfade alle hin verlegt!

Abdolola.

O dann —

Dann bleibt nur mehr der Weg nach Ispahan.
Ob furchtbar auch, ich ahn' es, Timurs Zorn
An seine Thore pochen wird, zunächst
Doch finden Schutz wir hinter seinen Mauern.

Sitara.

Du hörst mich nicht. O sieh doch, sieh! und öffne
Die Arme freundlich dem verlornen Sohn!

Abdolola.

Bist Du von Sinnen? —
(Iskander jetzt erblickend, schreit er auf.)
Allah! — Ist es Wahrheit?
Ist es ein Traumgesicht? Iskander — Du?

Iskander (bitter lächelnd).

Ja, Dein zerknirschter Sohn.

Abdolola (in leidenschaftliche Liebe ausbrechend).

Nein, mein geliebter,
Mein heiß beweinter, endlich wieder mir
Geschenkter Sohn! — Was stehst Du still und senkst
So scheu den Blick?

Iskander.

Ich bin willkommen Dir?

Abdolola.

An meine Brust!
(Den ihn Umarmenden zärtlich umschlingend.)
Vergeben ist, vergessen,
Was für ein Leid Du je uns zugefügt.
Ich halte Dich, ich hab Dich wieder!

Iskander (erschüttert).

Vater!

Abdolola.

Und frage nicht, woher und wie? — —
Der Gram
In Deinen bleichen Zügen sagt es mir:
Es kam, wie ich geahnt.

Iskander (dumpf).

Es kam.

Abdolola.

O nichts —
Nichts mehr davon! Das ist vorbei.

Iskander.

Vorbei!

Abdolola.

Und wahrlich, nicht zur Klage, nicht zu Frag-
Und Antwortspiel bleibt uns die Zeit. Weh mir!
Nicht schwelgen darf ich in des Sohnes Armen,
Ersticken muß ich dieser Stunde Glück —
Aus meinem Taumel schreckt mich die Gefahr.
O daß Du jetzt erst, jetzt zurück mir kehrst,
Da es vielleicht zu spät, mich Dein zu freuen!
Und doch, ich preise mein Geschick, und wär's
Auch nur, daß wir zusammen sterben dürfen,
Ein Grab die lang Getrennten ewig eint!

Massud (der mit Andern den Hügel erstiegen hat).

Das Unheil naht. Hört ihr den Jammerruf?
Mit Flücht'gen schon bedeckt sind alle Wege.
Seht ihr den Reiter dort auf wildem Roß?
Mit eingelegter Lanze wie ein Pfeil
Durchschießt er das Gefild. Da taucht ein Zweiter —
Ein Dritter auf am Horizont! Und fliegt
Nicht da auch schon ein Feuerbrand?

(Landleute stürzen fliehend vorbei mit dem Ruf.)

Entflieht!
Und rettet euch!

(Alle verlassen den Hügel.)

Iskander (der aufgehorcht, mit höhnendem Triumph).

Hei! Find' ich hier die Welt
So sturmbewegt? Bricht über sie herein
Das Strafgericht? Erbleichen sie und beben
Auf ihren morschen Thronen, diese Zwerge,
Die mich verlacht? — O dann — Glück auf! — dann winkt
Mir noch ein unerwartet schönes Ende.
Wenn Reiche bersten, Völker untergehn,
Mag auch des Künstlers Traum in Nichts zerfließen.

Abdolola.

Was hör' ich? Noch in diesem Augenblick
Beherrscht Dich der unsel'ge Wahn! Du kannst
Frohlockend schau'n der Heimat Todesnoth?

Sitara.

O hör' ihn nicht, mein Vater!

Abdolola.

Wohl — wohl ihm,
Und mir, daß ich ihn jetzt nicht hören kann!
(Derar, der sich bewaffnet hat, tritt wieder auf.)

Derar.

Die Pferde steh'n bereit. Im Hohlweg dort
Schon ungeduldig stampfend harren sie.

Abdolola.

Dann auf und fort!

Iskander.

Entfliehen? Nein! Ich jauchze
Entgegen der Vernichtung.

Sitara.

Komm, o komm,
Mein Bruder, komm! Sitara läßt Dich nicht —
Sie klammert sich an Dich.

Abdolola.

Hinweg!

Alle.

Hinweg!
(Sie ziehen den halb Widerstrebenden mit sich fort und verschwinden im Vordergrunde links.)

Fünfte Scene.

(Kurze Pause, ausgefüllt von der Bewegung Fliehender im Hintergrunde. Hilferufe und Wehgeschrei hinter der Scene. Plötzlich sprengt ein Reiter um Abdolola's Haus herum in den Vordergrund. Hier hält er sein Pferd so jählings an, daß es sich aufbäumt, bändigt es aber im Augenblick, springt ab und eilt den Hügel rechts hinan, von wo er in die Ferne späht. Indessen kommen ihm Mansur und andere Tartaren nachgeritten. Alle halten vor dem Hügel.)

Mansur (zu dem oben Stehenden).

Zu weit, o Herr, wagst Du allein Dich vor.
Wenn sie es wüßten, die so rasend flieh'n,
In ihrer Mitte sei der große Khan,
Und mit dem Muthe, den Verzweiflung leiht,
Zu rascher That sich einten.

Timur (verächtlich).

Eitle Sorge!
Ein Blitz aus meinem Aug' zerschmettert sie. —
Schweig still! Laß mich im großen Anblick schwelgen. —
Da liegt sie — mir zu Füßen schon — und mein,
Die stolze Perserstadt, wie ich begehrend
Sie fasse mit dem Blick. Ha! wie sie weit
Sich dehnt, wie Kuppel sich an Kuppel drängt!

Wie ihre Wälle trotzig an mich starren
Und Timurs Siegeslauf zu hemmen drohn!
Ich lache nur. Der wilden Katze gleich,
Die über Hecken setzt, jagt über sie
Hinweg mein Steppenpferd.

(Sich unmuthig umwendend.)

Was für ein Lärm?

Mansur.

Die Unsern sind es, Herr, die plündernd sich
Zerstreuen über das Gefild.

Timur.

Tod und
Verderben über sie! Ich hätte Lust,
Mich würgend wie ein Wolf zu werfen auf
Die eig'ne Heerde. — Die Erbärmlichen!!
Zu wüthen gegen unbewehrte Bauern,
Armsel'ge Hütten johlend zu versengen —
Im Angesichte Ispahans! — — Fort und
Bedeutet sie: daß mir kein Pfeil mehr schwirre,
Kein Pechkranz fliege mehr — bei meinem Zorn!

(Ein Reiter löst sich von der Gruppe ab und sprengt zurück.)

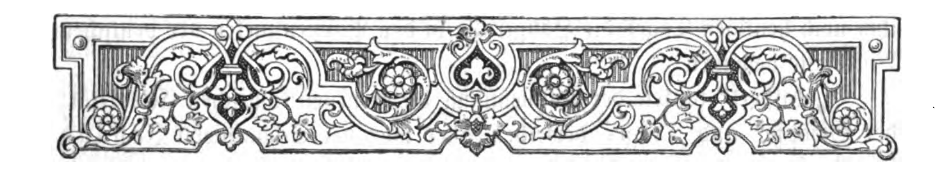
Timur.

Ich lege an die Kette der Geduld
Noch ihre Wuth. Doch wehe, wenn ich los
Sie lasse — wenn mir Unterwerfung nicht
Die erste Lanzenspitze schon erzwingt,
Die ich entsende! Beim Propheten — dann
In Staub zerfalle Irans Königin —
Der nächste Wind verwehe ihre Spur.

(Er steigt vom Hügel nieder und schwingt sich wieder auf sein Pferd.)

Der Vorhang fällt.





Drei La Roche in Wien.

Von

Hermann Meynert.

Der Hanswurst war getödtet und begraben, aber das deutsche Publicum sträubte sich gegen das klägliche Ende seines alten Lieblings, der so lange getreulich neben dem steifen Ernste der Hof- und Staatsactionen gewandelt war und den Blut- und Schreckensscenen der letzteren spöttisch den Spiegel der Caricatur vorgehalten hatte.*

Die Bühne selbst hatte sich die Verdrängung des Hanswurst nur ungern gefallen lassen und die kleinen wandernden Schauspielertruppen kümmerten sich durch geraume Zeit nicht um das Interdict, sondern ließen noch reichlich dreißig Jahre später den Hanswurst seine Späße treiben. Die größeren und solider gestellten Bühnen hingegen mußten zwar wohl oder übel den Tod des alten Bekannten in den Kauf nehmen, doch verstohlenerweise erweckten auch sie ihn vom Tode. Um es aber nicht mit der Kritik zu verderben, gaben sie dem lustigen Revenant andere Kleider und andere Benennungen. Den bunten Rock mußte er mit einer weißen oder einfarbigen Jacke vertauschen und sich mit verschiedenen anderen Namen — „Peter", „Hänschen" u. s. w. — rufen lassen. In Graz machte der Schauspieler Moser als „Lipperl" sein Glück und in Bayern werden die Kreuzerspielbuden der Jahrmärkte vielleicht noch jetzt „Lipperltheater" genannt.

Alle diese Umschreibungen aber mußten bald einem neuen Namen weichen, welcher von Wien, und zwar von dem 1781 durch Marinelli eröffneten Theater in der Leopoldstadt ausging und dessen zähe Lebenskraft

* Vergl. den Aufsatz: „Zum Vorleben des Hanswurst", im 6. Jahrgange der „Dioskuren", Seite 410 u. f.

ihm noch heutigen Tages die Hauptrolle in den Puppenspielen der deutschen Volksfeste bewahrt.

„Kasperl“ lautete der Bühnenname dieser neuen komischen Celebrität; der Schöpfer und Träger derselben aber war der Schauspieler Johann La Roche.

Hören wir zunächst was ein kundiger Zeitgenosse nach eigener Anschauung über ihn spricht:

„Wer ist denn der Kasperl? Dies ist der Lustigmacher auf dem Marinelli'schen Theater in der Leopoldstadt. Fast möcht' ich sagen, ein Originalgenie, der einzige Mann in seiner Art. Er kennt so den Geschmack des Publicums, weiß mit seinen Geberden, Gesichterschneiden, seinem Stegreifwitz die Hände der in den Logen anwesenden hohen Adeligen, der auf dem zweiten Parterre versammelten Beamten und Bürger und des im dritten Stocke gepreßten Janhagels so zu elektrisiren, daß des Klatschens kein Ende ist. Bei seinem Auftreten, und wenn Ihr auch nur seine Fußspitze oder seinen Rücken sehen könnt, wird schon gelacht; er hat den Mund noch nicht geöffnet und doch stehen schon die Mäuler der Zuschauer offen und harren auf seinen ersten Spaß. Mit einem Worte, der Entrepreneur Marinelli hat alle Ursache, den Schauspieler La Roche (dies ist der eigentliche Familienname des Kasperls) als sein lebendiges Capital zu betrachten, dessen Zinsen ihm das niedlich erbaute Schauspielhaus und ein hübsches Sümmchen in der Tasche eingetragen haben. Er hat wirklich zu seiner Rolle Gaben der Natur: eine wahre komische Pöbelsphysiognomie; eine Stimme, die zum Hausknecht, Mandolettikrämer und Nachtwächter gestimmt ist. Seine Geberden, wenn das zu übertriebene wegbliebe, sind zu der Rolle, die er spielt, immer passend; den schwätzenden Dümmling, den ungeschickten Rekruten, den für seinen Neffen duldenden Oheim, spielt er wirklich mit viel Natur. Der kluge Impresario weiß dieses auch und fängt an, die zu stark kasperlischen Rollen von seiner Bühne zu verbannen, und La Roche schickt sich in seine gesetzteren Rollen ganz gut. Wenn der Unternehmer ihm die Einnahme überläßt, ist schon um drei Uhr kein Platz mehr zu finden. La Roche verfertigt meist für diese Tage selbst Comödien, die für seine Person zwar passend, im ganzen aber höchst elend sind.“

Dieses Urtheil gibt Josef Pezzl in seiner 1790 erschienenen „Skizze von Wien.“

Einige kürzere Andeutungen über unseren Helden hat F. C. Weidmann hinterlassen, welcher in seiner Jugend den 1807 verstorbenen Johann La Roche auf der Bühne sah und außerdem noch die mündliche Schilderung benützen konnte, die ihm sein Vater, der Zeitgenosse und College des Kasperlschöpfers, gegeben haben mag. Ein Komiker von echter vis comica, schreibt

Weidmann, legte Johann La Roche seiner Rolle den Namen Kasperl bei und fand so allgemeinen Beifall, daß dieser Name noch lange nach seinem Tode dem Theater selbst blieb, welches allgemein „bei'm Kasperl" genannt wurde. Weil der Eintrittspreis auf den ersten Platz des Marinelli-Theaters siebzehn Kreuzer betrug, erhielten die Siebzehnkreuzerstücke, eine damals gangbare Landesmünze, ebenfalls die Benennung „Kasperln". In den Titel aller zur Aufführung gelangenden Possen war der Kasperl verwebt. Schon am 25. October 1781 erschien „Kasperl, der Mäusefallen- und Hechelkrämer", dann „Kasperls Schelmereien", „Kasperl, der Hausherr in der Narrengasse", „Kasperl Herr und Diener", „Kasperl unter den Menschenfressern", „Kasperl als Mohamed", „Kasperl, der Plauderer", „Kasperl, der Nachtwächter", „Kasperl als Originalgenie", „Kasperl bleibt Kasperl", „Kasperl als Amor", „Kasperl als Fagotist" u. s. w.

Wir begegnen da einigen Aehnlichkeiten zwischen Johann La Roche und dem späteren Scholz. Beide waren die Lieblinge nicht bloß der Galerien, sondern auch der Logen und des Parterres; Beide versetzten schon durch ihr bloßes Erscheinen, noch ehe sie den Mund geöffnet, das Publicum in die fröhlichste Stimmung, aber der Eine wie der Andere wußte nur fremde Menschen, nicht sich selbst fröhlich zu stimmen, denn außerhalb der Bühne waren Beide mehr ernster oder verdrießlicher Natur. Sie ähnelten einander auch noch darin, daß sie zu ihren Beneficevorstellungen sich selbst die Stücke schrieben, welche zwar, wenn auch nicht geradezu „höchst elend", doch höchst mittelmäßig waren, aber jederzeit ein volles Haus und eine ergiebige Einnahme erzielten.

Indeß stand solchen beiläufigen Aehnlichkeiten ein sehr wesentlicher Unterschied gegenüber. Die Komik Kasperls machte sich möglichst laut, sie wirkte durch grelle Mittel, durch „Gesichterschneiden", durch „übertriebene Geberden"; die Bewegungen waren, wie ein anderer Zeitgenosse bemerkt, „eckig und dadurch lächerlich". Ganz anders Scholz. Dieser ging jeder Uebertreibung aus dem Wege; seine Mimik war, wie sein ganzes Wesen, eine phlegmatische, absichtslose, aber in ihrer schematischen Einfachheit außerordentlich wirksam; in seinen Bewegungen war nichts „eckig", im Gegentheil alles nett gerundet, sein Spiel sehr natürlich, durch kleine ironische Minauderien überraschend und in eine drollige Grazie getaucht. Immer ernsthaft, entzog Scholz seine eigene Person sorgsam dem Zauber der Heiterkeit, welchen er um sich verbreitete.

Einige Decennien nach Johann La Roche beherbergte die Wiener Bühne einen Namensvetter, einen Julius La Roche. In seinen jüngeren Tagen hatte dieser, wenn wir nicht irren, eine Zeit lang dem Theater an der Wien angehört; nach der Aussage seiner Jugendgenossen war er damals

ein vorzüglicher Tänzer gewesen und hatte noch manchen anderen kleinen Sport getrieben, welcher ihm für seine Rollen zu Gute kam. Sein Fach war nämlich das der sogenannten „Chevaliers“, welches im Lustspiele zwar auch jetzt noch factisch besteht, aber jene specielle Bezeichnung nach und nach eingebüßt hat. Blos in den komischen Pantomimen blieb dem Namen eine längere Dauer; der Chevalier erschien hier als Prototyp caricirter Zierlichkeit und Selbstgefälligkeit, als unbegünstigter, gefoppter Anbeter Colombinens.

Im Lustspiele war das Rollenfach des Chevaliers genau vorgezeichnet: es umfaßte eine Gattung lebenslustiger, eleganter, leichtfertiger, gefälliger Charaktere und theilte sich in zwei Arten, in die der Bonvivants und jene der Gecken. Der feinere Chevalier ging, was Körperhaltung und Anzug betraf, gleichen Schritt mit der Mode; der chargirte Chevalier schritt über die Mode hinaus; der feinere Chevalier glänzte und bestach bisweilen durch galante Untugenden; der chargirte Chevalier hatte, wie sein späterer Namensgenosse in der Pantomime, viel Selbstvertrauen, aber kein Glück in der Liebe und erntete schließlich meistens den Spott siegender Nebenbuhler.

Das Fach verlangte Persönlichkeit, Eleganz in der äußeren Erscheinung, Routine in der Handhabung der gesellschaftlichen Formen, gute Aussprache des Französischen, überhaupt Zungenfertigkeit und leichten, besonders aber maßvollen Humor.

Julius La Roche hat, wie alle Theaterbesucher versicherten, diesen Anforderungen Genüge geleistet. Als er später (1827) ein Engagement am Hofburgtheater erlangte, war der Zeiger seiner Lebensuhr schon merklich vorgerückt; daher mußte er jetzt den eitlen, lockeren Chevalier ausziehen und mit Aushilfsrollen verschiedener Art fürliebnehmen. Doch brach er auch dann noch nicht völlig mit den einstigen fröhlichen Passionen, denn im Fasching pflegte er einige Bälle zu veranstalten, deren Ertrag zugleich der knapper bemessenen Gage nachhelfen sollte; sie wiederholten sich bis gegen das Ende der Dreißigerjahre und waren in der Wiener eleganten Welt beliebt.

Noch durch längere Jahre setzte Julius La Roche seine bescheidene Thätigkeit fort, als ein Dritter, Karl La Roche, erschien, dessen wuchtvolle Bedeutung seinen vorangegangenen Namensvettern kaum mehr ein Plätzchen der Erinnerung überließ.

Wir haben nicht die Aufgabe ein Bild des unvergeßlichen Mannes zu zeichnen, da ein solches noch lebhaft vor Aller Augen steht und in viele Freundesherzen eingegraben bleibt. Aber ein, wenn auch blos in ganz flüchtigen Zügen gehaltenes anderes Bild wird nicht überflüssig sein, nämlich das der Schauspielerschulen, welche, zu der Zeit seiner künstlerischen Anfänge tonangebend, nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben konnten, gegen die er aber

auch zugleich — und dieses ist vielleicht sein erstes starkes Ringen gewesen — mehrfach anzukämpfen, sich von ihnen freizumachen hatte.

Ueber die Art des Vortrages auf der Bühne wurde man sich lange Zeit nicht hinreichend klar; es braucht nur der charakteristische Zug angeführt zu werden, daß man in dieser Beziehung jahrelang die Kirche und das Theater aus der nämlichen Quelle tränken wollte, denn die Lehrer der Declamation pflegten junge, der Kanzelberedtsamkeit sich widmende Männer und angehende Schauspieler mit einander und nach gleichen Principien zu unterrichten. Nach dem Ausdrucke eines der berühmtesten dieser Lehrer war die Rede bisher „ein dunkler Gesang" gewesen und diesem Fehler sollte zunächst abgeholfen werden. Aber das war nicht so leicht gethan, denn allen ähnlichen Bemühungen widersetzten sich, was die Bühne betraf, Eiferer nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Die einen steiften sich auf das sogenannte „Princip der Natürlichkeit", für welches sie einen sehr weiten Spielraum begehrten. Nichts als ihren Realismus vor Augen, lehnten sie sich sogar gegen die metrische Schreibart auf; selbst Engel, der geschätzte Verfasser der „Ideen zu einer Mimik", behauptete, daß alle Versification für das Drama untauglich sei. Die Sturm- und Drangperiode bemächtigte sich auch des Theaters; nach den Intentionen ihres Urhebers Klinger hätte sie zwar nur ein Suchen und Streben nach der nationalen Form sein sollen, thatsächlich aber versenkte man sich blos in die gewöhnlichste, bisweilen wohl sogar in recht gemeine Wirklichkeit.

Die Bekenner einer idealeren Richtung hatten in solchem Sturme selten zum Worte kommen können, aber an Fanatismus standen sie ihren Gegnern nicht nach, denn als Reinecke, der trefflichste unter den deutschen Schauspielern seiner Zeit, sich von beiden Extremen losriß und zuerst den Grund zu einer wahren Darstellungsweise der Conversation legte, gaben sie ihm schuld: er habe — ein Vorwurf, welchen er sich allerdings gefallen lassen konnte — den sogenannten natürlichen Ton auf der Bühne eingeführt, dadurch aber sei alle Kunst verschwunden; er sei ein bloßer „Naturalist".

Von einer Verständigung zwischen beiden Parteien war vorläufig keine Rede, vielmehr bildeten sich unter dem Einflusse eines mächtigen Umschwunges zwei große gegnerische Lager, zwei deutsche Schauspielerschulen, von welchen die ältere, Hamburger, auf Naturwahrheit drängte, die jüngere Weimarische, auf stilvolle Schönheit auszugehen sich rühmte. Die hiemit besiegelte Trennung schien anfangs wenigstens den Vortheil zu haben, daß beide Theile sich ihrer Aufgabe bewußter geworden, aber zuletzt lief alles auf ein starres Monopolisiren und auf Einseitigkeit hinaus; die Gegner ähnelten sich nur in gemeinsamen Fehlern.

Der schon Jahrzehnte früher gerügte „dunkle Gesang“ schlich sich in beide Lager ein. Ludwig Tieck, der unübertroffene Meister des Vortrages, klagte, daß jener „falsche Gesang“, welchen Garrick von der britischen Bühne verbannt habe, nunmehr fast allenthalben auf dem deutschen Theater herrsche und daß, in der Absicht, das Geringe und Nüchterne zu vermeiden, große Talente auf diesen Gesang, auf einen sich aufbauschenden Ton zurückfallen, um Zärtlichkeit, Würde, Schmerz oder Verzweiflung ausdrücken zu können.

Abermalige Bewegungen brachte dann noch die Julirevolution durch ihre Nachwirkungen mit sich. Während der Mangel an Lustspieldichtern die deutsche Bühne nach wie vor in Abhängigkeit von der französischen erhielt und die gewerbsmäßigen Uebersetzer es in dieser Beziehung zu keiner Emancipation kommen lassen wollten, lehnte man sich in Deutschland gegen den unruhigen modernen Romanticismus auf, welcher, was das ernste Schauspiel anlangte, in Frankreich durch Victor Hugo seine Verkörperung fand. Eine solche veränderte Richtung der Zeit griff aber vielfach auch in Vortrag und Darstellungsweise ein und schuf hier neue Gegensätze.

In diese wider einander ringenden Strömungen fiel der Moment, welcher für die künstlerische Entwickelung Karl La Roche's entscheidend werden, deren bisherige Resultate besiegeln sollte. Die Wechsel und Schwankungen, welchen, wie wir eben gesehen, die Kunst des Mimen in den vorangegangenen Jahren ausgesetzt gewesen, hatten es selbst den berufensten Talenten schwer gemacht, mit vollkommener Sicherheit Stellung zu nehmen.

Der Karl La Roche von damals aber konnte sich diesem beengenden Einflusse schon deßhalb nicht völlig entziehen, weil er dem nachmaligen Karl La Roche noch nicht durchgehends ähnlich war. Dieses galt nicht bloß von der äußeren Erscheinung, in welcher Hinsicht nur erwähnt sein mag, daß er zu jener Zeit beinahe zu den Mageren gerechnet werden konnte, auch sein übriges Wesen schien noch nicht seine letzte und endgiltige Form gewonnen zu haben. Sein später bis zum heiteren Uebermuthe emporschäumender Humor und sein späteres berechtigtes Selbstvertrauen, welches mit dem ersten Griffe meist das Richtige und Passende zu erfassen verstand, ließen sich wohl schon ahnen, aber noch nicht immer überzeugend blicken. Gewöhnlich erschien er dazumal in sich gekehrt, ernst erwartend. Als daher einmal in einer fröhlichen Gesellschaft, welcher er beiwohnte, der Charakter eines jeden der Anwesenden nach äußeren Merkmalen epigrammatisch gekennzeichnet wurde, entfiel — wer sollte es glauben! — für Karl La Roche das wirklich ernst gemeinte Prädicat des „Melancholikers“.

Dieses geschah 1831 in Dresden, wo er zu jener Zeit Gastrollen gab. Auch dort war damals die erwähnte Krisis noch nicht durchgekämpft, weder

die Darstellungsweise der Künstler, noch die Anschauung der Theaterbesucher hinreichend geklärt. Unter solchen Umständen errang Karl La Roche daselbst zwar den Beifall der Kenner, aber er vermochte doch nicht so durchzugreifen, wie man es hätte erwarten sollen, wozu wohl auch die schwüle Julisonne beitrug, welche die Empfänglichkeit des Publicums herabstimmte.

Eine nebensächliche Episode dieser Art konnte in dem mächtigen Entwicklungsgange einer solchen Kraft nichts hindern oder aufhalten und schon zwei Jahre später erfüllte sich die wahre und dauernde Bestimmung Karl La Roche's: er gehörte Wien an.

Aeltere Zeitgenossen werden mit Interesse beobachtet haben, wie er hier im Laufe der Zeit sich in mancher Beziehung freiwillig umbildete und änderte, immer mit der in den meisten Fällen erreichten Absicht, sich zu vervollkommnen und vorzuschreiten, wie er so zu sagen ununterbrochen sich selbst fertig baute und unter seinen eigenen Händen wuchs. Trotz hoher Lebensjahre ist er daher in seinem Berufe niemals alt geworden, weil er im gegebenen Augenblicke stets sich künstlerisch zu verjüngen wußte.





Gedichte

von

Jella Bednik.

1.

Uns're Wünsche gleichen Schmetterlingen:
Aufgeweckt vom Frühlingsathemzug
Regen sie die farbenbunten Schwingen
Sonnenlichtberauscht in raschem Flug.

Gaukelnd flattern sie auf unsern Wegen,
Aber nicht wie Falter sterben sie,
Rauscht das Schicksal herbstgleich uns entgegen
Seine sturmverwandte Melodie.

Faltend ihre Flügelein zusammen
Schlüpfen sie zurück in's Puppenkleid,
Harren auf des Sommers milde Flammen,
Auf das Zauberwort, das sie befreit.

2.

Laß, o laß bei deinem Geh'n mich weinen,
Heiß vom herben Trennungsschmerz erfaßt,
Jeder Abschied ist ein Tod im Kleinen,
Und der Tod mir bitterlich verhaßt.

In das Heiligste, was uns zu eigen,
Greift er frech, mit räuberischer Hand,
Und verbleibt ein grau'nerfülltes Schweigen,
Wo die Klage, die den Richter fand?

Wie vom weggewehten Blatt die Welle
Tilgt ein unersetzliches Gedicht,
Löscht er Leben, saugt mit Athemschnelle
In sich auf ein welterleuchtend Licht.

Alles trag' ich, nur dem einzig Einen
Sträubt mein Herz in trotz'gem Schmerze sich,
Laß, o laß bei Deinem Geh'n mich weinen,
Wie Du scheidest, stirbst Du halb für mich.

3.

Dies Vermögen rasch und heiß zu lieben,
Das mir ward, am Kleinen mich zu freu'n,
Lehrt mich auch, mich eilig zu betrüben,
Leicht zu zürnen, heftig zu bereu'n.

Alle Freuden, die den Edlen freuen,
Schenkt es mir zu frohem Mitbesitz,
Aber seines Himmels Wolkendräuen,
Mir, gleich ihm, mit jähem Zündeblitz.

Was an holder Lust, an heitern Scherzen
Tröstlich mir im Kelch der Freude quillt,
Ström' ich gerne in befreundte Herzen,
Daß es deren kargen Becher füllt.

Nur was ich an Bitterstem erleide,
Berg' ich sorgsam unter scheuer Hut,
Zahlend so der Götter finsterm Neide
Stumm den vielgefürchteten Tribut.

Aber kräftig leih' ich meine Stimme,
Wo ein Geist die Geister kämpfend führt,
Unrecht faßt mein Herz mit hellem Grimme,
Während stummes Weh es schmelzt und rührt.

Und so darf's, von warmen Lebensfluthen
Unaufhörlich mächtig überschwemmt,
Reich erprobt im Schlimmen wie im Guten,
Sagen: Nicht, was menschlich, ist mir fremd.





Bei Aspern.

Eine historische Scene.

Von

K. G. Ritter v. Leitner.

Zu Pfingsten stand dort Oestreichs Heer, durchdrungen
Vom heil'gen Geist der Lieb' zum Vaterland',
Im Herzen eins, wenngleich getheilt nach Zungen.
Im Marchfeld stand es, wo im Zornesbrand'
Einst Deutscher, Czech und Magyar blutig stritten,
Jetzt drückten warm sie sich die Bruderhand.
„Frech haust der Feind jetzt" — grollten sie, — „inmitten
Des Landes, unser schon seit Väterzeit.
Auf! Auf! Zu lange ward die Schmach gelitten."
Und „Marsch!" und „Marsch!" erschallt's im Blachfeld weit.
Vor den Colonnen fliegen auf die Fahnen,
„Hoch Kaiser Franz! Hoch Karl!" hallt's weit und breit.
Die Trommeln wirbeln, Hornsignale mahnen,
Im Liede jauchzt das Heer manch' Heldenwort,
Und rückt im Sturmschritt vor voll Siegesahnen.
Hier wälzt auf Eßlingen, auf Aspern dort
Sich's kühn heran in weitgedehntem Bogen;
Doch längst zur Feste schon ward Ort um Ort.
Die Kirche hier, den Speicher dort bezogen
Franzosen schon, und von der Donau her
Sieht ihre Hauptarmee man mächtig wogen.
Mit schlimmem Gruß setzt furchtbar in Verkehr
Sich das Geschütz; doch Oestreichs Tapf're rennen
Voll Kampfslust an, gefällt die scharfe Wehr'.

Jetzt feuert aus Gehöft der Feind und Tennen,
Erwiedernd schlagen dort Granaten ein,
Daß Bauten, erst sein Schutz noch, loh entbrennen.
Man kämpft um jedes Haus, man thürmt aus Schrein,
Aus Wagen, Pflug und Egge sich Verhaue,
Und wird, sie stürmend, gräßlich handgemein.
Grimm packen jetzt Weißröcke sich und Blaue,
Mord rächt den Mord, es schichten grauenvoll
Die Leichen sich zu neuem Schanzenbaue.
Jedweder Gegner weicht nur Zoll um Zoll,
Bald räumt der Eine Asperns Brandruine,
Bald neu erstürmt er sie im Rachegroll.
So schwankt der Kampf. Da wendet, in den Mienen
Zornmüth'ge Ungeduld, Napoleon
Sein Fernrohr hin, wo Wolken Staub's erschienen.
„Nun endlich!" ruft er aus mit stolzem Ton,
„Der Sieg ist mein! Das sind die Panzerreiter."
Und rasch entgegen ihnen sprengt er schon.
Und, sieh! ein Corps in Stahl gehüllter Streiter
Auf Riesenrossen deutscher Nordlandszucht
Tobt rasselnd an, den Schrecken zum Begleiter.
Zu Aspern gellt's fünf Uhr. Da stürzt die Wucht
Des Anprall's wild auf Oestreichs Treffenmitte;
Sein leichtes Reitervolk ergreift die Flucht,
Der Deckung bar, jagt wirr im Flügelschritte
Davon das Feldgeschütz; das Corps von Erz
Stürzt todverbreitend nach in hast'gem Ritte.
Nur Oestreichs Fußvolk steht voll Grimm und Schmerz
Den Eisenmännern noch, wenn sammt der Erde
Vom Schlachttumult auch bebt manch' tapf'res Herz.
Doch schon kommt Habsburg's Karl dort hoch zu Pferde,
Und schwingt, als wär's das Zünglein an der Wag',
Empor sein Schwert mit muth'ger Kampfgeberde:
„Gedenkt Ihr Eckmühl's? Gebt zurück den Schlag!
Graut heut' Euch denn vor Eisen, Oesterreicher?
Das Vaterland gilt's diesen großen Tag!"
„Hoch Karl!" erbraust ein Ruf, ein sturmesgleicher,
Die Fronten jetzt entlang und leise stöhnt
Im Sinken noch es nach manch' Sterbensbleicher.
„Gewehr in Arm!" Dann weit dahin ertönt
Es jäh', da schon der Panzerreiter Massen
Im Trotte nah'n, daß Erd' und Himmel dröhnt;
Doch ruhig steh'n wie starre Säulengassen
Der Oesterreicher Reih'n. — Verwundert hält
Der Feind, der solchen Anblick nicht kann fassen.
Der Keckſten Einer trabt hervor, beseelt
Von Uebermuth und herrscht mit schriller Stimme:
„Die Waffen streckt, wenn Ihr auf Gnade zählt."

Doch: „Holt sie, holt sie!" schallt's in edlem Grimme
 Viel tausendfach. Dort fällt ein Schuß und hier
 Vom Sattel sinkt, der rief das Wort, das schlimme.
Da tost heran, entflammt von Rachbegier,
 Ein graus Gewälz von Mann und Roß, umnachtet
 Von Staub, durchblitzt von Rüstung und Panier.
Und nur entfernt noch wen'ge Schritte, trachtet
 Der Feinde Schwert die Front zu treffen schon,
 Die — seltsam — Wehr' im Arm, darauf nicht achtet.
Doch: „Feu'r!" erschallt es jetzt; im Donnerton
 Bricht Salv' um Salve los aus Oestreichs Reihen,
 Und stürzend wirrt Schwadron sich in Schwadron.
Was aufrecht noch, dringt vor; Verderben speien
 Geschütz und Kleingewehr; ein blut'ger Kampf
 Scheint sieglos Freund und Feind dem Tod zu weihen.
Geklirr der Waffen, Hornschall, Hufgestampf,
 Geroll der Trommeln, Knattern der Geschosse
 Erfüllt die Luft und dichter Pulverdampf.
Des Ackers Furche wird umsonst zur Gosse
 Voll Blut, nicht brechen Oestreichs Heldenwall
 Die eh'rnen Recken, nicht die Hünenrosse.
Da schwenkt ein Häuflein ihrer, bang beim Fall
 Der Besten um, ihm folgen Heeressäulen
 Und, was noch ficht, reißt mit der Flücht'gen Schwall.
Siegjauchzen überhallt Zertret'ner Heulen,
 Im Flug' folgt Oestreichs leichte Reiterschaar
 Und haut die Säum'gen von den schweren Gäulen.
Ja, wenn der Flüchtling dort mit schwarzem Haar'
 In bunter Tracht sein Mameluk gewesen,
 Entrann mit Noth der fremde Kaiser gar.
Und als Franzosenleichen aufgelesen
 Man vierzig Tausend dann, war siegesfroh
 Die bange Welt vom langen Wahn genesen,
Daß unbesiegbar der nun bleich dort floh.





Ludwig XVII.

Von

Josephine Freiin v. Knorr.

Starbst Du als Kind, in grausam harter,
In dumpfer Haft, zu Tod gequält,
Bei jenen Foltern, jener Marter,
Die man erschüttert nacherzählt?

Als Königskind mit blonden Haaren
Und blauen Augen unschuldsvoll,
Das eine Schuld von hundert Jahren
Im kurzen Leben sühnen soll?

Als Märtyrer, in zarter Blüthe,
Auf welchen noch voll Hoheit schien
Ein Abglanz von des Vaters Güte
Und von dem Reiz der Königin?

Ach, oder warst Du der Verbannte,
Der alternd flücht'ge Königssohn,*
Der räthselhaft sein Erbe nannte
Den umgestürzten Lilienthron?

Dem ein Geheimniß Schutz gegeben,
Das zum Verhängniß sich verkehrt,
Dem man gerettet wohl das Leben —
Doch d a s nicht, was ein Leben werth.

Ward Dir auf den verlor'nen Bahnen
Im Alltagsstrom, der abwärts geht,
Das heil'ge Zeichen Deiner Ahnen
Hinweggespült, die Majestät?

* Der Prätendent Naundorff.





Siliane.

Erzählung

von

Anna Gräfin Pongrácz.

I.

„Ich will nicht.“

„Siliane!“

Die Stimme der alten Frau klang grollend und ihre Augen blickten erregt hinüber zu dem jungen Mädchen, das am Fenster stand und auf die öde, beschneite Dorfstraße hinaussah.

Das Mädchen schwieg. Nach einer Pause, in der bloß das Ticken der Schwarzwälderuhr hörbar war, kam es vom Fenster herüber zum Divan, auf dem die Gelähmte saß, glitt auf den Fußpolster vor ihr nieder und legte den Kopf an ihre Kniee.

„Großmutter!“ sprach es weich, mit bebender Stimme, „fordere von mir was Du willst, nur dies Eine nicht. Vergib, daß ich Dir widerstrebe, ich kann nicht anders, ich kann in diese Verbindung nicht willigen. Da Du meiner steten Weigerung bisher keine Bedeutung beilegtest, mußt' ich es endlich fest und entschieden sagen.“

Frau v. Neuenburg antwortete nicht gleich. Ihre welke Hand strich nicht liebkosend wie sonst über das braunhaarige Haupt auf ihrem Schoße; ihr Blick glitt nicht zärtlich über die schlanke Gestalt, die zu ihren Füßen lag — in finsterem, zornigem Verdrusse ruhte er auf ihr.

„Wenn es zu spät ist, wirst Du den Kummer bereuen, den Dein Eigensinn mir bereitet,“ stieß sie endlich hart und heftig hervor.

Siliane erhob sich. „Großmutter!“ rief sie mit zuckender Lippe.

„Nun?“ sprudelte die Gelähmte gereizt; „ist es vielleicht recht von Dir, Deines Bruders Zukunft zu vernichten?“ — Siliane machte eine Bewegung, als wollte sie sie unterbrechen, aber Frau v. Neuenburg fuhr beharrlich fort — „recht von Dir, das Haupt einer alten Frau mit Sorgen in die Grube fahren zu lassen — bloß weil Du das Opfer eines thörichten Herzens nicht bringen magst. Eines thörichten Herzens,“ wiederholte sie lauter und entschiedener, da Siliane neuerdings reden wollte; „ich konnte mich bisher nicht entschließen, es Dir zu sagen, aber verborgen kann es Dir doch nicht bleiben, so magst Du es denn jetzt erfahren: Robert v. Blendheim hat sich gestern in Berlin mit der Gräfin Camilla Hersberg verlobt. Hier hast Du die Zeitung.“

Siliane schwankte, ihr Antlitz war leichenblaß. Sie griff nicht nach dem Blatte, das die Großmutter ihr reichte, sondern umklammerte mit der Hand die Tischecke, um sich daran zu halten.

Ueber das Gesicht der Gelähmten flog einen Augenblick Todesangst; — doch schon stand Siliane wieder aufrecht.

„Wenn auch,“ sagte sie leise, „eines Ungeliebten Weib werde ich nie. Nicht um mein Glück war's, daß ich Deinen Bitten widerstand, sondern weil ich nicht leben könnte in solcher Ehe.“ Damit ging sie still hinaus.

„Siliane!“ schrie die Gelähmte auf; aber schon war die Thür geschlossen.

Bald darauf öffnete sie sich wieder. „Bitte um Entschuldigung, ich klopfte zweimal,“ sagte eine glatte, höfliche Stimme. Frau v. Neuenburg ließ die Hand mit dem Taschentuche sinken, das sie an die Augen gedrückt hatte; ein vierschrötiger, aber elegant gekleideter Mann mit geröthetem Gesichte und ergrauenden Haaren stand vor ihr.

„Sie sind es, Herr v. Waldner,“ sagte sie, sich mühsam fassend, mit gepreßter Stimme, indem sie nach einem Sitze wies; „ich habe Ihnen Schlimmes zu melden. Geben Sie die Hoffnung auf, Siliane die Ihre zu nennen; ich weiß jetzt, daß sie Ihren und meinen Wunsch niemals erfüllen wird.“

Das rothe Gesicht des Mannes wurde sehr dunkel.

„So,“ sagte er im ersten Moment kurz. Dann nach einer Weile, indem er sich von dem Sitze wieder erhob, den er eben erst eingenommen hatte, in frostigem Tone, dem man gleichwohl den inneren Zorn anhörte: „Sie sagen, Sie wüßten es bestimmt; da bleibt mir nichts übrig, als mein Bedauern auszudrücken. Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau; haben Sie die Güte, das Fräulein zu unterrichten, daß sie keine Belästigung mehr von mir zu besorgen hat.“ Er verbeugte sich steif und verließ das Zimmer.

Frau v. Neuenburg sah ihm mit tiefen Seufzern nach. Da ging er hin — ein Feind, statt eines Freundes! Da ging er hin — der reichste Mann

der Gegend, ein angesehener, ein einflußreicher Mensch! — und mit ihm: welche Hoffnungen!

Welche Hoffnungen! Ja wohl; — nur eine war nicht darunter, nie darunter gewesen. Nun gut! Wenn Siliane diesen Mann — diesen harten, plumpen Mann, hätte Frau v. Neuenburg sagen müssen, würde die Leidenschaft ihr erlaubt haben, klar zu sehen — nicht lieben konnte, mußte dies entscheidend sein? Fügen nicht täglich Tausende sich in dasselbe Los, nicht nur ohne Widerspruch, sondern oft mit Dankbarkeit? Ja, wie viele Frauen gibt es denn überhaupt, die aus Liebe heiraten dürfen?!

Sie könnte nicht leben in solcher Ehe, hatte Siliane gesagt. „Wie schwer sie Alles nimmt! Wie excentrisch sie ist!" murmelte die Gelähmte erbittert. „Als ob die Achtung nicht genug wäre? Freilich, Siliane hatte einmal geäußert, daß sie ihn auch nicht achten könne; aber das war doch barer Unsinn! Warum sollte sie ihn nicht achten? Alle Welt achtet ihn. Alle Welt würde ihr und ihrem Enkelkinde gratulirt, Viele würden sie dieser Partie wegen beneidet haben. Ach, es wäre eine so gute Partie gewesen — eine so brillante Partie!" — Und die alte Frau weinte von Neuem, mehr noch aus Zorn und Enttäuschung, denn aus Kummer.

II.

Diejenige, deren Eigensinn, wie sie es genannt, Frau v. Neuenburg so sehr erbitterte, saß indessen, die sonst so thätigen Hände müde im Schoße, droben in ihrem stillen Zimmer und blickte reglos nach dem kleinen Garten hinaus, der sich auf der Rückseite des Häuschens an dieses anschloß. Es war jetzt Alles kalt und todt da draußen; die Zweige der Bäume gebeugt unter der Last des Schnee's; die Blumen und Gemüsebeete eine einförmige weiße Fläche — kein Weg sichtbar, keine Spur menschlichen Waltens. Eine Krähe flog kreischend von einem Ast auf und verschwand in dem schweren, bleigrauen Himmel, der so tief herniederhing, als wolle er sich ganz zur Erde senken und alles Lebende auf ihr ersticken.

„Wenn es geschähe!" dachte Siliane. Nein, sie dachte es nicht, es war nur ein dunkles Gefühl, das sie halb unbewußt durchzog.

Wenn es geschähe? Das Meer des Leides vernichtet, das die Welt durchwogt; das Räthsel nicht gelöst, aber aufgehoben. Kein Zwiespalt mehr, keine Jammerrufe, keine Thränen; kein Irren und kein Bereuen . . . .

Auch kein Glück, keine Tugend, keine im Kampfe wachsende Kraft, kein redliches Wollen, keine Treue gegen sich selbst, wie Andere über allen Zwiespalt hinaus. . . . .

Einstmals, zu einer Zeit, da die Bäume grün waren und die Blumen blühten, und statt dem einsamen Schrei der Krähe das vielstimmige Lied der

Singvögel aus den Zweigen tönte, war da unten auf einem der jetzt verschneiten Wege ein junges Menschenpaar einhergewandelt, dem es däuchte, als hätte der Himmel sich zur Erde niedergelassen — jedoch in anderer Weise. Wie konnte es nur eine Lüge gewesen sein! . . . . .

Sie kannten sich lange. Dort unter dem hohen Dache, das seitwärts der Kirche hervorlugte und das auf die kleinen Häuser des Dorfes weniger stolz als väterlich herabzublicken schien, war er geboren; dort hatte sie ihn in Kindertagen kennen gelernt, als ihr Vater, angegriffen von der Last seines Beamtenberufes mit den Seinen zum ersten Male seit seiner Heirat in das kleine, der Großmutter gehörige grüne Häuschen einkehrte, um einen Sommer hindurch in frischer Landluft auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Bald nach der Ankunft hatte er der verwitweten Freifrau v. Blendheim einen nachbarlichen Höflichkeitsbesuch abgestattet und dazu sein kleines Töchterlein mitgenommen. Die Freifrau freute sich, eine Spielgefährtin für ihren einzigen, bisher in großer Einsamkeit aufgezogenen Sohn zu erhalten und ein paar fröhliche Monate hindurch tollten denn die beiden Kinder auf's Vergnügteste miteinander durch den Park des Schlosses, wie die Dorfleute das einfache alte Herrenhaus nannten, und durch den Garten des grünen Häuschens oder auch, gelegentlich weiterer Spaziergänge mit den Eltern, über die grünen Wiesen der Umgegend.

Allein das lustige Leben sollte ein plötzliches trauriges Ende nehmen. Noch ehe der Sommer um war, stand nämlich im Saale des Schlosses ein blumengeschmückter Sarg und drin schlief sanft und still und zum ersten Male gleichgiltig gegen ein Leid des Sohnes, die Mutter Robert's.

Der zehnjährige Knabe war außer sich. Um ihn zu zerstreuen, durch den Wechsel der Umgebung abzulenken, brachte man ihn zu Silianen's Eltern. Dort saß er stundenlang starr und stumm, unempfindlich gegen jede Liebkosung, jeden Trost; in der Dämmerung aber erhaschte er einen Moment, entschlüpfte und — rannte zurück zur todten Mutter.

Kein Mensch hatte es bemerkt, nur Siliane. Ohne Jemandem ein Wort zu sagen, schlich das Kind ihm nach, durch die dunkelnde Dorfgasse, die es sonst nie allein betrat, durch den Park mit den hohen, finstern Bäumen, durch die stillen Gänge des Schlosses bis zu der offenstehenden Thür des Saales. Noch heute begriff sie es selber nicht, wie sie den Weg gefunden, und wie es gekommen, daß sie auch nicht einen Moment gezweifelt, ihn dort zu finden, wo er denn auch wirklich war!

Auf die schwarzbehangenen Stufen, die zum Sarge emporführten, hingeworfen, vernahm Robert plötzlich ein Schluchzen, so bitter, wie das seine; er blickte auf, die kleine Spielgenossin war's, die neben ihm kniete, die mit ihm weinte! Da riß der Knabe das Kind an sich, das seinen Schmerz

theilte, obschon es ihn noch nicht begriff, umschlang es stürmisch und faltete, laut aufweinend, seine Hände um die seinigen.

Wie gut sie es noch wußte! Wie deutlich Alles in ihrer Erinnerung lebte!

Wilhelm, der verstorbenen Baronin langjähriger Kammerdiener, war es, der die Kinder entdeckte und sie in's grüne Haus zurückbrachte. Robert hatte wohl nicht fortgewollt, da sagte Wilhelm zu Siliane: „Bitte Du ihn, er wird krank, wenn er hier bleibt.“ Und Siliane bat unter neuen Thränen und Robert willigte endlich ein. Hand in Hand gingen sie darauf neben dem alten Diener her. Auf halbem Wege kamen ihnen die erschrockenen, suchenden Eltern entgegen; Siliane wurde gescholten, weil sie Roberts Entfernung nicht angezeigt und selber eigenmächtig davon gelaufen war. Als aber Wilhelm erzählte, wie er die Kinder gefunden, überwog die Rührung, besonders der Vater küßte sein kleines Mädchen innig und legte wie segnend die Hand auf das Haupt des Verwaisten.

Wenige Tage später hielten die Kinder sich noch einmal schluchzend umschlungen, es galt ihre Trennung. Ein Bruder seines Vaters nahm den Knaben mit sich, um ihn in eine Erziehungsanstalt zu bringen. Die alte Heimat sah Robert erst wieder, als er, gleich nach Beendung seiner Studien, das bescheidene Gut übernahm, um es nun selbst zu bewirthschaften.

Sein erster Gang nach dieser Heimkehr galt dem Grabe der Mutter; sein zweiter dem grünen Hause. Dort lebte nun schon seit Jahren Siliane, die inzwischen beide Eltern verloren hatte, bei der gelähmten Großmutter, während ihr einziger jüngerer Bruder in einem Knabeninstitut untergebracht war, wie einst Robert.

Zwölf Jahre hindurch hatten die Gespielen sich nicht gesehen; zwei äußerlich fremde Menschen standen einander jetzt in demselben Besuchszimmer gegenüber, aus dem der Knabe Robert einst zum Sarge der Mutter entschlüpft war.

Der Zufall fügte es, daß Siliane sich allein befand, als es pochte und der hochgewachsene junge Mann eintrat. Sie erkannte ihn augenblicklich trotz mancher Veränderung in seinen Zügen. Er hatte als Kind versprochen, hübscher zu werden, als er jetzt war; aber die warmen, offenen Augen waren dieselben geblieben und auch das dunkle lockige Haar.

Ungeachtet sie ihn erkannt, stand das junge Mädchen ihm einen Augenblick schweigend und bewegungslos gegenüber, die Hand auf der Lehne des Sessels, von dem sie sich bei seinem Eintritte erhoben.

„Siliane!“ sagte Robert von der Schwelle aus und sah sie tief bewegt an. Da trat sie rasch auf ihn zu und streckte ihm erröthend beide Hände entgegen.

Auch die Großmutter empfing ihn herzlich, und gar bald war er im grünen Hause wieder so heimisch wie einst. Kaum ein Abend verging, an dem er nicht Siliane und ihrem Bruder, der sich zu den Ferien daheim befand, zu einem Spaziergange abgeholt oder im Gärtchen bei ihnen gesessen hätte. Regnete es, so flüchtete man in das kleine Eßzimmer, wo ein altes Clavier stand, dem Robert die wundervollsten Weisen entlockte.

Welch' ein Frühling war das! Welch' ein Sommer!

Frau v. Neuenburg, die sich vernünftigerweise anfänglich wohl gehütet hatte, in dem regen Verkehr etwas Anderes zu sehen, als eine Auffrischung der alten Kinderfreundschaft, begann allmälig still hoffnungsvoll in sich hineinzulächeln, während sie die jungen Leute beobachtete, die von dem Zauber einer ersten, halbunbewußten Neigung umfangen, wie im Traume einhergingen und mit den Füßen beinahe den Erdboden nicht mehr zu berühren schienen. Wohl war Robert v. Blendheim nicht reich, besaß er doch nichts in der Welt als das alte Herrenhaus und das Bischen, was an Feldern und Wäldern dazu gehörte; indessen erlaubte ihm dieser Besitz immerhin, einen bescheidenen Herd zu gründen, ohne Sorgen befürchten zu müssen. Vollends mit einer so anspruchslosen und häuslichen Frau, wie Siliane, mußte Alles gut gehen!

Herr v. Waldner hatte sich damals noch nicht in der Gegend angekauft und die Großmutter ahnte nicht, daß ihre Enkelin in der Abgeschiedenheit, in welche ihre mißlichen Vermögensumstände sie bannten, einen reicheren Freier finden könnte, als Baron Blendheim war. Zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie dachte auch nicht daran.

So schien Alles sich auf's Schönste gestalten zu wollen, als abermals ein unerwartetes Ereigniß eintrat.

Der Sommer stand im Zenith, auf den Feldern wogte das reifende Korn, im Garten herrschte eine förmliche Blüthenwildniß, die Sänger in den Büschen waren allmälig bei der eifrigen Beschäftigung des Nesterbaues verstummt — da riß wieder wie einst ein jäher Ruck die beiden Menschen auseinander, die jetzt eben daran waren, mehr und mehr ihre Seelen zu tauschen, sich für ewig einander zu schenken.

Es war ganz früh an einem thaufrischen Julimorgen. Im grünen Hause schlief noch Alles, nur Siliane hatte sich bereits hinunter gestohlen. Sie liebte es, an solch herrlichen Tagen das Erwachen der Natur mitzufeiern und in der einsamen Laube eine stille Stunde sich selbst zu gehören, ehe die Geschäftigkeit des Tages an sie herantrat.

Noch hatte das junge Mädchen nicht lange gesessen, als auf der Straße vor dem Gartenpförtchen ein Wagen anhielt und gleich darauf wohlbekannte Schritte auf dem Kies vernehmbar wurden.

„Was ist geschehen?" dachte Siliane erschrocken und flog aus der Laube, dem zu so ungewohnter Stunde Nahenden entgegen.

Er war im Reiseanzug und sah bleich und aufgeregt aus.

„Was ist geschehen?" stammelte Siliane jetzt laut, indem sie völlig vergaß, ihn zu begrüßen.

Er reichte ihr ein Telegramm. „Dies kam um Mitternacht von der Station. Mein Onkel Hersberg ist sterbend; er ruft mich zu sich."

Siliane warf einen Blick auf das offene Blatt.

„Sie müssen fort," sagte sie eintönig, und alle die Schönheit ringsum, an der sie sich noch eben so tief erfreut, schien ihr mit einem Male versunken.

„O Siliane, beinahe hätte ich nicht Abschied nehmen können! Die ganze Nacht hindurch frug ich mich, ob ich Sie wohl im Garten finden würde? Sie erwähnten glücklicherweise, daß Sie mitunter so früh hinabgehen."

Eine Weile blieben, da das Mädchen nicht antwortete, Beide stumm. Sie waren indessen langsam zu der Laube zurückgeschritten.

„Siliane," sagte plötzlich Robert mit erstickter Stimme und breitete die Arme aus. Laut schluchzend, wie einst als Kind, sank sie hinein.

Da knisterte abermals der Kies unter dem Tritte eines Fußes. Hastig und mit blutübergossenem Antlitz löste das junge Mädchen sich aus den Armen des geliebten Mannes. Wilhelm war's, der, den Hut in der Hand, mit gesenkten Augen respectvoll herantrat.

„Wollt' gehorsamst melden: der Zug geht in fünf Minuten," sagte er sichtbar befangen.

Mit Anstrengung faßte sich der junge Mann.

„Es ist gut; ich komme."

Der alte Diener zog sich zurück, Robert aber umschlang noch einmal das fast ohnmächtige Mädchen und raubte ihr den ersten Kuß von den erblaßten Lippen. „Auf Wiedersehen, Geliebte!" Noch einmal und noch einmal bedeckte er ihre Hände, ihre Lippen mit Küssen. Dann riß er sich gewaltsam los und stürzte fort, während sie halb bewußtlos, gleichzeitig von namenlosem Schmerze und namenloser Wonne durchstürmt, auf die Bank niedersank, auf der sie kurz vorher so friedlich gesessen.

Als das Geräusch des fortrollenden Wagens ihr Ohr erreichte, fuhr sie empor, es war ihr, als müßte sie flehend die Hände ausstrecken und dem Abreisenden laut nachrufen: „Bleib! O, bleib!" Aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt, ihre Kniee zitterten, still sank sie wieder auf ihren Sitz zurück.

„Er kommt wohl bald wieder," meinte die Großmutter gleichmüthig, als Siliane ihr beim Frühstück das von Robert zurückgelassene Telegramm vorlegte. „Ein sonderbarer Mensch übrigens, der Graf Hersberg! Kümmerte

sich im Leben nie sonderlich um den Neffen und nun es zum Sterben kommt, will er ihn sehen. — Ei, vielleicht wählt er ihn gar zum Erben! Der andere Graf Hersberg, der die schöne Tochter hat, soll ein schlechter Wirth sein, und sonst sind keine näheren Verwandten da."

Siliane hörte kaum etwas von dieser Rede, außer den Anfang: „Er kommt wohl bald wieder."

Wie sie jetzt so am Fenster saß und an diese ruhigen Worte ihrer Großmutter dachte, ging ein krampfartiges Beben durch ihren ganzen Körper und auf ihrem Antlitz schien sich der Ausdruck eines unnennbaren Seelenschmerzes förmlich versteinern zu wollen.

Zwei Jahre waren vergangen, er war nicht wieder gekommen, zu ihr nicht. — Und jetzt freite er ein anderes Weib!

Im ersten Jahre hatte er häufig geschrieben. Gleich am Tage seiner Abreise kam der erste Brief. Er meldete, Robert habe bei seiner Ankunft den Kranken sehr schlecht gefunden, sei aber von ihm doch noch erkannt worden. Schon der nächste Bericht indessen sprach von einer merkwürdigen Besserung, die zwar keinen Glauben an völlige Herstellung erwecken könne, aber möglicherweise das Leben des Onkels um einige Wochen verlängern dürfte. Er, Robert, habe daraus die Hoffnung geschöpft, wenigstens für einige Tage heimreisen zu können, allein der Kranke, welcher Gefallen an ihm finde, wolle ihn durchaus nicht von sich lassen, und die Aerzte bäten um Gottes Willen, ihn durch ein Versagen seines Wunsches nicht aufzuregen. — Diese ersten Briefe, wie noch manche spätere, athmeten die heißeste Sehnsucht nach der Rückkehr und nach dem Glücke, das er bei der letzteren zu erringen hoffte, und wenn der Schreiber sich auch, da eine förmliche Werbung bei der Großmutter noch nicht stattgefunden hatte, eine große Zurückhaltung auferlegen mußte, so befriedigte doch die tiefe Innigkeit und Wärme, die den Zeilen entströmte, das liebende Herz vollkommen, an das sie sich richteten, so daß es jedes Mal in überwallender Seligkeit hochaufschlug und für eine kurze Zeit die Trennung leichter ertrug.

Allein fast mit einem Male trat eine Aenderung ein. Die Briefe wurden seltener und kürzer und ihr Ton erschien eigenthümlich gezwungen.

Todesangst preßte dem armen Mädchen das Herz zusammen, als sie es bemerkte. Doch tapfer schüttelte sie die bangen Gedanken ab; sie wollte glauben, sie wollte vertrauen. „Er mag verstimmt sein, es wird vorübergehen," sagte sie sich muthig.

Allein es ging nicht vorüber, sondern der Zeichen wurden eher mehr als weniger. Die Wangen des jungen Mädchens nahmen darüber eine fast durchsichtige Blässe an und ihre schönen tiefen Augen bekamen einen eigenthümlichen Glanz.

Und noch immer kehrte Robert nicht zurück. Monate waren vergangen, der Onkel todt und begraben. Nun hielten wieder die Erbschaftsangelegenheiten den jungen Mann fest; er war in der That Erbe des ganzen großen Vermögens, das Graf Hersberg hinterlassen hatte.

Nachdem auch dies geordnet war, mußte er noch seine Cousine Camilla mit ihrem Vater, deren Anwesenheit im Schlosse des Verstorbenen Robert bloß einmal ganz flüchtig erwähnt hatte, nach der Residenz zurückbegleiten. Als endlich auch dieser Ritterpflicht Genüge gethan war, wurde der junge Gutsherr in der That in der alten Heimat erwartet — ein Telegramm hatte sogar bereits den Tag seiner Ankunft angezeigt; da erhielt Siliane unerwarteterweise noch einen Brief von ihm.

Dort drüben in der Lade ihres Schreibtisches lag er bei den anderen; allein sie brauchte ihn jetzt nicht hervorzusuchen, denn seit drei Jahren wußte sie jedes der wenigen Worte auswendig, die er enthielt.

„Ich kann nicht kommen, Siliane! Ich bin ein Elender, ich sage es mir täglich und stündlich und ich kann doch nicht anders! Ich bitte nicht um Deine Vergebung, denn ich weiß, daß ich ihrer nicht würdig bin und daß sie mir niemals werden kann."

Damals war's, wo ihre sonstige Kraft sie verließ. Ohnmächtig sank sie zu Boden. Die Gelähmte sah es durch die offene Thür und auf ihr Schreckensgeschrei lief das ganze Haus zusammen. Es gelang bald, das junge Mädchen wieder zu Bewußtsein zu bringen, aber Monate hindurch war sie eine Gebrochene. Stumm, starr und theilnahmslos glitt sie durch das Haus, in welchem die größte Unordnung einzureißen drohte, weil die, auf deren jungen Schultern die Sorge für Alles ruhte, mehr einer Todten glich, denn einer Lebendigen. Ein ungeduldiges Wort, das die Reizbarkeit der Gelähmten endlich nicht länger zurückhalten konnte, rüttelte Siliane auf; sie fand sich selbst wieder, um sich hinfort nie mehr zu verlieren.

Auch heute hielt sie Stand — heute, wo das lange vorausgesehene Nachspiel noch einmal die ganze Vergangenheit aufwühlte; die Angst, welche die Großmutter unten einen Augenblick erfaßt hatte, war unbegründet gewesen; sie hielt Stand, sie wollte Stand halten, was es sie auch kostete. Deßhalb war sie hier herauf geflüchtet in ihr einsames Zimmer, den schweren Kampf dieser Stunde allein mit sich durchzukämpfen.

Als Herr v. Waldner in der Gegend auftauchte und sich sofort in ihre Enkelin verliebte, hoffte Frau v. Neuenburg wohl nicht, daß diese ihre erste unglückliche Neigung bereits vergessen habe, denn dazu kannte sie sie zu gut, wenn schon Siliane — von Natur verschlossen und in sich gekehrt — niemals über ihre Empfindungen sprach; aber sie dachte, die Hoffnungslosigkeit derselben, vielleicht auch das Gefühl verletzter Eitelkeit müßten ihr eine andere

Verbindung annehmbar erscheinen lassen, selbst wenn sie nicht mit so großen Vortheilen für die Familie verbunden wäre, wie die mit dem neuen Nachbar. Als Siliane sich dennoch weigerte, begann die alte Frau zu glauben, sie sei von jener Hoffnungslosigkeit noch immer nicht ganz überzeugt.

Dem war jedoch nicht so.

Siliane wußte zu gut, daß es eine dämonische Kraft sein mußte, die den ihr bereits so eng verbundenen Freund von ihrem Herzen loszureißen fähig gewesen war. Wenn sie daher überhaupt nach jenem Briefe noch gehofft hatte, so war es doch längst vorbei damit. Schon — seit sie ihn wiedergesehen.

Denn eines Tages war er wiedergekommen, nur nicht in dem Sinne, wie einst die Großmutter gemeint! An einem ganz solchen frühen Sommermorgen, wie der gewesen, an dem er von ihr gegangen, hatte er dort unten an der Gartenpforte gelehnt und mit bleichem, eingesunkenem Antlitze zu ihrem Fenster emporgestarrt. Und durch die Zweige derselben Laube hindurch, in der sie damals in seinen Armen gelegen, sah sie ihn, ohne daß er es ahnte. Kein Schrei war ihren Lippen entglitten, als sie ihn erblickte; wie ihr oft geschah, hatte die Gewalt des Eindruckes sie stumm gemacht. So stand sie, bloß wenige Schritte von ihm entfernt, ohne Athem fast, die Hände an die Brust gepreßt, und es war ihr, als lebte sie bloß mit den Augen.

Er verweilte lange. Innere Unruhe ließ ihn nicht in derselben Stellung verharren; er begann auf der Straße vor dem Pförtchen auf und ab zu gehen, trat dann wieder heran, legte die Hand auf die Klinke — und zog sie doch wieder zurück! Wiederholt lauschte er nach dem Hause, lauschte in den Garten hinein, suchte mit gespannten, forschenden Blicken die dichte Blätterwand der Laube zu durchdringen, deren Dunkel Siliane verbarg.

Wenn sie damals vor ihn hingetreten wäre?

Sie sah sein Ringen, sie sah wie die Erinnerung mächtig wurde in ihm und wie das Gefühl der Schuld ihn fast erdrückte; mit Deutlichkeit fühlte sie, daß, wenn sie in dieser Stunde durch ihr Erscheinen seinem besseren Wollen zu Hilfe kam gegen den Dämon, der ihn beherrschte, der Sieg ihr gehörte. Allein sie fühlte, sie sah auch, daß Reue, Selbstvorwürfe, die Verzweiflung des ehrlichen Mannes es waren, die ihn hiehergetrieben — nicht die alte Liebe zu ihr.

Sie wußte, daß er sie wirklich geliebt hatte — nicht mit der Oberflächlichkeit einer jugendlichen Schwärmerei, sondern mit der echten Neigung eines warmen, verständnißinnigen Herzens. Aber diese Liebe war jetzt todt in ihm! — Was sollte ihr da alles Andere?!

Sie regte sich nicht. Die Kniee wollten ihr brechen, aber gewaltsam hielt sie sich aufrecht, um nicht durch die leiseste Bewegung ihre Anwesenheit zu verrathen.

Eine Magd erschien mit dem Wasserkruge auf den Stufen des Hauses. Er bemerkte es und fuhr zusammen. Noch einen Augenblick stand er im Sturme seiner streitenden Empfindungen — dann wandte er sich langsam, zögernd und mit unsicheren, schwankenden Schritten, ohne zurück zu blicken, ging er von dannen . . . . .

Am Abende erzählte der Pastor, Baron Robert sei für vierundzwanzig Stunden in Geschäften daheim gewesen, aber bereits wieder abgereist.

Seit jenem Tage wußte Siliane mit unumstößlicher Gewißheit, daß sie jede Hoffnung begraben müsse, daß er ihr verloren sei. Seit jenem Tage war sie dessen sicher, daß der Augenblick eintreten würde, der heute eingetreten war — der Augenblick, in welchem jene Nachricht an ihr Ohr tönen würde, die sie soeben vernommen hatte.

Nein — sie durfte es der Großmutter mit gutem Gewissen sagen! — nicht die Hoffnung auf Glück war es gewesen, die es ihr unmöglich machte das Opfer zu bringen, das man von ihr verlangte! Was wußte sie von Glück? Selig wäre sie gewesen durch die Hingabe ihres ganzen Lebens den beiden Wesen, welche ihr allein angehörten auf Erden, ihrer Großmutter, ihrem Bruder Freude bereiten, Sorgen abnehmen zu können! Dieses Leben hätte ihr dann werthvoller gedünkt. Aber wie konnte, wie durfte sie das einzige Gut aufopfern, das ihr geblieben, das sie sich unversehrt gerettet durch alles Leid und alle Qual hindurch: ihre Selbstachtung?! Wie konnte sie des Geldes wegen die Frau eines Mannes werden, gegen den sie vom Moment des ersten Sehens an, Abneigung empfand? Es war ihr unendlich peinlich, daß die Großmutter dies nicht einsehen wollte. Frau v. Neuenburg hatte sich nun einmal die reiche Heirat in den Kopf gesetzt, und verblendete sich in Folge dessen gegen alles Andere. Krank und maßlos heftig, vertrug sie keinen Widerspruch und wurde dadurch nur weiter getrieben, als sie sonst gegangen wäre. Herr v. Waldner, für den sie unter anderen Umständen wahrscheinlich auch keine besonders lebhafte Sympathie gefühlt hätte, war ein „ausgezeichneter Mensch“, weil er Silianen's Gatte werden sollte; nur diese entdeckte allerhand Fehler an ihm! Ebenso verhielt es sich mit Julius und seiner Zukunft. Obwohl das Capital, welches Silianen's Eltern ihr und ihrem Bruder hinterlassen hatten, nur sehr bescheiden war, reichte es doch hin, dem letzteren eine gute Erziehung zu sichern und späterhin konnte er als Mann ja selber für sich sorgen. Frau v. Neuenburg aber arbeitete sich in den Gedanken einer „vernichteten Zukunft“ hinein! Bei alledem war es im

Grunde doch Liebe, was die alte Frau regierte. Sie selber hatte, in ihrer Jugend unter reichen Leuten lebend, vielfach entbehrt; auch ihr Sohn und ihre Schwiegertochter mußten sich unter mancherlei Sorgen durch das Leben schlagen; — ihre Enkel sollten es besser haben. Und nun stieß Siliane dieses bessere Los für sich und ihren Bruder zurück! Die Verstimmung darüber machte es ihr unmöglich, dem jungen Mädchen und seinen Gründen gerecht zu werden.

Siliane überblickte dies Alles, aber das Herz wurde ihr nicht leichter dadurch. Sie fühlte sich sehr allein — wie schon oft in ihrem Leben. Ihr Bruder war zu jung, die Eltern hatte sie früh verloren; der Mann, der an ihrer Seite stehen sollte, durch den sie hätte davor bewahrt bleiben müssen, in eine solche Lage zu gerathen, wie die, in der sie sich heute fand — er gehörte ihr nicht mehr an. Sie durfte, ohne Unrecht zu begehen, ferner nicht einmal mehr an ihn denken!

Die Arme müde auf das Fensterbrett legend, barg Siliane ihren Kopf darein. Lange blieb sie so; die Dämmerung des kurzen Wintertages sank nieder, tiefe Schatten füllten das Zimmer; sie rührte sich nicht.

Da wurde geräuschvoll die Thüre geöffnet, eine Magd steckte den Kopf herein. „Bitt' gnädig's Fraile, s'ist Zeit zum Theemachen," rief sie geschäftig und verschwand wieder.

Siliane erhob sich; noch einen Blick warf sie nach dem inzwischen völlig dunkel gewordenen Himmel, dann kühlte sie die brennende Stirn in Wasser, strich sich das Haar glatt und ging hinunter.

Als sie in das Wohnzimmer trat, zupfte die Gelähmte an der Tischdecke des vor ihr stehenden Theetisches herum. „Ich glaubte, Du würdest heute gar nicht kommen! es ist längst sieben vorbei," brummte sie in ärgerlichem Tone, schielte aber dabei besorgt nach den, wie sie es vorausgesehen, blassen und angegriffenen Zügen des jungen Mädchens. Wie alle heftigen Menschen, reute sie im Stillen ihre Heftigkeit, sobald der erste Zorn verraucht war. In der Stunde, da Siliane jene Nachricht empfing, hätte sie schonender mit ihr sein sollen. Deßhalb vergab sie der Enkelin auch den Ausdruck, mit dem diese von einer Ehe gesprochen hatte, die sie für gut fand.

Siliane entschuldigte sich der Verspätung wegen und bereitete dann still den Thee. Als er getrunken war — beiderseits mit geringem Appetit und in großer Schweigsamkeit — holte sie ihre Arbeit und setzte sich damit an den Tisch, nachdem sie zuvor der alten Frau das Strickzeug zurechtgelegt hatte.

Es war ein ungemüthlicher, peinlicher Abend, und die Gelähmte verlangte sehr früh zu Bette zu gehen.

III.

Am Tage vor ihrer Hochzeit — das war zwei Monate, nachdem in den Zeitungen die Verlobungsnachricht zu lesen gewesen — saß Gräfin Camilla Hersberg in ihrem Toilettenzimmer in der Residenz. Sie trug einen dunklen, aber exquisiten Straßenanzug, an dem von den Handschuhen, die sie eben zuknöpfte, bis zu den Stiefelchen herab alles vom allerhöchsten Chic war. Vor ihr stand Madame Dumont, ihre ehemalige französische Erzieherin und jetzige Gesellschafterin — Gräfin Camilla besaß keine Mutter — und leistete ihr ausnahmsweise Zofendienste, indem sie an einem Hütchen nestelte, das die Gräfin wieder vom Kopfe genommen hatte, weil sie den Schleier desselben anders gesteckt wünschte.

Ein bescheidenes Pochen an der Thüre wurde hörbar. Die Gesellschaftsdame legte den Hut fort und öffnete ein ganz klein wenig. „Wer ist es?" frug sie behutsam. „Ah, Sie, Wilhelm!"

„Vom Herrn Baron," sagte der alte Diener, der draußen stand, lakonisch, schob ein Packet durch den Spalt und verschwand, nachdem die schmale Hand der Französin es ihm abgenommen.

„Wie trocken der drollige Alte immer ist," lachte Madame Dumont, indem sie die Thür wieder schloß.

„Ja, ich glaube, er ist mit der Wahl seines Herrn nicht einverstanden," sagte Camilla mit komischem Ernste.

Das Packet enthielt ein Etui und einen Brief. Die Gräfin legte den Brief, ohne ihn zu öffnen, gleichgiltig bei Seite, dann drückte sie auf die Feder des Etui's — der Deckel sprang auf, ein prachtvoller Brillantschmuck ward sichtbar.

Madame Dumont schlug mit einem lauten „Ah!" die Hände zusammen, die Augen der Beschenkten aber funkelten vor Vergnügen mit den Brillanten um die Wette.

„Sehr schön," sagte sie befriedigt.

Die ehemalige Erzieherin schüttelte den Kopf. „Ich glaubte, er hätte Dir nun endlich genug geschenkt. Eine Königin könnte nicht mehr verlangen! Aber dieser Mensch holte am liebsten Sonne und Mond vom Himmel herab, um Dich damit zu schmücken! Wahrlich Camilla, so hat Dich doch noch Keiner geliebt!"

Die Gräfin lachte laut auf, während sie das Etui schloß und fortstellte. „Meinst Du?"

„Ja, das meine ich," entgegnete die Andere in einem Tone, der an ihr ganz ungewöhnlich sein mußte, denn die Gräfin, die jetzt wieder mit ihren Handschuhen beschäftigt war, sah halb erstaunt und halb belustigt nach

ihr hin. „Und zwar meine ich es keineswegs bloß wegen der Geschenke oder sonstigen Aufmerksamkeiten, Du lieber Gott! ich sah ja alle die Thorheiten mit an, welche die Männerwelt Deinetwegen schon verübte, sie sind mir nichts Neues; allein dieser Mann —“

Weiter kam sie nicht, denn jetzt brach ihr ehemaliger Zögling in ein nicht endenwollendes Lachen aus. „Köstlich! Mariette verliebt! In meinen Bräutigam! Das erzähle ich ihm heute noch — es ist zu kostbar.“

„Albernheit!“ sagte die noch immer elegante, aber längst nicht mehr junge Französin, gelassen. „Eines aber ist gewiß: Dieser Mann ist mehr werth als die anderen, und obschon ich, wie Du weißt, nicht sentimental bin, hätte ich's an Deiner Stelle nicht über's Herz gebracht, drei Jahre mit ihm zu spielen wie die Katze mit der Maus.“

„So,“ antwortete Camilla spöttisch, indem sie aufstand und den fertigen Hut in Empfang nahm; „ich hätte also meine Freiheit noch früher opfern sollen. War's nicht genug, daß ich immer wußte, ich werde es nothgedrungen einmal thun müssen, und daß ich's jetzt wirklich thue?“

„Nun, jedenfalls benützt Du sie noch bis zum letzten Augenblicke!“ murmelte die Französin verdrossen. „Dieser Gang am Vorabend — und der Andere, was hat er davon?!“

Die Gräfin besah sich im Spiegel. „Das hast Du vortrefflich gemacht,“ sagte sie, die letzte Rede ihrer Gesellschafterin ignorirend, „der Schleier steht jetzt recht gut; Du bist wahrhaftig geschickter als Toinette!“ Dann ergriff sie, einen letzten, prüfenden Blick in das Glas werfend, ihren Schirm.

„Adieu, Liebe; schönen Dank!“

Und mit einer graziösen Kußhand war sie aus der Thür.

Die Französin blickte ärgerlich vor sich hin, während sie den Schmuck und den unbeachtet gebliebenen Brief nahm, um Beides in den Schreibtisch der Gräfin zu schließen, zu welchem sie den Schlüssel besaß.

„Ich lehrte sie freilich selber die Männer zu verachten; mir scheint aber es war nicht nöthig: sie hat kein Herz!“ —

In dem entlegensten Theile eines öffentlichen Gartens wanderte indessen ein noch sehr junger und auffallend hübscher Mann zwischen knospenden Fliederbüschen rastlos auf und nieder. „Wenn sie nicht käme!“ murmelte er manchmal zwischen den Zähnen; „wenn sie nicht käme!“ Er wurde ganz fahl vor Zorn und Leidenschaft, wenn ihn dieser Gedanke ergriff. Allein plötzlich, gerade als er umgewendet hatte, knisterte hinter ihm ein Frauenkleid. Er fuhr herum. „Camilla!“ schrie er und lief ihr entgegen. Er that es mit ausgestreckten Händen, sie aber wußte ihm geschickt auszuweichen und setzte sich ruhig auf eine Bank.

„Da bin ich,“ sagte sie heiter.

„Und es ist gut, daß Du da bist!“ Schwer athmend und sie mit glühenden Blicken verschlingend, stand der Jüngling vor ihr. „Es ist gut — denn sonst —“ er brach ab; „ich muß mit Dir reden, Camilla,“ sagte er zitternd vor Aufregung, indem er sich tief über beugte und ihr in die Augen zu blicken suchte, als wollte er bis in den Grund ihrer Seele hinabtauchen. „Sage mir: Liebst Du mich?“

Es war ein sonderbarer Ton und eine sonderbare Art für diese Frage. Camilla hielt sich jedoch dabei nicht auf; sie zeichnete mit ihrem Schirm Figuren in den Sand des Weges! „Wozu willst Du es wissen?“ fragte sie ruhig.

„Weil Du, wenn Du mich wirklich liebst, morgen nicht mit einem anderen Manne vor den Altar treten wirst; weil Du dann mein Flehen im letzten Augenblicke dennoch erhören, noch heute mit mir nach Hamburg und von da nach Amerika fliehen wirst; weil —“

„Genug,“ sagte das Weib neben ihm hart und kalt. „Ich bin nicht von Sinnen wie Du.“

„Du wirst morgen Baron Blendheim heiraten?“

„Ja,“ antwortete sie kurz und blickte dabei geradeaus in die blaue Luft hinein.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. „Gut,“ sagte der junge Mensch dann rauh und halb erstickt, „so werde ich mich morgen erschießen.“

Sie wandte langsam das Haupt nach ihm.

„Das ist wohl der Dank dafür, daß ich gekommen bin?“ fragte sie scharf.

„Camilla! Camilla!“ rief der Jüngling außer sich, glitt zu ihren Füßen nieder und verbarg den Kopf in den Falten ihres Kleides. „Wenn Du wüßtest, wie elend ich bin!“

„Bah,“ sagte sie, und strich mit der Hand leise über sein lockiges Haar, daß es ihm wie ein Zittern durch alle Glieder lief; „bin ich etwa glücklich? — Still!“ gebot sie, da er auffahren wollte. „Ich heirate, weil ich muß; weil mein Vater mit seinem Vermögen demnächst zu Ende sein wird, und weil ich ohne Luxus nicht leben kann. — Nicht kann,“ wiederholte sie energischer, da er abermals reden wollte; „mag es Schuld der Erziehung, mag es Naturanlage sein: ich bin nicht ich, wenn ich nicht in einem Kleide von Werth stecke; wenn ich mich nicht in einer Umgebung befinde, die einer solchen Toilette entspricht. Mit einer Perkailschürze und vom Nähen wundgestochenen Fingern an einem amerikanischen Herde stehen, während Du Dich in irgend einer Dienstbarkeit abplagst, die Dir in Europa Dein Name verbietet — wie wär' es mir möglich? Mein armer Freund! Es gibt Sperlinge und gibt Paradiesvögel; ich gehöre nun einmal zu den

letzteren; ich habe es Dir nie verhehlt, Dich immer ermahnt, vernünftig zu sein."

„Nenne das Wort nicht!" rief der Jüngling aufspringend und mit dem Fuß den Boden stampfend, „ich hasse es in Deinem Munde! Was verstehst Du unter „vernünftig sein"? Zusehen, wie Andere genießen! Sich schlecht behandeln lassen und es geduldig hinnehmen!"

Die Gräfin erhob sich. „Ich sehe wohl, ich muß gehen; ich hatte Unrecht zu kommen."

Sie war so kühl, so klar und ruhig wie ein schöner Wintertag.

Er stand einen Moment in finsterer, trotziger Unbeweglichkeit. Fast schien es, er würde sie gehen lassen. Allein der Satan war mächtig in diesem Weibe! Sie blickte zurück — ein kurzer heißer Blick sprühte aus ihren Augen in die seinen: in der nächsten Secunde war er bei ihr, hielt sie, die ihm halb entgegenkam, mit der Leidenschaft eines Wahnsinnigen umschlungen.

Wo war jetzt ihre Kälte!

Aber als sie etwas später, durch den aus der Ferne herübertönenden Schlag der Thurmuhr gemahnt, wirklich Abschied nahm, hatte sie dieselbe vollständig wiedergefunden, während er noch immer einem Trunkenen glich.

„Lebe wohl, Leo! es muß sein!" sagte sie mit ruhiger Festigkeit und reichte ihm die schmale Hand.

Er nahm sie nicht. „Ich reiße Dich morgen vom Altar!" murmelte er, von Neuem in wilde Verzweiflung zurücksinkend.

„Das wirst Du nicht thun, es wäre geschmacklos und kindisch." Da er nicht antwortete, ergriff sie fast wider seinen Willen seine Hand, umschloß sie einen Augenblick mit ihren beiden, ließ sie dann los, nickte ihm noch einmal zu und wandte sich nun ernstlich zum Gehen.

Er that ihr einige Schritte nach; seine Stimme war heiser.

„Ich bringe mich um! Beim ewigen Gott, ich kann nicht anders!"

Sie blickte lächelnd über die Schulter zurück: „Dann werde ich Dich vergessen. — Adieu Leo!"

Der Jüngling schlug die Hände vor das Gesicht, taumelte nach der Bank und sank ächzend, wie ein Sterbender darauf nieder.

„Könnt' ich sie hassen! könnt' ich!" —

Um die zwölfte Morgenstunde des anderen Tages fand, dem Programme gemäß, die Trauung des Baron Blendheim mit der Gräfin Hersberg statt. Die halbe Residenz war herbeigeströmt, um die stadtbekannte Schönheit der Braut zu bewundern. Die Herren beneideten den Bräutigam, die Damen priesen Gräfin Camilla glücklich, sowohl wegen des sympathischen

Gatten, der sie heimführte, als auch ein wenig wegen des königlichen Schmuckes, den sie trug.

Die andächtigste Stille herrschte während der Ceremonie. Nur als die Braut mit klarer, ruhiger Stimme ihr „Ja“ sprach, tönte hinter einem Pfeiler des Hintergrundes ein schwacher Laut, wie ein kurzer, erstickter Schrei hervor; wahrscheinlich in Folge der übergroßen Hitze — die Kirche war zum Erdrücken gefüllt — sank dort ein ganz junger Mann, der nicht zu den Hochzeitsgästen gehörte, ohnmächtig nieder. Man brachte ihn rasch ins Freie, wo er sich erholte, so daß die kleine Störung bald beseitigt war. Die Braut schien nichts davon bemerkt zu haben, denn sie war völlig ruhig geblieben; nur Baron Blendheim hatte, als jener schwache Schrei hörbar wurde, erschrocken den Kopf gewendet.

Am Abende des Hochzeitstages traten die Neuvermälten die übliche Reise an; sie wandten sich nach Italien. Fast zur selben Stunde blickte auf einem anderen Bahnhofe, aus einem Zuge, der in entgegengesetzter Richtung dahin zu brausen begann, Leo's bleiches Gesicht nach den Thürmen Berlins zurück. Er ging dennoch nach Amerika.

IV.

Im grünen Hause bewegte das Leben sich inzwischen im alten Geleise fort. Siliane führte das Hauswesen, pflegte die Gelähmte und besorgte den Briefwechsel mit ihrem Bruder. Wenn am Abend alle Arbeit gethan, alle Geschäfte besorgt waren, saß sie beim Schein der Lampe der Großmutter gegenüber, spielte ein einfaches Kartenspiel mit ihr oder las ihr vor, oder trieb Musik — alles wie sonst.

Aber es war doch nicht so wie sonst. Zwar in dem Wesen des jungen Mädchens ließ sich kaum eine Veränderung entdecken. Wie es auch in ihr aussehen, was in ihr vorgehen mochte, äußerlich erschien sie ruhig und gefaßt. Sie widmete sich der Erfüllung aller ihrer Pflichten mit derselben Ausdauer, Geduld, immer gleichen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit wie nun schon seit Jahren, und es schien für sie in dieser Welt nichts zu geben als Pflichten. Die Großmutter aber konnte ihren Verdruß nicht verwinden, noch vermochte sie ihn zu verbergen, obwohl es oft Momente gab, in denen sie es selber wünschte. Das waren jene, in denen sie Blendheim's gedachte; allemal beschlich sie dann Reue und tiefes Mitleid und sie hätte dem Mädchen gern das Leben leichter gemacht. Allein die Heftigkeit ihres Temperaments, die Reizbarkeit, in die ihr leidender Zustand sie versetzte, vereitelten stets diese guten Vorsätze. Zwar verzichtete sie darauf, die Vorgänge jenes Tages je wieder direct zu berühren — nur in kurzen Worten hatte sie der Enkelin Waldner's Auftrag ausgerichtet — aber die zahlreichen

Ausbrüche einer beständig schlechten Laune sprachen deutlich genug. So konnte es zu keiner unbefangenen Stimmung zwischen den Beiden kommen. Herr v. Waldner that nichts dazu Frau v. Neuenburgs Laune zu verbessern. Er fuhr und ritt, seit er seinen Korb erhalten, noch häufiger als früher an den Fenstern der beiden Frauen vorüber und zwar auf den schönsten Pferden und mit den prächtigsten Equipagen, die er besaß, und unter möglichstem Gelärm. Freilich erzielte er damit nicht ganz jenen Effect, den er beabsichtigte. Siliane schien es einfach nicht zu bemerken, wenn das Rollen des Wagens oder der Hufschlag seines Pferdes in die Zimmer herauftönte; die alte Frau aber preßte jedesmal die Lippen mit einem Ausdrucke zusammen, der immer weniger günstig für Herrn v. Waldner gedeutet werden mußte, und eines Tages entfuhr ihr schließlich sogar ein unterdrückter Ausruf, der genau so klang wie ein zorniges: „Welche Gemeinheit!"

Inzwischen brachten die Zeitungen ausführliche Berichte über die glänzende Hochzeit in Berlin. Das Aussehen des Brautpaares, die Toiletten der Damen waren beschrieben. Die Gelähmte schleuderte die Blätter auf den Tisch, kaum daß ihr Blick darauf gefallen war, und beobachtete in einer Art besorgten Grimmes ihre Enkelin. Siliane las Alles ohne eine Miene zu verziehen und ohne zu zittern legte ihre Hand die Blätter wieder hin. Sie trug ein todtes Herz in der Brust, das nur mehr der allgemeinen Menschenliebe offen war.

„Tapfer ist sie," dachte die Großmutter; „so rasch wäre nicht bald eine mit der Geschichte fertig geworden. Und sie ist fertig."

Das war Siliane, wie eben gesagt, in der That. —

Der Frühling umblühte nun das grüne Häuschen. Es war eine Erleichterung für das junge Mädchen, hie und da der bleischweren Atmosphäre ihres Daheim entfliehen zu können und einen weiteren Spaziergang zu machen.

Eines Abends verspätete sie sich auf einem solchen; es dunkelte bereits stark, raschen Schrittes eilte sie dahin. In einen Waldweg einbiegend, den sie durchmessen mußte, fühlte sie sich plötzlich festgehalten, zwei Männerarme umschlangen sie, und ehe sie zur Besinnung kam, drückten ein paar heiße Lippen sich auf die ihrigen. Mit lautem Schrei suchte sie sich den Armen des Frechen zu entreißen; doch wäre ihr dies bei seiner ungeheuren Kraft schwerlich gelungen, wenn nicht der Schrei einen zufällig noch im Walde anwesenden und auf dem Heimwege begriffenen Holzhauer herbeigerufen hätte. Als der abgewiesene Freier, denn er war es, den antwortenden Ruf und die schweren Schritte des Nahenden vernahm, ließ er mit einem wilden Fluch das Mädchen los und verschwand auf einem Seitenpfade.

„Was is Ihna denn g'scheh'n?" fragte der Holzhauer verwundert, als er Siliane todtenblaß an dem Stamm einer Tanne lehnend — aber allein fand.

„Eine Schlange!" stotterte das Mädchen; „bitte, begleiten Sie mich nach Hause, ich fürchte mich."

Kopfschüttelnd und sie immer wieder von der Seite anblickend, als käme sie ihm nicht recht geheuer vor, erfüllte der Mann ihren Wunsch.

Mit diesem Tage war Siliane ihre einzige Erholung entzogen; sie beschränkte sich von da ab auf den kleinen Hausgarten. Frau v. Neuenburg bemerkte es und fragte um die Ursache. Siliane brachte eine Ausrede vor; die Gelähmte sah sie scharf an, sagte aber nichts.

Zu Silianens großer Ueberraschung nahm ihre Internirung bald ein plötzliches, unerwartetes Ende. Der Pastor war es, der schon nach einigen Wochen die Nachricht brachte, Herr v. Waldner habe sein Gut in andere Hände gegeben und sei Hals über Kopf abgereist. In der Umgegend spräche man allerlei wunderliche Dinge — so zum Beispiel jene Uebergabe des Gutes wäre keine ganz freiwillige gewesen, es sei nicht Alles Gold was glänzt, und nicht jeder anständig scheinende Mensch auch wirklich ein Ehrenmann und dergleichen mehr. „Ich kann aber das Alles nicht glauben," setzte der Pastor gutmüthig hinzu; „es ist gewiß nicht wahr!"

„Warum sollte es nicht wahr sein?" sagte die Gelähmte mürrisch.

Siliane blickte erstaunt auf. Allein sie wußte, die Großmutter liebte es zu widersprechen, schwarz zu sagen, wenn ein Anderer weiß sagte.

Der Pastor wußte das auch; er schwieg daher und versuchte es nicht weiter Herrn v. Waldner zu vertheidigen.

Einige Tage später reichte Frau v. Neuenburg ihrer Enkelin einen Brief, den sie soeben erhalten hatte. Er war von dem Vormunde der beiden Geschwister und enthielt wörtlich das Folgende:

„Stellen Sie sich vor, verehrte Frau, daß Herr v. Waldner, den wir so sehr gewünscht haben Silianens Gatten werden zu sehen, sich als einer jener kühnen Speculanten entpuppte, die sich vom Schwindler kaum unterscheiden, wenn schon sie es meistens verstehen der Hand des Gesetzes zu entschlüpfen. Man erzählt heute in Berlin haarsträubende Geschichten von diesem frechen Menschen, der alle Welt zum Narren hatte und in Ihrer Gegend, so viel ich weiß, vollends als ein Tugendheld aufgetreten ist. In Deutschland dürfte seine Rolle vorläufig ausgespielt sein; wie es heißt, hat er sich nach Frankreich gewendet, doch ist nichts Sicheres hierüber bekannt."

Schon während Siliane noch las, polterte die Großmutter: „Dieser elende Mensch! Dieses abscheuliche Geschöpf! Und was ist das für ein Gesetz, das solche Betrüger frei herumlaufen läßt? Zu meiner Zeit wäre so

etwas nicht möglich gewesen! Jetzt, je ehrlicher Einer selber ist, desto sicherer wird er getäuscht!"

„Es ist unerhört!" sagte Siliane behutsam, indem sie den Brief zurückgab; „wer hätte das gedacht!"

„Niemand konnte es denken!" fuhr die Großmutter sie nichtsdesto=weniger an; „oder willst Du vielleicht behaupten, daß Du es gewußt hast?!" — Siliane hatte nichts dergleichen behauptet — „kein Mensch konnte es wissen!"

„Natürlich," sagte Siliane; „nicht im Schlafe wäre es mir eingefallen, anzuzweifeln, daß das Schloß rechtmäßig ihm gehöre!"

„Das schöne Schloß!" seufzte Frau v. Neuenburg wehmüthig.

„Und vor unseren Fenstern Pferde und Wägen spazieren zu führen, die er gestohlen hatte!" schrie sie gleich darauf erbost.

Von diesem Tage an war die Großmutter verwandelt gegen Siliane, weicher und zärtlicher als je früher, obwohl sie es unter einer unwirschen Art zu verbergen suchte. Den Zwiespalt, der zwischen ihnen geherrscht hatte, schien sie völlig vergessen zu haben; es wurde niemals darüber gesprochen. Hingegen zog sie über Herrn v. Waldner los, so oft nur eine Gelegenheit sich dazu bot.

Sie sprach jetzt mit Siliane auch wieder von der Zukunft, was sie die ganze Zeit über vermieden hatte. Natürlich waren es die alten Klagen.

„Ach, ihr armen Kinder! was soll mit Euch werden?"

„Sorge Dich doch nicht, Großmütterchen!" antwortete Siliane einmal; „ich finde gewiß irgendwo einen Unterschlupf. Was aber Julius betrifft: sein letztes Zeugniß ist ausgezeichnet; der schlägt sich durch die Welt!"

„Vielleicht macht er eine gute Partie!" seufzte die alte Frau. Das war nun einmal ihr Steckenpferd, wie es das vieler Mütter ist; davon konnte sie nicht lassen.

Aber obwohl ihr heißer Wunsch später annähernd wirklich in Erfüllung ging, so sollte doch sie es nicht erleben! Eine Typhusepidemie brach im Dorfe aus und raffte sie dahin — wenige Monate nach ihrer stillen Aussöhnung mit Siliane. Alle Sorgfalt der Aerzte, alle Aufopferung der Pflege war vergeblich — an einem schneidend kalten Wintertage standen ihre Enkel an ihrem Grabe. Sie sahen blaß und sehr angegriffen aus. So sehr besonders Siliane, die sich stets in der Nähe der Großmutter befand, oft unter dem unglücklichen Temperamente derselben gelitten hatte, und so vielfach fremd sie ihr innerlich gegenüber gestanden, es war die Mutter ihres Vaters, ihre einzige Verwandte auf Erden, und Beide wußten, daß sie es in ihrem Sinne doch allezeit gut mit ihnen gemeint.

Einige Tage später schied Siliane von dem Orte, der ihr so lange Heimat gewesen war. Sie zog nach Berlin, um sich und ihrem Bruder, der inzwischen die Erziehungsanstalt verlassen und seine juristischen Studien an der Universität begonnen hatte, dort eine kleine Häuslichkeit zu gründen, während das grüne Haus von dem Vormunde nunmehr alljährlich an Sommerparteien vermiethet werden sollte, wobei Siliane sich nur ihr kleines Stübchen vorbehielt.

Tausendfache Gedanken durchstürmten die Scheidende, während sie in dem dahinsausenden Bahnzuge saß und nach dem rasch entschwindenden Dörfchen zurücksah! Plötzlich wendete sie sich nach ihrem Bruder um. „Wolltest Du, daß ich Deiner Zukunft wegen, ohne Neigung eine Ehe schlöße?“ fragte sie, ihm in die ehrlichen Augen sehend.

„Meiner Zukunft wegen? Die schaffe ich mir selbst!“ rief er ohne Besinnen, und zum ersten Male seit dem Tode der Großmutter wich dabei der Ernst aus seinen Zügen und machte einem frischen, fröhlichen Ausdrucke Platz.

Herzlich umarmte ihn die Schwester. Sie hatte ein Gefühl, von nun an weniger einsam zu sein, als sie es Jahre hindurch gewesen.

In Berlin begannen die Geschwister ein stilles, emsiges Leben. Ihre geringen Mittel zwangen sie, sich in der theueren Residenz sehr einzuschränken. Julius durfte keine Sprünge machen und Siliane arbeitete für Geld. Die Arbeit einer Frau trägt wenig ein; aber als Beisteuer zu der kleinen Rente, welche die Geschwister besaßen, waren die Summen, die das junge Mädchen der Kunstfertigkeit ihrer Hände verdankte, immerhin angenehm fühlbar.

Später gelang es ihrem Vormunde, ihr für die Stunden des Nachmittags einen Posten als Vorleserin bei einer blinden Dame zu verschaffen und seither hatte Siliane die Befriedigung, ihrem Bruder manche Freude bereiten, manchen jugendlichen Wunsch erfüllen zu können und ihn an größerer Geselligkeit Theil nehmen zu sehen, die seinem heiteren Wesen Bedürfniß war. Für sich selbst gab Siliane nur das Nöthigste aus; vergeblich protestirte Julius gegen eine so ungerechte Vertheilung, Siliane lächelte nur und schüttelte den Kopf. „Ich entbehre Nichts, und Deine Freuden sind meine Freuden.“

Erst im zweiten Winter, den sie in Berlin verlebte, traf Siliane ein Mal mit Robert zusammen. Er war zu Pferde, neben ihm ritt seine Frau, hinter beiden ein Groom. Alle drei Pferde, sowie das Sattelzeug waren prachtvoll, Camilla nahm sich in dem dunklen, anliegenden Reitkleid und dem Cylinderhute wundervoll aus und Robert galt allgemein als einer der elegantesten Reiter — kein Wunder daher, daß die Leute auf der Gasse

stehen blieben und die kleine Cavalcade betrachteten. Dadurch wurde die in Gedanken dahinschreitende Siliane aufmerksam gemacht, auch sie blickte auf — und gerade in die Augen Roberts, der dicht an ihr vorüberritt. Eine Blutwelle schlug ihm bis zur Stirn empor, sichtlich befangen zog er den Hut, Siliane dankte mit einem leisen Neigen des Hauptes, Camilla warf ihr einen neugierigen Blick zu — und dann war das Zusammentreffen vorüber. Nur aus der Ferne klang noch der Hufschlag der Pferde an das Ohr der Weiterschreitenden.

Nach dieser Begegnung hatte Siliane einige Tage zu kämpfen, ehe es ihr gelang, das Gleichgewicht ihrer Seele zurückzuzwingen. Nicht das Wiedersehen allein war's, das wider ihren Willen die Erinnerungen der Vergangenheit aufstürmen ließ in ihr, sondern mehr noch ein anderer Gedanke.

So flüchtig ihr Blick Robert gestreift hatte, für sie, die sich so gut auskannte in seinem Antlitze, war es genug gewesen, um zu erkennen, daß er nicht glücklich sei. Siliane hatte bisher Camilla nicht gehaßt; jetzt regte sich eine Empfindung zornigen Grolles in ihr, die es ihr schwer war, zu bemeistern. „Hast Du ihn mir nur genommen, um seinen Frieden wie ein Spielzeug zu zerbrechen und ihm keinen Ersatz dafür zu geben?!" dachte sie finster.

Jenes Zusammentreffen blieb das einzige zwischen Robert und Siliane. Obwohl in derselben Stadt lebend, besaßen sie doch keine gemeinsamen Berührungspunkte. Sie wohnten in verschiedenen Vierteln, gingen verschiedene Wege und verkehrten in verschiedenen Kreisen.

Bloß Camilla sah Siliane noch einige Male im Theater, wo sie, gewöhnlich von einer ältlichen Dame begleitet, in brillantester Toilette eine Loge des ersten Ranges einnahm und ihrer Schönheit wegen allgemein Bewunderung erregte.

V.

Siliane hatte gut gesehen: Robert war nicht glücklich mit der Frau, welcher er sie aufgeopfert hatte. Die Verblendung, in der das schöne Weib ihn drei Jahre lang zu erhalten gewußt, war längst gewichen, da Camilla es nach der Hochzeit nicht mehr für nöthig hielt, sich in dieser Beziehung noch ferner viele Mühe zu geben.

Wie sie es angefangen, ihn, der doch eine tiefe reine Liebe im Herzen trug, so völlig zu berücken — er wußte es selber kaum.

Später Abend war's gewesen, bloß der matte Schein einer verhängten Lampe erhellte das Gemach, als Robert, der am Bette seines sterbenskranken Onkels saß und an Siliane dachte, plötzlich ein Seidenkleid knistern

hörte und, aufblickend, eine wunderbare Frauengestalt neben sich stehen sah. Vielleicht von dem erwähnten Geknister geweckt, öffnete im selben Augenblicke der Kranke die Augen; sobald sie auf die Fremde fielen, wich die Mattigkeit aus ihnen, ja er fuhr in die Höhe und mit einer Kraft, die ihm Niemand zugetraut hätte, schrie er zornig: „Wie kommst Du her? Von Euch will ich nichts wissen!"

„Ich möchte Dich pflegen helfen, Onkel! ich konnte es nicht länger ertragen, fern zu bleiben!" sagte die Fremde mit einer unendlich einschmeichelnden Stimme und neigte demüthig das reizende Haupt, aus dem zwei mächtige dunkle Augen in feuchtem Glanze strahlten.

„Fort!" schrie jedoch der Kranke, „Fort!" wiederholte er noch einmal, während die Kraft ihn schon verließ und er ächzend zurücksank.

Einen Ausdruck von Scheu, Schrecken, zugleich aber tiefster Kränkung auf dem Antlitze zog Camilla Hersberg sich langsam zurück. Geräuschlos schloß sich die Thür hinter ihr — Robert war's, als sei eine Erscheinung verschwunden.

Sie hatte ihn mit keinem Blicke angesehen.

„Hüte Dich, mit Der etwas zu thun zu haben!" murmelte der Kranke, als sein Neffe sich besorgt über ihn beugte.

Der junge Mann, der diese Verwandten seiner Mutter bisher nicht kannte — Camilla's Vater lebte mit der Tochter meist in Paris — hätte gern eine Frage gestellt. Allein der Kranke war völlig erschöpft, die Aufregung hatte ihm sichtlich Nachtheil gebracht, Robert fürchtete sie noch zu vermehren und schwieg.

Was ging es ihn auch schließlich an. Er, der so gut wie verlobt war, was konnte er mit seiner schönen Cousine zu thun haben!

Aufsuchen aber mußte er sie jetzt und sie bitten, mit ihrem Vater, in dessen Begleitung sie sich wohl befand, im Schlosse zu bleiben, trotz der unfreundlichen Aufnahme von Seiten des Oheims. Der Gedanke bedrückte ihn, diese ihm fremden Verwandten könnten sich durch ihn verdrängt fühlen, durch ihn, der dem Sterbenden ferner stand, als sie, denn seine Mutter war bloß im zweiten Grade mit den Grafen Hersberg verwandt; sie könnten es vielleicht seinem Einflusse zuschreiben, daß der Kranke sich auch am Rande des Grabes noch unversöhnlich zeigte.

Er wußte den Grund dieser Unversöhnlichkeit nicht, aber bei der Eigenheit des Oheims, der sich ja auch in seinem Verhalten ihm und seiner Mutter gegenüber als ein Sonderling gezeigt hatte und seit vielen Jahren fast mit aller Welt zerfallen, einsam auf seinem Schlosse hauste, mochte sie durch ganz unbedeutende Ursachen veranlaßt sein, vielleicht eine Meinungsverschiedenheit, ein eingebildeter Mangel an Rücksicht oder dergleichen.

Camilla und ihr Vater blieben in der That.

Vielleicht trat doch ein Moment ein, in welchem der Sterbende von dem Verlangen erfaßt wurde, sich mit seinem einzigen Bruder zu versöhnen? Es konnte ja sein! Solche Wandlungen ereignen sich mitunter in den letzten Augenblicken.

Robert ahnte nicht, daß seine Cousine einen ganz anderen Plan verfolgte. Sie wußte genau, daß ihr Oheim sie und ihren Vater durchschaute, daß sie von ihm nichts zu hoffen hatten. Nicht deßhalb war sie gekommen.

Der unerfahrene, damals noch sehr junge Mensch fand es großmüthig von ihr, ihm verwandschaftliche Herzlichkeit entgegenzubringen, trotzdem er ihr leicht als die Ursache erscheinen konnte, daß ihr nun wahrscheinlich ein Vermögen entging, welches ihr doch möglicherweise nicht verloren gewesen wäre, wenn der Oheim keinen Neffen besessen hätte, dem er es hinterlassen konnte und den er in der kurzen Zeit sehr lieb gewonnen hatte, und er sagte sich, daß er nicht umhin könne, Theilnahme für eine Frau zu empfinden, die er, wenn schon nicht mit seinetwillen, so doch zu seinen Gunsten zurückgesetzt sah.

Obwohl eine unwillkürliche Abneigung in seinen Briefen an Siliane Camilla's eingehender Erwähnung zu thun, ihn hätte aufmerksam machen können, so gelangte Robert doch erst zur Klarheit über sich und seine Empfindungen, als der Moment kam, in die Heimat zurückzukehren, das heißt: als es zu spät war!

Camilla saß in einer Fensternische über ein Buch gebeugt. Mit größerer Beklommenheit als ihm selbst erklärlich war, theilte er ihr die Nachricht seiner bevorstehenden Abreise mit. Sie sah hastig zu ihm auf. Großer Gott! — welch' ein Blick war das.

„Camilla!" stotterte der junge Mann und lehnte sich gegen den Fensterrahmen.

„Du hast eine Braut, nicht wahr?" sagte seine Cousine hart und kalt (er hatte ihr niemals von dem gesprochen, was zwischen ihm und Siliane vorgegangen war); „Du thust Recht daran, zu ihr zu gehen!"

Von diesem Moment an begann jenes Spiel der „Katze mit der Maus," von dem Madame Dumont gesprochen.

Täglich wiederholte Camilla dem jungen Manne dasselbe; täglich schickte sie ihn zu „seiner Braut." Eben deßhalb ging er nicht.

Er kämpfte hart. Nicht so rasch verläßt den Menschen sein guter Genius! Als Robert sich endlich eingestehen mußte, daß er hoffnungslos der Leidenschaft für die berückende Frau verfallen sei, die ihn an ihre Liebe glauben ließ, und ihn doch von sich wies, suchte er die Ehrlichkeit seiner Natur zu Hilfe zu rufen; er konnte, er durfte Siliane nicht täuschen. Aber

täuschte er sie nicht dann erst recht, wenn er mit einem Herzen zu ihr zurück kam, in dem das Bild einer Anderen lebte?! Konnte sie noch glücklich sein mit ihm, da er ihr innerlich nicht mehr in derselben Weise angehörte, wie einst?!

Während er sich mit solchen verwirrenden Sophismen abquälte, verging die Zeit und die Rückkehr wurde dadurch nur noch schwieriger. Wie sollte er jetzt noch vor Siliane treten? Er konnte die Augen nicht mehr zu ihr aufschlagen! Damals schrieb er ihr in einer Stunde völliger Verzweiflung jenen Brief. Als er fort war, hätte er ihn gern zurück gehabt, aber es war nun zu spät. Nach einiger Zeit trieb es ihn dennoch zum grünen Hause; aber, wie man weiß, auch Angesichts desselben konnte er zu keinem Entschlusse kommen. Schließlich wich sein guter Engel völlig von ihm — er dachte nur mehr an Camilla.

Für sie hatte die Verbindung mit ihm von Anfang an festgestanden. Das reiche Erbe, das ihr auf der einen Seite entging, mußte ihr auf der anderen wieder zufallen.

Sie fand jedoch keinen Grund, sich zu übereilen. Diese Heirat, als sie nun wirklich vollzogen wurde, bedeutete für sie nichts, als daß sie den geleerten Geldbeutel ihres Vaters mit dem vollen ihres Gatten vertauschte, — um auch diesen zu leeren!

Von Camilla Hersberg konnte man sagen, daß sie ein Talent zur Verschwendung besaß. Robert entdeckte es nicht ohne Schrecken, doch erkannte er es keineswegs gleich in seinem vollen Umfange. Auch erschien ihm, der früher nicht reich gewesen war, das ererbte Vermögen so groß, daß er es für nicht leicht zu erschöpfen hielt. So ließ er denn Anfangs, befangen im Taumel seiner Liebe, die schöne, junge Frau schrankenlos gewähren. Ihm selber däuchte, daß nichts reizend und kostbar genug sein konnte, um sie zu schmücken und zu umgeben. Allein allmälig stiegen ihm Sorgen auf; seine Einkünfte nahmen doch allzu rasch ab! In jeder denkbaren Weise suchte er von da an Camilla's tollem Treiben Einhalt zu thun; allein ebenso gut hätte er ein niederwärts rollendes Rad aufhalten können. Sie lachte und gegen Ende des Jahres trafen noch höhere Rechnungen ein, wie bisher.

Auch die Geburt zweier Kinder, eines Knaben und eines Mädchens, konnte sie nicht bestimmen, ihrem Laster, denn so mußte es genannt werden, zu entsagen.

„Mon Dieu! c'est plus fort que moi!“ war Alles, was sie achselzuckend auf Bitten, Vorstellungen und Drohungen erwiederte.

Als der Jahresschluß zum fünften Male wiederkehrte, flüsterte man sich in der Gesellschaft bereits zu, von was wohl Baron Blendheim in Zukunft die kostspieligen Wünsche und Bedürfnisse seiner Frau befriedigen werde.

Um diese Zeit war es, daß ein seltsames Gemurmel die Residenz zu durchlaufen begann.

Einer der ersten Bankiers der Stadt, welcher zugleich Bankier des Baron Blendheim war, vermißte aus seiner Wertheimcasse ein Schächtelchen mit ungefaßten Brillanten von ungeheuerem Werthe und hatte die Anzeige davon bei der Polizei erstattet, ohne jedoch irgend eine Person als verdächtig zu bezeichnen, vielmehr mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er absolut nicht ahne, wie und durch wen das betreffende Behältniß entwendet worden sein könne.

In der That erschien diese Entwendung räthselhaft. Der Bankier hatte an einem Vormittage, an welchem eben Robert v. Blendheim bei ihm war, die Casse geöffnet, um diesem eine ihm gehörige Summe einzuhändigen und war dann — während die Casse offen blieb — einen Augenblick in's Nebenzimmer gegangen, um einem der dort beschäftigten Beamten eine Weisung zu geben. Als er wieder kam, stand der Baron ruhig am Fenster, mit dem Rücken gegen das Zimmer gewendet und sah hinaus, und zwar war er dabei derart in sich versunken, daß der Bankier ihn anrufen mußte. Darauf wurde ihr Geschäft abgemacht, Blendheim verabschiedete sich freundlich und ging weg. Als er fort war, wollte der Bankier die Casse schließen, da fiel sein Blick auf die Stelle, welche das Schächtelchen mit den ungefaßten Steinen — eine Liebhaberei des Millionärs — sonst einnahm: es war nicht da!

Der Bankier stand erstarrt. Die Gedanken gingen ihm wie im Kreise. Er wußte bestimmt, daß die kleine Schachtel soeben noch dort gewesen, er hatte ja Baron Blendheim die Steine gezeigt, ja er glaubte sich sogar zu entsinnen, daß er den Deckel nicht wieder darüber gelegt, sondern das Schächtelchen offen stehen gelassen hatte.

Einer seiner Beamten trat ein, im ersten Schrecken erzählte er ihm das Vorgegangene. „Es ist um an Zauberei zu glauben," rief er aus; „Niemand kann hereingekommen sein, Baron Blendheim war ja die ganze Zeit hindurch da."

„Baron Blendheim?" sagte der Beamte erstaunt, aber mit einer seltsamen Betonung. „Man sagt, er sei ruinirt."

Der Bankier erschrak. „Um Gottes Willen, Sie werden doch nicht — ich kenne den Baron, wie mich selber, ein Cavalier, ein Ehrenmann!"

„Es war Niemand sonst im Zimmer," sagte der Beamte kühl.

„Es muß Jemand hereingekommen sein, während ich mich im Nebenzimmer aufhielt," sprach der Bankier hastig, ohne zu bedenken, daß er soeben das Gegentheil behauptet hatte; „es muß — hören Sie, Redler; um Gottes Willen, kein Wort davon, daß der Baron allein hier war. Wir

werden sofort die Anzeige an die Polizei senden und diese wird uns wohl den Thäter und hoffentlich auch meine Brillanten verschaffen."

Herr Redler machte ein süßsaures Gesicht; er frug sich im Stillen, ob sein Chef sich auch so vertrauensselig zeigen würde, wenn er, der einfache, wenn schon langjährige Beamte, an der Stelle Baron Blendheims, des Cavaliers, allein hier gestanden hätte.

„Wäre es nicht angezeigt, den Diener zu befragen?" bemerkte er langsam.

Nicht ohne Befangenheit öffnete der Bankier selbst die Thür zum Vorzimmer; es war leer. „Sie sehen, Johann ist nicht auf seinem Posten," sagte er mit wahrer Erleichterung; „wer weiß, wie lange er schon fort ist! ich habe in der letzten Zeit wiederholt bemerkt, daß er sich Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ und ihm aus diesem Grunde auch bereits gekündigt."

Dies war die Wahrheit und es bildete in der Folge den einzigen für Baron Blendheim günstigen äußeren Umstand in dieser Angelegenheit. Denn es gelang der Polizei keineswegs, die Hoffnungen des Bankiers zu verwirklichen: Thäter wie Brillanten zeigten sich unauffindbar, Blendheim's unglückselige Anwesenheit im Augenblicke des Diebstahles aber blieb kein Geheimniß.

Zwar der Bankier ging in seinem unerschütterlichen Vertrauen zu dem Manne, den er genau kannte, so weit, diese Anwesenheit geradezu abzuleugnen, wenn er darüber befragt wurde; allein seine gute Absicht mißlang, denn Herr Redler hatte trotz der dringenden Aufforderung seines Chef's geplaudert, wenn auch ganz leise, ganz verstohlen und unter allen möglichen Vorbehalten. „Bewahre natürlich, daß ich daraus Etwas schließen wollte, Baron Blendheim ist ja ein Cavalier" — mit welch' boshaftem Behagen verweilte der mißgünstige Mann auf diesem Worte! — „aber es ist einmal so: er war allein dort; mein Chef sagte es selber, wenn er auch jetzt nichts davon wissen will. Natürlich ein Cavalier — den gibt man nicht so leicht preis."

Als der Bankier hinter das perfide Verhalten seines Untergebenen kam, wollte er ihn anfänglich fortjagen; allein die Furcht, daß der gefährliche Mensch aus Rache möglicherweise mit einer öffentlichen Beschuldigung hervortreten könnte, von der das Gericht hätte Notiz nehmen müssen, hielt ihn ab; er begnügte sich, Redler aus seiner persönlichen Nähe zu entfernen, indem er ihn in eine andere Abtheilung des Bankhauses versetzte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Gemunkel, welches sich mit seinem Namen befaßte, schließlich auch Robert's Ohr erreichte.

Der Bankier hatte ihn noch am Tage des Diebstahls vertraulich gefragt, ob in jener Stunde, während seiner Abwesenheit Niemand in's

Zimmer getreten sei; darauf war die unbefangene Antwort des Barons gewesen: „Ich kann darüber wirklich keine bestimmte Auskunft geben; ich sah die ganze Zeit zum Fenster hinaus und war sehr zerstreut. Daß die Casse offen stand, hatte ich ganz vergessen, sonst wäre ich aufmerksamer gewesen. Es ist wohl möglich, daß, wenn ich eine Thür gehen oder Schritte gehört haben würde, ich gedacht hätte, es sei ein Diener oder Beamter des Hauses, und mich nicht weiter daran gekehrt hätte; ob aber thatsächlich eine Thür ging, kann ich nicht behaupten."

Da der Bankier, nachdem er diese Antwort erhalten, ganz ruhig und freundschaftlich Abschied nahm, dachte Robert zuerst gar nicht weiter an die Sache, außer daß er seinen alten Bekannten herzlich bedauerte, da er wußte, daß die verschwundenen Steine einen sehr großen materiellen, aber auch einen Affectionswerth für ihn besaßen. Allein nach einiger Zeit wiederholte sich dieselbe Frage, welche der Bankier gestellt hatte, auf den Lippen zahlreicher Personen der Gesellschaft und dies verbunden mit der Bemerkung, daß das Gespräch in der Regel stockte, sobald er herantrat, ließ in dem unglücklichen Manne eine Ahnung des furchtbaren Schicksals aufdämmern, das ihn getroffen, und das ihm so unglaublich erschien, daß er es lange Zeit nicht fassen konnte.

Er stand diesem Schicksale völlig wehrlos gegenüber. Eine direct ausgesprochene Beschuldigung kann man entkräften, indem man sich dagegen vertheidigt; allein wie soll man einen solchen ungreifbaren, unsichtbaren, von Jedermann geleugneten und dennoch vorhandenen Hauch abwehren, der sich vergiftend über die ganze Existenz eines Menschen legt?!

Blendheim ging zur Polizei und verlangte eine Untersuchung; der Polizeipräsident zuckte höflich die Schultern: „Kein Grund dazu, Niemand klagt Sie an." Er stellte verschiedene Freunde zur Rede, bei denen er unleugbare Zeichen des Mißtrauens bemerkt zu haben glaubte, er verlangte Aufklärung, Genugthuung von ihnen; sie lachten ihn aus, wenn schon etwas gezwungen, wie ihm wenigstens schien: „Aber lieber Blendheim, was fällt Dir ein!"

Die Lage war die: Niemand vermochte zu glauben, der bisher von aller Welt hochgeachtete und der ersten Gesellschaft angehörige Mann könne dieses gemeine Verbrechen begangen haben; Jedermann aber mußte sich gleichwohl gestehen, daß eine Anzahl gravirender Umstände gegen ihn vorlag, deren Gewicht sich nicht ableugnen ließ. Man glaubte nicht, aber man fühlte sich unsicher, und je mehr man sich bemühte, diese Unsicherheit zu verbergen, desto mehr empfand sie Derjenige, dem das Bemühen galt.

Er meinte, man wolle sich nicht mit ihm schlagen, weil man ihn für einen Dieb halte und um der Sache auf den Grund zu kommen, zwang er

einen Officier, ihn herauszufordern, indem er gewaltsam Streit mit ihm anfing und ihn dabei öffentlich beleidigte. Das Duell fand statt; Blendheim, der dem Gegner, den er zum Kampfe gezwungen, nachdem er dies erreicht, kein Leid zufügen wollte, schoß dabei absichtlich in die Luft; der Andere, ob absichtlich oder unabsichtlich, streifte ihn mit seinem Schuß bloß leicht am Arme.

Im Grunde war die Lage Blendheim's nach dem Duelle nicht viel anders, als sie vordem gewesen. Hatte er auch eine momentane Erleichterung durch den Umstand empfunden, daß es angenommen worden war, so hielt dieselbe doch nicht lange vor. Er sah, daß jener Hauch immerfort auf ihm lastete, daß er sich in keiner Weise davon befreien konnte. Was er auch thun, wohin er sich auch wenden mochte, immer war ihm, als blickten alle Leute nach seiner Brust und als trüge er dort eine Tafel mit der Aufschrift: „Er war allein bei der offenen Casse."

Nur eine Hoffnung gab es: die Auffindung des Diebes. Blendheim opferte den Rest seines ererbten Vermögens, um die Erreichung dieses Zieles durch Nachforschungen zu fördern. Allein vergeblich! Die Polizei der ganzen civilisirten Welt fahndete nach dem Uebelthäter, alle Juweliere in allen Städten besaßen Beschreibungen der gestohlenen Steine, aber Raub wie Räuber blieben verschwunden!

Es war ein unerklärlicher Fall.

Robert war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Dennoch beherrschte er sich äußerlich. Es war ihm furchtbar, Menschen zu sehen; trotzdem ging er mehr denn je unter Leute. „Sie könnten sonst denken, ich ziehe mich aus Schuldbewußtsein zurück." War er aber daheim, so schloß er sich allein in seinem Zimmer ein. Sonst war es seine liebste Zerstreuung gewesen, mit seinen Kindern zu spielen; jetzt aber war es ihm eine Qual, die Kleinen zu sehen, denn er dachte dabei unaufhörlich daran, daß der Fluch, den das Schicksal auf sein Haupt gelegt hatte, sich auf diese geliebten Wesen vererben würde.

Mit seiner Frau verkehrte er wenig. Sie zeigte eine große Gleichgiltigkeit, schien nicht zu bemerken, wie er litt und überhaupt der ganzen Sache sehr wenig Werth beizulegen — so als ginge dieselbe sie nichts an. Da konnte er wohl kein Verlangen fühlen, bei ihr Trost zu suchen!

Eines Tages jedoch bat Camilla nach Tische unerwarteter Weise ihren Mann, einen Augenblick bei ihr einzutreten.

„Was wünschest Du?" fragte Robert artig, nachdem er die Thür des kleinen, luxuriösen Salons geschlossen hatte.

Die schöne Frau setzte sich vor den Kamin, lehnte sich recht bequem in den weichen Fauteuil zurück und blickte dann zu ihrem Gatten auf.

„Eine freundschaftliche Scheidung," sagte sie ruhig. „Wir sind uns schon lange nichts mehr — gehen wir friedlich auseinander."

Einen Augenblick sah er sie schweigend an. Er liebte sie längst nicht mehr; längst war jeder Funke seiner einstigen Leidenschaft für sie in seinem Herzen erloschen; aber sie hatten sechs Jahre miteinander gelebt und sie war die Mutter seiner Kinder. Und in diesem Augenblicke wollte sie ihn verlassen, in diesem Augenblicke, wo ein schwerer Schicksalsschlag ihn getroffen, wo die Welt es auf die schlimmste, ihm nachtheiligste Art deuten mußte, wenn sie, sein angetrautes Weib, von ihm ging!

„Camilla, sprichst Du im Ernste?" fragte er endlich gedämpft.

Sie stemmte die kleinen Füßchen gegen das vergoldete Gitter des Kamins, um sie dem Feuer näher zu bringen.

„Ich wüßte nicht, was mir gegenwärtig die gute Laune geben könnte zu scherzen," entgegnete sie achselzuckend.

Wieder schwieg er einige Secunden. „Gut," sagte er dann mit Anstrengung, aber ruhig, indem er zur Thür zurückschritt und die Klinke erfaßte; „so werde ich sofort das Nöthige veranlassen; Du sollst an mir kein Hinderniß finden. Aber unter einer Bedingung: Die Kinder müssen mir bleiben — beide."

„O gewiß," antwortete sie gleichgiltig, ohne sich zu besinnen.

Die Hand, die auf der Thürklinke lag, zuckte. Der bisher so sehr beherrschte Mann fühlte sich nahe daran, alle Gewalt über sich zu verlieren, als er das kalte, herzlose Weib in solcher Weise selbst den einfachsten Instinct der Natur verleugnen hörte!

„Das kannst Du?!" trat es unwillkürlich über seine Lippen.

„Nun, da Du sie doch nicht hergeben würdest," sagte sie gereizt. „Sollen wir uns ihretwegen vor Gericht streiten? Es ist schon genug des Scandals. Oder sollte ich deßhalb an Dich gekettet bleiben? Ich mag nicht mit Fingern nach mir weisen lassen, als der Frau des Mannes, der —"

Weiter kam sie nicht; diesmal stürzte er wirklich auf sie zu. Ueberrascht und erschrocken schrie sie laut auf — da kam er zur Besinnung. Noch einen Blick tiefster Verachtung warf er auf sie, dann wandte er sich und verließ langsam das Zimmer.

Am Abende desselben Tages bezog Robert Blendheim mit seinen Kindern und deren Bonne eine andere Wohnung, und am nächsten Morgen wußte bereits die Gesellschaft um das neue Ereigniß. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch auch jenes andere Gerücht wieder aufgefrischt wurde, das eben begonnen hatte, aus der Liste der allgemeinen Gesprächsstoffe zu schwinden.

VI.

Während jene Dinge sich in Berlin zutrugen, weilte Siliane in weiter Ferne. Einige Monate vorher war ihr Bruder, nachdem er sein letztes Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden, in den Staatsdienst getreten und an dem Tage, der ihm das Decret brachte, welches den Beginn seiner Laufbahn bezeichnete, hatte er um die Tochter einer wohlhabenden Frau geworben, in deren Hause er mit seiner Schwester über vier Jahre Miether gewesen. Er liebte dieses hübsche und gute Mädchen längst im Stillen und durfte ihrer Gegenliebe ebenso sicher sein, wie der Einwilligung der Eltern, die ihn und Siliane genau kennen und herzlich schätzen gelernt hatten und stets der Ansicht gewesen waren, daß ihre einzige Tochter, da sie selbst Vermögen besaß, sich des Glückes erfreuen sollte, nach ihrem Herzen wählen zu dürfen, sofern nur der Gegenstand ihrer Neigung dieser würdig sei.

So wurde denn bald darauf eine fröhliche Hochzeit gefeiert, bei welcher Siliane mitten in all' der lauten Freude wehmüthig eines Grabes auf stillem Dorfkirchhofe gedachte, in dem Eine ruhte, deren heißester Wunsch jetzt seine Erfüllung fand.

Gleich nach der Vermälung begab das junge Paar sich nach dem Orte, wo Julius angestellt war; aber auch Siliane packte die Reisekoffer. Die blinde Dame, bei welcher sie bis jetzt Vorleserin gewesen, besaß eine verheiratete Tochter, die seit einiger Zeit leidend war und von den Aerzten nach dem Süden geschickt wurde. Ihr Gatte konnte sie nicht begleiten und da war an Siliane die Frage ergangen, ob sie wohl mit der Kranken zu reisen geneigt wäre. Siliane fühlte sich unnütz in der Welt, seit sie wußte, daß ihr Bruder ihrer ferner in keiner Weise bedurfte, sie war eben daran, sich zu fragen, was sie nun weiter mit sich anfangen sollte, als dieser Antrag ihr zukam. Es hätte nicht der dringenden Bitten der blinden Dame bedurft, die versicherte, daß es ihr zur Beruhigung dienen würde, ein so verläßliches Wesen, wie Siliane, an der Seite ihrer kranken Tochter zu wissen, um das alleinstehende Mädchen zu bestimmen, einen Posten anzunehmen, auf welchem sie sich nützlich erweisen konnte, und so zog sie denn mit der Fremden in die Welt hinaus.

Unter dem blauen Himmel Italiens drang durch Briefe aus der Heimat zuerst die Nachricht von Robert's furchtbarem Schicksal zu ihr.

Die Zeitungen hatten wohl den unerklärlichen Diebstahl der Steine berichtet und allerhand geheimnißvolle Andeutungen daran geknüpft, allein genannt wurde Robert's Name als in Verbindung damit erst in einem Schreiben, das die kranke, junge Frau von einer Freundin aus Berlin erhielt und dessen Neuigkeiten sie ihrer Gefährtin vorlas. Siliane hatte

Mühe, einen lauten Schrei zurückzuhalten. „Das ist nicht wahr!" rief sie heftig. —

„Kennen Sie den Baron Blendheim?" fragte die Kranke neugierig.

„Ich habe ihn als Kind und später als ganz jungen Mann oft gesehen," sagte Siliane sich fassend; „ich kannte auch seine Mutter, dieser Mann ist einer solchen That niemals fähig; der seltsamste Zufall der Welt muß im Spiele sein!"

„Nun, es ist ja wohl möglich," meinte die junge Frau gutmüthig. „Gott, die Menschen sind so rasch dabei, einander die Ehre abzuschneiden! Hoffentlich klärt sich die Sache bald auf!"

Dies war nun, wie man weiß, nicht der Fall. Indessen hörte Siliane später nichts weiter darüber. Die Aerzte schickten die ihrer Obhut anvertraute Patientin noch weiter — nach Madeira, nach Corfu. Trüb gestimmt durch das Ausbleiben einer entschiedenen Besserung ihres Zustandes, dachte die Leidende nicht mehr an eine, für sie so gleichgiltige Angelegenheit, wie die des Baron Blendheim, und falls die Briefe ihrer Freundin derselben noch einmal Erwähnung thaten, vergaß sie doch Siliane davon zu sagen. Diese aber unterließ jede Frage. Sie war erschrocken über die Heftigkeit der Erregung, in die jene Nachricht sie gestürzt hatte.

„Bin ich noch so schwach?" sagte sie sich unzufrieden. „Sein Schicksal darf mir nicht mehr sein, als das eines Fremden; die ein Recht hat, mit ihm zu leiden, ist eine Andere."

„Vielleicht treten sie einander jetzt wieder näher," dachte sie weiter; „gemeinsames Unglück verbindet." Daß es auch zu trennen vermochte, konnte ihr wohl nicht in den Sinn kommen.

Julius, durch den sie Nachrichten hätte erhalten können, vermied es stets, Robert's Namen vor seiner Schwester zu erwähnen; er wußte aus seinen Erinnerungen halb und halb, wie diese einst mit ihm gestanden.

Als nach der in dem wunderbaren Klima und unter Siliane's sorgfältiger Pflege dennoch eingetretenen Wiederherstellung der jungen Frau die Rückreise angetreten wurde, wußte Robert's Jugendfreundin daher nichts weiteres, als daß der auf ihm ruhende Verdacht noch nicht von ihm genommen war; die Zeitungen hätten es gemeldet, wenn der wirkliche Dieb gefunden worden wäre.

Auch in Berlin, wo die Sache inzwischen in vorläufige Vergessenheit gerathen war, erfuhr sie nicht mehr; der Gegenstand kam gar nicht zur Sprache. Siliane hielt sich in der Stadt nur so lange auf, als nöthig war, um die Genesene den glücklichen und dankbaren Ihrigen zurückzugeben und ihren Bruder mit seiner jungen Frau zu begrüßen, die sich zu Besuch bei den Eltern befanden; dann eilte sie, von einer tiefen Sehnsucht getrieben,

nachdem sie so lange völlig für Andere gelebt, eine kurze Zeit allein zu sein, sich selbst anzugehören, der einstigen Heimat zu, in der noch immer ein stiller Winkel ihr gehörte; ihr altes Mädchenzimmer.

Wieder war es hoher Sommer, als sie nach langen Jahren den Raum betrat, der für sie so viele Erinnerungen umfaßte. Sie hatte unten, von den Miethern den Schlüssel in Empfang genommen, aber dem Hausknechte bedeutet, mit dem Herauftragen der Koffer noch zu warten und war allein hinaufgegangen.

Den Fensterladen öffnend, so daß das volle Sonnenlicht in die verdunkelte Stube strömte, blickte sie um sich wie im Traume. Da stand noch alles an der alten Stelle, jedes Geräth, wie sie es einstens gewohnt gewesen, und dort an der Wand über dem kleinen Schreibtische hing noch Robert's Kinderphotographie, die er ihr bei ihrem ersten Scheiden geschenkt und die sie nicht mitzunehmen gemocht, als sie von hier fortzog, da es ihr damals war, als hätte sie kein Recht mehr daran. Noch schmückte das kleine Bild der Immortellenkranz, denn sie als Kind darum gewunden und später nicht entfernt hatte; allein dicker Staub lag darauf, wie auf allen anderen Dingen im Zimmer, und über das Bild selbst hatte eine Spinne ihr Gewebe gezogen, gleich einem Schleier.

Ja, sie war lange fortgewesen — lange!

Und doch kehrte sie zurück — dieselbe, die sie gegangen war. Nie noch hatte sie es so deutlich empfunden, wie an dieser Stelle, daß in all' den Jahren, in denen so mancher Mann sich ihr zu nähern gesucht, in denen sie so Vielerlei erfahren und erlebte, nichts in ihrem Herzen sich verändert hatte. Still und todt, fertig mit sich und seinem Glücke, lag es in ihrer Brust — heut' wie damals, da sie zuletzt hier gestanden.

Einer war unter jenen Männern gewesen, ein junger Architekt, Freund ihres Bruders, an dem hatte sie selber nichts auszusetzen gewußt, als daß er eine warme Neigung an sie verschwendete. Eine Zeit lang hatte sie es versucht, diese Neigung erwiedern zu wollen, aber es war ihr nicht gelungen und ehrlich hatte sie es ihm gestanden, worauf er sich zurückzog.

Am späten Nachmittage, als die Hitze nachgelassen hatte, begab Siliane sich nach dem Friedhofe. Von diesem Gange zurückkehrend, schlug sie unbewußt, ohne es zu beachten, den Weg ein, der durch den Park des Herrenhauses führte.

Robert war seit seiner Verheiratung nicht hier gewesen — das alte Gebäude in der stillen Gegend hätte auch wenig zum Aufenthalte für die glänzende junge Frau getaugt — und seither stand der verwilderte Park Jedermann offen. Es war für die Leute eine bequeme Kürzung des Weges; nicht an eine solche aber hatte Siliane heute gedacht — sie war, wie gesagt,

ganz von ungefähr hieher gerathen. Als sie sich von den mächtigen leise rauschenden Bäumen umschlossen fand, blickte sie erstaunt um sich. Plötzlich war ihr zu Muthe, als sei die Vergangenheit zurückgekehrt! Erinnerungsschauer umwehten sie; die Zeit schien ihr versunken, Alles was sie erlebt und erlitten, däuchte ihr ein Märchen!

Traumverloren ging sie weiter durch die Alleen, bis sie zum Teiche kam. Da hielt ihr Fuß plötzlich an, wie gebannt blieb sie stehen. „Das Schloß ist bewohnt!" glitt es ihr durch den erschreckten Sinn.

Am Ufer des Teiches, dort, wo einige Stufen hinabführten, standen zwei Kinder, Sie waren nachlässig, aber dennoch elegant gekleidet und sahen eifrig einigen Enten zu, die lustig in dem trüben Wasser des Teiches umherplätscherten. „Du, das wär' lustig, da auch so herumzuschwimmen!" sagte der etwa fünfjährige Knabe in diesem Augenblicke zu der vielleicht dreijährigen Schwester.

„Ja, ja!" jauchzte die Kleine, lief das Treppchen hinab und hob bereits das Füßchen, um in den Teich zu springen, ehe der gescheidtere Bruder noch etwas von der Sache verstand.

Da ertönte ein Schrei und im selben Momente hatte Siliane das Kind zurückgerissen.

„Nein, ist die Dorl dumm! glaubt sie sei ein Entelein!" sagte der Knabe in voller Verblüffung. Die kleine, dumme Dorl selbst sagte gar nichts, sondern blickte bloß mit ihren großen Kinderaugen in namenloser Ueberraschung unverwandt die Fremde an, welche sie noch immer in den Armen hielt und ohne es zu wissen, fest an sich drückte, als wäre sie noch in Gefahr.

Weit und breit war kein Mensch zu entdecken; Niemand nahte auf den Schrei, der doch gellend genug durch die Stille des Parkes gehallt hatte.

Siliane, die Robert's Kinder sofort erkannt hatte, wußte sich die Sache nicht zu deuten. Verwirrt und von dem ausgestandenen Entsetzen noch an allen Gliedern zitternd, murmelte sie unwillkürlich: „Wo ist denn euere Mama?"

„Fort," sagte der Kleine trocken, indem er sich vor ihr aufpflanzte, die Händchen auf dem Rücken.

Siliane starrte ihn an. Dann suchte sie sich zu fassen. „Und die Bonne?" stammelte sie. „Habt ihr keine Bonne — ein Kindermädchen?"

„Mademoiselle?" sagte der Kleine nachlässig, mit einem merkwürdigen Tone von Geringschätzung; „ach, was weiß ich, wo die ist! Wahrscheinlich sitzt sie irgendwo und liest. Sie liest immer."

„So—o!" Siliane sah den kleinen Mann an, der seinem Vater sehr glich und blickte dann auf das reizende Ding in ihrem Arm. Sie begriff immer weniger.

„Wir wollen Mademoiselle suchen,“ sagte sie endlich zögernd, indem sie das kleine Mädchen auf seine Füße stellte, es aber fest beim Händchen faßte; „sie kann doch wohl nicht allzuweit sein. Vielleicht finden wir sie in der Eremitage?“

Dazu schüttelte jedoch der Knabe energisch den lockigen Kopf. „Nein, im Park ist sie bestimmt nicht; wir sind allein herausgelaufen.“

Siliane stand betroffen. Dem Hause, dessen Bewohner nach der Anwesenheit seiner Kinder zu urtheilen, Robert gegenwärtig zu sein schien, konnte sie sich nicht nähern; anderseits war es unmöglich, die Kleinen, von denen eines eben erst nur durch einen glücklichen Zufall furchtbarer Gefahr entgangen war, abermals sich selber zu überlassen!

„Weßhalb seid ihr denn heruntergelaufen?“ fragte sie zerstreut, während sie ihre Gedanken zu sammeln suchte, um einen Ausweg zu finden.

„Ja, es war so langweilig! Und da wollten wir schauen, was der Papa macht — der Papa ist sehr krank —“

„Krank?!“

„Ja,“ bestätigte der Kleine, indem er an ihr hinaufblickte. „Kannst Du ihn vielleicht gesund machen? Das wäre sehr lieb von Dir.“

Er erhielt keine Antwort, ließ sich jedoch dadurch in seinem Geplauder nicht stören. „Der Wilhelm sagt, wir sollen alle Abend beten, damit der Papa bald gesund wird; es will aber nichts helfen! Vielleicht weil die Dorl, die noch so dumm ist, das Beten oft vergißt! Wir haben den Papa schon schrecklich lange nicht gesehen! Ja und da wollten wir zu ihm gehen. Wie wir aber hinkommen, bringen wir die Thür nicht auf; weißt Du, ich bin noch klein und die Dorl ist noch kleiner und die Thür beim Papa ist sehr hoch — viel höher, als die in unserem Zimmer. Na, da sind wir in den Park gegangen; hier ist's viel schöner als drin, und Mademoiselle will nie mit uns spazieren gehen!“

Siliane strich, ohne recht zu wissen, was sie that, liebkosend mit der Hand über das Haar des kleinen Schwätzers. Dann faßte sie Dorl's Händchen fester. „Kommt!“ sagte sie entschlossen, obschon mit einem Zittern in der Stimme, „Kinder dürfen nie allein sein; ich will euch nach dem Hause bringen.“

Sie wußte jetzt, daß sie es ohne Gefahr thun konnte.

Die Kinder erhoben keinen Widerspruch. Dem Knaben gefiel die Sache wohl nicht ganz, dennoch folgte er gehorsam. Er schwieg jetzt, da er sah, daß die Fremde sein Geplauder nicht beachtete, blickte aber wiederholt an ihr hinauf, als wollte er sich klar werden, ob er sie in seinem kurzen Leben schon gesehen hätte.

Mit einem Male wurde die Wißbegierde allzu lebhaft in ihm.

„Wie heißt Du denn?“ fragte er und zupfte die neben ihm Hergehende am Kleide.

„Marie,“ sagte Siliane hastig, während eine glühende Röthe ihr Gesicht überflog. Ihr war, als ginge sie auf unrechten Wegen.

Als man beim Fuß der Treppe anlangte — es war inzwischen noch immer keine menschliche Seele sichtbar geworden — öffnete auch Dorl, die bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, die rothen Lippen. „Bitte, trage mich, ich bin müde vom Herumlaufen,“ sagte sie ganz zutraulich und streckte auch schon die Aermchen nach Siliane aus.

Leicht hob diese das Kind empor und so gingen die Drei miteinander die Treppe in Robert's Vaterhaus hinauf.

Siliane war seltsam zu Muthe; sie konnte sich innerlich nicht zurechtfinden.

Im Moment, wo die kleine Gesellschaft oben auf dem Flur anlangte, öffnete sich dort eine Thür, und der alte Wilhelm — o, wie alt und wie hinfällig sah er aus — trat, einen Korb in der Hand, daraus hervor.

Beinahe hätte er den Korb fallen lassen, als er die kleine Gruppe erblickte.

„Heiliger Gott! Fräulein —“

Hastig legte Siliane einen Finger auf die Lippen, ehe er nach alter Gewohnheit ihren Namen aussprechen konnte.

„Ich wußte nicht, daß das Schloß bewohnt sei,“ sagte sie mühsam; „ich ging durch den Park, da fand ich die Kinder allein beim Teiche —“

„Die Dorl wollt' hineinspringen — denk' Dir Wilhelm,“ unterbrach sie der Knabe, dem es offenbar zu schwer fiel, lange zu schweigen, „da hat die da sie festgehalten!“

„Dorl wollt' ein Entelein sein!“ krähte jetzt die Kleine selber, die mit einem Male aufgethaut war.

Der alte Diener mußte den Korb, aus dem ein irdener Teller hervorsah, auf den Boden stellen, denn sonst wäre er ihm jetzt wirklich entfallen. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Himmlischer Herr! was soll daraus werden! Es gibt gewiß noch ein Unglück! Die Französin ist nichts nutz, seit sie weiß, daß die Herrschaft nicht nach ihr sieht, hat sie gar nicht Acht auf die Kinder! Und die werden darüber mit jedem Tage wilder! Heiligster Gott, wenn jetzt heut' das Fräulein nicht in den Park gekommen wären, wie expreß vom Himmel geschickt! O, es ist rein zum Verzweifeln! Es ist zum Verrücktwerden!“

Er griff sich mit beiden Händen an die Stirn. „Ich weiß mir wahrhaftig nimmer zu helfen!“ sagte er ganz gebrochen. „Mein alter Kopf geht

über all' dem Elend ganz auseinander. Ich kann nicht Alles leisten! Da soll ich hinter den Kindern her sein, dort das Haus in Ordnung halten! und da drin — da drin liegt der Herr Baron und kennt schon acht Tage lang keinen Menschen — und wer weiß, was es noch für ein Ende mit ihm nehmen wird?" Der Alte stockte, dann wischte er sich mit dem Rücken der Hand hastig die Augen. „Er hat sich's zu sehr zu Herzen genommen — er konnt's nicht mehr aushalten!" murmelte er leise. „O, es ist ein Jammer! Wer mir das gesagt hätte, als ich Sie und ihn miteinander in's grüne Haus führte — wissen es das gnädige Fräulein noch? — er war zu der Zeit nicht viel größer, als der da und Sie ein ganz kleines Mädchen! Damals haben wir um die alte Frau Baronin geweint, aber es ist ein wahres Glück, daß sie dieses Elend nicht mit anzusehen braucht!"

Der alte Mann, auf dessen Nerven in der letzten Zeit allzuviel eingestürmt war, ohne daß er einen Menschen gehabt hätte, gegen den er sein treues Herz ausschütten konnte, wandte sich bei den letzten Worten plötzlich ab und brach in lautes Schluchzen aus.

Siliane lehnte bleich und schweigend an der Flurwand.

„Du, was hat er denn?" fragte der verwunderte Knabe auf den Weinenden zeigend, erhielt jedoch zur Steigerung seines Erstaunens keine Antwort.

Inzwischen faßte sich Wilhelm mühsam. „Ich bitte um Vergebung, gnädiges Fräulein," sagte er, sich die Augen trocknend. „Es ist so über mich gekommen, weil ich Sie sehe, die ich so gut kenne von Klein auf. Ich bin hier so allein — kein Mensch kümmert sich um den Herrn Baron — und ich bin ein sehr alter Mann — es ist sehr hart —" Er mußte eine Pause machen, denn er konnte nicht weiter sprechen. „Im Hause sind lauter neue, fremde Leute," fuhr er dann fort, „und im Dorfe ist nicht einmal mehr der alte Herr Pastor, der einen doch kannte. Kein Mensch, bei dem man sich Rath und Hilfe holen könnte! Die Frau Baronin" — er stockte — „nun das wissen das gnädige Fräulein ja wohl! Und da hat nun der Herr Baron Niemand zur Pflege, als mich und den Hans, das ist der Gärtnerbursche, den ich mir zu Hilfe nahm. Und was verstehen wir davon! Ich war nie bei einem Kranken, denn so lang ich weiß, waren der Herr Baron immer gesund und ich war auch selber nie krank. Der Hans aber ist ein Stock, der versteht überhaupt gar nichts! Und da ist mir oft so furchtbar bang!" Er mußte sich von Neuem die Thränen trocknen. „Wären wir nur wenigstens nicht hieher gekommen — in der Stadt ist's doch besser! Da hat man doch Bekannte und mehr Commodität. Aber der Herr Baron wollten durchaus her, gleich nachdem die Scheidung fertig war, und kaum waren wir da, war er auch schon krank."

Der Alte schwieg; krampfhaft ballte er sein Sacktuch in den Händen zusammen, ohne zu wissen, was er that.

Auch jetzt kam kein Wort über Siliane's blasse Lippen. Durch ihren Kopf wogte es, vor ihren Augen tanzten die Gegenstände hin und her — ihr war, als sei sie selber im Fieber!

Wilhelm fuhr plötzlich auf. „Um Gottes Willen! da stehe ich und vergesse das Eis, und daß der Herr Baron allein ist mit dem einfältigen Hans.“ Er griff hastig nach dem Korbe. „Gnädiges Fräulein, ich kann ihnen wahrhaftig die Kinder nicht abnehmen! Hans sagte, er bekomme kein Eis mehr im ganzen Dorfe; ich weiß aber gewiß, der Wirth hat noch welches; er will's nur nicht hergeben um alles Geld, weil ihm bei der Hitze das Fleisch verdirbt. Da muß ich schnell selber laufen und dem elenden Menschen in's Gewissen reden. — Der Robert weiß den Weg zum Kinderzimmer, dort werden Sie wohl Jemanden finden —?“

Siliane nickte und während der Alte die Treppe hinuntereilte, so rasch seine Kräfte erlaubten, ließ sie sich von dem Kinde führen, das so hieß, wie sein Vater, von dem man nicht wußte, welches Ende es mit ihm nehmen würde?

„Typhus!“ Sie kannte dieses Wort. Es war ja das Todesurtheil ihrer Großmutter gewesen .....

Im Kinderzimmer, wo die Betten nicht ordentlich zugedeckt waren und Kleidungsstücke, Stiefelchen und Spielzeug bunt durcheinander auf den Stühlen und auf dem Boden umherlagen, saß eine nicht mehr sehr junge Person, beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und den struppigen Kopf über ein schmutziges Buch gebeugt, das sich aus irgend einer Leihbibliothek untersten Ranges hieher verirrt zu haben schien.

Wie tief mußte Robert in seinen Kummer versunken gewesen sein, daß er nicht sah, in welchen Händen sich seine Kinder befanden!

Siliane entriß sich ihren Gedanken und erklärte in kurzen Worten ihre Anwesenheit. Die Französin, von der Gefahr, welche ihre Nachlässigkeit herbeigeführt, nicht im mindesten aus der Fassung gebracht, schalt die Kinder, die sich trotzig in einen Winkel zurückzogen.

„Wollten Sie wohl ein junges Mädchen zur Hilfe bei der Beaufsichtigung der Kleinen?“ fragte Siliane, die still und müde zugehört hatte.

„Ich kann keine neuen Dienstleute aufnehmen, während der Baron krank ist,“ lautete die mürrische Antwort.

„So meinte ich es nicht. Wenn Sie Lina hier dulden wollten, bis der Baron gesund ist, hätten Sie es leichter. Die Verantwortung übernehme ich.“

„Das wäre mir schon recht," sagte die Französin jetzt freundlicher, richtete aber plötzlich ein Paar starre wasserblaue Augen auf die Fremde: „Und wer sind Sie denn eigentlich?"

Siliane beugte sich, um die kleine Dorl zu liebkosen, die inzwischen leise herangeschlichen war. „Eine Verwandte des früheren Pastors," antwortete sie unsicher, um, sich aufrichtend, etwas fester hinzuzufügen: „Meine Mutter und die Mutter des Barons waren befreundet!"

Die Augen der Französin ruhten noch einen Moment mit einer schwachen Neugierde auf ihr; allein die Person war viel zu indolent, um sich über irgend Etwas Gedanken zu machen. „So," sagte sie gleichgiltig und blickte nach ihrem Romane; offenbar mit der Sehnsucht, zu ihm zurückkehren zu können.

Siliane athmete leise auf; sie war froh, nicht weiter lügen zu müssen.

Noch schärfte sie Robert ein, ja das Zimmer nicht zu verlassen, bis: „Lina kommt, die wunderschön mit Euch spielen wird," dann nahm sie Abschied.

„Komm' Du aber auch wieder!" riefen die Kinder, durch jene Aussicht nicht ganz befriedigt, und als sie schon unter der Thür war, lief Dorl plötzlich auf sie zu und streckte die dicken Aermchen aus, um sie noch einmal zu umhalsen.

VII.

Langsam legte Siliane den Weg über Gänge und durch leerstehende Wohnräume allein zurück, den sie vorhin an des Knaben Hand gekommen war. Sie bedurfte keines Führers — kannte sie doch jeden Winkel in diesem Hause, das sie in fröhlichen Kindertagen so oft durchtobt hatte!

Wo waren diese Tage!

Nur dunkel gedachte sie ihrer; die Gegenwart nahm ihr ganzes Bewußtsein gefangen. „Typhus!" tönte es immerfort in ihrem Ohr, während sie mechanisch weiter schritt. Mit einem Male empörte sich etwas in ihr gegen dieses fortwährende Leiden, das ihr von ihm kam. „Was kümmert es dich so viel," sagte sie sich scharf, fast zornig. „Ist er dir nicht untreu gewesen? Hat er dich nicht von sich gestoßen? Wenn du erkrankt, wenn du gestorben wärest in all' den Jahren, hätte er darnach gefragt? Hat er nicht ein anderes Weib genommen? Wenn sie ihn jetzt verlassen hat, was geht es dich an? Grollen solltest du nicht; — aber was regst du dich so auf, was stürmt es so in dir, als sei dein Theuerstes in Gefahr! Wenn er auch jetzt frei ist — ein Fremder muß er dir sein, ein Fremder muß er dir bleiben, sein Herz selbst hat es so gewollt."

Plötzlich wieder andere Gedanken. War es denn auch wahr? War nicht vielmehr dies Alles nur ein Traum? Hatte sie wirklich mit dem alten Wilhelm gesprochen? War es nicht bloß eine Sinnestäuschung, daß sie soeben von Roberts Kindern kam?

Sie blieb stehen, strich sich mit der Hand über die Stirn und blickte um sich. Aber nein; da war sie wieder auf dem Flur und dort drüben lag die Thür, aus welcher Wilhelm getreten war.

Tiefe Stille herrschte ringsum.

Jedoch schon im nächsten Moment wurde diese Stille in eigenthümlicher Weise unterbrochen. „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ drang es durch jene Thür in Tönen, die sie sogleich erkannte, obwohl die Krankheit Roberts Stimme verändert hatte. „Zu Hilfe! sie kommen! Da — da — jagt sie fort!“ Darauf ein Gestöhn, ein lautes Aechzen, ein undeutliches Murmeln.

Von Silianens Geist wich mit einem Male alle Traumbefangenheit. Wilhelm konnte noch nicht zurück sein; sie wußte es nach der Zeit, da sie die Entfernung des Wirthshauses kannte. Der bewußtlose, aufgeregte Kranke da drinnen hatte zu seiner Ueberwachung Niemand als einen rohen Bauernburschen.

Kein Bedenken kam ihr. „Da hinter der Thür ist ein dem Tode naher Mensch und er bedarf meiner,“ war Alles, was sie dachte, als sie die Hand auf die Klinke legte und eintrat.

„Zu Hilfe!“ ächzte der Kranke wieder. Sein Haupt war von dem Kissen herabgeglitten und lag hart auf der Holzkante des Bettes. Durch ein Fenster, das gen Westen ging, fiel das grelle, gelbrothe Licht der untergehenden Sonne gerade auf sein Antlitz. Eine schwüle, dunstige Atmosphäre, geschwängert mit einem scharfen Geruche von Branntwein, füllte den Raum, in dessen einer Ecke eine plumpe Gestalt im Bauernkittel auf einem gepolsterten Lehnstuhle saß und — schnarchte. Von dieser Ecke ging der Branntweingeruch aus; Hans hatte offenbar für ein paar gestörte Nächte Trost bei der Flasche gesucht.

„Mein Gott,“ dachte Siliane entsetzt, dieses Bild überblickend, „das ist die Pflege eines Schwerkranken!“

„Was verstehen wir davon!“ hatte Wilhelm gesagt.

Sie wußte nicht, wo sie zuerst angreifen sollte. Leise glitt die schlanke Gestalt zum Fenster und ließ dort das Rouleaux herunter, um den Sonnenstrahlen zu wehren; dann wandte sie sich dem zweiten zu, das nach der andern Seite lag — das Gemach bildete eine Ecke des Hauses — und öffnete es, damit die frische Luft eindringen und der abscheuliche Geruch, der die kranken Gehirnnerven furchtbar reizen mußte, einen Abzug finden konnte.

Soeben war sie damit zu Stande gekommen und wollte in's Zimmer zurücktreten, als sie in furchtbarem Schrecken jäh zusammenzuckte.

„Siliane!" hatte es vom Lager des Kranken herübergetönt. Zitternd von Kopf bis zu den Füßen stand das Mädchen da. Ihr einziger Gedanke war Flucht und doch wagte sie nicht, sich umzuwenden, weil er dann ihr Gesicht erblicken und sich überzeugen mußte, daß er sich nicht getäuscht.

Allein schon die nächsten Secunden nahmen die athemlose Angst von ihr — ließen aber freilich eine andere um so begründeter erscheinen!

„Siliane!" rief Robert noch einmal. „Siehst Du sie kommen, Siliane! — dort — aus dem Walde — eins — zwei — drei — Schufte ihr! Nein, ich habe nicht gestohlen, ich nicht! Her mit dem Dieb! Wo ist der Dieb — der Dieb! —"

Er delirirte; es war im Delirium, daß er ihren Namen genannt hatte. Und in welchem Delirium! Was sie bisher davon gesehen und gehört, war ein Kinderspiel gewesen. Aber jetzt begann er, halb aufgerichtet und mit weitgeöffneten starren Augen zu schreien, ja zu brüllen, daß man es weithin hören mußte. Gleichzeitig schleuderte er Alles, was seine herumtappenden Hände auf dem neben dem Lager befindlichen Tische erreichen konnten, mitten in's Zimmer — immer in der Wahnvorstellung, daß er sich vertheidigen müsse. Gläser, Untertassen, eine Uhr gingen dabei in Trümmer; mit Mühe rettete Siliane die Medicinflasche, entfernte sie Scheren, Messer und sonstige Gegenstände, die umherlagen und mit denen er sich verletzen konnte, aus seinem Bereiche.

Ueber den Höllenlärm erwachte der betrunkene Bursche. Verblüfft und sich die Augen reibend — er glaubte wohl noch zu träumen — glotzte er die fremde Frauengestalt an dem Bette seines Herrn an. Siliane befahl ihm mit zitternder Stimme, so schnell als möglich frisches, kaltes Wasser herbeizuschaffen. Er verstand sie erst nicht; er hatte seine Sinne noch nicht recht beisammen und das Unerwartete ihrer Erscheinung verwirrte ihn vollends; als sie aber den Befehl mit festerer Stimme und in gebietendem Tone wiederholte, nahm er den Krug, den sie ihm hinhielt und schlich verdutzt hinaus, wobei seine schweren Stiefel ein lautes Knarren verursachten.

In Ermanglung von Eis wie Wasser fiel es dann Siliane ein, die angstkalte Hand auf die brennende Stirn des Kranken zu legen. Der Erfolg war ein wunderbarer. Sofort wurde er ruhiger, seine Phantasien lauteten freundlicher, bis sie allmälig verstummten und ein leiser Schlaf den gequälten Geist zu umfangen schien.

Von der Aufregung überwältigt, sank Siliane in die Kniee neben dem Bette. Ein leises Schluchzen wollte sich ihrer Brust entringen; mit Anstrengung hielt sie es zurück, um die Stille nicht zu stören.

Als auf dem Flur die knarrenden Schritte des zurückkehrenden Hans vernehmbar wurden, flog sie auf, nahm ihm an der Thür den gefüllten Krug ab und bedeutete ihm energisch, draußen zu bleiben.

Kurz darauf erschien Wilhelm mit einer Schüssel voll Eis.

Er blieb sprachlos an der Thür stehen.

Ohne ihn anzublicken, nahm ihm Siliane die Schüssel aus den Händen, vertauschte den Wasserumschlag auf der Stirn des Kranken mit einem Eisumschlage und dann erst wandte sie sich dem alten Diener zu.

„Eine weibliche Hand ist hier nöthig," sagte sie einfach und ohne Verlegenheit, „Sie werden aber Niemandem meinen Namen nennen, Wilhelm; hier im Schlosse bin ich Fräulein Marie."

Die Augen des alten Mannes ruhten auf ihr. „Gott segne Sie!" war Alles, was er zu stammeln vermochte. „Gott segne Sie! Ich hab' es ja immer" — er hielt erschrocken inne und blickte zu Boden.

Auch Siliane senkte einen Moment den Blick; eine dunkle Gluth stieg in ihr Antlitz. Vor ihrer Seele stand die Morgenscene, die sich vor nun neun Jahren im Garten des grünen Hauses abgespielt hatte und von der sie im jetzigen Augenblicke bestimmt wußte, daß der alte Diener sie damals sah.

Allein es war keine Zeit, an diese Dinge zu denken, sie hatten mit der Gegenwart nichts zu thun. So ruhig und sicher wie vorhin erhob sie die Augen wieder.

„Man muß einen anderen Arzt kommen lassen, Wilhelm. Ein ordentlicher Arzt hätte hier nimmermehr solche Zustände geduldet!"

„Ach, Du mein Gott, ich sage es ja," jammerte Wilhelm, „ich kannte mich nicht aus! Der Herr Baron wurden gleich so schlecht, man konnte ihn gar nimmer fragen. Ich kannte keinen von den Herren Doctoren in der Stadt, da unser alter Herr Kreisarzt nicht mehr lebt; die Pächterin sagte, sie hätte immer den Doctor Siswart, und da habe ich an den geschrieben. Es kam mir schon immer auch so vor, als ob er seine Sache nicht recht verstünde, aber dann dachte ich wieder: was weißt du davon!"

Siliane warf einen Blick auf den Kranken, der ziemlich ruhig lag. „Ich will gehen und Erkundigungen einziehen," sagte sie nach kurzem Besinnen.

Der alte Diener sah sie ängstlich an, als sie ihren Hut ergriff, den sie abgelegt hatte. „Aber — aber Sie kommen wieder?" fragte er in zögerndem Flehen.

Sie nickte. „Verlassen Sie inzwischen das Zimmer nicht, Wilhelm. Und den Hans mit den schweren Stiefeln und dem Branntweingeruch lassen Sie nicht wieder herein."

Statt aller Antwort neigte sich der Greis tief und küßte ihr ehrfurchtsvoll wie einer Königin die Hand. Eine Thräne fiel dabei aus seinen ehrlichen Augen darauf nieder.

Natürlich war Doctor Siswart der allerschlechteste Arzt der Gegend; er hatte fast nur Patienten in jenen Schichten des Volkes, die den Doctor überhaupt erst rufen, wenn der Todtengräber schon vor der Thür steht, wo es sich dann in der That gleich bleibt, ob er geschickt ist oder nicht. Diese Auskunft erhielt Siliane von der gebildeten Familie, die das grüne Haus seit Jahren über den Sommer als Miethspartei bewohnte und die ihr zugleich den Namen eines andern Arztes nannte, der mit gutem Gewissen anempfohlen werden könne. Sie telegraphirte sofort an denselben, indem sie ihn in Wilhelm's Namen dringend bat, noch am Abend zu kommen, an der Station werde ihn ein Wagen erwarten. Dann packte sie eine Handtasche, gab den Schlüssel ihres Zimmers von Neuem unten im Hause ab und sagte, daß sie wohl erst in einigen Tagen wiederkommen würde.

Keiner hatte ein Recht, sie zu fragen, wohin sie ging. Sie aber ging dahin, wo sie nothwendig war, wo Niemand sie ersetzen konnte.

In's Krankenzimmer zurückgekehrt, wo indessen keine Veränderung eingetreten war, sandte Siliane Wilhelm zu der Frau des Küsters. Diese besaß mehrere Töchter, von denen eine ihr aus der Zeit her in guter Erinnerung war, da sie, mit der Großmutter im grünen Hause wohnend, jeden Winter hindurch einige halbwüchsige Mädchen des Dorfes allwöchentlich zu einer Nähstunde um sich versammelte. Heute Morgens bei ihrer Ankunft durch's Dorf fahrend, hatte sie Lina unter ihrer Hausthür stehen gesehen; nun sollte Wilhelm, jedoch ohne Siliane zu nennen, die Küsterin bestimmen, das Mädchen für die Dauer der Krankheit des Barons in's Schloß zu geben, um sich der schlecht behüteten Kinder anzunehmen.

„Binden Sie der Lina die Kleinen nur ja auf die Seele!" sagte Siliane eindringlich. „Sie darf sie nie aus den Augen lassen! — Und wenn Sie bei der Küsterin fertig sind, sorgen Sie, daß der Doctor einen Wagen an der Bahn findet."

Eine Stunde später befand Lina sich bei den Kindern, die sie mit Jubel empfingen. „Nun sind die geborgen!" sagte Wilhelm entzückt. „Da braucht man sich nicht mehr zu fürchten."

Mit einer grenzenlosen, bewundernden Dankbarkeit, wie zu einer rettenden Gottheit, blickte der alte Mann zu dem Mädchen auf, die an Alles dachte, für Alles Rath wußte und überall, wo es noth that, so klar und sicher eingriff, daß Einem schon darüber allein leichter um's Herz wurde!

Ja, jetzt würde Alles werden, wie es sein sollte! Er in der Schwäche und Hilflosigkeit seines Alters hatte in diesen schrecklichen Tagen seinen

armen Kopf völlig verloren. Aber sie hatte den ihren beisammen! Einen so klugen, einen so lieben Kopf, auf den man sich gänzlich verlassen konnte. O, welch' ein Glück, daß sie da war!

„Ich wußte ja immer, wie viel sie werth sei, schon da sie noch ein ganz kleines Mädchen war! Hätt' er's doch nur auch nimmer vergessen."

Siliane war mit dem Wechseln der Compressen beschäftigt, als Wilhelm plötzlich leise zu ihr trat.

„Aber es ist ansteckend," sagte er erschrocken. Der Gedanke war ihm erst jetzt gekommen. Siliane sah ihn freundlich an.

„Sie fürchten sich ja auch nicht, lieber Wilhelm."

„Ach um mich ist's nicht schade; ich bin ein morscher, alter Stamm! Aber Sie —"

„Um einen treuen Menschen ist es immer schade. — Aber nun seien wir still, daß wir ihn nicht stören!"

Mit Anbruch der Nacht wurde der Kranke neuerdings sehr aufgeregt. Das Fieber stieg und die Delirien begannen wieder. Nur wenn Siliane in seiner Nähe war, wurde er für Momente ruhiger, fühlte er ihre Anwesenheit als die seines guten Engels? Er nannte sehr oft ihren Namen.

„Das that er von Anfang an," sagte Wilhelm; „darum war mir heute, als wenn ich eine Erscheinung hätte, da ich Sie auf der Treppe erblickte. Gerade vorher hatte er nach Ihnen gerufen!"

Siliane starrte schweigend vor sich hin.

Camilla's Name kam nie über die Lippen des Phantasirenden.

Gegen eilf Uhr langte der Arzt an. Er fand den Zustand des Kranken derart besorgnißerregend, daß er sofort ein Telegramm an seine Frau sandte und erklärte, die Nacht über im Schlosse zu bleiben.

Es war eine furchtbare Nacht. Wiederholt schlich der alte Wilhelm aus dem Zimmer, um sich draußen auszuweinen.

Siliane hielt aus, obwohl ihr Gesicht so weiß war, daß sie jetzt wirklich einer Erscheinung glich. Die Gegenwart des Geistes verließ sie keinen Augenblick. „Gott sei Dank, daß Sie da sind!" sagte der Arzt fast mit Wilhelms Worten, „der arme Alte ist nicht zu brauchen!"

Beim Grauen des Morgens trat endlich eine leichte Besserung ein. „Ich glaube, wir dürfen jetzt hoffen, das Aergste scheint mir überstanden," murmelte der Doctor.

„O Du heiliger Gott, sei gepriesen!" flüsterte Wilhelm.

Siliane sagte kein Wort. Der Arzt sah sie verwundert an.

„Ich will mich jetzt für einige Stunden zurückziehen; auch Sie, Frau Baronin, sollten sich etwas Ruhe gönnen — wir werden unsere Kräfte immerhin noch brauchen."

Wie erwachend horchte sie auf und bat ihn, einen Augenblick mit ihr in's Nebenzimmer zu treten. Erst während er sprach, war sie sich der schwierigen Lage bewußt geworden, in der sie sich diesem Fremden gegenüber befand. Er war bisher durch ihre Anwesenheit nicht in Erstaunen gesetzt worden, weil er sie in Unkenntniß der Verhältnisse für eine Andere hielt, deren Platz an diesem Lager gewesen wäre; mit Bewußtsein durfte sie ihn nicht im Irrthume lassen.

Ihre Augen erhoben sich zu ihm, als er im Nebenzimmer vor ihr stand. „Ich bin nicht die Frau des Barons, und er darf nie erfahren, daß ich ihn pflegte," sagte sie leise; — „wollen Sie mir Ihr Wort geben, es ihm stets zu verschweigen, wie der alte Wilhelm, der mich seit Kindheit kennt, es ihm verschweigen wird?"

Der Arzt sah sie überrascht an. Siliane war damals siebenundzwanzig Jahre alt, erschien aber weit jünger, besonders in diesem Momente, wo unter dem Blicke des Fremden eine feine Röthe ihr zartes Antlitz überzog, ohne daß sie jedoch die Augen senkte. Einige Secunden ließ der alte Mann diesen Blick scharf und forschend auf ihr ruhen, dann bot er ihr die Hand.

„Sie können auf mich rechnen," sagte er freundlich.

Dankbar und herzlich drückte sie seine Rechte. „Und Sie werden im Schlosse sagen, daß Sie eine Krankenwärterin aus der Stadt kommen ließen?"

Er nickte. „Ich will es machen. — Obwohl ich in Wahrheit nicht wüßte, wo ich eine hätte hernehmen sollen, die das Amt halb so gut verstünde wie Sie! Mit diesem Berufe," fügte er hinzu und fuhr sich lebhaft in die weißen Haare, „steht es in den Landstädten überhaupt schlimm. Sie glauben nicht, wie sehr wir Aerzte uns dadurch oft gehindert sehen!"

VIII.

Dieselbe Nacht, in welcher der Mann, der noch vor Kurzem ihr Gatte war, mit dem Tode rang, durchtanzte Camilla auf einem Balle in Wiesbaden. Dorthin hatte sie sich nach vollzogener Scheidung gewendet, und zwar in Begleitung Madame Dumonts und in Gesellschaft eines millionenreichen ältlichen Grafen, der ihr schon lange auf's eifrigste gehuldigt hatte und von dem man jetzt sagte, daß sie ihn demnächst heiraten würde.

Erhitzt und aufgeregt vom Tanze, den Ballmantel halb von den prächtigen Schultern geglitten, so trat die schöne Frau, eine Walzermelodie summend, nach ihrer Rückkehr in ihr Budoir. An der Schwelle blieb sie stehen. Vor dem Kamin, hell beleuchtet von den Lichtern, die in silbernen Girandolen auf demselben brannten, saß ein Mann, dessen zweifellose Jugend seltsam mit seiner fahlen Gesichtsfarbe und den weißen Streifen contrastirte, die in vielfacher Anzahl sein dunkles Haar durchzogen.

Bei Camilla's Eintritt erhob er sich gelassen.

„Da ich sonst nicht zu Dir gelangen kann, habe ich Dich hier erwartet."

Ihre heitere Stimmung war verflogen.

„Wozu?" fragte sie mißlaunig, indem sie den kostbaren Elfenbeinfächer so heftig auf den Marmortisch warf, daß ein Stück davon absprang. „Damit ich Dich bei mir verhaften lasse?"

„Das wirst Du nicht thun," entgegnete er ohne zu zucken und völlig kalt, „wie Du es bisher nicht gethan hast, obwohl Dir mein Aufenthalt stets bekannt war. Du weißt, daß ich eine Waffe habe, und daß Verzweifelte zu Allem fähig sind. Sobald Du mich angibst, mache ich die Welt mit einem Briefchen bekannt, das ich an Deinem Hochzeitstage von Dir empfing. Du wirst wohl nicht behaupten wollen, daß Du Dich auf einmal nicht mehr entsinnst, was es enthielt!"

Sie antwortete nicht, sondern ging zornig in dem kleinen Raume auf und ab. Nachdem er einen Augenblick gewartet, fuhr der Mann in demselben Tone fort. „Wenn Du es nicht mehr wissen solltest, kann ich Dir sagen — ich kenne den Inhalt auswendig. „Werde reich und ich bin Dein; eine protestantische Ehe ist keine Fessel, die sich nicht wieder lösen läßt."

Er schwieg. „Graf S.," fuhr er dann mit einem Anfluge scharfen Hohnes in der Stimme fort, „dürfte nach der Lecture dieses Billets kaum noch Lust verspüren, Dir seine Millionen zu Füßen zu legen! Dies ist es, weßhalb Du mich nicht verräthst. — Nicht verrathen hast; — denn jetzt dürfte Dir dies kaum mehr möglich sein! Der Hehler ist so gut wie der Stehler; Du aber hast so lange geschwiegen, obwohl Dein eigener Mann darüber zu Grunde ging, daß Du nun nicht wohl mehr reden kannst!"

Eine Pause trat ein. Camilla ging rastlos auf und ab; ein kleiner blendend weißer Zahn nagte nervös an ihrer rosigen Unterlippe. Leo lehnte am Kamin und folgte mit den Augen jeder ihrer Bewegungen. Plötzlich hielt sie jäh vor ihm an.

„Und bedenken Sie gar nicht meinen Ruf?" stieß sie, zitternd vor Unwillen, hervor.

„Ich habe ihn bedacht; ich bin dort hereingekommen. Er deutete gelassen nach dem Balcone, dessen Glasthür halb offen stand, so daß der sternbesäte Himmel sichtbar war und ein lauer, schwüler Luftzug hereinwehte, der die Lichter am Kamine leise flackern machte.

Camilla blickte hinüber. „Das muß anders werden!" dachte sie bei sich.

Wieder trat eine Pause ein. Draußen schrie ein Nachtvogel, ein schlaftrunkener Schmetterling kam hereingeflattert, kreiste einige Male um eines der Lichter und flog dann wieder hinaus. Sonst regte sich nichts.

Camilla wurde des Umhergehens müde; den Ballmantel von sich schleudernd, warf sie sich in einen Fauteuil, lehnte den Kopf zurück und kreuzte die erhobenen Arme über demselben. Sie war wunderbar schön in dieser Stellung, mit der Glut der Erregung auf den Wangen und den mächtigen dunklen Augen, deren Glanz der unterdrückte, leidenschaftliche Zorn nur erhöhte. Die feenhafte Balltoilette, die sie trug, vermehrte den Zauber ihrer Erscheinung.

Leo wandte kein Auge von ihr. „Ich bin jetzt reich," sagte er plötzlich in die Stille hinein, „wirst Du endlich Dein Wort halten?"

„Du bist nicht reich!" rief sie, ungestüm aufspringend, „die Steine sind nicht Dein. Wie oft soll ich Dir noch sagen: Mit einem Verbrecher will ich nichts zu schaffen haben!"

„Auch nicht, wenn er es um Deinetwillen geworden?" fragte der Mann lauernd, während die Blässe seines Gesichtes zu einer förmlich unheimlichen wurde.

„Was geht es mich an, ich habe Dich nicht stehlen heißen! Hätte ich gewußt, was für ein wahnwitziger Mensch Du bist, ich würde mich nie mit Dir eingelassen haben. Himmel, welch' eine Thorheit war diese Laune!" Sie ergriff im Vorbeigehen den Fächer, fächelte sich ungestüm und warf ihn dann wieder hin.

„So," sagte Leo langsam, immer mit der Ruhe, die so seltsam mit dem Inhalte des Augenblickes contrastirte; „Du hast mich also nie geliebt! — Gleichviel! — Höre mich an" — unversehens trat er vor sie hin, so daß sie gezwungen war, vor ihm stehen zu bleiben; seine Stimme hatte nun doch einen anderen Klang! — „Höre mich an: Drei Wochen will ich noch warten. Drei Wochen. Das ist bis zum vierundzwanzigsten August. Du weißt wohl nicht mehr, daß das der Tag ist, an dem wir uns kennen lernten! Bis zu diesem Tage will ich noch warten." Er hielt inne. Ein eiskalter Schauer überlief sie unter dem sonderbaren Blicke, mit dem er sie ansah. Aber die leichtsinnige Frau schüttelte die bange Empfindung rasch ab. Ja sie fühlte sich beinahe erleichtert; das sah denn doch aus, als ob er jetzt gehen wollte! Und daß er nicht wiederkehren könne, dafür wollte sie sorgen!

„Willst Du so gütig sein und mich nun schlafen gehen lassen?" sagte sie gleichgiltig. „Ich bin müde."

Seine Augen hafteten noch immer mit demselben Blicke auf ihr. Wieder wollte der Schauer von vorhin sie erfassen. Allein wie viele Fehler diese Frau besaß, Feigheit war nicht darunter. Das trat jetzt plötzlich hervor; sie schien mit einem Male eine Andere! Ruhig wandte sie sich ab, setzte sich auf den nächsten Divan und begann wartend mit der Quaste eines Kissens zu spielen.

Da ging er langsam gegen den Balcon. Unter der Thür wandte er sich um und sah nach ihr zurück. Einen Augenblick lagen ihre Blicke ineinander. In dunkler Leidenschaft finster drohend der seine; fest und kampfeslustig der ihre.

„Bis zum vierundzwanzigsten August," sagte er noch einmal scharf. Sie antwortete nicht und sah nicht mehr hin. Er trat auf den Balcon; leicht und behend schwang seine schlanke Gestalt sich über die Brüstung. Camilla hörte ihn an dem Weinspalier hinabklettern, das die Mauern der Villa bedeckte.

Nachdem das Geräusch verstummt war, erhob sie sich, schloß eigenhändig die Holzläden der Balconthür, obwohl es ihren zarten Händen nur mit Anstrengung gelang, die schweren, eingerosteten Riegel vorzuschieben, und nahm sich vor, gleich am nächsten Morgen dafür zu sorgen, daß die Riegel fortan in Uebung bleiben sollten. Dann begab sie sich in ihr Schlafzimmer und träumte bald darauf von den Triumphen des vorhergegangenen Festes. Wohl tauchte zwischen dem bunten, glänzenden Gewimmel, das sie umgaukelte, hie und da plötzlich ein gespenstig blasser Kopf mit glühenden, unheimlichen Augen auf, aber er versank stets rasch wieder.

Im elendesten Zimmer eines Gasthofes letzten Ranges kniete beim Schein einer einzigen Kerze, deren Licht mit dem des grauenden Morgens stritt, Leo vor einem geöffneten Koffer und hielt eine kleine flache Cassette in der Hand, aus der in leuchtendem Feuer die von der Polizei der halben Welt vergeblich gesuchten Steine erstrahlten.

Es war kein beabsichtigter Raub gewesen, durch den er in den Besitz dieser Steine gelangte.

Leo hatte seine Eltern frühzeitig verloren. Unter der Vormundschaft eines alten Oheims aufwachsend, der, ein kranker Sonderling, sich nicht um das Thun und Treiben des Knaben bekümmerte, war seiner heftigen Natur nie ein Zügel angelegt worden; er hatte nicht gelernt, seine Triebe und Leidenschaften zu beherrschen. Das Unglück ließ ihn in frühester Jugend Camilla Hersberg begegnen. Wie Jeder, auf den das schöne Weib es abgesehen hatte, erlag auch er blindlings ihrem Zauber, nur daß dessen Wirkung bei ihm Dimensionen annahm, die Camilla selber nicht vorausgesehen hatte. Anfangs schmeichelte ihr die vulkanische Gewalt der Leidenschaft, die sie in dem Jünglinge entfesselt hatte, später wurde sie ihr jedoch nicht selten lästig und es kam ihr gelegen, durch ihre Heirat mit Blendheim die Sache zu einem vorläufigen Ende zu bringen. Was später werden sollte?! .... Sie dachte nicht daran, obwohl sie wissen mußte, daß eine

solche Neigung bei einem solchen Charakter nicht so ohneweiters auf Befehl erlischt. Sie nahm sich vor, eine tugendhafte Frau zu sein, denn sie war keine Abenteuerin und schätzte eine unbemakelte gesellschaftliche Stellung; aber man konnte ja nicht wissen, was die Zukunft brachte. Sie wußte aus eigener Erfahrung von ihrem Vater her, daß auch große Vermögen sich erschöpften, wenn sie ihre Hand dabei im Spiele hatte, und eines ruinirten Mannes Frau konnte sie niemals sein. Mit einem Worte, das „Ja", welches sie neben Robert v. Blendheim am Altare stehend aussprach, war für sie kein Abschluß. Mit diesen Gedanken — spielend durchdenkend — hatte sie kurz vorher jenes Billet an Leo geschrieben, mit dem sie einen Brief voll wilder Vorwürfe beantwortete, den er ihr am Morgen desselben Tages geschickt und in welchem er ihr angezeigt hatte, daß er allein nach Amerika gehe, da es ihm unmöglich sei, dieselbe Luft mit der Frau zu athmen, der begegnet zu sein er — noch wußte der Jüngling damals selbst nicht, mit wie großer Berechtigung — als den Fluch seines Lebens bezeichnete.

Seine Abreise befriedigte sie sehr. Im Grunde gefiel dieser stürmische Mensch ihr damals am besten von Allen, die sie kannte; dennoch war sie froh, daß er ihr für die nächste Zeit aus dem Wege kam.

Allein er kehrte zurück — und zwar nicht nur ohne die Schätze, die er in der neuen Welt zu erwerben geglaubt, sondern ärmer als er gegangen war. Anstatt ein großes Vermögen zu erringen, hatte er drüben auch das bescheidene Capital zugesetzt, in dessen Besitz er sich befunden. Die sehnsüchtige, fieberhafte Unruhe, die es ihm unmöglich gemacht hatte, sich irgend einem Unternehmen mit Ausdauer zu widmen, trieb ihn endlich wieder zurück, ohne daß er sein Ziel erreicht hätte.

„Ich kann nicht länger leben ohne Dich!" schrieb er an Camilla.

Aber ihr Interesse hatten sechs Jahre vollständig vernichtet, wohingegen ihre Toilettenbedürfnisse noch immer dieselben waren. Zudem erschien Leo in sehr unvortheilhafter Weise verändert; die Wildheit in seinem Wesen hatte jetzt etwas Unelegantes, Verkommenes; sein früher so schönes Gesicht sah verfallen aus, die Augen lagen tief in den Höhlen und die Haare hingen ihm wirr um den Kopf. Der distinguirte, wennschon nicht mehr junge Graf S., war ihr in diesem Augenblicke — wo Roberts Verlegenheiten bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte — nicht nur viel wichtiger, sondern auch angenehmer. Der Heimgekehrte erhielt dieselbe Antwort, die ihm immerdar geworden war.

Der Gemüthszustand, in dem er sich befand, war unbeschreiblich. Doch der erneute Anblick der inzwischen nur schöner gewordenen Frau, deren Bild er nicht aus seinen Herzen reißen konnte, steigerte seine Leiden-

schaft bis zum völligen Wahnsinn; ihm war als müsse sie sein werden und sollte darüber die Welt in Stücke gehen.

Tag und Nacht hatte er keinen anderen Gedanken.

Inzwischen sah er sich gezwungen zu arbeiten, um sich das Leben zu fristen, da seine letzten Mittel zur Neige gingen. Dieser Umstand führte ihn zu dem Bankier, in dessen Zimmer Robert v. Blendheim beim Fenster stand. Durch Camilla, die es zufällig wußte, hatte Leo erfahren, daß in dem Bankhause eine untergeordnete Stelle zu besetzen sei — um diese gedachte er sich zu bewerben. Als er an der Thür des Vorzimmers die Glocke ziehen wollte, bemerkte er, daß die Thür bloß angelehnt sei; er öffnete und trat ein. Niemand befand sich im Vorzimmer, auch der nächste Raum war leer. So kam er in ein drittes Gemach, zu dem aus dem zweiten die Thüre ganz offen stand. In beiden Zimmern deckten weiche Teppiche den Boden, die jeden Schritt dämpften. Auch hatte der Mann am Fenster, welcher derjenige war, den er unter allen Menschen am meisten und glühendsten haßte, den er aber im ersten Augenblicke nicht erkannte, sein Kommen offenbar nicht bemerkt. Schon wollte Leo durch ein Geräusch die Aufmerksamkeit des Fremden erregen, den er für den Bankier hielt, da fiel ein Blick auf die geöffnete Casse, aus der in einem Schächtelchen, das er bequem in seiner Brusttasche unterbringen konnte, das Vermögen ihm entgegenfunkelte, von dem Camilla ihren Besitz abhängig gemacht hatte, und das auf ehrlichem Wege zu erwerben ihm nicht gelungen war, niemals gelingen konnte!

Es war nur eine Secunde. Was vollzog sich in der einen Secunde in dem Innern dieses Menschen? Eines Menschen, der aus guter Familie stammte, gewöhnt war, sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen, und der sich bisher noch nie auch nur die Stecknadel eines Anderen angeeignet hatte.

Wer will sagen, ob er wußte, was er that, als er das Schächtelchen geräuschlos an sich nahm und leisen Schrittes zur Thür zurückschlich. Aus dem Nebenzimmer blickte er scheu zurück; aber der Mann am Fenster hatte sich nicht umgewendet. In diesem Augenblicke blitzte sein Name durch den Kopf des zum Diebe Gewordenen; allein er hatte jetzt keine Zeit sich dabei aufzuhalten. Auch regte kein Gedanke des Hasses oder der Rache sich mehr in ihm; — ein einziges Gefühl verschlang alle anderen Empfindungen! es war ihm einfach gleichgiltig wer zum Opfer seiner That wurde.

Bei vielen Verbrechen, von denen man hört, erhält man den Eindruck, als habe das Schicksal die Verbrecher dabei in besonderer Weise begünstigt, weil sonst die Ausführung der That fast unmöglich erschiene. Und doch liegt gerade in dieser scheinbaren Begünstigung meist das Verhängniß, welches die Schuldigen um so sicherer ihrer Strafe überliefert!

Kein Mensch trat dem Jüngling in den Weg, als er mit dem entwendeten Schatze die Wohnung und das Haus des Bankiers verließ, und während der allgemeine Verdacht sich auf einen ganz Unschuldigen lenkte, blieb er auch später völlig unbehelligt. Er hatte, sich seiner pecuniären Verkommenheit vor den einstigen Bekannten schämend, seine Rückkehr nach Europa Niemanden wissen lassen; alle Welt glaubte ihn in Amerika verschollen, während er unerkannt ein einsames und armseliges Dasein in Berlin lebte. Wie hätte man auf ihn gerathen sollen?

Wer aber will trotzdem behaupten daß er straflos blieb?!

„Wenn ich es umsonst that!" knirrschte er jetzt zwischen den Zähnen, während er auf die funkelnden Steine niederstarrte, deren Anblick seinen verwirrten Geist verblendet hatte; „wenn ich es umsonst that!"

Ein Geräusch regte sich im Hause. Zusammenfahrend drückte Leo hastig den Deckel des Kästchens zu, schloß es in den Koffer und legte den Schlüssel unter das Kopfkissen seines Bettes.

Dann begann er, anstatt endlich die Ruhe zu suchen, im Zimmer auf und ab zu wandeln. Sein Gesicht hatte dabei einen Ausdruck furchtbarer, wilder Entschlossenheit, vor dem doch wohl auch die leichtsinnige und starkmuthige Camilla erschrocken wäre, wenn sie ihn gesehen hätte.

Einmal während des Herumwandelns griff er mit der Hand nach der Brusttasche, wie um sich zu vergewissern, daß ein Gegenstand noch dort sei, an den er dachte, worauf er seinen Weg fortsetzte.

IX.

Die leise Hoffnung, welche der Arzt gegeben, sollte sich bestätigen: Roberts Zustand besserte sich von Tag zu Tag und bald schritt er mit tüchtigen Schritten seiner Genesung zu.

Von dem Augenblicke an, wo die Wiederkehr des Bewußtseins bei dem Kranken zu erwarten war, betrat Siliane sein Zimmer nicht mehr. Doch hielt sie sich in einem Nebengemache auf und leitete von dort aus die weitere Pflege. Auch als Robert bereits das Bett verlassen und einige Stunden im Lehnstuhle zubringen durfte, blieb sie auf das dringende Verlangen des Arztes, der sich die ganze Zeit hindurch sehr theilnahmsvoll und opferbereit gezeigt hatte, noch eine Weile im Schlosse.

„Sobald Sie den Rücken wenden, wird man hier Dummheiten machen," sagte der Doctor in seiner energischen Weise; „in diesem Falle aber stehe ich für Nichts."

„So lange ich nöthig bin, denke ich nicht an's Gehen," erwiderte Siliane einfach. „Nur sorgen Sie, daß er meine Anwesenheit nicht entdecken kann."

Es war nicht schwer, diese Entdeckung zu verhüten. Robert frug nach Nichts, Nichts fiel ihm auf, erregte seine Theilnahme; er bemerkte kaum, was um ihn vorging — eine völlige Apathie lag über ihm.

„Den Körper konnte ich gesund machen," sagte kopfschüttelnd der Doctor; „aber sein Gemüth ist krank, und dagegen vermag ich ihm keine Arznei zu verschreiben!"

Das wonnige Genesungsgefühl, das andere Menschen empfinden, wenn sie sich nach schwerem Leiden vom Krankenlager wieder erheben, blieb bei Robert völlig aus. Keine Spur davon war auf seinem bleichen Gesicht, in seinem dunklen Blicke zu entdecken. Und während sonst Genesende die Zeit nicht erwarten können, die ihnen wieder größere Freiheit der Bewegung bringt, war er, obschon seine Kraft bereits dazu ausreichte und trotzdem der Arzt es dringend wünschte, nicht zu bewegen, die Schwelle seiner Krankengemächer zu überschreiten. Er verabscheute es offenbar, mit diesem Schritte wieder in eine Außenwelt zurückzukehren, von der er nichts mehr wissen wollte, und alle Ueberredung scheiterte an diesem Widerwillen. Stets auf derselben Stelle am Fenster sitzend, starrte er Tag für Tag schweigend und antheillos in die grünen Wipfel der Bäume des Parkes.

„Gott! Gott! was er nur immer denkt!" seufzte der alte Wilhelm sorgenvoll in sich hinein. „Gutes ist es gewiß nichts!"

Dennoch war es mitunter Gutes. Es gab Stunden, in denen es über Robert kam, wie es über Siliane gekommen war, als sie nach langen Jahren zuerst wieder die grünen Gänge da unten betreten hatte. Alles, was zwischen dem Einst lag, dünkte ihm in diesen Stunden eine Lüge, ein Etwas, das bloß in seiner Phantasie existirte! Es war ihm, als müsse er aufstehen und in das grüne Haus hinübergehen und Siliane dort finden, wie er sie so oft gefunden hatte! als müsse Alles unverändert sein, wie es vor neun Jahren gewesen, gleichwie diese Bäume da draußen unverändert waren und die blauen Linien der Berge dahinter und der Raum, in dem er sich befand und die Gegenstände, die ihn umgaben.

Allein es währte nie lange, so fuhr er aus diesen friedlichen Träumen empor, um nur mit um so herberer Qual zum klaren Bewußtsein der so sehr von jenen verschiedenen Wirklichkeit zurückzukehren.

Sein Leben däuchte ihm ein verlorenes. Nach jeder Richtung hin hatte er Bankerott gemacht. So lange es unumgänglich nothwendig gewesen, war er trotzdem aufrecht geblieben; erst nachdem alle Verhältnisse geordnet, die Scheidung vollzogen, die Geldangelegenheiten ins Reine gebracht waren — nach Zahlung aller Schulden Camillas, blieb ihm gerade noch sein väterliches Erbe — erst dann hatte er sich in die alte Heimat geflüchtet, um dort zusammenzubrechen. Jetzt war ihm die Körperkraft

zurückgekehrt; allein kaum wurde er sich dessen bewußt, den innerlich blieb er gebrochen.

Als er zum ersten Male aus der Nacht des Fiebers wieder zu klarem Denken erwacht war, hatte er sofort nach den inzwischen eingelaufenen Zeitungen und Briefen verlangt. Da eine anfängliche Verweigerung ihn aufs Höchste erregte, war nichts übrig geblieben, als seinem Begehren zu willfahren. Mit zitternden Händen hatte er darauf die Blätter aufgerissen, durchwühlt — um sie eins nach dem anderen bis zum letzten kraftlos zu Boden flattern zu lassen.

Was er suchte stand nicht darin.

Seit jener Stunde fragte er nicht mehr nach den anlangenden Postsachen; wenn dennoch Wilhelm sie ihm zu präsentiren wagte, wies er ihn gleichgiltig zurück. — Er hatte die Hoffnung aufgegeben!

Ein anderes Mal wünschte er die Kinder zu sehen. Man brachte sie ihm sogleich. Allein als sie da waren, verursachte ihr Anblick ihm eine solche Pein, daß er sie alsbald wieder fortschickte. Die Kleinen ihrerseits fürchteten sich bei diesem Besuche vor dem Papa. Er erschien ihnen fremd; die Krankheit hatte ihn abgemagert, tiefe Blässe bedeckte seine Züge, selbst seine Stimme klang ihnen anders; scheu blickten sie nach ihm hin, und waren froh, wieder aus dem halbdunkeln Krankenzimmer schlüpfen zu können.

So war auch dies vergeblich. Robert's düstere Versunkenheit wurde nach jedem Besuche nur noch größer.

„Wenn das so fortgeht, befürchte ich eine ernstliche Störung seines Geistes," sagte der Arzt zu Siliane, die er im grünen Hause aufsuchte, denn als Robert so weit war, daß kein Rückfall mehr zu besorgen stand, hatte sie still und unbemerkt, wie sie gekommen, das Schloß wieder verlassen; „man müßte ihm diesem trostlosen Zustande gewaltsam entreißen. Womit?"

Das Mädchen schwieg, gesenkten Auges. „Womit?" Sie legte sich diese Frage schon lange vor, ohne eine Antwort darauf zu finden. Die Kinder waren ihre einzige Hoffnung gewesen und sie hatte sich nichtig gezeigt!

„Wenn man einen Freund herbeirufen könnte?" meinte der Doctor. Allein Siliane kannte Robert's Freunde nicht; sicher besaß er deren; jedoch ein in seiner Lage nur zu begreifliches Mißtrauen, eine krankhafte Scheu, ihnen als ein Mensch, dessen Ehre nicht unbezweifelt war, lästig zu sein, hatte ihn Alles schroff zurückweisen lassen, und so kam es, daß jetzt keiner nach ihm fragte, daß die unverdient Gekränkten, zu welchen auch der Bankier gehörte, sich von ihm fernhielten — weniger aus Verdruß, als weil sie sich nicht aufdrängen mochten.

„Ich weiß keinen Rath," beantwortete Siliane tonlos die Frage des Arztes.

Sein wohlwollender Blick ruhte auf ihr. Ihr zartes Gesicht war sehr schmal und blaß geworden, seit er sie kennen gelernt hatte, und über ihrer Gestalt lag ein Hauch tiefer Müdigkeit. Siliane lehnte sich jetzt nicht mehr auf gegen das Leid, das ihr durch Robert wurde; sie nahm es geduldig hin, wie ein Verhängniß. Ihre Widerstandsfähigkeit hatte sie überhaupt verlassen. Durch die Anstrengungen der Pflege, die Luft des Krankenzimmers, die tiefen Aufregungen war sie sehr geschwächt und erschöpft — sie hatte oft ein Gefühl, als könne sie sich nicht länger aufrechterhalten. Im jetzigen Augenblicke überwältigte sie dieses Gefühl beinahe.

Dem Arzte stieg plötzlich eine bange Ahnung auf. „Ich war ein Dummkopf!" schalt er sich im Stillen; „ich hätte es vom Anfang an bedenken sollen!" Und laut sagte er: „Fahren Sie mit mir nach der Stadt und besuchen Sie meine Frau; auch Ihnen thut Zerstreuung noth. Jeder Mensch braucht deren."

Siliane lächelte ihn matt an. „Ich danke Ihnen — aber — ich kann nicht."

„Sie sind krank?" fuhr er heraus, fast in einem zornigen Tone.

„Nein," sagte Siliane sich zusammennehmend; „ich glaube, ich bin nicht krank."

Er blieb länger bei ihr als sonst, und als er die Treppe hinunter stapfte, dachte er kopfschüttelnd bei sich: „Ich weiß nicht, was mit diesen zwei Menschen noch werden soll!" —

Obwohl Robert Silianens Nähe nicht ahnte, hatte er doch ein merkwürdig starkes, ihm unerklärliches Gefühl derselben. Oft, wenn die Thür ging, blickte er unwillkürlich auf, weil ihm war, als müßte sie hereintreten, und wie sehr er sich auch dieser Einbildung wegen verhöhnte, konnte er doch nicht hindern, daß jenes Gefühl ihn immer wieder überfiel.

Siliane! Sie weilte vielleicht nicht einmal im selben Welttheile mit ihm, und er, der Thor, er träumte von ihrer Nähe! Robert kannte den Gatten der Dame, welche Siliane nach dem Süden begleitet hatte; so war die Nachricht ihrer Reise zufällig an sein Ohr gedrungen. Ob sie von derselben bereits zurückgekehrt sei, und wo sie jetzt leben mochte, war ihm verborgen geblieben, da er nun schon so lange von der Welt abgeschlossen war. Er grübelte jetzt viel darüber. Bei seiner Ankunft im Schlosse hatte er nach den Bewohnern des grünen Hauses gefragt; fremde Namen waren ihm genannt worden. Entweder befand sich demnach Siliane noch auf der Reise oder sie wohnte wieder in Berlin. Vielleicht auch hatte sie in der Ferne einen Mann begegnet, der sie besser verdiente und der ihr Herz zu

gewinnen vermochte?! Vielleicht — war sie heute eine glückliche Gattin, die der freud- wie leidvollen Vergangenheit mit keinem Gedanken mehr gedachte?! . . . . .

Wie dem aber auch sein, wo sie weilen, wie ihr Los sich gestaltet haben mochte — ihm war sie verloren! Doppelt und dreifach, verloren durch eigene Schuld und durch des Geschicks! . . . . .

Wer weiß, ob er sie auch nur noch einmal im Leben so flüchtig begegnen würde, wie damals in Berlin, auf seinem Ritt mit Camilla?!

Im Fieberwahnsinn freilich, da hatte er sie gesehen! An seinem Bette hatte sie gestanden — fast ganz unverändert wie ehemals, nur etwas blässer und mit Augen, die ihm größer und tiefer geworden schienen. Ihm war, als fühle er noch die weiche, kühle Hand, die sie ihm auf die Stirne gelegt, als höre er noch die flüsternde Stimme mit der sie zu Anderen, die er nicht kannte und nicht sah, Worte sprach, die er nicht verstand.

Aber das war ein Traum gewesen. Man hätte ihn nicht aus diesem Traume wecken sollen; — es wäre leicht und süß gewesen, darin zu sterben! — — —

Freilich: die armen Kinder! Konnte er wünschen, sie auch zu verlassen, wie die Mutter sie verlassen hatte! Allein, was nützte ihnen ein Vater, nach dem „die Welt mit Fingern wies", wie ihre Mutter gesagt hatte?!

Bei diesem Punkte angelangt, verwirrte sich Roberts Denken stets und immer krankhafter. Hier war's, wo die Gefahr drohte, welche der theilnehmende Arzt bekümmert angedeutet hatte.

In der That: wenn jener krankhafte Gedanke zum alleinherrschenden in Robert wurde, was war dann noch zu hoffen?! Allein, obwohl er sich immer mehr in sein Gemüth einfraß, alleinherrschend konnte er nicht werden, weil ihm ein anderer, gleich mächtiger, entgegenstand — und das war der an Siliane. Er brachte die Rettung, als sie kaum mehr gehofft ward!

Von Tag zu Tag wurde die Erinnerung an die Freundin seiner Jugend lebhafter und tiefer in Roberts Herzen. Von bitteren Vorwürfen, die nie ganz verstummt waren in seiner Brust, ausgehend, fand er eine selbstquälerische Freude darin, sich das Glück auf's deutlichste zu vergegenwärtigen, das er freiwillig von sich gestoßen hatte. Dann wieder wanderte sein Geist weit in die Vergangenheit zurück; jede kleinste Begebenheit seit der ersten Begegnung mit Siliane in ihrer Beider Kindheit, rief er sich in's Gedächtniß; jedes bedeutendere Gespräch mit ihr wurde noch einmal lebendig in ihm — der Ort, an dem es geführt worden, die Tageszeit, zu der es stattgefunden — jeder geringfügigste Umstand wurde ihm in den wachen Träumen gegenwärtig, mit denen er den Tag hinbrachte.

So geschah's, daß ihm ein langvergessenes Bild unvermuthet vor die Seele trat. Sie standen nach einem Spaziergange Abschied nehmend vor der Thür des grünen Hauses. Ein Betrunkener taumelte vorüber. „Mein Gott!" sagte Julius, der kurz vorher zu den Ferien eingetroffen war, „das ist ja unser alter Tischlermeister! seit wann trinkt er denn?!"

„Seit ihm sein Sohn davonging, der ein Lump ist; die Verzweiflung hat ihn dazu gebracht!"

Da wandte Siliane ihr von der Abendsonne bestrahltes Haupt zu ihm, der die letzten Worte gesprochen, und sagte nachdenklich ohne Härte, aber mit Trauer:

„Ich weiß nicht — mir will scheinen: Verzweiflung ist oft bloß Feigheit? Man kann nichts tragen, weil man nichts tragen mag."

Er hatte ihr damals Recht gegeben. Und jetzt?!

Es ging förmlich wie ein Ruck durch sein ganzes Wesen, als er es dachte.

War er nicht ebenso völlig den Schlägen des Schicksals erlegen wie jener Mann? Hatte er nicht ebenso muthlos die Waffen gestreckt, müde des Kampfes, einzig Vergessen ersehnend?

„Weil der Kampf hoffnungslos ist," hatte er sich gesagt. War's nicht vielmehr Feigheit gewesen, die davor zurückschreckte ihn weiter zu führen? Feigheit, welche es scheute, der Last Stand zu halten, die das Geschick ihm auferlegt und sie dadurch, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich zu überwinden? Feigheit, die ihm den Sinn verwirrte, ihn die Forderungen übersehen ließ, die das Leben noch an ihn stellte und denen er unter allen Umständen gerecht werden mußte? Wie — hatte er es auch nicht verhindern können, daß ein Fluch die unschuldigen Häupter seiner Kinder traf — war es nicht an ihm, diesen Fluch getreulich mit ihnen zu theilen, in doppelter Liebe sie zu umfassen, zu schützen, ihrer hilflosen Jugend den Muth zu lehren, dessen sie, herangewachsen, gleich ihm bedürftig sein würden, sie anzuleiten, in ihrem eigenen Bewußtsein Trost und Ersatz zu finden? Wessen Amt war das, wenn nicht das seine? Und da er noch ein Amt zu erfüllen hatte auf Erden, durfte er sich müssiger Verzweiflung hingeben?! Ein tiefes Gefühl der Scham überfiel ihn. Nein, nicht draußen in der Welt, in seinem eigenen Innern hatte er die schlimmste Niederlage erlitten! Er war ein Mann, und er hatte sich seinem Schicksale nicht gewachsen gezeigt!

Robert sprang plötzlich auf — die erste frische Bewegung seit seiner Krankheit. Fast hastig eilte er dem Ausgange des Zimmers zu. An der Thür überfiel ihn ein Schwindel, er wankte und mußte sich an dem Thürpfosten halten. Die physische Kraft, das zeigte sich jetzt, war ihm doch noch

nicht ganz wiedergekehrt. Fast war es als wollten ihn seine Füße nicht mehr dahinaus tragen — zurück in ein Dasein, das öde und trostlos vor ihm lag und vor dem sein Herz, sich krampfhaft zusammenziehend, in diesem Augenblicke noch einmal erschauderte!

Aber er mußte hinaus, er mußte zurück! — Und wenn es nie wieder fröhliche Stunden in seinem Leben geben konnte — war er denn ohne Schuld? Jene freilich lastete nicht auf ihn, deren Verdacht ein unfaßliches Verhängniß auf ihn gelegt; aber war nicht durch ihn ein warmes, vertrauensvolles Herz im Tiefsten gekränkt worden? Hatte er nicht einem Wesen die Treue gebrochen, das es am wenigsten um ihn verdiente? Als eine Sühne wollte er betrachten, was ihn da draußen Herbes erwartete und es in standhaftem Mannesmuthe tragen so lange es sein mußte! War das Glück ein Gast, der nimmer in seiner Seele einkehren konnte, so galt es doch, sich das Bewußtsein, des Glückes werth zu sein, zu erkämpfen und zu bewahren! Wie hatte er dies so lange — so lange gänzlich vergessen können! —

Unter diesen Gedanken rang er mit der physischen Schwäche, die ihn zu überwältigen drohte, und allmälig zwang er sie nieder.

Noch einige Minuten, dann konnte er die Thür öffnen und fast festen Schrittes auf den Flur hinaustreten.

Seine Kinder sprangen in Lina's Begleitung die Treppe hinunter, um in den Garten zu gehen. Es berührte ihn unendlich wohlthuend, daß ihr Anblick es war, der ihn bei dem Eintritte in das neue Leben begrüßte, das ihnen gewidmet sein sollte!

Mit weicher Stimme rief er sie an.

Die Kleinen blieben erschrocken stehen, blickten zaghaft nach ihm, liefen aber dann freudig auf ihn zu. Sie kannten ihn jetzt wieder! Der Instinkt lehrte sie die Aenderung erkennen, die mit ihm vorgegangen war.

Er preßte Beide an sich, küßte sie zärtlich, ließ sie aber dann schweigend aus seinen Armen und bedeutete ihnen freundlich ihren Weg fortzusetzen. Die Bewegung drohte ihn zu übermannen, er fürchtete einen neuen Schwächeanfall.

Langsam, und oft nach ihm, der oben auf dem Treppenabsatze stand, zurücksehend, gingen die Kinder mit Lina hinunter. Auch das junge Mädchen konnte sich nicht enthalten einmal nach ihm umzublicken. „Ich glaube wirklich, der Herr Baron ist plötzlich beinahe gesund!“ dachte sie verwundert. „Freilich: Wie sieht er noch aus, der Arme!“

Robert horchte den verhallenden Schritten, dann wandte er sich und ging im Flur weiter, seinem Arbeitszimmer zu.

Arbeitszimmer! Der Ausdruck berührte ihn ganz eigenthümlich; wie lange hatte er nicht gearbeitet! Rechnungen, Berichte, Briefe mußten sich auf seinem Schreibtische thürmen!

Als er vor der Thür anlangte, zeigte es sich, daß sie verschlossen war. „Das hätte ich denken können," sagte sich Robert; „Wilhelm hat wohl den Schlüssel irgendwo aufbewahrt, da ich das Zimmer so viele Wochen nicht benützte. Wo mag er sein?"

Er ging in seine bisherigen Gemächer zurück und zog an der Glocke. Auf dies kam aus der Küche herauf Hans, starrte ihn mit einem sehr dummen Gesichte an und meldete: Wilhelm hätte einen nothwendigen Gang unternommen, würde aber bald zurückkehren.

Robert besann sich einen Augenblick. Sollte er auf den alten Diener warten? sollte er inzwischen in den Park gehen zu den Kindern? Er wußte nur Eines: daß er nicht eine Minute länger hier bleiben wollte, in diesen Zimmern, die ihn an die furchtbarste Zeit seines Lebens erinnerten und deren Luft ihn bedrückte wie Blei.

Plötzlich erfaßte ihn eine Sehnsucht. Er nahm einen Hut, schritt an dem noch immer in vollem Erstaunen dastehenden und seiner Befehle harrenden Hans vorüber, ohne ihn zu beachten, und ging langsam und nicht ohne Anstrengung die Treppe hinab. Unten angelangt, wandte er sich nicht dem Park zu, sondern trat auf die Straße hinaus.

Was wollte er bei dem grünen Hause? Er wußte es selbst nicht, er empfand ein Verlangen es zu sehen, den Weg zu wandeln, den er in glücklichen Tagen so oft gegangen war.

Als er hinkam, trat eine ihm unbekannte Frau aus dem Garten und ging an ihm vorüber. Es berührte ihn eigenthümlich. „Fremde!" dachte er, „Fremde wohnen jetzt hier!" Obwohl er es gewußt hatte, konnte er sich nicht an die Vorstellung gewöhnen.

Die Frau hatte die Thür des Gartens hinter sich offen gelassen. Ohne darüber nachzudenken, trat er ein, wandelte langsam, mit behutsamen, man könnte sagen liebevollen Schritten die schmalen Wege hin, blieb alle Augenblicke stehen, sah sinnend um sich, und ging dann wieder weiter — traumverloren, tief erregt, ganz ähnlich wie Siliane vor Wochen durch seinen Park gewandert war.

Sie stand in diesem Augenblicke in der Laube vor einem Tische und ordnete Blumen in eine Vase. Der Doctor wollte andern Tages noch einen Versuch unternehmen den Genesenen in seine früheren Wohnräume, besonders in das Clavierzimmer — Siliane hatte ihm gesagt, daß Robert ein Musikfreund sei — zu locken, um durch den Wechsel der Umgebung anregend auf ihn zu wirken. Eine List war zu diesem Zwecke ersonnen worden — Wilhelm

sollte absichtlich irgend ein Unheil in den Krankenzimmern anrichten; dem Lärm der Arbeiter, die den Schaden gut machen mußten, würde Robert vielleicht entgehen wollen. Im Clavierzimmer sollte das Piano offen stehen, und statt der Leuchter wollte man zu beiden Seiten Blumen stellen, um einen freundlichen, einladenden Eindruck hervorzubringen, auf das Notenpult aber Roberts Lieblingslied: Schubert's „Winterreise" aufgeschlagen bereit liegen.

Die Blumen, welche Siliane jetzt ordnete, waren zu jenem Zwecke bestimmt.

Sie hatte an diesem Nachmittage ihre Koffer gepackt. Wenn morgen die List gelang, wenn der ersehnte Erfolg damit erreicht wurde und Robert sich wieder an die Außenwelt gewöhnte, dann war es für sie Zeit zu gehen.

Der Doctor schwieg, als sie ihm am Vormittage davon sagte. Sie errieth seine Gedanken; sie wußte, daß er längst Sorge um sie trug.

„So weit muß meine physische Kraft noch reichen," sagte sie sich im Stillen; „den Ausgang dieses Versuches muß ich noch erfahren und abreisen muß ich noch können. — Dann . . . . ."

In diese Gedanken versenkt, vernahm sie jetzt plötzlich Schritte, die ihren Herzschlag stocken ließen. „Wer war das?!" . . . . .

Langsam wandte sie sich um — Robert stand unter dem Eingang der Laube.

Eine lange Weile blieben die beiden Menschen unbeweglich. Eine Flucht war unmöglich; aber Siliane dachte auch nicht daran. Wie eine Lähmung lag es über ihr; sogar ihre ausgestreckte Hand, die eben eine Rose in die Vase stecken gewollt, blieb in derselben freischwebenden Lage.

„Ist es eine Vision?" fragte sich Robert betäubt. „Kann das Wirklichkeit sein, oder bin ich von Neuem krank geworden?"

Er lehnte sich athemlos gegen das Holzgitter der Laube, schloß die Augen, öffnete sie wieder. „Siliane!" murmelte er bebend, halb bewußtlos vor Aufregung.

Sie schwieg; kein Laut wollte sich ihrer Kehle entringen. Die Hand mit der Rose sank langsam und als wäre sie von Holz, an ihrer Seite herab, die Finger öffneten sich und die Blume fiel zu Boden.

Da begann er schwankenden Schrittes näher zu treten. Sie regte sich noch immer nicht; nur die Hand legte sie auf die Brust, als sei sie am Ersticken, und jetzt schlossen sich ihre Augen, wie wenn sie im Begriffe wäre das Bewußtsein zu verlieren.

Ein Ungeheures, Unfaßbares umbrauste den Mann, der vor ihr stand, hob ihn weit hinweg über die enge Erde, umwogte ihn wie ein stürmisches Meer, breitete sich vor ihm aus wie ein sonnedurchglänztes Märchen!

Staunender Jubel, ungläubiges Entzücken, nagende Angst, daß das Märchen in Nichts zerrinnen könnte, aufjauchzende Hoffnung, grenzenlose, demüthige, fast anbetende Dankbarkeit mischten sich in dem zitternden Tone der mehr gestammelten als gesprochenen Worte:

„Du liebst mich auch jetzt, Siliane?!"

Der Klang seiner Stimme schien sie in's Leben zurückzurufen. Einen Augenblick kämpfte die Scham in ihr. Allein sie hörte das Beben seines Tones, sie hörte Alles heraus, was darin lag.

„Ich liebe Dich auch jetzt!" flüsterte sie leise, fast unhörbar und ohne aufzusehen.

Da glitt der Mann zu ihren Füßen und küßte den Saum ihres Kleides. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Zeit verging. Wer will sagen wie lange es war? Die Beiden selber wußten es nicht! Plötzlich ließ Robert Silianen heftig aus seinen Armen. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, während er hastig von ihr forttrat.

Sie war ihm doch verloren! Ihr Herz, dieser unerschöpfliche Born der Liebe — es gehörte ihm. Er war frei — sein Weib hatte ihn freiwillig und ohne seine Schuld verlassen, das Gericht die Scheidung ausgesprochen — weder Religion noch Gesetz hinderten ihn ein neues Band zu schließen. — Aber es gab ein Anderes!

Er hatte es nur vergessen, in dieser Stunde hatte er es zu vergessen vermocht!

„Vergieb mir — ich bin — Du weißt —" stammelte er in abgebrochenen Sätzen; „ich kann niemals —"

„Robert!" rief Siliane, ihn unterbrechend; „was kümmert es mich, wie kurzsichtige Fremde von Dir denken?! eine Welt, die wir nicht brauchen!"

Er erhob die Augen und sah sie an. Ihr Blick begegnete dem seinen. Er sah sie lange an, mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit.

„Gott segne Dich!" flüsterte er endlich leise, aber ohne ihr näher zu treten. „Gott segne Dich!"

„Robert!" rief Siliane noch einmal, außer sich.

Allein zermalmt wandte er sich hinweg. „Dann wäre ich wirklich ein Elender," sagte er dumpf und mit Anstrengung, „Du glaubst das nicht von mir, Siliane!"

Sie stand schweigend, die Arme über der Brust gekreuzt, wie eine Dulderin. Sie fühlte, daß er Recht hatte, daß sie an seiner Stelle ebenso handeln würde, daß er unter diesen Umständen an ihrer Seite niemals

Platz finden konnte. Unbewußt starrten ihre Augen in die Ferne, als suchten sie dort Hilfe, Rettung!

Robert hatte sich kraftlos auf die Bank gesetzt und hielt das Gesicht mit den Händen verdeckt.

Da knirschte wie einst der Kies unter dem Tritt eines Fußes und Wilhelm wurde sichtbar, der etwas Weißes in der Hand hielt.

Erschrocken und verwirrt blieb der alte Diener stehen, als er so unvermuthet seinen Herrn hier erblickte; Siliane war's, die er suchte, ihren Rath einzuholen.

„Ein Telegramm — aus Berlin —" stotterte er unsicher.

Wie im Traume trat Siliane auf ihn zu. Mit jener wunderbaren Art von Clairvoyance, die in den inhaltsschwersten Augenblicken unseres Lebens mitunter plötzlich über uns kommt, sah sie durch das verschlossene Blatt hindurch was es enthielt, und als ihre zitternden Hände es aufrissen, zeigte sich, daß sie sich nicht getäuscht!

Das Telegramm kam von dem Bankier und enthielt drei kurze Sätze:

„Dieb entdeckt, Brillanten wiedergefunden, Näheres brieflich." — — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage lag Siliane im Typhus. Die ungeheure Aufregung mochte den Ausbruch der Krankheit um ein Weniges beschleunigt haben, die sie von Robert geerbt und deren Keim sie längst in sich trug.

Kaum viel weniger verzweifelt als Robert, geberdete sich der Arzt. „Ich Esel!" rief er wiederholt gegen sich selbst wüthend, „ich alter Esel! zuzugeben, daß sie im Schlosse blieb! zuzugeben, daß sie ihn pflegte!" — Als ob er es hätte hindern können!

Er widmete Silianen eine Sorgfalt, als wäre sie sein eigenes Kind. Im vollsten Sinne des Wortes kämpfte er um ihr Leben.

Der alte Wilhelm war den ganzen Tag nicht von der Thür des Krankenzimmers wegzubringen.

Robert hatte an Julius telegraphirt, und zwar in seiner Eigenschaft als Verlobter Silianens. Rosa, die einem freudigen Ereignisse entgegensah, konnte zwar ihre Schwägerin nicht pflegen, aber ihre Mutter begleitete statt ihrer den Schwiegersohn und brachte ein mütterliches Herz mit.

Der Himmel erwies sich der Vielgeprüften gnädig. Siliane genas und erholte sich verhältnißmäßig rasch.

„Ich habe sie Ihnen gerettet!" sagte der Doctor an dem glücklichen Tage, da hierüber kein Zweifel mehr walten konnte, fast zornig zu Robert; „aber nun geben Sie mir Acht auf sie!"

„Ja, ja," murmelte Robert unter Thränen lächelnd; „wie wenn sie von Glas wäre!"

X.

In Berlin ging inzwischen der Name Blendheim noch einmal von Mund zu Mund. Alle Welt sprach ihn volle Theilnahme und Sympathie aus, und die seinerzeit am meisten gewispert und gedeutet, versicherten jetzt am lautesten, es sei ihnen nie in den Sinn gekommen im Ernste die Ehrenhaftigkeit dieses Mannes zu bezweifeln; sie hätten immer gewußt, daß die Geschichte sich aufklären würde, wenn auch Niemand eine so romanhafte Entwicklung voraussehen konnte.

In ihrer Villa zu Wiesbaden hatte die Dienerschaft, welche des Morgens das Boudoir in Ordnung bringen wollte, Camilla todt und blutüberströmt auf dem Teppiche liegen gefunden; neben ihr die Leiche eines jungen unbekannten Mannes, in dessen Brust noch der Dolch steckte, mit dem er ihrem und seinem Leben ein Ende gemacht.

Auf dem Tische — demselben Marmortische, auf den Camilla damals ihren Fächer geschleudert — lag ein an die Polizeibehörde gerichteter Brief, in welchem der Fremde sich zu dem Juwelenraub bekannte, den ganzen Vorgang bei der That erzählte, und schließlich den Ort angab, an dem er in einer der letzten Nächte die Steine vergraben hatte, damit sie nach seinem Tode nicht Unberufenen in die Hände fallen könnten, und wo man sie auch vollzählig vorfand. Nicht einer fehlte — obwohl der, in dessen Besitz sie Monate hindurch gewesen — notorisch gedarbt hatte. —

Räthselhaft, wie das ganze Gebaren des Mannes, blieb auch sein Eindringen in die Villa. Die Thür des Balcons war diesmal noch am Morgen fest verschlossen und auch sämmtliche Fenster zeigten sich durch verriegelte Läden geschützt. Es mußte angenommen werden, daß es dem Fremden, trotz der zahlreichen Dienerschaft gelungen war, sich schon am Abende vorher einzuschleichen und im Hause selbst verborgen zu halten.

Ganz Wiesbaden gerieth in die größte Aufregung und der Telegraph trug noch am nämlichen Tage die sensationelle Schreckenskunde nach allen Richtungen.

Es war der sechsundzwanzigste August, nicht der vierundzwanzigste. Wahrscheinlich hatten Umstände das furchtbare Vorhaben erst an diesem Tage ermöglicht. Camilla's Wachsamkeit mochte es bis zum vierundzwanzigsten vereitelt haben; nachdem aber dieser verhängnißvolle Tag ruhig vorübergegangen war, hatte wohl der Leichtsinn wieder die Oberhand in ihr gewonnen, und sie in ihren Vorsichtsmaßregeln nachlässiger sein lassen. Die in Thränen aufgelöste Madame Dumont sagte aus, während sie durch einige Zeit stets die Nächte in dem Schlafzimmer der Baronin habe

zubringen müssen, sei diese gerade in der Nacht vor dem Morde, zu ihrer früheren Gewohnheit allein zu schlafen, zurückgekehrt.

* * *

Im Spätherbste desselben Jahres — es war ein milder, sonniger Spätherbst — saßen auf der Terrasse eines Hotels im südlichen Baiern ein Herr und eine Dame, die erst vor Kurzem daselbst angekommen waren, um, so lange es die Witterung noch erlaubte, die stärkende Alpenluft zu genießen, und deren Blicke jetzt auf dem zauberhaft schönen See ruhten, der sich vor ihren Augen ausbreitete und dem der herbstliche Farbenreichthum seiner Ufer gegenwärtig noch einen stimmungsvollen Reiz mehr verlieh.

Die Terrasse war um diese Stunde völlig einsam, das Hotel barg überhaupt nicht mehr viele Gäste, bloß zwei reizende Kinder spielten in einer Ecke an einem Tischchen; die Dame konnte daher ungescheut den Kopf an die Schulter ihres Gatten lehnen und dieser den Arm um ihren Leib schlingen. Wie die Beiden so saßen, still versenkt in die Schönheit der Natur und in das innige Gefühl ihres Beisammenseins, machten sie so recht den Eindruck von Menschen, die sich ausruhen. Wie sehr sie dieses Ausruhens bedurften, das zeigte schon ein flüchtiger Blick auf ihre Züge.

Sowohl das blasse sympathische Antlitz des etwa fünfunddreißigjährigen Mannes, als das feine anmuthige Gesicht der braunhaarigen Frau, die vielleicht sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen mochte, sprachen von tiefen seelischen und körperlichen Erschütterungen, die über sie hingegangen sein mußten und wohl auch jetzt noch leise in ihnen fortlebten.

Ein alter Diener erschien und brachte einen Brief. „Vom Doctor," sagte der junge Mann erfreut, indem er das Schreiben erbrach. Nachdem er es durchflogen, reichte er es lächelnd seiner Frau. „Er frägt, wann wir zurückkommen! — es sind genau sechs Tage, daß wir abreisten."

Auch Siliane lächelte. „Wenn wir wieder daheim sind, wollen wir diesen treuen Freund recht, recht verwöhnen; nicht wahr, Robert?"

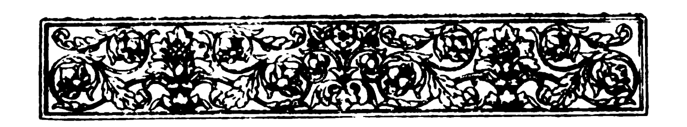
Ihr Mann nickte ihr bewegt zu.

„Du, ich habe die neue Mama sehr lieb," sagte inzwischen der kleine Knabe am Tischchen zu seiner jüngeren Schwester.

„Ich habe sie noch lieber," erklärte das dicke Mädchen mit ruhiger Bestimmtheit.

„Nein, Dorl; das ist nicht möglich."





Gedichte

von

Lucy Kämpfer.

Das Ideal.

O, tritt noch einmal strahlend mir entgegen
Im Licht, das Dir mein erster Blick gelieh'n,
Da klar vor mir das Ideal gelegen,
Das Andern schwach nur durch die Hülle schien.

O, schilt mich nicht ob meiner Schwärmereien,
So bist Du, so, wie Dich mein Aug' geschaut,
Dem Bilde nur konnt' ich mein Leben weihen,
Das kaum vielleicht der eig'ne Geist sich traut.

Ob weiche Arme schmeichelnd Dich umfangen,
Ob hold Dir auch ein zärtlich Herz entbrannt,
In jenem liegt Dein bestes Glück gefangen,
Das Deines Daseins reinstes Bild empfand.

Dir kommen Tage einst, wo Du erkennend,
Verwandten Geist Dir sehnend rufst herbei,
Daß, Deines Strebens lichter Quell Dir nennend,
In eigner Brust er Dir ein Führer sei.

O, möchtest Jenen dann Du wiederfinden,
Deß schönsten Werth Du unbewußt genährt,
Der Deines Innern Schatz der Welt wird künden
Und, Dich verklärend, nur sich selbst verklärt.

Nur wenn verwandte Geister Dich umsorgen
Erfaßt Du Deines Wesens Urbild klar,
Das Göttliche, das tief in Dir verborgen,
Nur Liebe stellt es fleischgeworden dar.

Allein.

Die Haide dehnt sich weit im späten Mittagstrahl
Durch's Bogenfenster blickt er träg' zum letzten Mal —
Die Oede draußen und die Oede drinnen,
Ein Mann fährt auf aus tiefem, tiefem Sinnen!
Prunkvoll ist das Gemach, die Möbel blinken,
In schweren Falten reiche Stoffe sinken,
Doch ohne jene lieben Niedlichkeiten,
Die Frauenhände gern um sich bereiten.
Das Tigerfell am Herd, die Waffen an den Wänden,
Sie sprechen nur von starken, rauhen Männerhänden.
Die Oede draußen und die Oede drinnen,
Ein Mann fährt auf aus tiefem, tiefem Sinnen —
Was zuckt die Hand so sehnsuchtsvoll hinauf
Nach einer Waffe blankem Doppellauf?!
Die Sonne grüßt ihn, wie ein scheidend Glück —
Woran gemahnt ihn dieser Augenblick?
Woran gemahnt ihn, ach, zu jeder Frist,
Und Alles, ach?! — daß er alleine ist. —
Allein! Allein! Er hat es so gewollt — —
Da kam der Tag, wo seinem Los er grollt,
Da kam der Tag, er war voll Sonnenschein,
Die Rosen blühten, — und er war allein! —
Für ihn nur war die Sonne ohne Licht,
Und er verstand der Blumen Sprache nicht.
Da flucht' er seinem Los, da flucht' er seinem Leben
Und lästert — Gott verzeih's! den Schöpfer, der's gegeben.
Zum letzten Mal, ruft er, hat mich Dein Strahl geneckt,
Den Traum vom todten Glück zum letzten Mal geweckt,
Fahr' wohl, du lichte Welt, die nur für mich kein Scheinen,
Für mich kein Glück besitzt; kein Freund wird mich beweinen. —
Er zieht die Stange vor — leis' knackt der Hahn zurück. —
Da regt es sich am Herd und schon im Augenblick
Dehnt es sich warm und weich zu seinen Füßen,
Mit leisem Knurren will ihn ein Genoß begrüßen. —
Die Rechte sinkt herab, — was willst Du, treues Thier?
Du redlicher Kumpan! Jetzt geht Dein Herr von Dir,
Weil ihm die weite Welt in ihrer Herrlichkeit
Kein armes Plätzchen nur zu Lieb' und Treu' geweiht.
Der Hund erhebt den Kopf, ein braunes Augenpaar
Schaut ernst zum Herrn hinauf, so tief, so mahnend ernst.
Was will er denn? Von Todestreu ihm sagen,
Die er dem Herrn zu jeder Stund' getragen. —
Der hat schon unbewußt die Waffe fortgeschoben
Und sinnend dann empor des Thieres Kopf gehoben.
O, wenig braucht es nur, um an der Erde Stätten
Gewohnten Lebenstrieb mit neuer Macht zu ketten.

Die Menschen sind's, die uns die Daseinsfreude trüben,
Natur in stummer Treu lehrt allerorts sie lieben.
Schwer liegt die starke Hand im zottigen Behange
Und eine Thräne rinnt auf brauner Männerwange,
Die Lippen über fest geschloss'nen Zähnen beben,
Indeß die Blicke weh und bitter aufwärts streben.
„Du ewige Güte!" stöhnt schwer auf die wunde Brust,
„Ist dieser Schicksalshohn denn Deine grause Lust?
Und konntest Du so vieler Treue Segen,
Für mich in keine Menschenseele legen?"

Todesahnung.

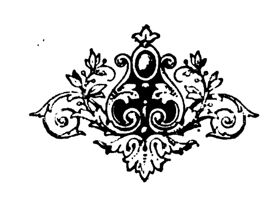
Heut' ist's so still in meiner Seele
Wie kommt der Feiertag hinein?
Als ob ein Sonnenblick sich stehle
Durchzuckend rothen Wetterschein.

Es geht ein Athmen friedvoll leise
Durch meines Busens wilden Brand,
Sanft, wie am Ziele ihrer Reise,
Die Woge gleitet auf den Strand.

Mein Haupt ist müd', doch frei von Schmerzen,
Mein Auge sel'ger Thränen voll;
Sie lagen schwer auf meinem Herzen,
Mit ihnen strömt der letzte Groll.

Die Liebe tritt mir hold entgegen
In ihrer schönsten Stunden Kleid,
Sie gibt auf rauhen Erdenwegen
Erinnernd mir ein letzt' Geleit.

Es sinkt wohl bald auf meine Lider
Der Schlaf, den keine Klage weckt,
Und schön erscheint die Welt mir wieder,
Nun mich ihr Elend nicht mehr schreckt.





Sommersonntag-Nachmittag.

Aus den Jugendliedern

von

Julius von der Traun.

So Vieles ist verschwunden,
Nur sie verläßt mich nie
In meinen dunklen Stunden
Die helle Phantasie.

Da jetzt des Mittags Schwüle
Mein Herz beängstigt hat,
Trug sie mich in die Kühle
Des Wald's vor Deine Stadt.

Im Thale prangt am Fluße
Der Häuser lichte Reih',
Und lacht mich an zum Gruße
Daß ich willkommen sei.

Dein stilles Haus steht oben
Ganz nahe an dem Thor,
Dein Fenster hält umwoben
Von Rosenduft ein Flor.

Die ganze Stadt verlassen
Nach sonntäglichem Brauch,
Es kräuselt in den Gassen
Der Wind den blauen Rauch.

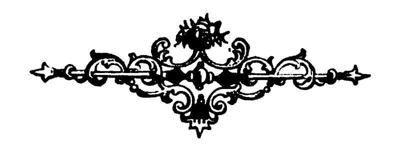
Doch draußen auf dem Walle
Ist laute Lust erwacht,
Dort lärmt beim Büchsenknalle
Des Städtchens Schützenmacht.

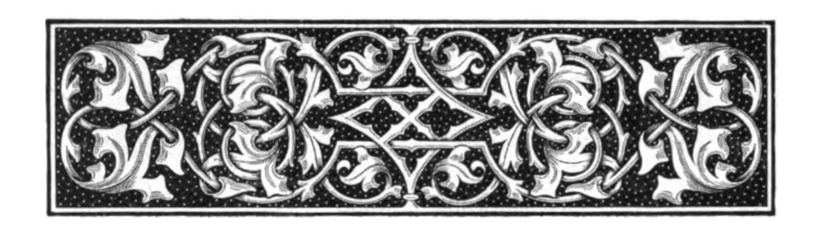
Dort wird gespielt, getrunken,
Gekommen und gegrüßt,
Gerufen und gewunken,
Gegangen und geküßt.

Das Alter lärmt beim Glase
Mit jugendfrischem Blut,
Die Jungen ruh'n im Grase
Und Alle haben's gut.

Du aber zählst in Leiden
Zu Hause jeden Tag,
Der zwischen meinem Scheiden
Und dieser Stunde lag.

Ich will mein Herz versenken
In Dein entferntes Sein —
Da tritt Dein Meingedenken
In meine Seele ein.





Insel-Idylle.

Von

Ernst Rauscher.

Gerne gedenk' ich des Tag's auf der lieblichen Insel. Ein Sonntag
War's, da ich fröhlich gelandet an ihrem bewaldeten Ufer,
Wo Seerosen, entfaltet in blendender Weiße, mich grüßten
Zwischen dem nickenden Schilf; sacht bog ich mich über den Schiffsrand
Nieder zu ihnen und pflückte mir eine, und wand um den Hut sie
Mit dem geschmeidigen Stiel, aussprang ich sodann, und zum Forsthaus
Ging ich die Wiese hinauf, das, wenige Schritte entfernt nur,
Gastlich und freundlich mir winkte, das einzige Haus auf der Insel.
Doch nicht verweilt' ich für's Erste mich da, nur ein Essen bestellt' ich
Eilig, und wandte hinab mich zur hölzernen Hütte, die nahbei
Ragte, hinaus in das Wasser gebaut, mich drinnen der Kleider
Rasch zu entledigen, und durch ein köstliches Bad zu erquicken.
Mittag war es beinah', in der glühenden Sonne des Juli
Knisterten heimlich die goldenen Aehren, und strahlenumflittert
Spiegelte sich das Gebirg in des See's ölglattem Türkisblau.
Wonnige Lust! Kopfüber hinein sich zu stürzen, auf allen
Seiten umrauscht vom Fluthschwall, dann der krystallnen Dämm'rung
Triefenden Haar's zu enttauchen und schwimmend, mit Händen und Füßen
Weit ausgreifend zu theilen die wallende Frische der Wellen!
Wonne! Nachdem zu gekühlt zur Genüge, dem Bade entstiegen,
Dich auf den Rasen zu strecken, gehüllt in das schneeige Linnen,
Und in der Sonne zu trocknen die wohlig durchrieselten Glieder!
Alle die Wonne genoß ich, und fertig, ein Wiedergebor'ner,
Kehrt' ich dem Hause mich zu; da hatte das dienende Mädchen
Mich schon von Weitem ersehen, und unter dem stattlichen Birnbaum
Hurtig den Tisch mir gedeckt, d'ran setzt ich mich nieder und labte
Gern mich an Speise und Trank. Bald nahte der bräunliche Jagdhund,

Legte den Kopf mir vertraulich auf's Knie und mit bittenden Augen
Blickt' er empor schweifwedelnd, bald nahte die schopfige Henne
Pickend, und sprang auf die Bank — kaum konnt ich mich ihrer erwehren. —
Andere Gäste auch gab es: im Schatten der brettergedeckten,
Off'nen Veranda — es zierte des Hirsches Geweihe den Giebel, —
Saß mit dem bäurischen Burschen der schmuckere Jäger beim Weinglas,
Manch ein behäbiger Herr auch abseits, der aus der Stadt kam,
Einmal so recht mit Genuß zu verzehren die leckere Schleihe.
Freilich, da braucht es Geduld! Sieh! — jetzt in der mächtigen Schüssel
Trägt, mit dem Messer bewaffnet, die Köchin den schimmernden Fisch erst
Unter den Brunnen heraus, zerschneidet den Körper und reinigt
Ihn von den Schuppen durchaus, und bepumpt ihn mit reichlichem Wasser.
Aber ich selber, der längst unterdessen beendet die Mahlzeit,
Blieb, mit dem Rücken gelehnt an den Stamm des gediegenen Birnbaums,
Ruhig betrachtend noch sitzen, bis daß sich die Hitze des Tages
Etwas gemäßigt, sodann erhob ich gemach von der Bank mich,
Lässigen Schrittes, allein, zu umwandeln das liebliche Eiland. —
Klein nur ist es von Umfang, und leicht zu umwandern, denn ringsum
Ueber dem Ufer, bald höher, bald niedriger, schlingt ein gebahnter
Pfad sich bequemlich dahin durch geschlossene Waldung und Buschwerk,
Die es bedecken — ein Park, den die Hand der Natur sich geschaffen.
Diesen betrat ich nunmehr. Harzduftige Fichten, mit Eichen
Dunkelbelaubten, gemischt, aufstrebten sie schweigend — kein Lüftchen
Rührte die Wipfel — aus schwellendem Moos, wo üppiges Farnkraut
Senkte die zierlichen Wedel, und röthliche Eriken blühten,
Leise von Bienen umsummt. Kein Laut sonst, außer den schreitend
Weckte mein Fuß auf dem sandigen Weg, wofern ich nicht steh'n blieb,
Und mit verlorenen Sinnen zuweilen in's Wasser hinabsah,
Das durch die Lücken der Zweige und zwischen den Stämmen erglänzte
Sonnig und friedlich und klar. Viel holde Gedanken und Bilder
Gaukelten mir um den Geist, wie die bunten Libellen um's Röhricht,
Bilder des Glück's und der Liebe. — So währte es etwa ein Stündchen,
Bis ich zurück an den Platz war gekommen, von wannen ich ausging.
Hier nun hatte derweil sich bedeutend vermehrt die Gesellschaft:
Männer und Weiber und Burschen und Mädchen aus Höfen und Weilern,
Die um den See her liegen im Thale, auf Höhen und Hügeln,
Saßen gedrängt an den Tischen; es lief die geschäftige Wirthsmaid
Emsig von Einem zum Andern, denn groß war der Durst und am Sonntag
Heut' ausruhend von Plage und Arbeit wollte der Bauer
Gütlich sich thun beim Weine und prickelndem Tranke von Preblau.
Fleißig tranken einander sie zu, stets lauter und lauter
Wurde das munt're Gespräch, und es scholl manch kräftiges Scherzwort.
Aber die Knaben vergnügten, entledigt des lästigen Schulzwangs,
Sich auf dem Stege: sie standen und senkten in's Wasser die Angel
Mit dem geringelten Wurm, voll Andacht harrend, und jauchzten
Hellauf, zufrieden und glücklich, wenn endlich ein winziger Weißfisch
Anbiß, und schnellten heraus mit der Ruthe die zappelnde Beute.
Plötzlich ertönt mehrstimmiges Rufen herüber vom Festland,

Wo sich am Ufer Gestalten bewegten, die gern sich bemerkbar
Machten mit Zeichen und Winken. Es wandten die Köpfe dahin schnell
Sämmtliche Gäste, und einer — ein älteres Männchen — indem er
Nahm aus dem Munde die Pfeife: — „Na Rosi, was stehst denn und wartest?
Hörst sie nicht huppen? O schau, wie sie ungeduldig die Tücher
Schwenken! So steige in's Schiff nur, und hol' sie herüber!" — Doch Rosi,
Gegen das Licht mit den Händen die Augen beschirmend, sie spähte
Forschenden Blickes nach drüben, und brennende Röthe auf Einmal
Färbte ihr Wange und Stirn'. — „Ha! Wißt Ihr, warum sie nicht geh'n will?"
— Neckte sie launig ein Bursch — „ihr Schatz ist dabei ja, der Michel,
Ja, ich hab' ihn erkannt auf der Stell'" — und ein Zweiter: „Ei! Freilich!
Wenn er allein käm', wär's ihr schon recht; doch mit anderen Dirnen...
Wunder ist's kein's, daß sie eifert!" — So scherzte er lachend, und Alle
Lachten, und Rosi, mitlachte sie selber — „Zu eifern? Das fiel' mir
Wahrlich im Traume nicht ein!" — Und fester das seidene Kopftuch
Knüpfend sich unter dem Kinn, flugs eilte hinab sie an's Ufer,
Löste vom Pflock den geräumigen Kahn, und behende hinein sich
Schwingend, ergriff sie die Ruder und stieß vom Lande. Im Wasser
Barg sich die Sonne bereits im Gewölke, mit goldenen Rändern
Säumend es prächtig, es glühten die Wälder und purpurne Streifen
Zitterten über dem See. Aufstand nun entschieden der Jäger,
Hängt' um die Schulter die Flinte und ging, es folgte der Schiffer
Ihm auf den Fersen sogleich. Auch mich gemahnt' es zu scheiden,
Daß ich die Straße, bevor es noch dunkelte völlig erreichte,
Also schloß ich den beiden mich an. Bald trug uns der Nachen
Ueber die dämmernde Fläche. Gesprächig erzählte der Waidmann,
Während er wies mit der Hand auf die massige Felspyramide,
Die schroffwandig und grau aufragte im webenden Zwielicht,
Wie er die Gemse dort oben gejagt, und den scheuen Touristen
Sicher geführt auf die Spitze am schwindelerregenden Abgrund.
Still aufhorcht' ich und rührte mich nicht, denn es schwankte das Schifflein
Heftig und schaukelte stark bei der allergeringsten Bewegung;
Aber der Schiffer vermeinte: „Nein, Herr, 's hat keine Gefahr nicht!
Mehr wohl hab' ich schon öfters darinnen geführt und sein Lebtag
Ist in unserem See kein Mensch noch jemals verunglückt!"
Lächelnd sprach er's und lenkte geschickt in's raschelnde Schilf ein,
Noch ein Ruck und wir hielten und setzten die Füße auf's Trock'ne.





Predil und Pontebba.

Reisebilder

von

P. M. Lacroma.

Wie lustig war es, wieder einmal im offenen Reisewagen einherzurollen, ohne von den kargbemessenen Coupé's der Bahnzüge beengt zu werden, nach Herzenslust an dem rosigschimmernden Sonnenaufgang sich zu weiden, nach Belieben und Laune auszusteigen, um die Merkwürdigkeiten des Weges zu bewundern, ohne erst das heißersehnte, niemals nach Wunsch eintreffende: „Eine Minute Aufenthalt" des Conducteurs abwarten zu müssen; endlich mit seinen Reisegefährten traulich plaudern zu können, ohne daß die gemarterte Kehle einen aufreibenden Wettkampf mit dem Pusten, Schnauben und Stöhnen der Locomotive und dem kreischenden Rasseln der Räder zu bestehen hat.

„Stimmen Sie für die vielbesprochene Predilbahn?"

„Ne, mein Gutester."

Und in diesem Augenblick hätte ich es auch gewiß nicht gethan, um mir aus purem Egoismus das Stück reizender, jungfräulicher Landschaftspoesie nicht anschwärzen zu lassen; denn eine gar liebliche Gebirgsidylle umgibt den Reisenden, sobald die kühnen Rosse in eiligem Schritt den Eingang ins rauschende Isonzothal ertrotzt und die starr und abweisend sich entgegenstauenden Bergesnachbarn, die San Valentino und Monte Santo benannt sind, glücklich passirt haben.

Die Nordseite des ruinengeschmückten Sanct Valentinberges hat den ernsten, unwirthlichen Charakter des Karstes abgestreift, um sich mit dem frischen Grün der Laubwälder zu schmücken, das fast den ganzen Weg bis Canale entlang jenseits des wildschäumenden Isonzo das Gestein des Höhenzuges umwuchert.

An das rechte Isonzoufer gelangt man über die von den Franzosen erbaute Steinbrücke des genannten Marktfleckens, der überdies ein prächtiges, auf einer die Ortschaft beherrschenden Berglehne gebautes Schloß, sammt üppiggrünendem Parke, aufweist. Von da aus schlängelt sich die von der verschiedensten Alpenflora umsäumten Straße immer steiler hinan, bis man plötzlich vor einem dräuenden, schier unabsehbaren Felsenwalle steht, der dem Reisenden ein gebietendes „Halt“ entgegenzurufen scheint und einstens, der Sage nach, ein ganzes Türkenheer am Weiterdringen verhinderte, als unüberwindliche Wehr, das Hochgebirge vor den schrecklichen Verwüstungen der wilden Horden bewahrend.

In ohnmächtiger Wuth entbrannt, riß der anführende Pascha den Krummsäbel aus der juwelengeschmückten Scheide und mit dem blanken Stahl den Felsen in wuchtigen Hieben zersplitternd, meißelte er das verhaßte Christenemblem in die schroffe Steinwand als ewiges Zeugniß, daß er bis hieher und nicht weiter zu dringen vermocht.

„Turski križ“ heißen die beiden sorgfältig vor jeder Unbill bewahrten Kreuze, die als ein saxa loquuntur dastehen, noch bis zum heutigen Tage, ebenso wie die traditionelle Entstehung ungeschmälert im Volke weiterlebt.

Doch was dem grimmen Türken nicht gelungen, bewältigte der Fortschritt der Jahrhunderte mit staunenswerther Leichtigkeit.

Die neue Straße führt hart an der gigantischen Steinveste vorüber. In Eintracht dieselbe umzingelnd, bahnt sich der Weg in kühnen Serpentinen empor und strebt, den Isonzo in schwindelnder Höhe überragend, dem Hochgebirge zu, dessen Häupter aus dem wallenden Nebelschleier der blauen Ferne herübergrüßen.

Abermals begegnet man der altersgrauen Sage, und zwar an jener Stelle, wo der Weg sich neuerdings dem Küstenflusse nähert, bevor letzterer in rasenden Wellenwirbeln von Santa Lucia aus hervorströmt. Beiden, der Heerstraße und ihrem lustigen Gesellen, fällt der Abschied schwer. Nochmals schmiegen sie sich eng und traut aneinander und raunen sich geheimnißvoll die alten Geschichten zu: Wie in früheren Zeiten bei Nacht und Nebel ein schwanker Balken den todesverachtenden Schmugglern als alleinige Brücke über die reißenden Fluthen diente; wie das tollkühne Spiel sich unentwegt wiederholte und die Hüter des Gesetzes, an Zauberei glaubend, rathlos den schäumenden Gewässern des Isonzo gegenüberstanden, als sie schon vermeint, die Frevler mit fester Hand zu fassen, bis endlich ein Verräther das haarsträubende Wagniß erklärt, dessen letzter Versuch nicht ohne Menschenopfer verlief. Den Unglücklichen, welche auf frischer That ertappt wurden, verschwand der meuchlerische Weg unter den Füßen und sie büßten ihr wahnwitziges Unternehmen in den Tiefen der Soca.

Seit jener denkwürdigen Nacht fließt der Isonzo umso schneller und tobender, wie von Gewissensbissen gepeitscht, dem Meere zu, als hoffe dieser rastlose Gebirgssohn in der Unendlichkeit der See von jeglicher Schuld sich reinzuwaschen.

In gewaltigen Bogen vorwärts strebend, verläßt die Straße den Fluß und dringt mit jeder Spanne Weges immer tiefer ins Herz des Hochgebirges hinein, sich im idyllischen Cigino-Thal durch reizende, von Vergißmeinnichtblüthen strotzende Wiesen schlängelnd, bis sie mit einer kühnen, ungeahnten Wendung in einen von trotzigen Alpenriesen umschlossenen Bergkessel einbiegt, in dem, nebst mehreren kleineren Ortschaften, Tolmein und Woltschach in lieblichster Umgebung liegen.

Ersterer Ort erhielt eine gewisse Berühmtheit durch den im Jahre 1319 erfolgten, vielfach angezweifelten Aufenthalt des Dichterkönigs Dante Allighieri, der sich in jener Zeit mit allzu großem Eifer den Beinamen des „fiero ghibellin“ eroberte, und in Folge dessen an das Hoflager des Sommersitzes der Aquilejenser Patriarchen flüchtete, wo er bei dem Kirchenfürsten Pagano della Torre Aufnahme fand. Der von seinen Verfolgern gehetzte Poet nahm diese Gastfreundschaft, um seinen Feinden zu entgehen, jedoch nur des Nachts an, im Kreise schöner Edelfrauen und lustiger Kumpane sein Leid vergessend, während er sich bei Tage in das undurchdringliche Labyrinth der nach ihm benannten Dante-Grotte vertiefte, an deren kaum wahrnehmbarem Eingang in einer Tiefe von nur wenigen Metern die gischtsprudelnde Tominska vorüberbraust.

Begreiflicherweise bildet seit Dante's Verweilen in dem bescheidenen Marktflecken der bloß einstündige Besuch des Kaisers von Oesterreich im Herbste 1882 den Glanzpunkt der Tolmeiner Chronik. Im Volke wird behauptet, daß der große Poet mehr denn einen Cantico der Divina Commedia in den Felsenhöhlen des Cabra-Berges gedichtet habe; gewiß ist es aber, daß die geheimnißumschauerte Beschreibung zum Eingang der Hölle, und die von Caron's Fahrt über den grausigen Fluß der Unterwelt, an die düster-schaurige, vereinsamte Landschaft der Tominska-Gegend gemahnt. Ueberdies waren die Skarbina und sonstigen Berge ringsumher einstens dicht bewaldet, daher könnte die schreckliche: „selva selvaggia ed aspra e forte“, die in der Erinnerung allein Furcht erweckt, und von welcher der Dichter so grauenerregend spricht, wohl auch der großartige Waldcomplex sein, der den Galeeren der venetianischen Republik zum Opfer gefallen ist.

Dieser vagen Vermuthung schließen sich die von mehreren Commentatoren der göttlichen Komödie mit der Dante-Grotte in Verbindung gebrachten Verse an, welche im XXVII. Canto des Purgatorio vorkommen

und folgendermaßen an die im Volksmunde auch Zalaska jama genannte Höhle anspielen:

„Tali eravamo tutti e tre allotta,
Io come capra, ed ei come pastore,
Fasciati quinci e quindi dalla grotta."

Ferner bürgen in ihren verschiedenen Werken für den, von so Vielen geradezu in die Märchenwelt versetzten Aufenthalt des unsterblichen Dichters in Tolmein und Umgebung die friaulischen Historiker Giovanni Candido, Jacopo Valvasone, Quirico Viviano, Sartori u. A. m. Auch Graf Franz Coronini erwähnt hievon, in dem von ihm veröffentlichen Buche „Die Patriarchengräber von Aquileja". Nur Bianchi scheut sich nicht, in seinem 1844 in Udine herausgegebenen Werke den braven Tolmeinern das herbe Leid anzuthun, ihnen den vielbeneideten Ruhm vom glorreichen soggiorno des großen italienischen Poeten abzusprechen.

Die grünen Matten der Tolmeiner Berge, nebst dem prächtig bewaldeten Kegel mit den Ruinen des uralten Schlosses Pockenstein, entschwinden nur zu bald den bewundernden Blicken, und neue überraschend schöne Partien des Hochgebirges treten in den Gesichtskreis.

Längs des Höhenzuges der Julischen Alpen mit der hochragenden Spitze des Krn als gigantischen Wegweisers, dem mächtig aufgethürmten „Stol" entgegen, dem Königsstuhle, wo Alarich sammt seinen Gothen (402) das sonnige Italien zuerst geschaut, führt die Straße über Karfreit an dem majestätischen Schleierfall der Bocawasser vorüber nach Flitsch, welche Gegend mit den Bergriesen des Rombon, Monte Canin, der Bubizakette und des originell gekennzeichneten, wie von einer Kanonenkugel durchbohrten Prestrelnik bereits den Stempel der großartigen Alpenlandschaft trägt.

Kein noch so schlaftrunkener Reisender, der am frühen Morgen, nach erquickender nächtlicher Rast von Pletz abfährt, darf es versäumen, die durch das grauenvolle Ende französischer Krieger im Jahre 1809 zur tragischen Berühmtheit gewordene Flitscher Klause zu betrachten, in deren unergründlichen, von scharfen Felsenkanten starrenden und von den wildschäumenden Gewässern der Coritenza durchtobten Tiefe eine große Schaar stürmisch einhersprengender Cavallerie, Mann und Roß, spurlos verschwand — wie von dem gähnenden Rachen eines Ungeheuers gierig verschlungen.

Den Oesterreichern in dem diesseitigen kleinen Kastell, die kurz vorher die Brücke abgetragen und den klaffenden Felsenspalt bloß mit Reisig maskirt hatten, war es gelungen, den Feind, wenn auch nur vorübergehend, abzuhalten.

Von da an bahnt sich der Weg immer steiler empor, klettert unheimlich nahe an Abgründen dahin und erreicht Unter-, Mittel- und Oberpreth, wo

die Welt, selbst wenn das langersehnte Dampfroß einmal hindurchbrausen sollte, dennoch mit wenigstens — drei Brettern verschlagen sein wird. Jetzt ist sie's mit noch vielmehr! Drum hurtig weitergefahren und den Predil hinangeklommen!

Auf einer Meereshöhe von 1.128 Meter befindet sich das Fort Predil nebst dem Denkmale, das Kaiser Ferdinand den Manen der in den stürmischen Maitagen des Jahres 1809 heldenmüthig gefallenen Krieger setzen ließ, allen voran aber als leuchtendes Beispiel todesmuthiger Soldatentreue, dem auf der Inschrift der Marmorpyramide eigens genannten Hauptmanne Hermann v. Hermannsdorf.

Nachdem man endlich nach mühseliger Wagenfahrt die Höhe des Predilpasses erklommen und ringsum bloß von zerklüfteten, schroffen Bergzinnen und blendenden Schneefeldern umgeben ist, und jene ätherklaren Regionen erreicht hat, in denen auf hohem Firn bloß der Aar haust und seine kühnen Flugspiralen in den Lüften zieht, führt die Straße mit jähem Wechsel abwärts, an dem smaragdgrünen, schwermutherweckenden Raiblersee vorüber.

Zur Rechten des Weges, den düstern Gewässern gegenüber, als heitere Staffage dieses todtenstillen, abgeschiedenen Erdenwinkels, blinkt uns die schönste Alpenflora in seltenem Reichthum entgegen. Eine unabsehbare Fläche der rosigen Rhododendrons offenbart sich dem staunenden Auge.

Der Wagen muß halten, wenn es die abschüssige Straße auch noch so erschwert, und, mit einem mächtigen Strauß selbstgepflückter Alpenrosen beladen, fährt man an der großartigen Vitriolwand vorüber, von dem majestätischen Fünfspitz begrüßt, nach Raibl und endlich nach dem waldumrauschten Tarvis.

In kurzer Entfernung dieses Gebirgsortes des alten Tres viis (nach anderer Version Tarvisium) der Römer, liegt die kleine Festung Malborghetto. Auch hier ließ Kaiser Ferdinand zur Erinnerung an die für Oesterreich in den Napoleon'schen Kriegen Gefallenen eine gleiche Pyramide mit einem zu ihren Füßen liegenden Leue aufstellen. Doch der im Fluge vorbeirasselnde Bahnzug erlaubt es nicht, das Monument näher zu betrachten.

Mit Dampfesschnelle geht es nun inmitten der Karnischen Alpen gen Italien zu, die so nahen und doch in Sitten und Sprache so grundverschiedenen Zwillingsorte Pontafel und Pontebba passirend.

Erst in Venzone stieg ich mit meiner Reisegesellschaft aus, um dort den natürlichen Mumien ein sorgfältiges Studium zu widmen.

Und wahrlich, man hatte nicht übertrieben, als man die merkwürdigen Dauerleichen als ein ganz staunenswerthes Phänomen ausposaunte!

Als ein solches gilt diese eigenthümliche Mumification der Wissenschaft schon lange nicht mehr, da der Udinesische Gelehrte, Dr. Pari, mit unermüdlicher Geduld durch mannigfache Experimente erwiesen hat, daß es pilzartige Bakterien sind, die er Hypha bombicina nennt, welche die Kadaver derartig aussaugen, daß die obere Epidermis, jeglicher in Verwesung übergehender Substanz entblößt, in eine trockene, gegärbtem Leder gleichende Masse sich verwandelt.

Mit ein wenig Fantasie glaubt man sich in die thebanischen Felsenkammern Egyptens versetzt, wenn man das Innere der kleinen Kapelle betritt, in der ringsum die verschiedenen Mumien beider Geschlechter längs der Wände aufgestellt sind.

Da ist beispielsweise die viele Jahre ausgegrabene Mumie eines Geistlichen, die so frisch und unversehrt geblieben, daß man an Kinn und Backen ganz deutlich die bläulichen Spuren des anscheinend kaum rasirten Bartes wahrnimmt — von dem merkwürdig erhaltenen Haupthaare der Mumien gar nicht zu sprechen.

Ueberhaupt sind dieselben weit besser conservirt, als die mit unbekannter Kunst und geheimnißvollen Ingredienzien sorgsam präparirten egyptischen Mumien, welche, dem mit peinlicher Genauigkeit befolgten Einbalsamirungsrituale gemäß, auch noch mit mindestens hundert bis tausend Ellen Byssusstreifen, der heutigen Leinwand, fest umwickelt wurden.

Was die alten Egypter bloß mit großem Kostenaufwand und außerordentlicher Mühewaltung (denn das Verfahren der Mumificirung dauerte gewöhnlich 70 Tage) erreichten, vollbrachte die Natur in Venzone gleichsam spielend und weit besser, da diese seltenen Mumien ihres Gleichen suchen. Sowohl was die Conservirung, als auch was die Farbe und Geschmeidigkeit anbelangt, sind selbe weder mit den künstlichen Mumien Theben's, die meistens durch die Behandlung mit aromatischen und harzigen Stoffen eine gelbliche, fast dunkelbraune Farbe aufweisen, noch mit den contrastvoll schwarzen, äußerst zerbrechlichen von Memphis, noch mit den natürlichen Mumien des Kapuzinerklosters zu Palermo, des Bleikellers der Bremer Domkirche und anderer Orte zu vergleichen.

Aesthetisch ist der Anblick dieser den Meisten grauenerregenden Gestalten freilich nicht; doch gewiß höchst interessant, bis auf die paar Mumien, die durch gräßlich verengte Arme, zusammengeballte Fäuste und verdrehte Köpfe die entsetzliche Vermuthung aufkommen lassen, daß die Unglücklichen bei lebendigem Leibe dem gräßlichen Fraß der Hypha bombicina ausgesetzt waren.

Jeder Wißbegierde wird hiedurch Einhalt geboten. Ich unterließ es mit seltsamer Scheu, mich an die verkrümmten Gestalten mit meinen Unter-

suchungen heranzuwagen, und konnte die stumme Klage, die aus diesen leeren, schauerlichen Augenhöhlen sprach, nicht ertragen; ich rettete mich in die nahe Ortskirche, in deren Katakomben sich die merkwürdige Mumification vollzieht.

Der arme Fremdenführer, dem sehr selten die Gelegenheit geboten wird, sich ein Uebriges zu verdienen, folgte mir eifrigst in der Meinung, ich wolle auch noch zum Ueberfluß die nähere Residenz der vielgenannten Bakterien ansehen.

Diensteifrig schleppte er eine Leiter herbei und machte sich daran, mit einem Stemmeisen die Marmorplatte zu heben, die in das Souterrain der Kirche führt.

Ich wehrte seinem wenig einladenden Gebaren und frug ihn, mehr um etwas zu sagen, denn aus besonderer Neugierde, ob es wahr sei, daß nur gewissen Familien und den Priestern Venzone's das Recht zustehe, in den interessanten Katakomben begraben zu werden. Der gute Mann bejahte dies mit urkomischem Bedauern in Miene und Geberde und fügte, wahrscheinlich auf Erhöhung seines Trinkgeldes speculirend, äußerst freundlich hinzu:

„Ma se la comanda, anche pei forestieri!“.

„No no! grazie tanto!“ verwahrte ich mich gegen die infernalische Zumuthung, mich von der Hypha bombicina mumificiren zu lassen, um dann als Curiosität der staunenden Menschheit zur Schau zu dienen.

Mit einem Satz entfernte ich mich von der gähnenden Oeffnung der unterirdischen Gewölbe, die der gräßliche Mensch zur Bekräftigung seiner Einladung bloßgelegt hatte. Meine Phantasie malte mir den Aufenthalt in den moderduftigen Räumen in den entsetzlichsten Farben aus. Die Stickluft, die den finsteren Katakomben entquoll, ward unerträglich. Ich vermeinte schon den schrecklichen Bakterien verfallen zu sein, die, allen Combinationen der Wissenschaft entgegen, meinen gesunden lebenstrotzenden Körper angriffen.

Schnell warf ich dem allzu gastfreundlichen Cicerone eine ansehnliche Gabe zu und entfernte mich im Sturmschritt, zum Ergötzen meiner inzwischen hinzugetretenen Gesellschafter, von dem fürchterlichen Ort.

Mit dem nächsten Zug schon verließen wir Venzone.

Erst in Gemona haftete mein Blick wieder mit vollem Entzücken auf dem malerisch gelegenen Städtchen, das von melancholischen Olivenpflanzungen fast gänzlich umschlossen, gar anmuthig von der grauen Bergkette der Karnischen Alpen absticht.

Einen Moment hindurch dämmerte in mir die Vorstellung auf, wie contrastvoll diese Gegend sei. Unten der ewiggrüne Lorbeer, der friedliche

Oelbaum, der üppige Epheu, und oben auf hohem Felsengrat das keusche Edelweiß, von wo aus das Auge erstaunt auf die sonnigen italischen Fluren und auf die leuchtende Fläche des Meeres herniederblickt, welches, den stolzen Bergen fast zu Füßen, seine allbewunderte Schönheit entrollt.

Allein diese erquickenden Betrachtungen verflogen ebenso rasch, als sie gekommen waren. Immer wieder mußte ich an eine Invasion seitens der entsetzlichen Bakterien denken!

Ich konnte es kaum erwarten, in Udine die Pontebba-Strecke zu verlassen, um gänzlich aus dem Bereiche der gefürchteten Hypha bombicina zu gelangen.





Literarische Bisolie.

Von

Emil Peschkau.

Der Stein des Wunsches.

Bodisatwa, des Brahmanen
Edler Sohn, war ausgegangen,
Tschintaman, den Stein des Wunsches,
Für die Menschen zu erobern.

Leuchtend in des Regenbogens
Farbenpracht, sollt' alles Sehnen
Wunderkräftig er erfüllen,
Schätze zaubern unermessen.

Aber nicht, die Gier zu stillen,
Bodisatwa sucht das Kleinod.
Für der Menschen Elend will er
Lind'rung schaffen mit dem Steine.

Unerschrocken, nie ermattend,
Zieht er durch die weiten Lande,
Und kein Strom ist ihm zu reißend
Und zu steil ist ihm kein Gipfel.

Endlich steht er vor dem Schlosse,
Das erbaut aus blankem Golde
Und beschützt wird durch zwölf Mauern,
Durch zwölf Wälle gift'ger Schlangen.

Doch ihn schrecken nicht Gefahren:
Mitten durch das Giftgewürme
Schlägt er blutig seine Pfade,
Bis er steht vor dem Gebieter.

„Tschintaman, den Stein des Wunsches,
Für die Menschen zu erobern,
Kam ich her — sei Du nun milde
Und gewähre mir das Kleinod.“

Sinnend schaut des Fürsten Auge
Bodisatwa. Endlich bricht er
Rasch den Stein vom Schmuck des Scheitels,
Reicht ihn dem erfreuten Jüngling.

„Tschintamani, Stein des Wunsches,
Heißt das Kleinod — ein gefährlich
Ding ist's in des Schlechten Händen,
Mög' es Dir zum Segen werden.“

Hochbeglückt dankt Bodisatwa
Und mit frohem Herzen eilt er,
Seine Brüder zu erlösen,
Mit dem Steine nach der Heimat.

Kaum hat man die Mär vernommen
Und schon strömt aus allen Thälern
Volk herbei, den Schatz zu sehen
Und des Jünglings Kleid zu küssen.

„Bodisatwa, Herr der Welten!“
Tönt's von allen Lippen feurig.
Keiner will zu Brahma beten,
Alles kniet vor Bodisatwa.

Und der Edle heilt die Kranken,
Die um seine Hütte drängen,
Speist die Armen und den Nackten
Schenkt er reiche Prachtgewänder . . .

Also treibt er's sieben Tage,
Spendet immer neuen Segen,
Ahnungslos, daß draußen wilder
Aufruhr tobt seit sieben Tagen.

Kranke streiten miteinander,
Wem zuerst soll Heilung werden,
Und nach neuer Labe schreien
Die Gespeisten, die Getränkten.

Schmuck zum Kleide wollen diese
Und nach Gold gelüstet's jene,
Und die rasendsten Begierden
Soll befriedigen das Kleinod.

Sieben Tage sind vergangen
Und gelöst sind alle Bande.
Irren Aug's verlangt ein jeder
Nur für sich den Tschintamani.

Ruhig heilet Bodisatwa
Seine Kranken — milde leuchtet
Ihm vom Haupt der Stein des Wunsches
In des Regenbogens Farben.

Da ertönt ein wüstes Lärmen
Und erstaunend sieht der Jüngling
Waffenschwingend eine wilde
Horde durch die Kranken drängen.

Eine Hand am Aug' des Blinden
Und die and're wie abwehrend
Gen die Wüthenden gerichtet,
Trifft ihn schwer der Schlag der Keule.

Nieder sinkt er auf die Erde —
Einen Blick voll tiefsten Mitleids
Hat er noch für seine Mörder,
Dann verläßt den Leib die Seele.

Hastig stürzen jetzt die Räuber
Auf den Stein los — aber wehe!
Mit des Auges Glanz erloschen
Ist auch der des Tschintamani . . .

Also geht von Bodisatwa,
Des Brahmanen Sohn die Sage,
Der den Weg zum Glücke führen
Wollte die bedrängte Menschheit.

Vom Leuchter und von der Kerze.

(Ein Märchen.)

Ich hatte einmal einen Leuchter und eine Kerze. Da war nun weiter nichts dabei, denn die Kerze war eine gewöhnliche Stearinkerze und den Leuchter hatte ich auf dem Jahrmarkt für eine Mark gekauft. Ich würde auch kein Aufhebens davon machen, wäre da nicht eine Geschichte passirt, die ich erzählen muß. Denn ich weiß nicht, warum man gerade nur immer Geschichten von Menschen erzählt, während doch auch sonst allerlei Dinge passiren, die unterhaltend sind und aus denen man gute Lehren ziehen kann. Um aber auf den Leuchter zu kommen, so war das eine wahre Freude, zu sehen, wie schön die Kerze zu ihm paßte und nie

war ich Abends so vergnügt die Treppe heraufgestiegen als jetzt, wo mich mein Leuchter tagtäglich unten erwartete, und wo ich nun immer das schönste Licht hatte, bis ich in meine Stube kam. Dann stellte ich den Leuchter hübsch auf das Nachtkästchen, zündete meine Arbeitslampe an und verlöschte die Kerze, damit sie mir am andern Tage wieder dienen konnte. Wie ich so nun einmal gerade daran war, sie zu verlöschen, sehe ich, wie die Kerze traurig ihre Flamme senkt, und ich höre einen Seufzer, daß es wahrhaftig zum Erbarmen war. Nun bin ich von Natur sehr mitleidig und fragte deshalb sofort: „Was ist Dir? Was fehlt Dir? Kann ich Dir helfen?“ — „Dumme Gans! Ihre Launen hat sie wieder!“ höre ich da eine Baßstimme grollen, und ich sehe, wie sich der Leuchter, dehnt und streckt, als wollte er der Kerze in die Flamme fahren. — „Da siehst Du, wie er wieder roh ist,“ flüstert sie furchtsam, „und an diesen Grobian soll ich nun mein ganzes Leben lang gefesselt sein. Nein, nein, wenn Du ein Herz im Leibe hast, dann mach' schnell und trenne uns.“ — Die Geschichte ergriff mich natürlich und ich war nicht wenig erstaunt darüber, daß auch Creaturen, die keine Vernunft hatten, dermaßen dumm sein konnten. Zwei Wesen, welche die Natur offenbar ganz für einander geschaffen hatte, und dennoch nichts als Zank und Unfriede unter ihnen! Sollte ich da helfen, so mußte ich doch zum mindesten die Ursachen dieses häuslichen Krieges kennen und so fragte ich denn, worüber sie sich eigentlich zu beklagen hätten. „Weiber sind eben Weiber,“ brummte ingrimmig der Leuchter, „sie haben immer ihren eigenen Kopf und wollen immer die Herrschaft haben.“ — „Und bin ich da nicht etwa im Rechte?“ zischelte die Kerze; „Du nennst Dich Leuchter? Wer aber ist es denn, der leuchtet? Ich bin es, Ich — das kann mir niemand bestreiten. Wenn Ich nicht bin, was fängst Du denn an? Wer kümmert sich denn um Dich? Wer nützt der Welt etwas, Ich oder Du? Schäme Dich, daß Du nicht so viel Verstand hast . . . . .“ — „Pst, pst“, unterbrach ich die Kerze, „den Verstand wollen wir hier ganz aus dem Spiele lassen. Was hast Du auf diese Vorwürfe zu entgegnen?“ — „Dummes Zeug,“ grollte der Leuchter; „wenn Ich nicht bin, wer gibt sich denn mit einer Kerze ab? Lächerlich! Ich bin es allein, der ihr Festigkeit, Halt verleiht. Was hat sie für einen Zweck ohne mich? Lächerlich! Darum bin Ich der Herr, und sie muß mir gehorchen, und wenn sie nur ein bischen Verstand hätte . . . .“ — „Pst, pst, vom Verstand wollen wir nicht reden, aber das seh' ich jetzt ein, daß ihr nicht beisammen bleiben könnt. Ich will Euch also trennen, ist es Euch recht?“ — „Gottlob, Gottlob!“ riefen die Beiden mit einer Einstimmigkeit, die ich nach all dem gar nicht vermuthet hätte. Und so nahm ich also die Kerze und legte sie in das Nachtkästchen, und den Leuchter stellte ich auf einen Schrank. Lieber wollte ich meinen Weg wieder im Finstern machen, als die beiden Leutchen quälen. Ich hätte nur Gewissensbisse gehabt, und ich habe schon oft empfunden, daß es süßer ist, etwas zu entbehren, als auf Kosten des Glückes Anderer sich einen Genuß zu bereiten. . .

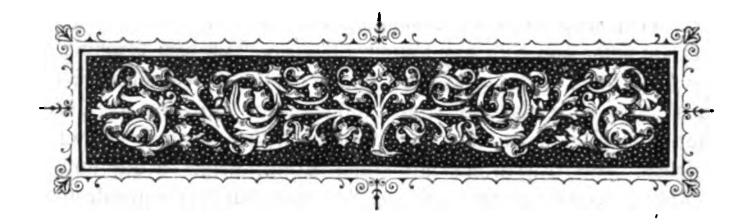
Ich war nun so ein paar Wochen hindurch meinen Weg im Finstern gewandelt und dachte schon gar nicht mehr an den Leuchter und die Kerze. Da, als ich eines Abends die Schublade des Nachtkästchens öffne, höre ich einen Seufzer, einen Seufzer, der gerade so klang wie jener, den ich vernehmen mußte, als Kerze und Leuchter noch aneinander gefesselt waren. „Ei,“ dachte ich, „sollte das wieder die Kerze sein?“ Und dann fragte ich laut, ob sie denn noch immer nicht zufrieden sei. „Zufrieden schon,“ war die Antwort, „aber ich langweile mich.“ — „Du langweilst Dich?“ — „Ha und wie! Ist es denn nicht natürlich? Zu was ist man

denn Kerze, wenn man da in der Schublade sein Leben vertrauern soll?" — „Du sehnst Dich am Ende gar nach dem Leuchter?" — „Nach dem Grobian? Nicht im Mindesten." — „Aber ihr könntet es doch wieder einmal mit einander versuchen!" — „Versuchen? Als ob es da auf mich ankäme. War Ich denn die Ursache?" — „Nein, natürlich, Du warst nicht schuld daran! Aber ich will einmal nach dem Leuchter sehen." — Ich nehme mir einen Stuhl, steige darauf und suche den Leuchter. Richtig, da steht er unter anderm Gerümpel auf dem Schranke und schneidet ein Gesicht, als wäre er am liebsten nie gegossen worden. „Aha," denke ich, „steht es so mit Dir?" Und dann, einer momentanen Eingebung folgend, sage ich zu ihm: „Die Kerze meint, es wäre doch kein rechtes Leben ohne Leuchter." — „Meint sie das wirklich? Nun, ich war nicht die Ursache." — „Wolltest Du also den Versuch noch einmal machen?" „Warum nicht? Ich muß Dir nur gestehen, es verdrießt Einen doch, wenn man ein Leuchter ist und so ohne Kerze durch's Leben gehen soll. Und eigentlich hat sie ganz gut gepaßt zu mir." — „Das ist ganz meine Ansicht. Ich will also mit der Kerze reden." — Und dann zur Kerze: „Der Leuchter meint, daß Ihr eigentlich ganz hübsch zusammenpaßtet." — „Das meine ich ja auch," fällt mir die Kerze rasch in's Wort, „und das ist's ja eben, was mich so kränkt, daß er das nicht einsieht. Wir sind doch Eins ohne das Andere nichts rechtes." — „Gewiß, und darum will ich Euch wieder zusammenthun." — „Gottlob," rief die Kerze, und vom Schranke herab tönte ein so lautes „Gottlob," daß ich nur schnell den Leuchter wieder herunter nahm und die beiden Leutchen vereinigte.

Von diesem Tage an hörte ich keinerlei Streit mehr zwischen den beiden. Die Trennung hatte sich offenbar als Heilmittel bewährt. Sie lebten in Frieden zusammen, bis der Kerze ihr Ende gekommen war. Der Leuchter trauerte dann einige Zeit, so daß ich ihn meiner Hausfrau zum Putzen geben mußte. Dann aber glänzte er schöner wie je und ging ohne Widerstreben einen neuen Bund mit einer neuen Kerze ein, womit ich übrigens nicht auf die Moral dieser Geschichte gedeutet haben möchte. Ich bin vielmehr überzeugt, daß auch die Kerze sich zu einem neuen Leuchter bequemt hätte, wäre der alte vor ihr aus dem Leben geschieden.

Das ist eben bei den Kerzen und Leuchtern wieder ganz anders als bei uns Menschen. . . .





Fragment aus dem Trauerspiele:

Rosamunde.

Von

Wilhelm v. Martenegg.

Personen:

König Alboin.
Gisulf, sein Neffe, Herzog von Friaul. | Am Hofe Alboins.
Kleph, später König der Longobarden. | Am Hofe Alboins.
Helmichis, Schildpor. | Am Hofe Alboins.
Peredeo. | Am Hofe Alboins.
Zotto. | Am Hofe Alboins.
Uda, ein Mönch. | Am Hofe Alboins.
Rotard, Diener der Rosamunde.
Rosamunde.
Hildrida, ihre Freundin.
Walfridda, Alswinde } Schwestern des Königs.
Hildechar, Rodelind } Hofdamen.
Ritter, Krieger, Gefolge, Tänzerinnen, Volk.

Ort der Handlung: Pavia. — Zeit: 573 n. Chr.

Zweiter Aufzug.

Pavia. Halle im königlichen Palast.

Hildrida. Rotard.

Rotard.

Sie that es nur zum Schein, nur weil sie mußte;
Kann ihr der Christengott denn wiedergeben,
Was sie verlor? Bringt er die Heimat wieder,

Die unter fremde Männer ward vertheilt?
Führt er zusamm' die Stämme der Gepiden,
Die man in ferne Länder fortgeführt,
Und macht sie frei von Schmach und Sklaverei?
Ruft er den todten Vater ihr in's Leben,
Und reicht ihm die zerbroch'ne Krone neu und ganz?

Hildrida.

Sie sagten ihr, es sei ein Gott der Milde,
Ein Gott der Liebe, der sie trösten kann.

Rotard.

Nun dann ist er ein Gott der Rache nicht,
Und ungerächt kann keinen Trost sie finden.

Hildrida.

Doch scheint sie sanft, ergeben in ihr Schicksal.
Sie schweigt ob des erlittenen herben Leides,
Und duldet jetzt auch still, wenn Alboin
In seiner Roheit täglich neu sie kränkt.

Rotard.

Sie thut's zum Schein, sag' ich, um zu verhüllen,
Was sie in ihrem Innern sinnt und plant.
Als Alboin die blut'ge Hand ihr bot,
Hob er sie mit der andern auf den Thron.
Geschah's auch mit Gewalt, sie hätt' es nicht
Geduldet, denn das Recht den Tod zu rufen
Hat jeder Mensch und hat die Macht dazu;
Allein sie that's, weil ihr das Leben nöthig,
Das Scepter nöthig, die Gewalt, damit
Sie eine große, eine heilige Pflicht:
Blutrache übe.

Hildrida.

Doch das that sie nicht.

Rotard.

Warum sie's unterließ bis jetzt, wie lange
Sie ferner zögern wird, ich weiß es nicht;
Doch denkt sie d'ran, und wird es nicht vergessen,
Und Alboin lebt unter'm Schwert. Vielleicht
Noch heute in des Festes lautem Jubel,
In dem er triumphirt mit all' den Seinen,
Daß auch die Stadt Pavia überwunden,
Die in Italien einzig widerstand,
Vielleicht beim Mahl, vielleicht in stiller Nacht,
An seine Seite grausam hingezwängt,
Im Schlaf vielleicht, vielleicht selbst im Gebet,
Wenn er je betet, wird ihr Dolch ihn treffen. —

Die Luft ist schwül, bevor die Erde bebt.
Und wie Natur in unbeugsamer Kraft,
So üben große Menschen ihre Thaten.
Hat sie bisher auch nur im Traum gelebt,
Dann richtet sie sich auf, wie neu erwacht,
Und spricht: Dies mußt' ich thun. Es ist vollbracht.

Hildrida.

Ein Grauen zieht auf uns'ren Wegen hin.
Mit Schaudern denk ich dessen, was geschehn,
Und Schrecken nur kann uns die Zukunft bringen.

Rotard.

Wie's immer sei, so bleibt es nicht.

Hildrida.

Sie kommt.

(Rosamunde und der Mönch Uda treten auf. — Hildrida und Rotard ziehen sich auf eine verabschiedende Handbewegung zurück.)

Rosamunde.

Es ist umsonst, Du überzeugst mich nicht.
Ein schöner Spruch: vergeben und vergessen.
Vergessen kann ich nicht, nein, niemals, niemals.
Es ist umsonst; und wollt' ich auch vergeben —
Vergeben ist nur, was vergessen ist.

Uda.

Der Lehre denk, die Du von mir empfingst.

Rosamunde.

Mein Leid ist alt, und Deine Lehre neu.

Uda.

Ein halb Jahrtausend üben sie die Meinen,
Und ob sie auch den Tod in Martern finden,
Sie folgen dem, der noch am Kreuz vergab.

Rosamunde.

Ich kann es nicht. Und werde ich nicht täglich
Auf's neu' erinnert, täglich aufgestachelt
Mit gift'gem Hohn und Kränkung jeder Art?

Uda.

Wenn Du dem König wärst, was er verlangte,
Dem Mann ein Weib, wie er es fordern darf. —

Rosamunde.

Dem Mörder meines Vaters! Schweig davon.

Uda.

Wie viel des Guten wirken könntest Du;
Des Königs rohe Kraft zum Heile lenken,

Daß er nur thut, was Gott gefällig ist,
Und helfend stünde immer Dir zur Seite
Die Kirche, und ihr Segen lohnte Dir.

Rosamunde.

Du frommer Mann, wenn ich Dir sagen würde,
Was ich an jenem Schreckenstag gelobt,
Da er mich fortriß von des Vaters Leiche.
Und da er, lachend meiner bittern Qual,
Mich zwang, den blut'gen Thron mit ihm zu theilen —
Du suchtest nicht mehr nach Versöhnungsworten. — —
Ich hätte sterben müssen an dem Tag,
Eh' mir Besinnung kam, dann wär' die Qual,
Indem sie taumelnd mich zum Gipfel hob,
Verschwunden auch und Alles wär' vorbei.
So aber mahnt das unerfüllte Wort.
Mein Arm ist schwach und meine Kraft gebrochen,
Und thränenlos schlepp' ich mein Elend mit.

Uda.

Vergiß, vergib.

Rosamunde.

Umsonst. Die finst'ren Bilder,
Ich seh' sie immerfort, bei Tag, bei Nacht,
Und Tag und Nacht werd' ich sie immer schauen,
Selbst Deine Lehre wischt sie nicht hinweg.

Uda.

Du arme Fürstin; streng hat Dich der Herr
Geprüft, doch wirst Du einst noch sagen müssen:
Es war zu meinem Heil. Denn Leid verklärt.

Rosamunde.

Das ist ein Trost, den Du an Gräbern rufen,
Und über schon Gestorb'ne sprechen magst,
Doch was da lebt, will sich des Lebens freu'n.
Auch ist er falsch, Dein düst'rer Priesterspruch.
Die ich so viel erfahren, glaube mir:
Das Glück veredelt, Unglück nur macht schlecht.
Hoch und erhaben muß die Seele sein,
Die ob Gemeinheit selbst im Elend siegt;
Doch bist Du froh und leicht und glückdurchbebt,
So theilst Du gerne von der reichen Gabe
Den Andern mit, die traurig Dich umsteh'n.

(Nach einer Pause.)

Es ist umsonst.
Der gold'nen Leier Saiten sind zerrissen,
Verlanget nicht mehr, daß sie klingen soll.

(Uda ab. — Alswinde und Walfridda kommen mit weiblicher Begleitung.)

Walfridda (lachend).

Die schwarzen Kleider noch? — Sieh' nur Alswinde,
Die Königin des Jammers —

Alswinde.

Laß' sie nur.
Sie geht im Schlaf und träumt von ihrer Heimat,
Von Bär und Wolf, von Sumpf und Zelt und Lager;
Dies Zauberland ist ihres Blicks nicht werth.

Walfridda.

Was pressest Du zusamm' die bleichen Lippen?
Dein Name rühmt ja einen Rosenmund!

Alswinde.

Laß Diadem und Purpurmantel kommen,
Mein königlicher Bruder gibt ein Fest.
Pavia fiel, Italien ist bezwungen,
Die Welt ist sein, dem Keiner widersteht.

Walfridda.

Nun, weckt Dich das nicht auf?

Rosamunde.

Ich will mich schmücken.
(Sie gibt der wieder erschienenen Hildrida einen Wink, diese geht ab.)

Walfridda.

Willst Du's? Fürwahr? Welch' selt'ne, hohe Gunst!

Alswinde.

Die Siegesfolge, der Triumph, die Größe —
Ist's keines Lächelns werth?

Rosamunde.

Ich freu' mich dessen —

Walfridda.

Sie sagt's, als spräch' ein Stein, leblos und kalt.

Alswinde.

Kalt ist das Land, wo Alboin sie traf,
Und sterben möcht' ich fast, wär' dies das Leben.

Rosamunde (vor sich hin).

Und sterben möcht' ich fast, wär' dies das Leben.

Walfridda.

Hörst Du das Echo, das der Felsen gibt?
Mir graut davor. Komm Schwester. Alboin
Muß seine Tapferkeit noch übertreffen
Durch die Geduld, die er mit dieser hat.

(Hildrida kommt wieder, gefolgt von Mädchen, die Diadem, Mantel und Blumen tragen. Walfridda und Alswinde ab.)

Rosamunde.

Die Larve wird geschminkt. Nur keinen Spiegel,
Daß ich mich selbst nicht seh'! Den Mantel gib.
(Sie hüllt sich rasch hinein.)
Wie weich die Falten und so dunkelroth —

Hildrida (um sie beschäftigt).

Laß mich die Kette an der Schulter schließen;
Jetzt hier, und —

Rosamunde (schmerzlich stöhnend).

Ah.

Hildrida.

Was ist?

Rosamunde.

Nur fort, nur fort.
Mach' schnell. Noch funkelt dort das Diadem.
Gib her.

Hildrida.

Hier.

Rosamunde (nimmt es).

Du der Herrschaft glänzend Zeichen,
Der Ehrbegierde höchstes Ziel, der Wunsch
Und Neid von Millionen — Du bist mein,
Doch weigert sich die Stirn, Dich zu empfangen.
Was birgst Du? Was versprichst Du? Und was hältst Du?
Mein Vater, hätt' er keine Kron' getragen,
Er lebte noch und segnete sein Kind.
Wär' ich im Purpur nicht geboren worden,
Mir wäre eine Welt von Schmerz erspart.
Der Heimatwälder Blätterrauschen hört' ich,
Mein Auge blickte thränenfremd empor,
Die Liebe käm' mit süßem Herzerbeben,
Die Hoffnung blieb auf ein zukünftig Glück,
Und das, was aller Menschen Erbtheil ist,
Ich hätt' es auch, ich auch. — Dahin — dahin.
(Pause.)
Doch jenes Weib, das in des Vaters Halle,
Im höchsten Jammer meine Knie umfaßte,
Ihr Gatte war erschlagen und ihr Vater,
Die Brüder todt — mein Volk — mein Volk! — Empor!
(Sie hebt das Diadem mit beiden Händen.)
Ich drück' Dich selbst auf's Haupt, und will Dich tragen
Und sengtest Du mir glühend auch die Locken.
(Sie setzt es auf.)
Wie ist das nur? Sprach' nicht die Norne einst:
Eine Krone wirst Du tragen,
Glühendem Eisen gleich wird sie Dich sengen

Und von Dornen wird sein Dein Geschmeid.
Das Vergangene ist unantastbar,
Unabwendbar ist die Zukunft —
Unabwendbar! So komme denn, was muß.

(Zu Hildrida.)

Was hast Du noch?

Hildrida.

Die Blumen brachte man —

Rosamunde.

So gibt es Blumen noch? O schone sie,
Sie würden welken, wenn ich sie berührte. —
Du Helmichis?

(Helmichis ist aufgetreten.)

Helmichis.

Heil meiner hohen Herrin!
Dem Triumphator eile ich voraus,
Um seine nahe Ankunft Dir zu künden,
Und finde Dich geschmückt ihn zu empfangen,
Zum ersten Mal im festlichen Gewand.
Erfüllt hast Du die Gnade, die er bittet,
Erfüllt, eh' ich den Wunsch Dir mitgetheilt.

Rosamunde.

So wird es ihn erfreu'n?

Helmichis.

Der König sprach:
Im Purpurkleid soll mich mein Weib erwarten,
Sie ford're, was sie will, tret' ich hier ein,
Und wär's ein Menschenhaupt, ich schenk es ihr.

Rosamunde.

Und wenn ich nun das Deine forderte?
Ich weiß, Du bist ihm werth.

Helmichis.

Verlange es.

Rosamunde.

Mit seiner wilden Liebe liebt er Dich.
Ei, Helmichis?

Helmichis.

Verlang es, Rosamunde,
Und wenn Du mir nur einen guten Blick
Noch schenken willst, eh' ich zum Tode geh',
So sterb' ich gern, wie auch das Leben lockt.

Rosamunde.

Der schönen Worte hast Du viel und stets.

Helmichis.

Ich denke das, was meine Zunge spricht,
Es fühlt's mein Herz, mein Arm wird es vollbringen,
Und zweifelst Du, so stell' mir eine Probe,
Wie schwer Du prüfen magst, ich bin bereit.

Rosamunde.

Ich könnte Dich, bedenk's, beim Worte nehmen.
Ich will, ich werd' es thun. — Die dunkle Rose
Hier nimm' zum Zeichen, daß es noch geschieht.

(Sie nimmt von den Blumen eine dunkelrothe Rose, und reicht sie ihm. Draußen Fanfaren und Volkslärm näherkommend.)

Rosamunde (zu Hildrida).

Was staunst Du, Mädchen? Schein' ich plötzlich Dir
So sehr verändert?

Hildrida.

Rosamunde!

Rosamunde.

Wohl
Weil ich den Purpur trage und die Krone?
Es gab doch Zeiten schon, nicht wahr, Hildrida,
Wo Du mich ohne Trauerkleider sah'st.

Volksrufe.

Heil Alboin! Heil Alboin!

Helmichis.

Hörst Du?
Sie kommen schon heran.

Rosamunde.

Ich hör's. Er kommt.

(Alswinde und Walfridda kommen wieder mit Hofdamen, Hildechar und Rodelind.)

Walfridda.

Schon näher tönt der Jubelruf der Menge.

Alswinde.

Herbei, ihr Mädchen. Hier — hier vom Balkone
Hier kann man sehn.

Hildechar.

Im Schloßhof drängt die Menge.

Rodelind.

Dort an der Pforte macht der Herold Platz.

(Alle im Hintergrund hinabsehend bis auf Rosamunde.)

Walfridda (zu Rosamunde zurückblickend).

Und Du? — Nicht einen Blick?

Alswinde.

Laß sie Walfridda,
Sie sinnt ja wieder.

Walfridda.

Regungslos und todt.
Sie geht bei Nacht, und träumt am hellen Tage.

Volksruf (nahe).

Heil Alboin, dem König Heil!

Die Damen (hinunterrufend).

Heil! Heil!

Hildechar.

Ei wie die Menge drängt.

Helmichis (erklärend).

Dort stehn die Räthe
Der Stadt mit Stricken um den Hals — dort drüben
Die Kriegsgefangenen — hier —

Volksruf.

Heil Alboin!

Die Damen.

Heil Alboin!

(Der Jubel unten währt fort.)

Hildechar.

Der König steigt vom Pferd.

Alswinde.

Das ist sein Lieblingsroß.

Hildechar.

Es bricht zusammen.

Walfridda.

Weh! Was ist das?

(Der Volksjubel schweigt.)

Hildechar.

Es zuckt, es stirbt — ist todt.

Rodelind.

Nun wendet er sich ab.

Hildechar.

Man neigt das Banner,
Und huldigt ihm.

Alswinde.

Es bricht — fällt in den Staub —

Walfridda.

Weh! Welche Zeichen!

(Dumpfes Gemurmel von unten.)

Helmichis.

Jetzt heran die Stufen
Kommt König Alboin. Voran ihm schreitend
Geht ordnend Peredeo.

Rosamunde (wie plötzlich erwachend).

Peredeo!

(Trompeten. König Alboin tritt auf mit Kleph, Gisulf, Zotto, Peredeo, Uda und Gefolge.)

Peredeo (voraneilend).

Musik! Die Tafel rüstet! Blast Trompeten!
Wo sind die Mädchen, die zum Tanz bestellt?
Rasch wischt der gute Eindruck fort den bösen.
Ah — hohe Frauen, schön zum Fest geschmückt —
Du Königin — doch mit dem finstren Blick,
Mit dem Du mich an jenem Tage ansahst,
Da ich in Deines Vaters Halle trat —

Rosamunde.

Ha! Schweig!

Peredeo.

Und seinen Leichnam brachte.

Rosamunde.

Teufel!

Peredeo.

Wir waren stärker, und wir sind es noch.

(sich wendend)

Die Tafel her! Musik! Die Tänzerinnen!

Rosamunde (Alboin entgegentretend).

Mein König und mein Herr!

(Die Trompeten schweigen.)

Du hast verlangt,
Daß ich geschmückt mit Kron' und Pupurmantel
Dich hier empfangen soll, und mir verheißen,
Daß Du gewähren willst, was ich verlange
Und wär's ein Menschenhaupt.

Alboin.

War's so?

Helmichis.

So war es.

Rosamunde.

So war es und so wirst Du mir's erfüllen.

Alboin.

Spräch ich im Schlaf, und hätt's im Schlaf versprochen,
Ich führt' es wachend aus.

Rosamunde.

So fordre ich
Das Haupt des häm'schen Peredeo.

Peredeo.

König!
Sie spricht im Fieber, hält Dein Wort für Ernst.
Hör' sie nicht an.

Alboin.

Sagst Du mir, was zu thun?

Rosamunde.

Sein Haupt! Sein Haupt!

Alswinde.

Mein Bruder!

Walfridda.

Alboin!

Hildechar.

Der König blickt ergrimmt.

Rodelind.

Sein Zorn vernichtet.

Rosamunde.

Sein Haupt! Sein Haupt! Dein Wort! Halt' mir Dein Wort!

Peredeo.

Bin ich ein Sclave denn, den man verspielt?
Was gilt denn noch?

Alboin.

Hier gilt mein Wille nur.

Peredeo.

Ich bin ein Fürst. Ich kämpfe Deine Schlachten.
Das Wort der Rosamunde, der Barbarin,
Die Du zur Königin uns aufgedrängt,
Das bloße Wort verletzt mich, weiß ich gleich,
Daß Du nicht wagst, die Bitte zu gewähren.

Kleph (leise zu ihm).

Du reizest ihn noch mehr. Halt' ein.

Peredeo.

Nein, nein.
Du brauchst uns, doch such' Deine Kämpfer nun,

Wo Du nur magst, und Deines Gastmahls Gäste.
Ich lasse Dich. — Gebt Raum, ihr Herrn!

Alboin.

Halt an!
Zurück! Du bleibst! Erfaßt ihn! Ich befehl' es.
(Es geschieht.)

Peredeo (sich wehrend).

Zurück von mir — steht mir denn Keiner bei?
(Er wird überwältigt.)

Kleph.

Es ist zu spät.

Gefolge (erschreckt unter einander murmelnd).

Der König ist erzürnt.
Es ist zu spät — es ist um ihn geschehn.

Alboin.

Du wagst, dem Alboin zu drohen? Sclave!
Du siehst heut Deine letzte Sonne sinken.
Führt ihn hinweg, und morgen fällt sein Haupt.
(Peredeo, drohend, wird abgeführt.)

Rosamunde.

Ich danke Dir.

Alboin.

Du dank' mir nicht für das.

Uda.

O Herr, wann wirst Du mit dem Scepter milde
Gut machen, was Dein flammend Schwert verdarb?

Alboin.

Was hat die Kutte denn an mir zu meistern?
Gehr'st Du das Martyrthum? — War ich nicht mild,
Genug, zu viel gen Dich und all' die Deinen?

Uda.

Der Erzbischof von Mailand, Honoratus,
Der edle Greis, vertrieben, so wie Paulus
Der Patriach von Aquileja — Kennst Du nicht
Die Gräuel, die man übt in Deinem Heer?
Es birgt noch heidnisch Volk, das Götzen opfert,
Und neülich kamen Priester, um zu predigen,
Die zwang man von dem Opferfleisch zu essen,
Und die sich weigerten, die schlug man todt.

Kleph.

Was mengten sie sich drein?

Alboin.

Mit diesem Heer,
Ob Heid' ob Christ, erob're ich die Welt.
Doch freu' Dich Mönch, nun kommt ein Wort für Dich.
Der heut'ge Tag schenkt Tausenden das Leben.
Sprich Neffe Gisulf; was sagt' ich Dir damals,
Als mir Pavia einzig widerstand?

Kleph.

Du würdest, riefst Du, wenn die Feste Dein,
Was nur drinn' lebte, Alles tödten lassen,
Und dann auf Deinem weißen Lieblingspferd
So lange über all' die Leichen reiten,
Bis es ganz roth vom Blute wär'.

Rosamunde.

Entsetzlich!

Alboin.

Nun, heut bestieg ich dieses weiße Pferd,
Doch als ich eben hier zum Thore einritt,
Da stürzt es todt zusammen —

Alswinde.

Und das Banner
Zerbrach.

Walfridda.

Wir sahen es.

Alboin.

Und da gelobt ich
Im Stillen mir, zu schonen die Paveser,
Und frei geht jeder aus.

Uda.

Dank, König Dank!

Kleph.

Es harren ihre Rathsherrn noch im Hofe
In Angst und Bangen.

Alboin.

Geh, verkünd' es ihnen.

(Kleph ab.)

Uda.

Herrsch' weiter durch die Liebe Deiner Völker,
Zu lang hast Du geherrscht durch ihre Furcht.

Alboin.

Und nun zur Tafel. — Ei die prächt'ge Halle,
Geschmückt mit Blumen —

(zu Zotto):

Hast Du nicht erzählt,
Ein Gothenkönig habe den Palast
Hier einst erbaut?

Zotto.

Es war Theodorich.

Alboin.

Ganz recht, Theodorich; und seine Erben,
Die schwelgten und regierten hier nach ihm.
Ei mir gefällt die Stadt. Thalab dort lustig
Rauscht der Tessin — hier wär' ein Uebergang,
Und eine Furt ist auch im nahen Po —
Die Burg ist fest, die Stadt hat gute Werke,
Wir wissen, daß man lang' sie halten kann;
Wenn gegen mich, wie erst für mich! Hier bleib' ich.
Pavia sei die Hauptstadt von Italien
Bis ich in Rom aufsteig' zum Capitol.

(Er wendet sich zum Hintergrund. — Fanfaren.)

Alboin.

Zur Tafel nun. Setzt Euch zum frohen Schmaus,
Das Haupt bekränzt und laßt die Becher kreisen,
Musik laß klingen deine besten Weisen,
Auf daß wir fröhlich weihen dieses Haus.

(In der Mitte mehr zum Hintergrunde große Tafel: König Alboin, Rosamunde, Gisulf, Alswinde, Walfridda und Andere. — Zwei kleine Tische im Vordergrunde. Links Hildechar, Rodelind, Hildrida und Helmichis; rechts Zotto und der jetzt zurückkehrende Kleph. — Leise Musik beginnt. Es kommen Tänzerinnen in fremdartigen, reichen Kleidern.)

Volksruf (aus dem Schloßhof).

Hoch König Alboin! Dank — Alboin!

(Tanz beginnt, doch so, daß der König zumeist sichtbar bleibt. — Die folgenden Gespräche während des Tanzes.)

Kleph.

Hörst Du? Sie schreien Dank jetzt für ihr Leben.

Zotto.

Mich widert's an. Noch gestern war der König
Ihr ärgster Feind; heut jubeln sie ihm zu.

Kleph.

Ei gestern war er draus, heut' ist er drinn.

Zotto.

Ich weiß. Doch warum widerstanden sie,
Wenn sie den Muth zu sterben nicht gehabt?

Kleph.

Ein Aeußerstes thut man wohl für sein Leben.
Erst kämpften sie, jetzt heulen sie; Du hörst's.

Hildechar (indessen am andern Tische).

Ei Helmichis, Ihr habt schon Zeit gefunden,
Im Garten zu lustwandeln?

Helmichis.

Wie — im Garten?

Rodelind.

Sieh Hildechar, nun stellt er sich verwundert.

Hildechar.

Die rothe Rose hier an Eurer Schulter —
(da Helmichis darnach fährt)
Erschrecket nicht. Ich weiß, sie blieb von selbst
An Eurem Panzer haften, ganz von selbst,
Wie rothe Rosen pflegen — Wüßt ich nur nicht,
Daß Ihr die Frauen mehr liebt, als die Blumen,
Und daß die Einen an die Andern stets,
Das gebt Ihr doch wohl zu, erinnern müssen.

Helmichis.

Gewiß, das geb' ich zu.

Hildechar (leise).

Auch könnt' ich Euch,
Noch eine Rose zeigen, röther, dunkler,
Wagt ich mich abends in den Garten noch,
Und wär' selbst Euer Schutz nicht zu gefährlich.

Kleph (der Alboin beobachtet, leise zu Zotto).

Sieh nur, der König blickt schon wieder finster
Und stößt die gold'ne Schüssel fort von sich.

Zotto.

Und eben sprach er uns von frohem Schmaus,
Von Fest und Jubel.

Kleph.

Aber jetzt, sieh hin,
Jetzt senkt er finster die umwölbte Stirne;
Er hört nicht die Musik, sieht nicht die Mädchen —
Jetzt fährt er auf —

Zotto.

Wie Alle nur erschrecken,
Nur Rosamund bleibt träumend regungslos.
(Am andern Tische ist man auch aufmerksam geworden.)

Rodelind.

Was ist dem König? Seht.

Helmichis.

Er scheint verstört.

Kleph.

Jetzt winkt er einen Diener hin, und heimlich
Befiehlt er ihm etwas. Der eilt hinweg —

Zotto.

Warum klingt denn Musik an diesem Hof?
Was soll der frohe Reigen und die Kränze?
Er hört und sieht es nicht, er kann nicht lachen,
Und stets packt ihn sein finst'rer Geist auf's Neu'.

Kleph.

Das ist Tyrannenart. Er wird nicht froh.
Die Lust zur Grausamkeit erwachet immer,
So oft er auch sie niederkämpfen mag.
Trifft sie ein Volk, so wirft er's in den Staub,
Und wir bewundern ihn; jedoch allein
Ihm gegenüber, fühlst Du Dich so wie
Im Käfig, und da glotzt ein wildes Thier
Aus seinen Augen tückisch Dir entgegen.

(Der Diener, den Alboin fortgeschickt, kommt zu ihm zurück, und bringt ihm ein Trinkgefäß.)

Zotto.

Ich mein', ihn stören wohl die bösen Zeichen,
Mit denen er hier eintritt, oder wurmt ihn,
Was eben er gethan an Peredeo,
Doch weil er es versprochen — —

(Alboin springt jäh von der Tafel auf, das Trinkgefäß ergreifend. Alle Anwesenden erheben sich erschreckt. Die Musik verstummt grell. Die Tänzerinnen drängen sich ängstlich in die Ecken.)

Alboin (vorkommend).

Rosamunde!

Die Anwesenden (außer ihr, dumpf durcheinander murmelnd).

Was ist's — was will der König — was geschieht —
Was soll das Trinkgefäß — was gibt's — Er zürnt,
Sein Auge rollt — er ruft die Königin —
Er ist ergrimmt — was wird jetzt — Rosamunde — —

Alboin.

Ich hab' Dir Deinen Wunsch erfüllt; nun denk' ich
Erfülltest Du den meinen auch. Nimm diesen Becher.
Ich will nicht viel; nur daß mit Deinem Vater
Du Dir's beim Wein gefallen lassen mög'st.

(Rosamunde erschrickt.)

Die Andern (wie oben).

Die Königin erschrickt — mit ihrem Vater
Was soll der Becher — welch' ein Unheil — weh —

Alboin.

Nun, nimm doch. Diesen Becher ließ ich formen
Aus Deines Vaters Schädel. Trink' mit ihm.

Helmichis.

Das ist zu viel.

Kleph.

Er treibt's auf's Aeußerste.

Hildrida.

Ach meine arme Herrin!

Uda.

Fasse Dich,
Es soll nur eine Prüfung sein.

Alboin.

Meinst Du?
Trink' Rosamunde, trink'.

Helmichis.

Nein, nein, unmöglich.

Zotto.

Das ist das tückisch wilde Thier.

Kleph.

Fühlst Du's?

Hildrida.

Sie schwankt, hält sich kaum aufrecht.

Walfridda.

Rosamunde,
Was zierst Du Dich mit Deinem Rosenmund?

Alswinde.

Ein schöner Becher, würdig solcher Lippen.

Gisulf.

Halt ein mein Ohm, das ist zu viel.

Alboin.

Zur Ruh'!
Ich will's. Trink' Rosamund.

Gisolf.

Halt ein!

Helmichis.

Es ist
Zu viel!

Uda.

Erlaß' es ihr!

Hildrida.

Ach Herr! Sie stirbt!

Helmichis.

König!

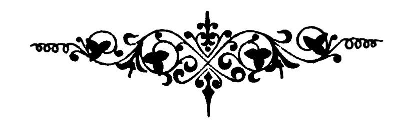
Alboin.

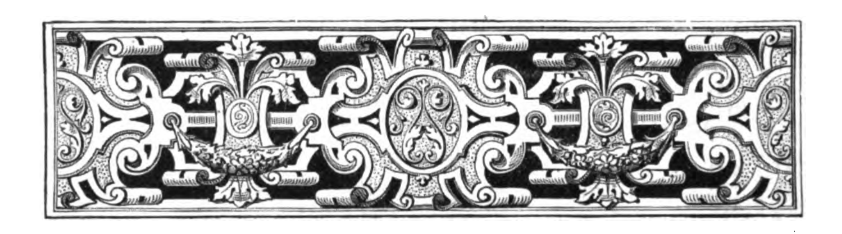
Trink', Rosamunde, trink'!

Rosamunde (die Linke auf's Herz gedrückt, hebt die Rechte wie zum Schwur hoch empor, den König lange ansehend. Es wird lautlos still im Saal. Dann läßt sie langsam die Hände sinken, ergreift mit beiden den Becher und sagt fast tonlos:)

Ich trinke.

(Wie sie den Becher langsam zum Mund hebt, fällt der Vorhang.)





Der Glockenmarkt.

Eine Geschichte aus Siebenbürgen.

Von

Hugo Klein.

Das Dörfchen Veresmart ist eine der unbedeutendsten Ortschaften des Udvarhelyer Stuhles, hundert Häuser, nicht mehr, vielleicht nicht einmal so viel, gehören dazu. Vor vielen Jahrhunderten, zur Zeit der Tartarenzüge, wurden hier, am Abhang der Berge, manche Schlachten geschlagen, von welchen die Historiker berichten. Seither ist es aber in dem kleinen Thale stille geworden und selten dringt noch ein Ton vom Kriegs- und anderen Lärm dieser Welt in seine Einöde. So klein das Dörfchen Veresmart, so wohl befinden sich seine Bewohner. Es sind durchwegs sparsame, arbeitsame Leute und ihr Weizen blüht. Sie sind beinahe alle ziemlich wohlhabend, besitzen Aecker, Weideland und Weingärten. Zu den reichsten Höfen des Dorfes gehörte jener der Bäuerin Kata Kadics, welche mit ihrem Sohne Feri die Wirthschaft selber verwaltete. Frau Kadics war eine stattliche Matrone, deren breites, glänzendes Gesicht, wenn es auch bereits von vielen Furchen durchzogen war, noch immer Spuren einstiger Schönheit zeigte. In ihrer Jugend war sie ein sehr hübsches Weibchen gewesen. Das war freilich schon lange her. Sie stand in allgemeinem Ansehen, nicht bloß, weil sie wohlhabend war, nicht bloß, weil sie einen heiratsfähigen Sohn hatte, dem einst das ganze Vermögen zufallen mußte, sondern, weil sie auch eine kluge, gutherzige Frau war, welche Alles trefflich verstand und den ärmeren Nachbarn unter Umständen gerne aushalf. Ihr Sohn Feri erfreute sich schon geringeren Respects, er galt durchaus

nicht als so gescheidt, wie seine Mutter, Beweis dafür, daß er ein Weiberfeind war oder wenigstens sich wie ein solcher geberdete. Er kümmerte sich wenig um die Mädchen und erschien niemals auf dem Tanzboden, wo sie sich am Sonntag vergnügten. Die Schönen von Veresmart behandelten ihn auch mit aller ihm gebührenden Verachtung und seine Mutter sah mit Grauen, in welchem unleidlichen Verhältnisse er zu dem zarten Geschlechte stand. Sie hätte schon gerne eine Schwiegertochter im Hause gesehen, eine reiche natürlich, welche das Vermögen vermehrte; auch sollte sie recht arbeitsam und in der Wirthschaft wohlerfahren sein, um von der guten Alten die Sorge des Hauswesens nehmen zu können. Eine Schwiegertochter, wie Frau Kadics sie dachte, mußte auch einen schneidigen Zug, etwas Resolutes haben, um dem Sohne den Starrsinn zu brechen. Denn Feri war starrköpfig. Das war der große Kummer der guten Frau; noch mehr kränkte es sie, daß er immer, immer Recht behielt. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, mochte es noch so absurd sein, mochte sie noch so sehr opponiren, er wußte die Mutter so trefflich zu behandeln, daß er schließlich immer ihre Zustimmung erschmeichelte. Sie durfte sie wohl nicht verweigern, denn wenn er einmal sagte: „Ich will!" da war sein Trotz absolut nicht zu brechen. Sie wäre, ohne den Starrsinn des Sohnes, die glücklichste Frau der Welt gewesen; sein Vater selig hatte genau denselben Charakter gehabt. Sie aber zeigte dem Jungen dieselbe Gutmüthigkeit, wie einst dem Alten. Kann es da Wunder nehmen, daß sie nie dazu kam, Recht zu behalten? Das war ein schweres Kreuz, welches das weibliche Geschlecht im Allgemeinen nur mit Mühe ertragen kann. Auch Frau Kadics ächzte unter seiner Last.

Eines Tages kam ihr aber ein rettender Gedanke.

„Hör' mal, Feri", sagte sie, als sie bei einer Gelegenheit wieder seinem Trotze nachgeben mußte, „ich lasse Dich leider Dummheiten machen, so viel Du willst. Aber siehst Du nicht ein, daß Dir das im Leben Schaden bringen wird? Und möchtest Du nicht lieber ein gefügiger Sohn sein, statt Deine Mutter zu kränken?"

„Gewiß, gewiß, wie soll ich das aber anfangen?"

„Das ist sehr einfach. In den nächsten Tagen ziehen viele Leute nach dem Glockenmarkt. Geh' auch dahin und bade acht Tage im Brunnen Pothard. Ist das Wasser für Kopfschmerz gut, wird es auch den Starrsinn heilen."

„Wie Du willst, Mutter," erwiderte der Sohn.

Und der Sohn ging auf den Glockenmarkt.

Dieser Glockenmarkt wird alljährlich im Sommer auf dem Pothardberge abgehalten. Da kommen alle glockenfabricirenden Zigeuner Siebenbürgens zusammen und wer Viehschellen braucht, erwirbt hier, so viel er

nur mag, zum niedrigsten Preise. Das Ganze ist aber nur ein Vorwand zu Belustigungen aller Art. Die Zigeuner bringen nämlich außer den Glocken wohlweislich auch ihre Geigen, Flöten und Cymbale mit. Andere befassen sich mit dem Ausschank von Wein, und so ist es sehr natürlich, wenn in jenem verlassenen Thale eine Woche lang ein sehr fröhliches Leben herrscht. Aus allen Dörfern in der Umgebung strömen die Leute herbei, besonders die Mädchen, welche bei dem vielen Tanzen, bei der heiteren Stimmung, den der Wein im Kreise der Männer erzeugt, bei den frohen Volksspielen und Allotria aller Art am Leichtesten einen Bräutigam erhaschen. Viele haben dann auch schon behauptet, auf dem Pothardberge werde eigentlich ein Mädchenmarkt und kein Glockenmarkt abgehalten. Das aber macht die Sache nur umso interessanter und den Besuch nur umso lebhafter.

In der Nähe befindet sich auch die Pothardquelle, ein frisches, krystallreines Wasser, welches nach dem Volksglauben den Kopfschmerz heilen soll. So fragwürdig der Nutzen bei dem Gebrauche des Wassers auch sei, so schadet es jedenfalls nicht, es baden daher alle, die den Glockenmarkt besuchen, in dem angeblich wunderthätigen Wasser des Bächleins, die Zigeuner natürlich ausgenommen, die eine lebhafte Aversion gegen kaltes, reinigendes Wasser haben. Hier erschien auch Feri Kadics, um seine Cur zu gebrauchen, die acht Tage währen sollte. Er beschloß, das Bad sehr früh am Morgen zu nehmen, um dabei allein zu sein; bei seiner natürlichen Schüchternheit widerstrebte ihm das Zusammenbaden mit anderen Menschen. Als er am Tage sein Bad genommen hatte, fand er auf dem Rückwege zu der Hütte des Waldhüters, der ihm Quartier gab, einige Minuten von der Quelle, ein bildhübsches Zigeunermädchen auf einem Felsstück am Wege sitzen. Leider waren ihre Kleider so schmutzig, wie die aller ihrer Gefährten, und Feri empfand kein Verlangen, bei ihr zu verweilen. Das Mädchen aber sprach ihn an:

„Warst Du bei der Pothardquelle?“ fragte es.

Der Bursche antwortete, er wußte nicht, warum.

„Ja,“ sagte er.

„Hast Du gebadet?“

„Ja.“

„Für Kopfschmerz?“

„Ja.“

„Glaubst Du daran?“

Die Kleine lachte bei der Frage und zeigte zwei Reihen glänzend weißer, spitzer Zähnchen, wie sie die Nagethiere haben.

„Natürlich,“ sagte er, „Du glaubst nicht daran, Du bist ja eine Heidin!“

Das Mädchen lachte wieder unbändig, da ihm aber das Lachen nicht gefiel, wollte er weiter gehen.

„Warte einmal," rief ihm die Zigeunerin zu, „ich will Dir etwas zu Deinem Nutzen sagen. Vom Kopfschmerz wirst Du durch die Bäder wirklich geheilt, weißt Du aber auch, daß Haar, Brauen und Schnurbart ganz weiß werden, wenn man das Wasser öfter gebraucht?"

„Ist das wahr?"

„Natürlich. Frage einmal in Bethlenfalva nach," fuhr die braune Schöne mit überraschender Zungengeläufigkeit fort, „dort kannst Du den jungen Paul Kopar kennen lernen, einen Mann von achtundzwanzig Jahren, mit schneeweißem Haar und schneeweißem Bart — so lang, er wallt ihm weit über die Brust herab. Das hat er sich hier geholt. Und in Gagy lebt eine arme Frau, die Ilka Tiszti, mit weißem Haar und weißen Brauen, kaum zwanzig Jahre alt, ihr Mann hat sie verlassen, weil sie so alt aussieht."

Feri hörte mit wachsender Ueberraschung zu und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe. „Das ist ja schrecklich," sagte er dann.

Als das Mädchen seine bestürzte Miene sah, lachte es laut auf und sprang jubelnd vom Sitze auf, „Du bist ein dummer Junge," rief die Zigeunerin, „weil Du alles glaubst, was man Dir sagt. Bade nur weiter. Gescheidt wirst Du aber nicht davon!"

Damit lief sie den Berg empor und verschwand zwischen den großen Felsstücken, die ihn wie ein großer Trümmerhaufe umkränzten.

„Braune Hexe!" brummte Feri ärgerlich vor sich hin. „Warte, wenn ich Dich fasse, zahle ich Dir das heim." Und verstimmt ging er seiner Wege. Es war unerhört, ihn so zu verspotten und zum Narren zu halten! Er ärgerte sich den ganzen Tag darüber, besonders aber, daß er der Zigeunerin Rede gestanden und ihr Gelegenheit gegeben, ihr Spiel mit ihm zu treiben. Als er am nächsten Morgen von seinem Bade kam, saß die kleine Hexe an derselben Stelle, wo sie ihm zuerst erschienen war. Sie schien nicht die geringste Furcht vor ihm zu haben, trotzdem sie Tags vorher seinen Zorn erregt hatte. Der Zorn hatte sich noch nicht verflüchtigt, wenn er auch halb entwaffnet wurde, als Feri das schöne Mädchen erblickte. Schön war die Kleine, das mußte man ihr lassen. Das Köpfchen so rund wie ein Apfel, große, dunkle, flammende Augen, ein rother, köstlicher Mund, ein zierliches Stumpfnäschen, das waren die Reize der Zigeunerin; was hatte ihnen gegenüber die braune Haut zu sagen? Selbst das reiche, blauschwarze, krause Haar gefiel ihm. Er verzieh ihr darum, aber ein bischen Angst wollte er ihr doch einjagen. Darum faßte er sie unsanft bei der Schulter, als die schlanke Gestalt in den Bereich seines Armes kam.

„Ich will Dich lehren, verständige Leute zu verspotten —“

Das Mädchen sprang auf und entwand sich geschickt seinen Händen. Bei dem raschen Rucke, mit dem sie sich nach Katzenart befreite, zerriß indessen seine Hand ihr Hemd an der Schulter, so daß der graubraune Lappen, die einzige Bekleidung ihres Oberkörpers, die braune Brust seinen Blicken enthüllte. Sofort hatte sie aber das Hemd wieder in Ordnung gebracht und mit einer Nadel — der Himmel weiß, wie sie im Fluge in ihre Hand kam — festgesteckt. Er war bestürzt, nicht über die Folgen seiner Rohheit, sondern über das, was sich auf einen flüchtigen Augenblick seinem Auge enthüllt hatte, noch mehr über die tiefe Röthe, welche nun das runde Gesichtchen bedeckte, denn die kleine Schlange errieth mit scharfem Blicke, daß es wohl nicht der Unfall war, der ihrem alten Hemde widerfahren, was dem Burschen so zu Herzen ging und in Verwirrung brachte. Ihre weibliche Schlauheit beschloß die Situation sofort auszunützen.

„Du hast mein Hemd zerrissen“, sagte sie vorwurfsvoll und mit einer allerliebsten Schmollmiene.

„Ich will es Dir bezahlen“, sagte er rasch und griff in die Tasche.

„O, so war es nicht gemeint“ rief sie und hielt ihn mit einer Handbewegung ab, seinen Geldbeutel zu ziehen. „Der Riß läßt sich wohl wieder zusammenflicken. Was ist auch das ganze, schlechte Hemd werth? Aber Du hast mir wehe gethan, das sollst Du gutmachen. Gib mir einen Kuß!“

Feri war einen Augenblick sprachlos über das Unterfangen des kecken Mädchens, dann lachte er laut auf und ging immer lachend von dannen, indem er von Zeit zu Zeit nach der Zigeunerin zurückblickte, die hochaufgerichtet, wie angewurzelt stehen geblieben war und sein Lachen anhörte. Sie schwieg, obwohl es ihr sicher leicht gewesen wäre, ihm ein scharfes Spottwort nachzurufen. Sie schwieg auch, als er am nächsten Morgen heimkehrte und an ihr vorbeigehen wollte. Als er aber in ihre Nähe kam, sprang sie wie eine Katze auf ihn los, umfaßte ihn mit beiden Armen und drückte einen herzhaften Kuß auf seine Lippen. Dann entschlüpfte sie ihm mit derselben Raschheit, sprang von einem Felsstück auf das andere und verschwand lachend im Gebüsch. Er war Anfangs ganz starr über das auf ihn ausgeführte Attentat.

„Das hat man davon, wenn man sich mit dem Zigeunervolk einläßt“, brummte er vor sich hin, während er nach Hause ging. Der Kuß brannte ihm aber den ganzen Tag auf den Lippen — es war ein zärtlicher, schmeichelnder Kuß von weichen, glühenden Lippen gewesen. Küßten alle Mädchen so? Ihn hatte noch nie ein Mädchen geküßt. Er war linkisch und unbeholfen, er verstand sich nicht darauf, den Mädchen Schönheiten zu sagen, sie mit Scherzen zu unterhalten, ihre Gunst mit dem Spiel des Witzes

zu erobern. Er war auch zu bequem dazu, um die Kunst zu erlernen, wie man einer Schönen den Hof macht. Er heuchelte darum, ein Weiberfeind zu sein, obzwar er das durchaus nicht war, ganz im Gegentheil, und bemäntelte auf diese Weise sein Unvermögen, von den Trauben zu naschen, die zu hoch hingen. Bei einigem Bemühen wäre das dem hübschen Burschen wohl nicht schwer gefallen. Manche hätte wohl gerne mit ihm angebunden, da er aber im Geruch des Weiberhasses stand und wirklich den Umgang mit den Mädchen mied, hielten sich Alle ferne von ihm. Nun hatte er zum ersten Male erfahren, wie süß ein Mädchenkuß war — er träumte noch im Schlafe davon.

Wie gewöhnlich erwartete ihn die Zigeunerin auch am vierten Tage am Wege. Er hatte sich fest vorgenommen, ihr auszuweichen und nicht mehr Rede zu stehen. Er ging auch mit sicheren Schritt vor ihr vorüber, blickte ihr gerade in's Gesicht, setzte aber seinen Weg fort, ohne sich um sie zu kümmern, als sie ihn anrief. Ebenso machte er's am fünften Tage, nur daß er sie nicht einmal mehr anblickte, da hörte er plötzlich ein leises Weinen hinter sich. Er wandte sich rasch um und bemerkte, daß die Kleine in Thränen aufgelöst war. Sie flößte ihm Mitleid ein und er näherte sich ihr wieder.

„Warum weinst Du?“ fragte er.

„Ach,“ klagte sie, „sie haben mich jämmerlich geschlagen.“

„Wer?“

„Vater und Mutter.“

„Warum?“

„Weil mein Hemd zerrissen war.“

„Davon trage ich die Schuld.“

„Ja, Du, — Du bist so schlecht! Wie die Andern! Ihr seid alle froh, einem Zigeunermädchen ein Leid zufügen zu können.“

„Nun, nun, es war nicht so schlecht gemeint — ich wollte Dir damals nur Angst einjagen. Also sie schlagen Dich? Und oft?“

„O, alle Tage, denn ich bin keine Heidin wie sie. Der gute Herr Pfarrer, dessen Gänse ich hütete, als ich kleiner war, in Korond, weißt Du, lehrte mich lesen und schreiben und gab mir im Katechismus Bescheid. Nun schlagen sie mich alle Tage, weil ich den Katechismus weiß. Aber setze Dich doch zu mir,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Thränen trocknete und ihm zulächelte, „oder fürchtest Du Dich vor mir?“

„O nein,“ sagte Feri und setzte sich neben ihr auf das Felsstück. „Du weißt also den Katechismus?“

„Gewiß.“

„Schau, schau, ich hielt Dich für eine Heidin.“

„Nein, das bin ich nicht, ich bin eine gute Christin und faste viel“ — ihre Miene, voll Schelmerei, verrieth nichts weniger als Frömmigkeit —

„Du darfst Dich auch nicht scheuen, mich zu küssen. Sieh, jetzt schuldest Du mir zwei Küsse, einen für das zerrissene Hemd und einen mußt Du mir wiedergeben. Also sträube Dich nicht, gib mir, was mir gebührt!“ Damit umfaßte sie ihn wieder und drückte zwei leidenschaftliche Küsse auf seine Lippen, ohne ihn weiter zu fragen.

Feri dachte daran, was seine Mutter sagen würde, wenn sie ihn so neben der Zigeunerin sitzen sehen würde, wie er ihre Küsse duldete. Der Gedanke war ihm unsagbar komisch, er bemühte sich aber, eine ernste Miene zu zeigen. „Mädchen,“ sagte er, „wenn Du Dich nicht anständig benimmst, gehe ich fort und plaudere nicht mit Dir.“

„Warum willst Du mich nicht küssen?“ fragte die Kleine darauf. Er hätte ihr keine Antwort geben können, sie ließ ihm aber auch keine Zeit dazu und setzte ihre rasche Rede unmittelbar fort. „Bloß weil ich eine Zigeunerin bin, weil meine Haut braun ist? Ich sagte Dir ja, daß ich eine Christin sei. Dann bin ich schön, ich weiß, daß ich schön bin, ich habe mich einmal im Spiegel gesehen, ich bin schöner, als alle weißen Mädchen sind. Wenn Du mich zum Weibe nähmest, hättest Du die schönste Frau im Dorfe, das schwöre ich Dir. Alle Männer würden mit Neid nach Dir blicken. Und wenn Dich auch die Frauen höhnen, daß Du eine Zigeunerin zum Weibe hast, so könntest Du wohl darüber lachen, weil Du weißt, daß sie die schönste unter ihnen ist. Willst Du mich zum Weibe nehmen?“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Warum willst Du mich nicht zum Weibe nehmen?“ fragte jene wieder eifrig. „Glaube nicht, daß ich wie die anderen Zigeuner bin! Ich stehle nicht, ich betrüge die Leute nicht mit Kartenaufschlägereien, ich bettle nicht. Ich liebe Dich dabei ganz unbeschreiblich, ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr Du mir gefällst und wie lieb ich Dich habe. Wenn Du mich zur Frau nehmen würdest, wäre kein Mann von seinem Weibe so geliebt wie Du! Ich wollte Dich auf Händen tragen! Willst Du? Willst Du mich zur Frau nehmen?“

Feri fühlte sich sehr geschmeichelt durch das Liebesgeständniß des schönen Mädchens. So konnte er doch eines Mädchens Gunst gewinnen, bloß durch seine Person, ohne alle Hofmacherei! Es war ihm eine große Genugthuung. Auf die Frage der Zigeunerin schüttelte er aber wieder verneinend den Kopf.

„Nein,“ sagte sie traurig, „immer nein! Dann ist es arg um mich bestellt! Denn sieh, ich bleibe nicht länger bei den Meinen. Ich lasse mich nicht länger schlagen, bloß weil ich eine Christin bin! Ach, Du weißt nicht, wie weh die Schläge thun! Sie schlagen mit Allem, was ihnen in die Hand kommt, nach mir, unbekümmert darum, wo sie mich treffen. Ich lasse mich

nicht länger schlagen. Ich laufe ihnen davon. Was wird dann mit mir geschehen? Das kann ich Dir sagen. Ich werde hungern, betteln, Karten aufschlagen, stehlen müssen, um fortzukommen. Die Gendarmen werden mich in den Gemeindekotter stecken. Um die Schande nicht zu überleben, gehe ich dann zum Fluß und stürze mich in das Wasser. Siehst Du, Du mußt mich zum Weibe nehmen! Denn wenn ich sterbe und verderbe, trägst nur Du die Schuld daran!"

Feri fühlte dunkel, daß diese Mädchenzunge auch einen klügern Burschen, als er war, leicht hätte beschwatzen können. Er erhob sich also und rüstete sich zum Heimwege.

„Nun haben wir genug Dummes geschwatzt", sagte er, „ein anderes Mal wieder etwas. Jetzt leb' wohl, mein braunes Täubchen!"

Er hatte sie wirklich schon lieb und strich ihr mit der Hand liebkosend über die braune Wange, die sich wie Sammt anfühlte. Er war ganz stolz auf seine Kühnheit, noch mehr, daß sie so gern gestattet wurde.

„Ich erwarte Dich morgen!" rief ihm die Kleine zu.

„Ich werde kommen!"

Es war wirklich hohe Zeit, daß er ging, denn auf dem Berge Pothard wurde es schon lebendig und weiterhin auf der Straße begegnete er einigen Männern, die zum Bade gingen. Er hätte es nicht gerne gesehen, wenn man ihn an der Seite der Zigeunerin im schmutzigen Kleide erblickt hätte. Wie thöricht war sie doch, sein Weib werden zu wollen! Konnte er den Vorurtheilen der ganzen Welt trotzen? Freilich war sie besser als ihre Gefährten, wußte im Katechismus Bescheid, konnte lesen und schreiben, was ihm sehr imponirte, denn er hatte diese Wissenschaften nicht inne. Auch wäre es ein gutes Werk gewesen, das Mädchen vom Verderben zu retten, wozu es noch nicht zu spät schien. Wenn er auch über die schrecklichen Bilder lächelte, die sie ihm von ihrer Zukunft entwarf, so konnte er sich nicht verhehlen, daß sie mit der Zeit sich in die Gewohnheiten des Diebsvolkes fügen würde, dem sie angehörte. Die Schläge der Eltern mußten sie mürbe machen, dann kamen die Schläge des Mannes . . .

Des Mannes? Sollte sie wirklich eines Zigeuners Weib werden? Sie war, wie Feri dachte, zu gut und zu hübsch dazu.

Der Keim des Guten, den ein alter Priester in ihrer Seele entfacht, dessen Gänsehüterin sie zu ihrem Glücke wurde, sollte wirklich verkümmern?

Diese und andere Fragen beschäftigten Feri den ganzen Tag und am Abend sagte er sich, daß er wirklich ein sehr dummer Junge war — die Leute übertrieben nicht. Was kümmerte es ihn, wenn sie wurde, wie die Anderen? Hatte er bei ihrem ersten Anblicke gedacht, daß sie besser sei, als ihre Gefährtinnen? Ihr Unglück war, daß sie als Zigeunerin geboren wurde

— das mußte sie tragen. Er konnte ihr nicht helfen. Aber die Gunst, die ihm das schöne Kind schenkte, wollte er ausnützen. Wie freute er sich, mit ihr küssen und kosen zu können! In dieser Beziehung wollte er sich und ihr keinen Zwang mehr auferlegen.

Er wußte nicht, der Thor, wie gefährlich das war.

Als er am nächsten Morgen beim Rendezvous erschien, fiel ihm die Zigeunerin um den Hals und er wehrte ihre Liebkosungen nicht ab. Er setzte sich neben sie, drückte sie an sich und trank die Gluth ihrer Küsse. Nie hatte ihn ein Mädchen so zärtlich und leidenschaftlich umfangen, nie ein holdes Wesen ihm sein Herz geschenkt, wie dieses. Ein seltsamer Rausch ergriff ihn, als sich das schöne Kind so hingebend und vertrauensvoll an ihn schmiegte. Nun wurde ihm auch plötzlich die Zunge gelöst und die Lippen überflossen ihm vom Lobe der Schönheit der vor Kurzem noch verachteten Zigeunerin, er rühmte ihr prächtiges Haar, den Glanz ihrer Augen, den Sammt ihrer braunen Haut. Mit dem Mädchen aber vollzog sich langsam eine merkwürdige Wandlung, je stürmischer seine Liebesbetheuerungen, je zärtlicher seine Umarmungen wurden, hatte sie noch Tags vorher mit dem leidenschaftlichen Charakter des Stammes um seine Liebe geworben, so wurde sie nun, da sein Auge aufleuchtete, immer scheuer und zurückhaltender. Schließlich entwand sie sich seinen Armen und sprang auf. Ihr Busen wogte und ihre Lippe zitterte.

„Nein, so geht es nicht weiter," rief sie mit fliegendem Athem. „Nie wird Dich ein Mädchen lieben wie ich. Aber meiner Armuth und meines Elends darfst Du nicht spotten ... Nein, das gebe ich nicht zu. Du mußt mich zum Weibe nehmen, wenn Du mich noch einmal küssen willst ... Ich kann nicht anders und wenn ich darüber zu Grunde ginge ..."

Er nahm ihre kleine, braune Hand in die seinige und zog sie wieder an sich. „Glaubst Du," sagte er lächelnd, „daß ich Dich von mir ließe? Ich will die schönste Frau im Dorfe haben!"

Und nun saß sie wieder neben ihm und ihre Augen weinten, während ihr Mund lachte.

„Meine Mutter wird Augen machen," sagte er. „Ich führe Dich noch heute heim ... Bis zum Mittag sind wir in Veresmart ... Doch die Deinigen? ..."

„Sie haben mich ohnehin gestern fortgejagt, ich gehöre nicht mehr zu ihnen ..."

„Du solltest aber Staat machen, bevor wir nach Hause ziehen, willst Du?"

„Das ist leicht, wenn man Geld hat ... Viele Zigeunerinnen haben prächtige Kleider. Man kann auf dem Glockenmarkt bekommen."

„Nun wohl, so geh, und komme herrlich wieder, wie eine Prinzessin. Ich erwarte Dich hier.“

Er gab ihr seinen Geldbeutel und sie flog davon. Als sie nach einer Stunde wiederkehrte, erkannte er sie kaum. Sie trug die malerischen Gewänder der reichen Zigeunermädchen der siebenbürgischen Städte, faltenreiche Röckchen aus schwerer Seide, ein Sammtmieder mit Goldschnüren, die prächtige „Katricza“, die teppichartige, enge Schürze, ein kokettes, rothes Mützchen auf dem Kopfe und eine Schnur klappernder, dünner Silbermünzen auf dem glänzenden Nacken. Eine Märchenprinzessin, fürwahr! Das schönste Mädchen in Keresmart.

Aber Frau Kadics wurde beinahe gelähmt vor Schreck, als der Sohn die Zigeunerin heimbrachte und seiner Mutter erklärte, diese und keine andere solle seine Frau werden, das sei sein Wille und unabänderlicher Entschluß. Die Füße versagten ihr den Dienst und sie fiel schwer auf die Holzbank nieder, welche die Wand der Bauernstube einsäumte. Sie brauchte einige Minuten, um die Sprache wiederzugewinnen.

„Diese willst Du zur Frau nehmen?“

„Ja, diese.“

„Eine Zigeunerin, unter deren Fingern alles verschwindet, eine Hexe, welche die Brunnen vergiftet, ein Weib von der Landstraße, das alle Schelme der Welt zu Vettern hat?“

„Ich werde die schönste Frau im Dorfe haben, auch die beste, denn sie ist eine gute Christin und hat ein Herz wie ein Engel, auch die klügste, denn sie kann lesen und schreiben.“

„Das bringst Du vom Glockenmarkte heim? Das? Na, ich werde Dir etwas geben, womit Du wieder dorthin zurückgehen kannst!“

Damit stand die alte Frau auf, ging vor ihrem Sohne vorbei, streifte nur flüchtig mit dem Blicke die schöne Braut Feri’s, die sich zitternd und beschämt an die Wand drückte und verließ die Stube.

Sie ging geradenwegs die Gasse entlang und dann quer über die Felder, nach Simeonfalva, einem großen Dorfe, das beiläufig in einer Entfernung von einer halben Stunde von Veresmart lag. Dort hatte sie kürzlich bei dem Trödler etwas gesehen, was sie ihrem Herrn Sohne nun verehren wollte. Einige junge Burschen scherzten in dem Laden, als sie dort eintrat.

„Habt ihr noch die große Narrenkappe, die kürzlich vor dem Fenster hing?“

„Gewiß, da ist sie in dem Fache, ich suche sie schon hervor. Aber wozu braucht Ihr eine Narrenkappe, Mütterchen? Wollt Ihr vielleicht auf den Maskenball gehen?“

„Ja, auf den Maskenball", erwiderte die Alte gelassen.

„Die Zeit ist gut gewählt," sagte einer der Burschen, indem er durch die offene Thüre in den glühenden Juli-Sonnenschein hinausblickte.

„Euch zu Ehren," meinte ein Anderer, „darf man auch im Juli einen Ball veranstalten."

„Ihr werdet Aufsehen machen, ich versichere es euch," sagte ein Dritter.

Frau Kadics kümmerte sich nicht viel um die Spottreden, bezahlte die Narrenkappe und steckte sie in ihre weite Tasche. Sie hatte unzählige kleine Schellen, diese Kappe, und bei jedem Schritte klirrten und klapperten sie ihr in der Tasche. Als sie wieder in ihre Stube trat, bemerkte sie dort einen neuen Gast, den alten Pfarrer, den ihr Sohn, wie es schien, in's Haus gerufen hatte, um ihm vermuthlich die Neuigkeit des Tages zu melden. „Thut nichts," dachte sie, „ein Zeuge ist mir lieb." Damit schritt sie gerade auf ihren Herrn Sohn zu und setzte ihm mit einer raschen Handbewegung die klirrende Schellenkappe auf den Kopf.

„Das gebührt Dir," sagte sie mit hochgeröthetem Antlitze, „nun kannst Du richtig ausstaffirt auf den Schellenmarkt zurückkehren!"

Feri gefiel die Sache und er hielt sich die Seiten vor Lachen, was durchaus nicht geeignet war, den Zorn seiner Mutter zu besänftigen. Ihre gutmüthigen Augen sprühten völlig Funken. „Sagt Ihr, Herr Pfarrer, gebührt sie ihm nicht?"

„Ein wenig, Frau Kadics, denn seht — jeder Verliebter ist ein Gott und ein Narr."

„Mein Mädchen hat mich zum Gotte gemacht, ihr macht mich zum Narren, Mutter, es ist alles in Ordnung," lachte der Sohn.

„Im Uebrigen," fuhr der Pfarrer fort, „dürft Ihr nicht unbillig sein, Frau Kadics. Ich habe das Mädchen geprüft, es kennt den Katechismus, ist ein frommes Gemüth. Nehmt sie auf, Ihr thut ein gutes Werk. Schon ein Edict der großen Kaiserin Maria Theresia sagt, daß alle weltlichen und kirchlichen Behörden bemüht sein sollen, der wilden Rotte die Wölflein abzujagen, um sie zu Schäflein zu erziehen . . ."

„Ach was," rief Frau Kadics, „ich brauche jetzt keine Predigt! Wölflein, Schäflein, bleibt immer ein Wolf im Schafspelz. Sagt, Herr Pfarrer, kann mein Sohn heiraten ohne meine Zustimmung?"

„Jetzt nicht, erst wenn er großjährig wird."

„Hörst Du's? Meine Einwilligung aber wirst Du niemals erhalten, niemals!"

Damit wandte sie dem Sohne den Rücken, um seinem bittenden Blicke auszuweichen, und blickte trotzig durch das kleine Fenster der Stube hinaus

in den Gemüsegarten, was sie zu dem stillen Vergleiche anregte, daß Kürbisköpfe nicht bloß an grünen Stauden hängen, sondern oft gar stolz vom Männervolke in der Welt herumgetragen werden. Ach, die Männer!

Da hörte sie ein leises Schluchzen im Zimmer und wandte sich um. Da lag die Zigeunerin vor dem Pfarrer auf den Knieen und küßte ihm unter Thränen die Hand. Sie war schön, die Kleine, doppelt schön in ihrem Schmerze, sie sah so unschuldig und gebrochen aus, daß sie wohl auch ein härteres Herz weich gestimmt hätte, als das der Frau Kadics. Zum ersten Male dachte sie daran, daß sie vielleicht doch eine Ungerechtigkeit begehe, daß auch Zigeuner Menschen seien, gute Menschen sein könnten — der Pfarrer hatte es vorhin erst bestätigt ... Und das Glück des Sohnes ... Der Zorn der guten Alten schlug plötzlich in Rührung um und sie fühlte, ihr Herz war übervoll.

Der Sohn kannte diese Wandlungen und hatte auch diesmal ruhig gewartet, bis die Güte der Mutter die Oberhand bekam. Nun zog er sie sanft zu dem Mädchen hin.

„Komm', Liska," sagte er zu der Zigeunerin, „umarme Deine Mutter."

Frau Kadics konnte ihre Thränen gar nicht stillen. Als die stärkste Rührung überwunden war, wandte sie sich zu dem Sohne.

„Was hat es genützt, daß Du in der Pothard-Quelle gebadet hast? Du hast Deinen Starrkopf behalten! Dein Wille muß auch jetzt geschehen!"

„Zum letzten Mal," sagte der Pfarrer phlegmatisch. „Nun hat er eine Frau. Man badet nicht vergebens im Pothard-Wasser."





Gedichte

von

Ludwig Foglar.

Neujahrsmorgen.

Herein in vollen Zügen
Du frische Morgenluft!
Ich trinke mit Genügen
Das Licht, den Glanz, den Duft.

Den Duft der heil'gen Frühe
Die rosig flammt im Eis
Als ob das Schneefeld glühe
Zu König Winters Preis.

Auch er hat seine Rechte,
Der streng das Jahr begann
Und heilsam dem Geschlechte
Ist sein vollkräft'ger Bann.

Was in des Sommers Schwüle
Ward allzu mild und weich,
Im Aether der Gefühle
An Hoffnung allzureich,

Das dämmt in ernste Schranken
Erstarrend sanft sein Hauch
Der frommt — nicht allzu Kranken
Und den Gesunden auch.

Und blutet eine Wunde —
Er heilt sie nicht zur Stell,
Doch, rinnen Stund um Stunde,
Erfrieren muß der Quell.

Und bis ihn küßt vom Neuen
Ein nächster Lenzesstrahl
Vielleicht, gepflegt in Treuen,
Vernarbte sie zumal.

So öffn' ich Thür und Fenster
Dir, Wintermorgenluft,
Die scheucht der Nacht Gespenster
Und uns an's Licht beruft.

O wolkenlose Klarheit,
Gesunder Athemzug,
O kräftig herbe Wahrheit,
O muthbeschwingter Flug!

Du sollst uns heiter tragen
In's neue Jahr hinein,
Dein glückverheißend' Wagen
Soll unsre Losung sein.

Und war der Sehnsucht Mehren
Nur täuschungreiches Spiel —
Ich bleib' dem Kampf-Begehren
Doch treu bis übers Ziel.

Sturmsymphonie.

Mit tausend Fibern lebst Du
Dich in die Welt hinein,
Dein armes Ich erhebst Du
Empor zum Sternenreih'n;
Mit Götterflügeln schwebst Du
Getaucht in Sonnenschein —
Du darfst in Räumen wohnen,
Wo kein Verderben schreckt,
Der Erde liebste Kronen
Sind vor Dir aufgedeckt
Und, Dich damit zu lohnen,
Die Hand ist ausgestreckt —
Mit Engelstimmen singst Du
Das Glück der Erdenzeit,
Den schönsten Preis erringst Du
Von Blüthen eingeschneit,
Den Himmel selber zwingst Du
Herab zur Erdlichkeit;
Doch mitten im Vollenden
Im vollen Freudenchor
Ein Strahl kommt, Dich zu blenden,
Trifft fremder Ton Dein Ohr —
Du, Meister im Verschwenden,
Bist nun der ärmste Thor.
Wo sind die Engelstimmen?
Wo Nachtigallenschlag?
Wo Sterne im Erglimmen,
Wo blauer Sonnentag?
Wo, die im Duft verschwimmen,
Libellenvolk im Hag?
Die Nebel leis zerrinnen
Rings über Feld und Au'n
Und wieder wirst Du's innen
Mit tiefem Herzensgrau'n,
Daß wir im Sand beginnen
Des Glückes Thron zu bau'n.
Auf kahlen Gräbern stehst Du
Enttäuscht und Hoffnung bar,
Ein Leichenfest begehst Du
Des Liebsten, Jahr auf Jahr
Und endlich selbst verwehst Du,
Ein Lufthauch, ganz und gar.
Und dennoch, halt! versage
Dem Schmerz den stillsten Laut,
Entwaffne nicht durch Klage
Die Kraft, die Dich erbaut,
Frisch anzunehmen wage
Den Kampf, mit ihm vertraut.
Das Elend wirft nur Feige
Ohnmächtig in den Sand,
Du aber steh und schweige
Und reich' ihm kühn die Hand
Und trinke bis zur Neige
Den Kelch, gefüllt zum Rand,
So bist Du größer, reiner,
Als Dein Geschick zumal,
Bist jener Helden einer
Aus der Gefeiten-Zahl —
Unsterblich war noch Keiner,
Den nicht gesalbt die Qual.
Der letzte Bettler pflanze
Den Stab in Wiesengrund,
Ihn schmückt mit grünstem Kranze
Einst eine Morgenstund —
So denk! und faß das Ganze,
Dann wird Dein Herz gesund.





Gedichte

von

Ambros del Monte.

Die Crnagorkin.

Hoch vom rauhen Felsenkamme
Blickt die schlanke Crnagorkin,
Dunklen Auges forschend nieder
In das heimatliche Thal.
Aus dem seelenvollen Auge,
Das bezaubernd glutvoll glänzt,
Spricht des Mädchens Feuerseele,
Spricht des Mädchens edler Geist,
Eine Welt von Phantasien,
Die in ihr verborgen ruhen.
Schwarze Locken fließen nieder
Auf den blendend weißen Hals,
Auf den schimmernd schönen Nacken
Und umrahmen — dunkle Schatten —
Ihre stolzen Züge ein.
Welches Feuer in den Blicken,
Welcher Zauber auf den Lippen,
Welche Glut in ihrem Herzen,
Das in Liebe mächtig schlägt!
Doch ein Fremdling wage nimmer
Dieser Blume kühn zu nah'n;
Keuscher Sinn ist stets gewesen
Erblich' Schmuck der Crnagorkin.
Heiße Liebe fühlt das Mädchen
Für den Sohn der schwarzen Berge,
Für den Helden nur, den Mann,
Der fürs theu're Vaterland
Blut vergießt im heil'gen Kampfe.

Hört! sie folgt mit edler Treue
Ueber Felsen, Urgebirge,
Dem Erwählten muthig nach,
Bringt ihm Nahrung in das Lager,
Labt mit frischem Trunk den Matten;
Selbst im heißen Kampfgewühle
Pflegt Gefall'ne voller Liebe
Sie mit kunstverständ'ger Hand.
Dort in jenen schwarzen Bergen,
Wo das Weib dem Mann ergeben,
Wohnt ein Volk von Mark und Kraft.
Wilder sind zwar seine Sitten,
Doch es wohnt der Helden Adel
In der Männer harter Brust,
Und der schlanken Crnagorkin
Heiße Liebe, edle Treue
Sind Kleinode tiefen Glanzes,
Sind Demanten voller Feuer,
Wie der Sonne Strahlen rein!

Lacroma.

Lacroma, meerumrauschtes Paradies,
Du Hain von Lorbeern und Cypressen,
Du Kronjuwel mit üppig grünem Vließ,
Du blühst in Pracht, doch weltvergessen.

Du ragst — vom Meer umkost, vom Meer umrauscht —
Hervor aus Adria's blauen Wogen;
Die See mit Dir verliebte Blicke tauscht,
Zu Dir voll Sehnsucht hingezogen.

Tiefathmend trink' ich Deine würz'ge Luft
Im Schatten hoher Pinien-Bäume,
Tiefathmend trink' ich Deiner Blüten Duft,
Und mich umgaukeln fremde Träume.

Und wenn der Sonne letzter Kuß Dich streift,
Erglühst in Purpurzauber Du,
Und was der Sonne Strahlen süß gereift,
Hüllt stille Nacht in lausch'ge Ruh.

Dann sucht der Mond mit schimmernd mag'schem Glanz
In Silberschleier Dich zu kleiden;
Wie Meeresnymphen dann — bei holdem Tanz —
An Deinem Anblick süß sich weiden!

So ruht Lacroma voll geheimer Pracht
Im weiten Meere, schaumgeboren,
Bei Tag bezaubernd, märchenhaft bei Nacht,
Zur Fürsten-Perle auserkoren.

Mondnacht.

Oh! unendlich tiefe Bläue,
Lichterfülltes Firmament,
Wie gleichst Du dem ew'gen Sehnen,
Das in meiner Seele brennt!

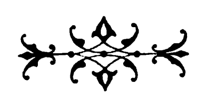
Mond, der Du mit matten Strahlen
Uebergießest Stadt und Flur,
Sieh! in zaubervollem Prangen
Dankt Dir schlafend die Natur.

Durstig trinkt Dein Licht die Feuchte
Aus der tiefdurchglänzten Flut,
Lockend zarte Nebelstreifen,
Opfer früher Tagesglut.

Rings um Dich her tausend Sterne
Glüh'n am blauen Horizont —
Zitternd nur ihr helles Blinken
Neben stolzem Glanze wohnt.

Ueber Lust und Kummer breitet
Warme Nacht ihr weites Zelt,
Zeugend tausendfaches Leben
In der traumbeglückten Welt.

Unerforschliches Geheimniß
Bleibt der Zauber tiefer Nacht,
Wenn der Mond mit keuschem Lichte
Sie beseelt voll stiller Pracht.





Eine vaterländische Dichterin.

Lebensbild

von

Helene Stökl.

Wir stehen auf dem kleinen Friedhof des St. Johann-Spitals in Salzburg.

Rings um uns eingefallene Gräber, von langem Kirchhofsgras überwuchert, verwitterte Grabsteine, halb in den Boden versunkene Kreuze, nur hier und da auf einem neueren Grabe ein verwelkter Kranz, ein verblichenes Band, mit dessen Enden der Wind sein Spiel treibt!

Wer sollte sich auch finden, die Ruhestätten der Armen zu pflegen, die so vereinsamt und verlassen im Leben standen, daß sie das Haus der Barmherzigkeit aufsuchen mußten, dort ihren letzten Seufzer Gott zurückzugeben?

Langsam schreiten wir durch die Reihen der Gräber hin bis zu dem großen, aus ihrer Mitte ragenden, hölzernen Kreuze, das sich mit seinem Symbole des Schmerzes und der welterlösenden Liebe weithin über die Gräber streckt, als wolle es liebend Alle um sich sammeln, die sich hier müde und beladen zum ewigen Schlummer niederlegten.

Ein unscheinbarer Grabstein, von Unkraut umwachsen, lehnt an seinem Fuße. Kein Hügel wölbt sich unter ihm; von einem der verfallenen Gräber herabgesunken, mag er hierher gelehnt worden sein, um den Besuchern des Friedhofes nicht im Wege zu liegen.

Regen, Schnee und Sonnenbrand haben seine Farbe der Erde gleich gemacht, als fürchteten sie, er möge sich dem großen Gesetze dieses Ortes, daß Staub dem Staube gehöre, entziehen. Die steinernen Epheuranken, welche die Inschrift umschlangen, sind fast unkenntlich geworden, tief müssen wir uns hinabbeugen, um die eingegrabenen Buchstaben zu entziffern. Ein Name, eine Zahl, nichts weiter!

Johanna Maria Sedelmayr † MDCCCLIII, so lautet die Inschrift. Und wenn die Züge derselben auch wohl erhalten wären, und das Grab sich an vielbesuchter Stätte befände, für wen hätte dieser Name noch Bedeutung? Achtlos würde die Menge, die stets dem Neuen und Glänzenden seine Huldigung darbringt, an dem bescheidenen Steine vorüberwallen. Nur Wenige noch wissen, daß hier vor nun dreißig Jahren eine Frau hinabgesenkt ward, deren Herz in warmer Begeisterung für alles Edle klopfte, deren Auge allem Schönen freudig geöffnet war, und deren Mund von dem, was sie fühlte und sah, in so lieblichen Klängen zu singen wußte, daß die Mitwelt ihnen, weit über die Grenzen ihrer Vaterstadt hinaus, mit freundlicher Aufmerksamkeit lauschte, und die edelsten Männer ihrer Zeit und ihres Landes ihr Theilnahme und Beachtung schenkten.

Wenn aber ihre bescheidene Stimme nicht hinüberzudringen vermochte bis in unsere laute Zeit, in der so Viele, Berufene und Unberufene, sich zu gleicher Zeit vernehmen lassen, so ist sie doch um so rührender, weil sie aus dem Dunkel beschränkter Lebensverhältnisse hervordringt, deren erkältende Prosa jedes poetische Denken und Fühlen von vornherein auszuschließen scheint.

Das äußere Leben der Dichterin ist mit wenig Worten erzählt. Es ist so arm an bedeutungsvollen Ereignissen, so dürftig in seiner Entwicklung, so eng verwoben mit Sorge und Entbehrung, daß es dem Interesse des flüchtigen Beobachters wenig bietet. Wer aber einen Blick für das doppelte Leben hat, das in jedem Menschen, zu gleicher Zeit und doch kaum mit einander verbunden, hingleitet, von dem das eine den äußeren Ereignissen und Handlungen, das andere den unablässigen, ruhelosen Arbeiten des Geistes gilt, wer ihn je an sich selber erfahren, diesen Hunger nach Wissen und Schönheit, der einmal in der Brust geboren, erst mit dem Tode gestillt wird, der wird dem Leben dieser einfachen Frau seine Bewunderung nicht versagen können. Er wird den Götterfunken gewahren, der von der Dichterin in reinem Herzen gehütet, ihr Leben durchleuchtete und durchwärmte, und trotz aller Niedrigkeit und Armuth zu einem reichen und vollen machte.

J. M. Sedelmayr ward am 11. August 1811 als Tochter armer Gewerbsleute zu Salzburg geboren. Der Vater mußte sein Geschäft aufgeben und ging nach Wien, dort Brot und Verdienst zu suchen, die Mutter bemühte sich, das dürftige Einkommen der Familie durch die Führung des bekannten kleinen Tabakladens auf dem Collegiumsplatze zu erhöhen. Eine schlichte, fromme Frau, setzte sie selbstlos all' ihre Kraft daran, ihre Kinder zu brauchbaren, gottesfürchtigen Menschen zu erziehen.

Dort in dem kleinen Laden zu den Füßen der inniggeliebten Mutter, deren zuweilen am späten Abend erzählten Märchen, ihrer Phantasie die

erste Nahrung gaben, wuchs das kleine Mädchen mit den klugen Augen und dem wissensdurstigen Herzen auf. Mit sechs Jahren wußte sie „Gertrud und Lienhard" wörtlich auswendig; aus den Büchern der Brüder machte sie sich mit dem Lateinischen und Griechischen bekannt; und auch nachdem theils das Leben, theils der Tod die Brüder aus dem Hause genommen, — der eine kam in eine Militärerziehungsanstalt, der andere bildete sich bei Verwandten in Bayern zum Arzte aus, während der dritte einen frühen Tod in den Fluthen der Salzach fand, — und sie der einsamen Mutter in ihrem Geschäfte helfend zur Hand gehen mußte, hörte sie nicht auf, ihre Kenntnisse mit rastlosem Fleiße zu vermehren.

Die Wißbegierde des jungen anspruchslosen, freundlichen Mädchens blieb nicht unbeachtet. Die vortrefflichsten Männer ihrer Vaterstadt, wie Professor Stephan, der Bibliothekar des Salzburger Lyceums, Professor Filz und Hoffer, Präfect Stampfl, der Nestor der Botaniker, Anton v. Braune, selbst Graf Welsberg, damals Kreishauptmann in Salzburg, verschmähten es nicht, ihr Rath und Belehrung zu geben, und sie mit dem classischen Alterthum bekannt zu machen.

Ihre Verwandtschaft mit Herrn Rosenegger, dem Besitzer der römischen Alterthümer am Birglstein, sowie ihre Freundschaft mit dem Schriftsteller Julius Schilling, der sich lebhaft für die Ausgrabungen römischer Kunstschätze interessirte, machten sie doppelt empfänglich für jede Belehrung in dieser Richtung; bald fühlte sie sich in den Sitten und Gebräuchen der alten Welt, sowie in ihrer Götterlehre vollkommen heimisch. Alle ihre früheren Gedichte verrathen diese Vorliebe für das Alterthum, und bei dem Erscheinen ihrer Dichtung Romulus und Remus, äußerte L. Pyrker voll Anerkennung:

„Staunen wird, und das mit Recht, das lesende Publicum, in dem Werke einer Schriftstellerin eine so umfassende Kenntniß des classischen Alterthums, sowohl das Leben als die Kunst betreffend, zu finden."

Mädchenhafte Befangenheit hielt sie lange zurück, mit ihren poetischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit zu treten; als sie es jedoch endlich wagte, sah sie ihr Talent von allen Seiten freudig begrüßt. In inländischen und ausländischen Zeitungen, sowie in verschiedenen Sammlungen, wie: Kaltenbrunner's „Oesterr. Jahrbuch", Mosenthal's „Museum österr. Lyriker und Epiker", fanden ihre Gedichte, die sie später zu einer Sammlung vereinigte (Salzburg 1831, Oberer), bereitwillige Aufnahme.

Männer, wie schon der erwähnte Ladislaus Pyrker, Lenau, Grillparzer, der greise Sigmund v. Koflern, Feuchtersleben, der Prior Kaysermayer, Otto Prechtler, Melchior v. Diepenbrock traten in den kleinen Laden, um die Dichterin persönlich kennen zu lernen, oder erfreuten sie mit

ermuthigenden Briefen. Selbst König Maximilian von Bayern suchte sie auf, so oft er nach Salzburg kam. *

Sie hatte ihre Jugend schon hinter sich, als der Wunsch nach einer ihren Geisteskräften entsprechenderen Beschäftigung sie dazu veranlaßte, die Lehrerinnenprüfung abzulegen und sich um eine Anstellung an der Mädchenschule von St. Andrä zu bewerben. Daß es rein ideale Gründe waren, die sie zu dieser Aenderung ihrer Lebensverhältnisse bewogen, das begreift sich unschwer, wenn man hört, daß die Anstellung, welche zu erreichen sie sich glücklich schätzte, die einer unbesoldeten Hilfslehrerin war. Was sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchte, mußte sie mühsam durch Privatlectionen und durch schriftstellerische Arbeiten gewinnen, von welch' letzteren die „Briefe für die weibliche Schuljugend“ damals erschienen und raschen Absatz fanden.

Trotzdem befriedigte sie ihr neuer Beruf. Es beglückte sie, lehrend lernen zu können, ihre Schülerinnen hingen mit großer Anhänglichkeit an ihr, und die Achtung und Theilnahme, die man ihr von allen Kreisen ihrer Vaterstadt zollte, that ihrem Herzen wohl. Freilich verhinderte all' diese Achtung und Theilnahme nicht, daß, als eine schwere Erkrankung sie, erst 42 Jahre alt, hoffnungslos darniederwarf, sie Zuflucht im Johann-Spitale suchen mußte! Was hätte eine arme Unterlehrerin, und wenn ihr dichterisches Talent noch so Viele erfreute, anders begehren können? Und sie begehrte es auch gar nicht anders. Noch einmal raffte sie sich vom Krankenlager auf, aber nur um nach Kurzem wieder auf demselben zusammenzubrechen.

Demüthig und ergeben nahm sie die Kunde, daß ihr Leben sich zu Ende neige, hin.

„Bittere Täuschungen schwinden, wenn die lodernde Fackel
Lächelnd der Genius senkt. Jüngling, ich scheue dich nicht!“

So hatte sie in ihren früheren Tagen in einem Gedichte an den Tod gesagt, und willig überließ sie sich ihm, als er jetzt kam sie heimzuholen, wie sie gewünscht hatte, „ehe das Alter mich ruft“.

Noch auf dem Sterbebette beschäftigte sie sich mit dichterischen Versuchen. Freundlich von den Leidensgenossinnen um sich herum Abschied nehmend, von der Freundin, der ihre ersten Briefe und Gedichte gegolten, getröstet, bis zum letzten Athemzuge bei vollem Bewußtsein, so sehen wir sie ihre Seele in ihres Schöpfers Hand zurückgeben.

Das ist in seinen Hauptzügen das Leben der Dichterin, das einsam und freudelos gewesen wäre, ohne die holde Gefährtin, die ihr in der Poesie

* Ein Gedicht, das sie in einer der Vasen versteckt hatte, die mit anderen römischen Alterthümern zu ihrem Schmerze durch Ankauf des Königs von Salzburg nach München übergingen und das Maximilian in die Hände fiel, gab den ersten Anlaß zu der freundlichen Beachtung, die dieser kunstsinnige Fürst ihr bis zu ihrem Tode schenkte.

zur Seite stand und die um so williger bei ihr einkehrte, je stiller und zurückgezogener sie lebte.

„Ich suchte jüngst zu einem neuen Lied
Die Sage auf, daß sie manch' liebliche Geschichte
Aus altersgrauen Zeiten mir berichte;
Denn oft war sie in langer Winternacht bemüht,
Mich freundlich zu zerstreu'n und kam dann mit Legenden
Und dicken Chronikbüchern in den Händen."

So sagt sie in der Einleitung zu ihrer „Sage von Lambach".

War die Welt um sie herum kalt und alltäglich, was hinderte sie, mit Hilfe der Poesie eine eigene Welt voll Duft und Licht zu erbauen? War ihr Tagewerk einförmig mechanisch, um so freier konnte sie dem Fluge ihrer Gedanken folgen, und, Andern dienend, ihr eigenes Leben leben. War sie an die Scholle gefesselt, so trug die Poesie sie zu den Wundern der Ferne zu.

Wie lebhaft sie mit den Augen des Geistes die Länder sah, die Andere mit den Augen des Leibes schauen dürfen, das beweist sie in dem schwungvollen „Willkommen", mit dem sie den k. k. Bergrath Russegger bei der Rückkehr von seinen Reisen im Orient begrüßte; und wenn sie trotzdem zu Zeiten etwas von jenem „Hunger nach der Ferne" empfinden mochte, der in manchen Naturen sich nicht selten gleich einer körperlichen Krankheit äußert, und wenn man seiner nicht Herr wird, Leib und Seele verzehrt, so besaß sie eine mächtige Waffe dagegen in der Liebe zu ihrer schönen Vaterstadt. Alle Herrlichkeit der Welt verschwindet in ihrem Auge vor Salzburgs Reizen.

„Mag Vindobona's Bild stolz auf dem Ister schweben
Und auf der Themse Fluth der Markt der Welt,
Hoch sich das alterthümliche Paris erheben,
Das prächtig in der Seine Spiegel fällt;
Mag Rom mir winken am Gestad' der gold'nen Tiber,
Neapel an des Meeres buntem Kies:
Mir ist mein kleines, schönes Salzburg lieber,
Und seine Fluren sind mein Paradies."

So singt sie in dem Gedichte „Maximus Sanct Rupertus", als Gründer von Salzburg, das trotz seiner unscheinbaren Ausstattung, die uns, durch das geschmackvoll reiche Aeußere heutiger Werke verwöhnt, zu einem mitleidigen Lächeln verlockt, voll poetischer Schönheiten ist.

„Salzburg's reizende Triften und waldige Berge,
Und die bläuenden Alpen, die grüne Igonta,
Und an ihren Gestaden die prächtige Hauptstadt,
Schau' ich mit trunkener Seele"

heißt es in einem anderen Gedichte. Wenn wir nun bedenken, wie hoch entzückt die tausend und aber tausend Fremden, die alljährlich nach Salzburg strömen, von der lieblichen Bergstadt zu sein pflegen, und wie selbst A. Humboldt sich zu dem Ausrufe hinreißen ließ, daß sich außer Neapel und Constantinopel keine andere Stadt Europa's ihr hinsichtlich der Lage an die Seite stellen kann, so dürfen wir uns nicht wundern, das schönheitsdurstende Herz der Dichterin mit allen seinen Fasern an seinem Heimatsorte hängen zu sehen.

Ob sie da das Lob ihrer geliebten Berge im Allgemeinen preist, oder ob sie von dem Berge spricht, der „zur lustigen Fahrt durchgewölbet, edles Salz, mehr als indische Würze werth, spendet", oder von der Fürstenquelle am Untersberg meldet „deren erfrischendes Naß, sobald es die Lippe benetzt, entflammt der Begeisterung Glut", immer quillt ihr Herz voll heißer Liebe zu ihrer Vaterstadt über.

Aber nicht allein der landwirthschaftliche Reiz derselben ist es, der so mächtig auf ihre Phantasie wirkt, sondern fast noch mehr der große historische Hintergrund, der diesem erst Weihe und Vertiefung gibt. Sie schildert das alte Juvavia mit begeisterten Worten; sie sieht seine Tempel und Paläste an Stelle der modernen Bauten und in den stillen Straßen der Jetztzeit antike Lebenslust schäumen. Zum Beweise, wie lebhaft die Dichterin sich aus ihren einfachen Verhältnissen hinaus in die Vergangenheit zu versetzen wußte, mögen hier einige Verse ihres „Weinlesefestes" folgen:

„Lest die Traube von der Rebe,
Legt sie in den Korb hinein,
Schwer behangen sind die Stäbe,
Süß und kraftvoll wird der Wein.

Seht die Purpurtraube glühen,
Aus dem dunklen Blättergrün;
Seht die Ranken kräuselnd ziehen
Ueber die Gelände hin!

Singt dem Bachus! Bock und Ziege
Fall' an seinem Opferherd;
Euch sind die gefüllten Krüge
Mehr als tausend Asse werth.

Schwingt die grünen Thyrsusstäbe,
Junger Winzer küß' die Braut!
Schön erblüht sie wie die Hebe,
Der kein düst'rer Abend graut.

Wie der Berge heit're Gipfel
Zeugen ihres Glückes steh'n!
Wie die schlanken Erlenwipfel
Um das Julianum weh'n!

Evoe, du Sorgentödter,
Sieh, sie tanzen dir den Reih'n.
Du, der schönste Gott der Götter,
Laß sie vieler Schläuche freu'n!

u. s. w.

Mit schmerzbewegter Seele sieht sie ein anderes Mal die Römerstadt den Barbaren zum Opfer fallen:

„Die prächtige Stadt flammt von der Brandpfeile Wurf.
Tempel stürzen und Feuersäulen steigen empor von
Den Basilicas; Rauch füllt die Gassen und Glut.
Ach, ihr Mauern einst von Römerhänden verherrlicht,
Hört jetzt der Mütter Gekreisch, höret das Aechzen der Greis'!
Wachen liegen erschlagen, erbrochen sind schon die Thore;
Ueberall starrende Spieß', Schwerter zum Morde bereit.
Sehet, dort schleppen sie Götter, heilige Opfergefäße;
Da ein blühendes Weib ihrem Könige zu!
Es begleitete Siegesgesang das Geprassel der Flammen,
Und der Sterbenden Weh, und der Verzweiflung Geheul.
Aber Attila zog dann über Bisontias Alpen,
Und den verloschenen Glanz zeigt die Geschichte uns nur."

Ein wüstes Trümmerfeld bietet sich den Augen des heiligen Rupertus, als er in diese Gegend kommt:

„Todesstill und stumm,
Wie eine Gruft, sind die Gefilde rings herum,
Nur daß ein sanfter Wind in hohen Buchen flüstert.
Hier also stand der Stolz von Norikum!
Hier prangten Göttertempel, schimmernde Paläste,
Hier, wo ein hundertjähr'ger Baumwuchs seine Aeste
Nun um chaotische Ruinen dehnt!" — — —

Aber des Apostels Wort weckt die Ruinen zu neuem Leben:

„Und wo der Jäger sonst dem Bären
Die Schlinge stellte und dem schlauen Fuchs,
Da prangt nun hoher Saaten Wuchs,
Und wogt ein Wald von gelben Aehren."

Das christliche Salzburg blüht empor; wie sehr aber das fromme, streng gläubige Gemüth der Dichterin der christlichen Religion ergeben ist, so wenig kann sie sich dem Zauber entziehen, den der alte Götterglaube stets auf poetische Naturen geübt. Ihr Gedicht „Abendfeier", das einzige, das wir in größeren Gedichtsammlungen noch heute häufig von ihr angeführt finden, gibt Zeugniß von diesem Geiste. Wir lassen die Schlußstrophe als die charakteristischeste des Gedichtes hier folgen:

„Wenn leise Geisterlispel
Im Thale schaurig weh'n,
Vom leichten Schlag der Mispel
Gespenster rings ersteh'n;
Dann schwebt im Vollmondsglanze,
Wenn Dunst aus Grüften fährt,
Die Vorwelt still im Tanze
Am alten Opferherd."

Aber nicht nur die längst vergangene Zeit, auch die Neuzeit, Speckbachers Kämpfe, Mozarts Ruhm, klingen in J. Sedelmayr's Liedern wieder. Sie liebt ihre Vaterstadt eben in jeder ihrer Entwicklungsphasen, wie sie ist und wie sie war. Alles Schöne, alles Herrliche, das die Welt aufzuweisen hat, liegt für sie im Bannkreis der Berge Salzburgs.

Fern von ihm, vielleicht ins Flachland verschlagen, hätte sie nicht leben können. Selbst wenn sie in einsamen Stunden sich erlaubte, Luftschlösser zu bauen, wie wohl andere Menschenkinder auch, und sich ein Leben nach ihren geheimsten Wünschen ausmalt, die blauen Gebirge ihrer Heimat dürfen nicht fehlen.

„Gönne mir",

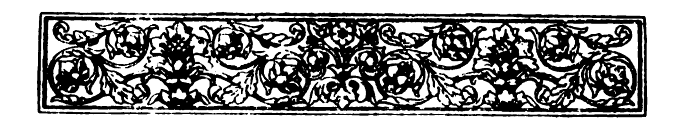
so fleht sie zur Göttin der Gesundheit,

. . . . „ein freundlich
Hüttchen in einsamer Flur, das in die heitere Ferne schaut,
Mit Pappeln umpflanzt, wo die blauen Gebirge
Es umreihen mit mal'rischer Pracht!
Könnt' ich vertraut den Musen so meine Tage durchleben,
Deiner wollt' ich gedenken mit ehrenden Liedern."

Aber die Göttin, zu der sie rief, wird von zu Vielen bestürmt, als daß sie die Wünsche jedes Einzelnen erhören könnte.

Statt des gewünschten Hüttchens in einsamer Flur erschloß sich der Dichterin das noch engere und kleinere Ruheplätzchen auf dem Friedhofe von St. Johann.

Ihr Grab ist vergessen, ihr Grabstein achtlos zur Seite gestellt, und wenn sie selber in ihrem sanften, bescheidenen Sinne, der an Nachruhm nicht dachte, kein Wort der Anklage für diese Vernachlässigung hätte, den Salzburgern, deren geliebte Vaterstadt ihr Mund so lieblich zu besingen wußte, sollte es eine Herzenssache sein, die letzte Ruhestätte der Dichterin in Ehren zu halten.



Dichtungen

von

Alfred Friedmann.

Die Ballade von der „Sammlung".

Sammlung, hoheitstrahlende Matrone,
Sei gegrüßt mir zu vieltausend Malen!
Hinter Dir liegt aller Täuschung Zone,
Wo das Leben lockt zu ew'gen Qualen.
Laß Dein stilles Sternenlicht mir strahlen,
Laß mich ein in Deine Kirche treten,
Laß mich leis zu Deiner Tochter beten,
Sie, vor deren Namen meine Seele bebt,
Sie, die Hoffnung, Leuchte des Poeten:
Sie, die Stimmung, die schon näher schwebt!

Der Empfindungen gepries'ne Krone,
Sammlung, führ' Dein Kind in Frührothsstrahlen
Zu mir, gib es mir zu schönstem Lohne,
Oede, leergeblieb'ne Monde mir zu zahlen,
Da mich Herz und Welt mir selber stahlen!
Da zu selten ich Dein Heiligthum betreten,
Da ich trank vom Wasser aller Lethen,
Nicht die Weihequelle, die belebt,
Die Du spendest, wenn sie unerbeten,
Sie, die Stimmung, die schon näher schwebt!

Sammlung, steig' herab von Deinem Throne,
Scheuch' die Weltgespenster mir, die fahlen,
Auf die Weltlust gieß von Deinem Mohne
Und auf mich nun der Begeist'rung Schalen,
Laß im Lied den höchsten Traum sich malen.
Deine Tochter sende, oft erbeten,
Die so selten mein Gelaß betreten,
Doch mit der vereint mein Geist erstrebt,
Was noch unerreicht blieb den Poeten,
Sie, die Stimmung, die schon näher schwebt!

Sammlung, schöne Mutter, Heil'ge! Ohne
Die kein echter Künstler Schöpfungsqualen
Dulden mag, wie auch Erfolg ihn lohne.
Leuchtendster von allen Rittergralen:
Laß der Tochter Zauberlicht mir strahlen!
Als mein Weib soll sie mit mir betreten
Hehrer Dichtkunst Kirche; unser Beten
Sei wie Orgelsang, der aufwärts strebt!
Sei uns hold und segne den Poeten,
Sie auch, Stimmung, die schon näher schwebt!

Envoi.

Und Ihr Kleinen, die ans Licht getreten
Aus dem holden Bund, von uns erbeten,
Werdet Götter, zündet und belebt!
Ihr seid echte Kinder des Poeten,
Und der Stimmung, die schon näher schwebt!

Der Todtengräber.

Unter dem blühenden Apfelbaum
Gräbt ein Gräber die Grube.
Knochen und Schädel erfüllen den Raum,
Wie zu erneutem Lebenstraum
Mit einem jeglichen Hube.

Blüten schüttelt der Baum herab,
Strahlen sendet die Sonne.
Bald hinauf schaut der Mann, bald hinab,
Bald in den Graus in dem offenen Grab,
Dann in die blühende Wonne!

Und er bedenkt, wie selbst er begrub,
Was ihm der Würger wollt' morden;
Erst das Weib aus der heimlichen Stub',
Dann sein Mädel und endlich den Bub' —
Gleichgiltig Alles ihm worden!

Manchmal freut ihn der Pfeife Rauch,
Selten ein Trunk aus dem Glase,
Lautlos übt er den mühvollen Brauch,
Manchmal wärmt ihn die Sonne auch,
Denkt er der Welt unterm Grase!

Unter dem blühenden Apfelbaum
Schaufelt er heut' eine Grube.
Horch! Wie ein Jubel hallt's durch den Raum,
Wie zur Zeit, als den Lebenstraum
Ihm noch versüßte sein Bube.

Sieh! Eine fröhliche Kinderschaar,
Gold in den fliegenden Locken,
Blumen in Händen, Blumen im Haar, —
— Eine ist ganz wie sein Lieschen war, —
Tollen vorbei und frohlocken!

Aber das Kollern von Schädeln, Gebein,
Tönt gar befremdlich dazwischen.
Fort sind die Einen schon, Die halten ein,
Lehnen sich an den zerbröckelnden Stein,
Lugen aus Ritzen und Büschen.

Und es entsteht eine Zwiesprach, neu,
Wie sie noch Keiner gehört hat.
„Ist dies der Tod?" frägt die Kindheit scheu.
„„Todt bin ich; trag' nach dem Leben nicht Reu,
„„Weh Dem, der im Schlaf mich gestört hat.""

Aber ein anderer Schädel spricht:
„Sag, Du goldene Kleine,
„Sag, warum leuchtet die Sonne mir nicht?
„Weßhalb ist Moder mein Menschengesicht,
„Himmel und Sonne das Deine?

„Ich auch war reizend und ich auch war klug,
„Liebte die Liebe, das Leben,
„Lang noch nicht hatt' ich der Erde genug!
„Sage, weßhalb sie nicht länger mich trug
„Mitten im herrlichsten Streben?" —

Staunend sahen die Kinder sich an,
Neugier im Auge und Schrecken.
Still dabei stand der grabende Mann,
Ueber die Lebensräthsel er sann,
Unter den duftenden Hecken!

Wie aus dem blühenden Apfelbaum
Auffliegt ein Flug junger Meisen,
Huschten die Kinder von dannen, die kaum
Fürder gedachten des Grabs, wie den Traum
Wachende von sich weisen! — —

Blüten fielen vom Baum in das Grün
In des Lenzhauchs Wehen.
Und der Gräber sprach leise: — „Es blühn
„Menschen und Blüthen. Sie reifen, verglühn!
„Alles ist Kommen und Gehen!" —



Hagar in der Wüste.

Aus dem Polnischen des Kornel Ujejski.

Frei übersetzt von

Emilja Bett.

Mein Haupt ist schwarz vom Sonnenbrand,
Die Füße schlottern im Wüstensand —
Jehova! wir ermatten!
O zeige mir die Ruhestelle,
Wo ich finde eine Quelle,
Eines Baumes Schatten.

Mild're Deine Himmelsgluth
Sende nieder Regenfluth
Ehe wir verschmachten;
Wohin ich forsche — Alles leer,
Sand und Felsen um mich her
Meinen Blick umnachten.

Soll ich elend hier vergeh'n,
Werd' ich nie den Hebron seh'n,
Meines Stammes Herd?
Soll mein Beten taub verhallen,
Muß ich ewig einsam wallen,
Hier enden gluthverzehrt?

Ich denke oft mit Sehnsuchtsbangen
Der Matten, die dort blühend prangen
Wo meine Hütte stand —
Dort spielte froh in Mutterarmen
Mein holdes Kind — o Gott, Erbarmen!
Jetzt stirbt's im Sonnenbrand.

Die Glieder wund — das Kleid zerfetzt,
Dem Wilde gleich, das müd gehetzt,
Faßt mich Verzweiflungswahn.
Einst bebte ich in liebender Pein;
Straf' mich dafür, doch mich allein —
Was hat mein Kind gethan?

Mein Knab' ist rein und engelmild;
Er durstet — ach — ein Jammerbild —
O Herr, errette ihn!
Der Wüstenwind Sandwolken weckt;
Vergebens meine Brust ihn deckt
Vor wildem Sandessprüh'n.

Gar oft, bei ängstlich langem Lauschen
Hört' ich ein dumpfes, banges Rauschen
Wie Meeresfluthgeroll;
Ach, nur des Kindes Klagelaut
Weckt die Gazelle, und sie schaut
Mein Kind an mitleidsvoll.

Doch vor mir schreckt sie scheu zurück;
Die Schmerzensgluth in meinem Blick
Macht mich der Löwin gleich —
So auch der Schakal flieht vor mir,
Wie oft ich, arme Mutter, wirr
Hinstarre todesbleich.

Ein Geier schlägt in grimmer Lust,
Die Krallen — seht! — an meine Brust —
Kaum gleicht's dem Mutterschmerz;
Könnt' ich doch aus dem Flammenmeer
Nur Ismael retten — dann, o Herr.
Wie stark wär' noch mein Herz!

Wohl kam ein Reiter mir entgegen,
Der gab im Flug mir seinen Segen —
Ob er mich für ein Traumbild hielt,
Für ein Gespenst der Wüstenei?
Er hörte nicht des Herzens Schrei,
Von Mutterangst zerwühlt.

Wohin soll ich mit meinem Sohne?
Er zittert, schwankt — vor Deinem Throne,
Beugt, Gott, sich mein Gebet —
Mein Ismael kniet, die fahlen Hände
Erheb' ich flehend: Rettung sende!
Mein Kind vor Durst vergeht.

Erbarmen, ach! — mein Kind es sinkt —
Von meinem Mund es Gluth nur trinkt —
  Wie rast der Wüstenwind!
Oh, öffne, Herr, den Himmelsbau,
Nur einen, einen Tropfen Thau —
  Oh, rette, Herr, mein Kind!





Resa.

Ländliche Erzählung aus Oberkrain.

Von

Alfred von Zett.

Wer kennt nicht das Land von Oberkrain mit seinem Triglav, Veldeser Bergsee und unzähligen Wundern der Alpenwelt; mit seinen Schlössern, Wallfahrtsorten und Kirchen; mit seinen gutmüthig hartköpfigen Männern und frommen schönen Frauen?

Dort, wo die blaue, oft meergrün schillernde Save noch reißend über die Stromschnellen springt, daß der weiße Gischt wie das Silberhaar einer Eisfee von der dunkleren Tinte des Flusses sich abzeichnet, dort liegt die Gegend, in die uns vorliegende Erzählung führt.

Das ist ein schönes, großes, weites Thal, umgeben von Riesenbergen, die mit ihren oft selbst noch im Sommer schneebedeckten Häuptern gar seltsam neugierig über dasselbe hinausschauen.

Im Winter ist's dort still und kalt, doch wenn die Frühlingssonne den grauen Schneehimmel durchbricht, ein günstiger Wind die dunkle Wolkendecke zerreißt, und dieselbe über die glitzernden Riesenhäupter der Berge treibt, dann lacht ein freundlich blauer Himmel über dieses Thal, der in seiner krystallenen Reinheit selbst dem italischen nichts nachzugeben braucht. Wenn nun gar die Märzsonne den Winterschnee in den Niederungen hinwegschmilzt und soweit erstarkt, daß ihr warmer Strahl das letzte Fleckchen desselben aufsaugt und bis ins dichteste Dickicht der Tannen- und Fichtenwälder dringt, dann beginnt dort König Enzian zu herrschen und in seinem Gefolge sind das süßduftende, unschuldig weiße Schneeglöckchen,

Buschröschen und Flockenblume, Goldlack, Ginster, und Löwenzahn, daß da alles, Wald und Flur, Berg und Thal, farbenüberschüttet und dufterfüllt, in neuem Schmucke prangt.

An einem solchen Tage war es, daß Alfons von M. nach vieljähriger Abwesenheit wieder in sein Stammschloß, das in dieser Gegend lag, zurückkehrte.

Nachdem er jahrelang in der Residenz studirt und zuletzt weite Reisen gemacht, die ihn bis in andere Welttheile geführt hatten, stand er im Begriffe, von seinem väterlichen Erbe Besitz zu ergreifen.

Sein Vater war ein düsterer Mann gewesen, ein Kleinadeliger dieser Gegend, der wohl auf großem Fuße zu leben, doch nicht die hiezu nöthigen Mittel sich zu erwerben verstand. Die Jugend hatte derselbe ohne jede ernstere Thätigkeit in toller Lust und Freude verlebt. Die Folge davon war, daß sein Vermögen zersplittert, während seine schöne Besitzung fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Um das Geringe, was ihm noch geblieben war, zu erhalten, hatte er sich eine sanfte, gute Frau genommen, die er jedoch niemals geliebt, sondern nur wegen ihrer Mitgift geheiratet hatte. Mit dieser zog er sich dann grollend auf sein verwittertes Schloß zurück, wo er sich von der Außenwelt beinahe vollkommen abschloß.

Er wurde immer älter und grießgrämiger; zuletzt liebte er nichts mehr auf der Welt, in der er nicht nach seiner Art leben konnte.

Seine Frau war auf diese Art eine bedauernswerthe Dulderin an seiner Seite, und wie er diese nie geliebt, so faßte er auch zu seinem Sohne Alfons, den ihm diese schenkte, nicht die geringste Zuneigung. Die unglückliche Frau hatte dafür ihren einzigen Trost in diesem Kinde. Dem Vater zuwider entwickelte sich dasselbe als ein wackerer Knabe, der mit echt kindlich ergebenem Herzen an der Mutter hing. Als dann Alfons älter wurde, mußte er studiren. Er verließ daher das väterliche Schloß und nahm seine Studien in der Stadt auf.

Der Vater duldete es in seiner kalten Härte nicht, daß der Sohn während dieser Zeit nach Hause zurückkehre. Die Mutter traf dies um so schmerzlicher, da sie so innig an ihrem Kinde hing. Doch der harte, steife Mann kannte selbst gegen die Nächsten kein Erbarmen. In seinem kleinadeligen Eigendünkel bekannte er sich durchaus nicht zu den Seinigen, und verbannte diese ganz von sich. Seine Frau vereinsamte dadurch und ward neben ihm schon im Leben zur Witwe, während dem Sohne das vaterliebende Gefühl unbekannt blieb

Nur die Liebe zu ihrem Kinde hielt die tiefgebeugte, verlassene Frau aufrecht. Dennoch klagte sie Alfons, wenn dieser nach jahrelangem Fernsein wieder einmal heimkam, niemals. Endlich schlug auch ihr die

Erlösungsstunde; der Tod befreite sie von dieser ewigen Qual. Sie war in den Armen ihres Sohnes verschieden, der von den stumm zitternden Lippen ihres Mundes keine Klage vernommen, doch um so besser alles aus den flehenden, weichen Blicken ihres schmerzumflorten Auges herausgelesen hatte.

Nach dem Tode seiner Mutter war Alfons noch seltener in das Haus des Vaters gekommen. Er haßte denselben zwar nicht, doch vergaß er niemals, welches Leid dieser seiner Mutter zugefügt hatte. Nachdem er seine Studien vollendet, schickte er sich an, weite Reisen zu machen. Auf einer solchen erfuhr er von dem plötzlich erfolgten Tode des Vaters.

Sofort kehrte er aus der fernen Weltgegend, in der er sich befand, in die Heimat zurück. Er wußte noch nicht, was er in derselben beginnen werde. Sein Hang nach freier, schöner Bewegung in den Kreisen seiner Ideen ließ ihn noch keinen bestimmten Beruf fassen.

Er hatte sich ganz anders, wie sein Vater entwickelt. Von edlem Charakter und mit einem Gemüthe ausgestattet, das nur Echtheit und Wahrheit liebte, kannte er, im Gegensatze zu jenem, der nur in Aeußerlichkeiten alles gesucht, keinen anderen Wunsch, als Selbstzufriedenheit, kein anderes Streben, als die Erreichung eines bescheidenen, doch echten, seelenvollen Glückes.

Alfons war jetzt 26 Jahre alt. Groß und stark von Körperbau, trug seine ganze äußere Erscheinung ein edles Selbstbewußtsein zur Schau. Aus den schönen Zügen seines gebräunten Antlitzes, das von einem blonden Vollbart umrahmt war, leuchtete innerer Seelenadel.

Er war mit der Eisenbahn bis zur Station R . . . . L . . . gefahren, wo ihn der Verwalter seines Schlosses mit dem Wagen erwartete.

Als er die ehrfurchtsvolle Grandezza des alten Kastellans, mit der ihn dieser begrüßte, wahrnahm, lächelte er. Noch mehr jedoch erheiterten sich seine Züge, als er, die Eisenbahnstation verlassend, seinem Wagen sich näherte und diesen betrachtete.

Das war aber auch ein sonderbares Gefährte! Wie eine Ruine prunkhafter Vergangenheit war dasselbe anzuschauen. Die Kissen waren verblichen, die Eisenreifen an den Rädern verrostet, der Lack stellenweise abgesprungen, — doch das messingene Wappen am Wagenschlage blank und geputzt.

Alfons fuhr durch die ihm noch aus seiner Jugenderinnerung bekannte Gegend. Es war eine offene Kalesche, in der er saß und so sah er sich denn oft und nach allen Seiten um. Die gute Straße schlängelte sich in der Ebene zwischen den Feldern dahin; ringsum, in der Ferne, wohin man blickte, sah man mächtige Bergrücken mit einzelnen, schneebedeckten Koppen emporragen, die die ganze Landschaft wie mit einem blauen Bort umfaßten. Jeder Punkt derselben erfreute ihn, und doch knüpfte ihn kein anderes

Band an diese Scholle, als das Gedenken, das er an seine verstorbene Mutter in sich trug.

Schweigsam und in Gedanken versunken, fuhr er in der Ebene weiter, bis die Straße eine steile Anhöhe emporklomm. Die armseligen, dürren Klepper zogen müde und entkräftet den Wagen hinan. Alfons ließ daher halten und stieg aus, mehr, um den schlechtgenährten Thieren Erleichterung, als sich selbst und seinen Gedanken durch die Bewegung Abwechselung zu verschaffen. Der alte, neben ihm im Fond des Wagens sitzende Kastellan wollte dem Herrn folgen, doch lächelnd nöthigte dieser denselben zu ruhigem Sitzenbleiben.

Als der Hügel überstiegen und der Weg bergab führte, setzte sich Alfons wieder in den Wagen, und fuhr weiter, dem Schlosse zu, das nun bald erreicht war.

* * *

Alfons' väterliches Schloß lag abseits der Landstraße auf einem mäßig ansteigenden Hügel, mitten im Walde versteckt.

Schloß Friedheim, so hieß dasselbe, war ein zweistöckiger, altersgrauer, mächtiger Bau. Von der Gemeinde Möschnach, deren Bewohner einst demselben unterthan waren, entfernt gelegen, umgaben dasselbe Felder, Wiesen, Aecker und Waldungen, die zu dessen Besitzthum gehörten.

Das massive Gebäude, das einigen Jahrhunderten getrotzt, schien jetzt dem Verfalle entgegen zu gehen. Das Dach war lückenhaft, das Gesimse darunter zerbröckelt. Der Mörtel von den mächtigen Mauern war stellenweise abgefallen und diese selbst rissig und narbig. Den Schloßhof bedeckte Gras, in dem nur einzelne, ausgetretene Pfade zu bestimmten Punkten führten. Das Ganze bot einen Anblick wilder Verwüstung dar.

Wieder lächelte Alfons, als er den Thorweg des Schlosses betreten, das Thor eingerannt, darob aber das in Stein gehauene Wappen erblickte.

Er stieg die starken Treppen in das erste Stockwerk hinan. Vor altersgrauer Zeit waren diese Stufen aus Eichenbohlen für die schweren Tritte geharnischter Ritter gezimmert gewesen. Welch' verachtender Nachlässigkeit hatte es bedurft, um dieselben in den jetzigen Zustand ihrer Verwitterung gebracht zu haben!

Jemehr Alfons die Schäden seines Vaterhauses in Augenschein nahm, desto mehr verschwand seine frühere, bemitleidende Heiterkeit.

Die Thüren, die in die Gemächer führten, waren aus starken Eichenpfosten gezimmert, doch die eingelegten, aus Nußholz geschnitzten Felder zeigten gewaltige Risse und die nimmer rastende zerstörende Arbeit des Bohrwurmes. Einzelne Dielen der Zimmerböden waren vollkommen aus-

getreten und stellenweise löcherig. Die Fenster, die meist in ihre Fugen nicht paßten, waren theilweise ohne Vorhänge oder nur mit den letzten verwitterten Ueberresten derselben behangen. Die großen ganze Wände bedeckenden und eine frühere Zeit darstellenden Wandgemälde, zumeist Jagdstücke, waren vom Zahne der Zeit arg mitgenommen, von Staub und Spinngeweben bedeckt. Die Möbel allein sah'n noch einigermaßen erhalten aus, denn das waren meist schwere, unverrückbare Stücke, die wohl in Verwendung gestanden sein mußten. Nichts destoweniger war keines der sehr geräumigen Gemächer vollkommen eingerichtet. Ueberall wohin man blickte, herrschte Unordnung. Die Bettstätten waren leer oder vielbepackt; die Kästen und Schränke weit geöffnet, ihres Inhaltes entleert. Manches Zimmer stand, von Möbeln ganz entblößt, als Vorraths- und Trockenkammer für Mais und dergleichen in Verwendung.

Alfons war beide Stockwerke durchgeschritten und als er wieder hinab in das erste stieg, seufzte er schwer auf, denn das Gesehene hatte ihn recht trübe gestimmt.

Nur ein einziges Gemach im ganzen Schlosse hatte noch einige Traulichkeit bewahrt, obwohl auch in diesem die Zeit nicht wenige Spuren hinterlassen hatte. Es war dasjenige, welches seine Mutter bis zu ihrem Tode bewohnte. Es lag im ersten Stocke in einem Seitenflügel des Schlosses.

Einmal mag es ein traulicher Raum gewesen sein, in dem seelenvolles Leben und das Weben eines zartsinnigen Wesens gewaltet haben mochte. Jetzt vermißte man sogleich auf den ersten Anblick die sorgsame Frauenhand, denn da war alles in einem Zustande großer Vernachlässigung.

Ueber den mit geweihten Palmen geschmückten Spiegel zog jetzt die Spinne ihr graues Schleiergewebe; auf dem Arbeitstische kroch die Assel; die Dielen und Wände des Gemaches bedeckte Staub und Schimmel, während in der massiven Thürschwelle der Bohrwurm hauste und die Stille mit seiner knobbernden Emsigkeit unterbrach.

Alfons war zuletzt in dieses Gemach gekommen. Er schritt in demselben nachdenklich auf und ab. Es bewegte ihn so Vieles. Alles, was er in seinem verwahrlosten Geburtssitze gesehen, berührte in so tief! Tausend Erinnerungen seiner Jugendzeit, die ihm früher niemals ins Gedächtniß gekommen, drängten sich nun in den Vordergrund seiner Betrachtungen.

Er sah sich in dem Raume, wo seine Mutter einst gedacht, gebetet, wo sie von ihrem Manne, seinem Vater, geschieden, einsam gelitten hatte, um. Er besah die bestaubten Bilder, die an den Wänden hingen; es waren meist Heiligenbilder. Beim Kopfende des Bettes seiner Mutter, unter dem Bilde der Namensheiligen jener frommen scheuen Frau, bemerkte er auch ein

ovales Gemälde, das in verblichenen Farben die Züge eines Mannes darstellte. Es war das Portrait seines Vaters, den seine unglückliche Mutter trotz der Kränkungen, die sie von ihm ein ganzes Leben hindurch erlitten, immer in ihr Gebet eingeschlossen. Und als müßte Alfons für die schmerzlich bitteren Empfindungen, die der Anblick und die Erinnerung an seinen düsteren Vater in ihm hervorgerufen, ein mildernd versöhnendes Gleichgewicht finden, öffnete er einen reichverschnitzten, tabernakulumähnlichen Schrank, in dem unter anderen Gegenständen ein ähnliches Ovalbild sich vorfand, das er, nachdem es vom Staube gereinigt worden war, lange betrachtete. Er sah in die Gesichtszüge seiner Mutter, die ihn so sehr geliebt und die so viel gelitten hatte. Die Erinnerungen bestürmten ihn dabei so mächtig, daß er das Bild bei Seite legen mußte, denn eine tiefe Wehmuth ergriff sein Herz.

Er wollte sich diesem bedrückenden Gefühle entreißen und schritt daher zum Fenster hin, um ins Freie hinauszuschauen. Er sah hinab in den von einer hohen Mauer umgebenen Garten. Ein düsteres Bild wie überall, schien ihm auch hier entgegen.

Einst mag dies ein schöner Fleck für heitere Lustwandler gewesen sein. Jetzt war der die Beete umfassende Buchsbaum verwildert und in unregelmäßigem Wuchse emporgeschossen. Statt Blumen wucherte in den Beeten Gras, die Kieswege bedeckte mißduftendes Unkraut. Die wenigen Bruchsteinstatuen waren von Moos überzogen und geschwärzt. Hie und da war eine vom Piedestale gefallen; andern fehlte der Kopf oder einzelne Gliedmaßen.

Alfons wendete sich mit einem schweren Seufzer von diesem betrübenden Bilde ab.

Er ging hinab in das Erdgeschoß, ordnete dortselbst an, daß das Zimmer seiner Mutter für ihn in Stand gesetzt werde, und schritt sodann in den Schloßhof nach den nahen Wirthschaftsgebäuden, um auch diese zu besichtigen. Doch war schon das Schloß in einem Zustande des Verfalles, so galt dies noch weit mehr von diesen Gebäuden.

Die Stallungen für Pferde, Kühe und andere Thiere waren leer, denn das wenige Vieh verschwand in den langestreckten, mit faulem Stroh überdeckten Räumen. Die an die Stallungen anstoßenden Scheunen und Heuböden waren zum Theile abgedeckt; die Kornböden und Tennen lose und fugig, allen Futters entleert.

Wohin immer Alfons seine Schritte lenken mochte, allüberall winkte ihm Verfall und gänzliche Verwahrlosung entgegen.

* * *

Als Alfons bei seiner Ankunft von der Landstraße abbog und in den Fahrweg, der zu seinem Schlosse führte, einlenkte, stand gerade der Landwirth Waldinger am Gatter, der sein Gehöfte von der vorbeiführenden Straße trennte.

Waldinger war ungefähr sechzig Jahre alt. Das graumelirte Bart- und Kopfhaar ließen weniger, als die Behäbigkeit seiner Bewegungen, sein hohes Alter errathen.

Er schmauchte soeben seine zweite Morgenpfeife, als er auf der Straße den Wagen Alfons' rasseln hörte und bald darauf denselben zum Vorschein kommen sah.

„Du Finzger", rief er dem in seiner Nähe beschäftigten Großknechte zu, „schau 'mal, wer sitzt denn dort in der wackeligen Kutsche vom Schlosse?"

„Na, der junge Schloßherr ist's", erwiderte der Angesprochene. „Im Orte unten hat man schon Verschiedenes gesprochen und gemeint, der junge Herr komme, um Alles was noch da ist, zu verkaufen. Der alte Kastellan aber, mit dem ich vor Kurzem zusammengekommen, sagt ganz anders aus. Er meint, Herr Alfons, so heißt der junge Herr, sei ein ganz anderer Mensch, als der alte es war, und werde jetzt eine neue Wirthschaft beginnen." Damit entfernte sich der Großknecht, und nahm wieder seine Arbeit, das Bohren eines Brunnenrohres aus einem Fichtenstamme vor.

„Wird schon so sein," brummte Waldinger halblaut vor sich hin und that einen kräftigen Zug aus seiner kurzgestielten Pfeife. „Der Apfel fällt aber nicht weit vom Stamme. Der junge Herr wird mit der Wirthschaft, die noch übrig geblieben, aufräumen und das letzte Stück vergeuden. — Mir kann's schon recht sein," brummte er nach einer Weile, wie im Nachdenken versunken. „Das Stück Wald und die Aecker, die mir da noch zwischen meinem Grunde liegen, kaufte ich gerne. Mit dem Alten bin ich in Feindschaft gewesen. Das Geld hätt' der hochmüthige Herr wohl gebraucht, denn davon hat er nie genug gehabt, aber — na vielleicht werd' ich mit dem jungen handelseins." — — Und gleichsam, als stimmte ihn dieser Gedanke froher, ging er schmunzelnd und mächtige Rauchwolken in die Luft paffend, in den Hof hinein.

Bevor Waldinger sein jetziges, schönes Besitzthum, den Großbauernhof von Möschnach übernommen, war er Kaufmann in Savburg gewesen.

Damals lernte er seine jetzige Frau kennen. Sie war die Tochter eines städtischen Lehrers, der verwitwet, mit dem einzigen Kinde in bescheidenen Verhältnissen lebte. Obwohl Waldinger damals das Schicksal gerade nicht günstig war, denn sein Geschäft ging nicht so gut, daß es ihn vor aller Noth geschützt hätte, lebte er dennoch mit seiner verständigen Frau recht glücklich und zufrieden.

Waldingers Frau war eine fromme, stille Person, die bei all ihrer Arbeitsamkeit und wirthschaftlichem Sinne, auch für feinere Sitte Verständniß hatte, was die bessere Erziehung, die ihr ihr Vater zu Theil werden ließ, mit sich brachte. Sie war dabei eine echte und rechte Frau ihrem Gatten, denn wo sich nur immer die Möglichkeit ergab, daß sie ihrem Manne, den sie als treuergebenes Weib liebte, in seiner schweren Aufgabe des Erwerbes unterstützen konnte, that sie dies.

Um das stille Glück beider zu vermehren, beschenkte sie der Himmel nach vieljähriger Ehe mit einem Töchterlein.

Nach frommer Sitte dieses Landes benannten sie dasselbe mit dem Namen der Heiligen, der an jenem Tage der Geburt des Kindes aus dem Kalender zu ersehen war. Das Mädchen ward demnach Therese getauft.

Und als wäre mit dem Kinde eine bessere Zeit gekommen, traf bald nach der Geburt desselben Waldinger die Nachricht, daß ein entfernt verwandter Vetter von ihm, der einer der größten Bauerngutsbesitzer in Oberkrain gewesen, kinderlos gestorben und ihm, den er niemals gesehen oder gekannt, sein schönes Besitzthum vererbt habe.

Waldinger gab nun seinen Kaufladen auf und zog mit Frau und Kind nach dem Bauernhofe, wo er sich bald in die ökonomische Bewirthschaftung desselben hineinfand. Treu und verständig, wie immer, stand ihm auch jetzt seine Frau zur Seite.

Das Anwesen Waldingers, obwohl es zur nahegelegenen Gemeinde und in den Kirchensprengel von Möschnach gehörte, lag, wie dies in hiesiger Gegend bei den Bauernhäusern so oft der Fall, vereinzelt und entfernt vom genannten Orte.

Der frühere Besitzer desselben muß wohl ein rechtlicher und tüchtiger Mann gewesen sein, denn Waldinger hatte da eine mustergiltige Wirthschaft übernommen.

Wie immer dieselbe aber auch damals gewesen sein mag, so war sie heute doch noch in mancher Beziehung schöner und besser, als vor nahezu zwei Jahrzehnten.

Wie sah es aber auch hier ganz anders aus, als am Schlosse!

Am Knotenpunkte zweier Straßen gelegen, lehnte sich das reinliche einstöckige Haus an den Rand eines Nadelgehölzes, das aus schlanken Fichten und uralten Tannen bestehend, am mattenbehangenen Berge sich hinanzog.

Der geräumige Hof, in dem fröhliches Getriebe herrschte, war von der Straße durch einen Gatter getrennt. Ein mächtiger Truthahn und ein in schillernden Farben glänzender Pfau stolzirten, gleichsam der Würde bewußt, die Zierde ihrer Genossen zu sein, inmitten der zahlreichen, hundertstimmig glucksenden und gackernden Schaar des Geflügelvolkes umher.

Dem Wohnhause gegenüber lagen die Wirthschaftsgebäude: Viehstände, Schuppen, Stallungen, Scheunen und Speicher; der Stolz und Maßstab für den Wohlstand des Besitzers, reinlich und in bester Ordnung.

Da herrschte in den Ställen nicht wie am Schlosse dumpfe, melancholische Stille. Mit Ausnahme weniger Nachtstunden, da auch das Vieh seiner Ruhe pflegt, brüllten da Kühe, blöckten Kälber und Schafe, und stampften schwere Pintschgauerrosse mit breit ausgetretenen Hufen den Boden.

Mit Recht konnte Waldinger auf seinen Viehstand stolz sein. Und er war es auch, denn er hatte, das war weit und breit in der Gegend bekannt, die schönsten Kühe und besten Pferde in seiner Zucht.

Auf den umliegenden Aeckern, wo bereits die Kornsaat aufkeimte, sowie auf den Wiesen, die für das Vieh mit Futtersamen besät waren, regten sich emsige Menschen: Mägde, die auf den Knieen rutschend, wucherndes Unkraut sorgsam entfernten, und Knechte, die an den in die Erde gesteckten Ruthen Leinenfäden spannten, um die junge Saat gegen gefräßige Krähenschaaren zu schützen.

Ueberall, wohin man auf Waldingers Besitzthum blickte, konnte man arbeitssame Bewegung, die Folge seines Wohlstandes und Glückes bemerken.

Es ist natürlich, daß unter solchen Umständen Therese, das Kind, in freier Natur, von allen miasmatischen Einflüssen verschont, frei sich entwickelte und immer mehr emporblühte.

Gleich einer Waldblume, von kräftiger, harziger Luft umweht und doch im stillen Dunkel des Waldes vom rauhen Hauche derselben geschützt, entfaltete sich das Mädchen.

Die Kindheit Theresens verging sorgenlos; denn an der Hand ihrer verständigen Mutter erlernte sie spielend die Anfangsgründe alles Wissens: Das Lesen und Schreiben.

Als sie dann zehn Jahre alt geworden, sandte sie der Vater, auf Wunsch ihrer Mutter ins Kloster, wo sie Sprach- und Musikunterricht, überhaupt eine den höheren Ständen angemessene Erziehung erhielt.

Man sollte glauben, Therese wäre hiedurch ihren Verhältnissen entrückt worden. Dies war aber durchaus nicht der Fall. Das sanfte Mädchen bewahrte sich als ein echtes Waldkind vollkommen ihre ursprüngliche Natürlichkeit.

Sieben lange Jahre hatte sie mit Unterbrechungen, die sie im Vaterhause zugebracht, in den Klostermauern verlebt. In dieser langen Zeit erstarb das Sehnen in ihrer Brust nach den idyllischen Freuden des Heimes nicht. Immer und immer wieder, wenn sie von ihren Eltern, von Wald und Flur scheiden und nach der Stadt ziehen mußte, litt sie schweres Herzeleid.

Seit einem Jahre nun — Therese hatte mittlerweile das sechszehnte erreicht — war sie wieder ganz den Eltern zurückgegeben.

Das Kind von einst war zur reifen Jungfrau geworden.

Sie war ein schlankes Mädchen von mehr hohem als mittlerem Wuchse. Gerade nicht von blendender Schönheit, die im Fluge erobert, war ihre ganze Erscheinung dennoch von einem anmuthigen Liebreiz umflossen, der dem Mädchen die Herzen aller, denen sie begegnete, mit größter Macht der Zuneigung gewinnen ließ. Ihr regelmäßig geformtes Antlitz, das zwei Rosenwangen bedeckte, deren durchschimmernde Zartheit nur dem Gewebe dieser Blume gleichkam, war von unschuldsvoller Schönheit belebt. Daraus leuchtete ein herrlich dunkles Augenpaar, von dessen seelenschmelzendem Blicke, der aus der Tiefe eines reinen Mädchenherzens zu kommen schien, man nicht nur traulich, sondern geradezu seelenvoll berührt wurde. Noch mehr zog es einen aber zu ihr hin, wenn man das ganze, reizend wunderliche Wesen des Mädchens kannte.

Es war eine jener Mädchennaturen, denen der Blüthenstaub holdseliger Anmuth niemals und unter keinen Verhältnissen abgestreift werden konnte. Obwohl nur die Tochter einfacher Leute hatte sie sich doch die ganze Art einer bildenden Erziehung angeeignet, dabei den natürlichen Sinn jener Classe, der sie entstammte, sich bewahrt.

Therese hatte eben nur die Vortheile und keinen Nachtheil der besseren Bildung, die oft die Schlichtheit des Herzens trübt, in sich gesogen. Der Stachel, der durch die Verfeinerung der Lebensansichten oft selbst das edelste Gemüth nicht verschont, hatte Therese unberührt gelassen. Sie war sich ihrer ursprünglichen Einfachheit und Bescheidenheit treu geblieben und dies ließ ihr das Leben in ihrem Vaterhause, obwohl dasselbe ganz anders war, als draußen in der Welt, nur reizend erscheinen. Sie sehnte sich niemals nach anderen, besseren, vielleicht glänzenderen Verhältnissen.

Nun war sie daheim, um ihr eigentliches Fach zu erlernen, und um ihrer Bestimmung als Frau und zukünftige Gattin eines Landwirthes entgegenzugehen. Die tactvolle Mutter verfehlte nicht, sie in alle Obliegenheiten der Häuslichkeit einzuführen. Therese mußte hienach bei allem selbst dabei sein. Sie hatte die Mutter zu unterstützen, die vielseitige Arbeit aus deren Händen in die eigenen zu nehmen.

Nur einige Stunden des Tages gehörten ihr. Da ergötzte sie sich denn nach ihrer Neigung mit Lektüre und Musik. Zumeist, wenn es schön war, streifte sie, ihrer Jugendgewohnheit gemäß, im Walde umher, wo sie überall ihre Lieblingsplätze hatte.

Therese war glücklich; sie wünschte keine Veränderung und deßhalb wies der Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, alle Freier, die sich bisher eingestellt hatten, zurück.

„So lange das Mädel nicht will, mag sie bleiben, wie sie ist," sagte er immer.

Er zwinge seinem Kinde keinen Mann auf.

„Wenn der Rechte kommt, wird sie schon selber zugreifen," meinte er. Und so war es auch in der Folge.

* * *

Der April war gekommen.

Der Himmel erstrahlte im hellsten Blau und daran hing die goldene Sonne, die ihre wohlthuenden Wärmestrahlen lebenserweckend auf die Mutter Erde herabsandte. In der Luft wehte angenehme Frühlingsfrische. In der Ebene war der Schnee schon lange weggeschmolzen, nur auf den Gipfeln der hohen Berge lagerte er noch und glitzerte blendend im Sonnenlichte. Bäume begannen zu knospen, Gräser sproßten und aus dem weichen Moosteppich kroch sattblauer Frühlingsenzian hervor.

Alfons hatte bereits sein ganzes Besitzthum angesehen. Was er am Schlosse und an den Wirthschaftsgebäuden gefunden, traf er auch auf den Feldern und Aeckern, die von den Pächtern ausgesogen, nur mehr spärlichen Ertrag gaben.

Er sann nach, wie er am besten alle diese Schäden heilen könnte. Wohl hatte er Manches gelernt und gesehen, doch nun sah er erst ein, wie wenig Nützliches er eigentlich wußte.

„Was war da zu thun?" fragte er sich wiederholt. Er hatte die feste Absicht, sich selbst zu helfen. Doch diesmal genügte sein Wille allein nicht. Er sah ein, daß er neuer Kenntnisse und eines gewissen Verständnisses bedurfte. Von wo sollte er diese erlangen?

In düstere Gedanken und Fragen versunken, auf die er keine Antworten fand, schritt er eines Nachmittags am Waldessaume seines Besitzthumes dahin. Absichtslos, ohne welche Vornahme lenkte er seine Schritte gegen das Saveufer, an das seine Besitzung stieß.

„Gehen Sie nicht so nahe an den Rand, Herr von M.," ward er da plötzlich von einer Stimme angerufen.

Alfons blieb betroffen stehen und wollte sich gerade umsehen, wer da zu ihm sprach, als ungefähr zwanzig Schritte vor ihm noch halbversteckt im Dickicht des Waldes eine Mädchengestalt erschien, die ihm mit der Hand fortwinkte und nochmals zurief: „Der Boden unter ihren Füßen ist loses Gerölle, das bröckelt sich ab, und so Mancher ist schon dadurch in der Tiefe verunglückt."

Alfons war nun noch mehr überrascht, als er die reinklingende Sprache des Mädchens vernahm. Was ihn in Erstaunen setzte, war, daß er statt in landesüblich slovenischer, in deutscher Sprache angesprochen wurde.

Er näherte sich der Sprecherin, um ihr seinen Dank abzustatten. Wohl kam ihm das Mädchen einigermaßen bekannt vor, doch konnte er sich nicht entsinnen, wo er sie schon gesehen hatte. Allmälig und je näher er ihr kam, belebten sich die verblichenen Farben seiner Erinnerung. Und wunderbar! Wie geheimer Weihrauch wehte es ihn an, als dabei seine Mutter ihm im Gedächtniß erschien. Mit ihrem Bilde trat ihm seine Jugend wieder vor Augen und da erinnerte er sich eines kleinen Kindes, das seine einzige Kameradin war, mit der er so selige glückliche Stunden, die seligsten, glücklichsten jener längst vergangenen Zeit verlebt hatte.

„Resa! — Sind Sie es, täusche ich mich nicht?“ rief er ihr entgegen.

„Nein, Herr v. M.“ erwiederte das Mädchen, leicht erröthend, doch ohne Zwang, „Sie täuschen sich nicht. Ich bin es selbst und keine andere. Resa, die Tochter Waldingers.“

Alfons wurde da seltsam berührt. Es war das erste, ihn mehr ansprechende Wesen, dem er, seit seiner Rückkehr, in der Heimat begegnete. Und das war sein fast vergessen gewesenes Jugendgespiele.

Als noch seine Mutter lebte und er noch nicht die Schule besuchen mußte, war er fast täglich mit der kleinen Resa beisammen gewesen. Sei es, daß sich die beiden Kinder im Schloßgarten in kindlichem Spiele ergötzten, sei es im Walde, da sie Blumen, er Vogelnester suchte, auf Wiesen und Feldern, wo sie sich tummelten, stets waren sie unzertrennlich beisammen gewesen. Dann mußte er fort. Nur selten war er in die Heimat zurückgekommen. Und als dann seine Mutter gestorben, war Therese auch bereits von der Gegend weg. Nie mehr, niemals kehrte sie in sein Gedächtniß. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen — die Menschen.

Seit vielen Jahren sah er sie nun wieder. Freilich war sie nur schwer zu erkennen! Die halb städtische, halb ländliche Kleidung, die Therese trug, verwirrte ihn noch mehr.

„Oh, wie es mich freut,“ hub Alfons an, als er, näher herangetreten, dem Mädchen gegenüberstand, „Sie wiederzusehen! Erinnern Sie sich unserer Kindertage, die wir, vor so vielen Jahren, mit einander verlebten?“

„Wohl nur dunkel,“ entgegnete sie, die Augen niederschlagend. „Doch—“ hub sie nach einer Pause klar und furchtlos ihm in seine hellen, mildklugen Augen blickend, an, „seitdem sind, wie Sie sagten, viele Jahre vergangen, und —“ sie stockte, „Vieles ist seitdem anders geworden,“ setzte sie fast traurig hinzu.

Alfons war nun noch mehr erfreut, seinen Erinnerungen eine faßlichere Form geben zu können. Obwohl er von allem Vorurtheile, das Standesunterschiede schafft, vollkommen frei war, konnte er sich der Verwunderung doch nicht verschließen, die die seltsam liebenswürdige Art des

Sprechens und der Bewegung Theresens in ihm hervorriefen, da er dieselbe sich nicht anders als die Tochter minderer Leute vorstellen konnte.

„Weßhalb sollte das anders geworden sein?" fragte er mit freundlichem Lächeln. „Ich, meinerseits, bin nicht viel anders geworden. Aelter wohl, ernster auch. Das brachten Jahre und Umstände. Doch die Keime, die mir meine Mutter ins tiefste Gemüth gesäet, mein ursprüngliches Herz habe ich von hier mit mir genommen. Ich habe es jahrelang und in aller Welt herumgetragen, und nur entwickelter, bestimmter, entfalteter zurückgebracht."

Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, machte Therese einige Schritte gegen die Lichtung zu und erklärte Alfons die ganze Beschaffenheit des Bodens, auf dem er vorhin gestanden. Daraus ersah er nun, daß er wirklich in ernster Gefahr geschwebt.

„Sehen Sie Herr von M." begann Therese abermals in ihrer ungezwungenen Art das Gespräch, nachdem sie, von Alfons gefolgt, wieder in das Waldversteck zurückgetreten war. „Dies hier ist mein Lieblingsplätzchen. Obwohl es eigentlich nicht zum Grunde meines Vaters, sondern zu dem Ihrigen gehört, halte ich mich doch sehr gerne hier auf. Der Schloßverwalter gestattete mir, uneingeschränkt Gebrauch davon zu machen; und nicht wahr, wenn Sie nicht selbst dieses lauschige Plätzchen sich zu sinnender Muße erwählen, darf ich manchmal meiner Gewohnheit pflegen und hier mich zerstreuen?„

„Ach, wie erfreulich!" entgegnete Alfons. „Bitte, sich nur wie sonst, hier ganz zu Hause zu fühlen. Meinerseits werde ich nichts dazu beitragen, daß sie gestört werden." — Damit wollte Alfons auf die Lektüre, der sich wahrscheinlich Therese hier hingab, weisen, denn in ihrer Hand war ein zierlich gebundenes Buch, das schon von außen einen Dichter muthmaßen ließ.

„Ich danke, Herr von M.," sagte sie. „Doch so, wie sonst will ich schon nicht mehr in der Zukunft sein. Es wäre ja eine Sünde, wenn ich Sie von hier verdrängte. Sehen Sie nur —" und damit schritt sie Alfons abermals voraus und deutete den tiefen Abhang hinab, wo ein Bild schönster Natur dem Auge sich darbot „— soeben lese ich da ein Werk unseres nationalen Dichters, des flammengeistbegabten Thomann; — dort drüben, auf dem von der grünen Berglehne hervorragenden, verwitterten Felsen, — er heißt der Dichterfels — saß sinnend der Sänger der Save wie auf einem Riesenstuhle und sah hinauf zu den himmelanstrebenden Höhen der Alpen und sah hinab in das rauschende Gefälle des Flusses. Kennen Sie seine Lieder? Oh, ich will Ihnen dieselben geben! Wenn Sie bei uns bleiben, müssen Sie dieselben kennen lernen; denn in aller Volk Munde werden Sie dieselben erklingen hören. Wie schön er darin unsere Gegend beschreibt! Fast schöner als sie ist, und doch nur ebenso wie man sie wirklich sehen kann.

Schauen Sie nur hinab in den blauen Strom der Save. Er heißt ihn die Königin der Flüsse."

Alfons vergaß bei dem heiteren und doch so tiefsinnig inhaltsvollen Geplauder Theresens auf alles Andere zu denken. Erst als das Mädchen, wie über ein Versäumniß erschrocken, die Unterhaltung schnell abbrach und sich zum Gehen anschickte, erinnerte er sich wieder früherer Ereignisse.

„Ach, nun habe ich mich wohl schon verspätet," sagte Therese, sich besinnend. „Nun muß ich eilen, denn daheim harrt meiner viel Arbeit. Also Herr von M., wenn Sie erlauben, werde ich manchmal hieher kommen." Damit verbeugte sie sich gegen Alfons, und wollte enteilen. Doch dieser hielt sie noch einen Augenblick zurück.

„Noch eines, Fräulein Therese!" sagte er. „Also, nicht wahr, ich darf annehmen, daß auch bei Ihnen die Jugendjahre wieder in das Gedächtniß zurückgerufen worden sind und wir daher, wenn auch nicht ganz so, wie damals, dennoch dieselben guten Freunde sein wollen. Topp! Fräulein, schlagen Sie ein, ich meine es aufrichtig!"

„Nun, es sei meinerseits nicht anders, wenn — Sie es sich nicht überlegen sollten." Damit reichte sie ihm lächelnd die Hand und im nächsten Augenblicke war sie im Dickicht des Waldes verschwunden.

Alfons stand noch längere Zeit sinnend in dem bereits zu grünen beginnenden Waldverstecke. Sodann schickte auch er sich an, dasselbe zu verlassen und lenkte seine Schritte auf einem anderen Wege, als das Mädchen ihn gegangen, gegen das Schloß zu.

* * *

Als Therese nach dem Bauernhofe zurückgekehrt, war sie schon allerseits und viel erwartet.

Die Mutter stand im Hofe und schien nach der Tochter Auslug zu halten.

Es war eine wohlbeleibte, alte Frau mit vollen, rothen Wangen. Das bereits erbleichte Haar hatte sie zurückgekämmt und gescheitelt. In den gealterten, doch noch frisch erhaltenen Zügen spiegelte sich ein Herz voll bewußter Liebe und Güte.

„Nun mein liebes Kind," sprach Frau Waldinger Therese an, als diese mit eiligen Schritten im Hofe eingetreten war. „Hast Du Dich heute ein bischen verträumt?"

„Ach liebe Mutter," erwiderte Therese bittend und zugleich küßte sie die alte Frau auf die Wange, „verzeihen Sie, daß ich mich verspätet. Ich will Ihnen dann alles ausführlich erzählen," fuhr sie heiter begütigend weiter. „Vorerst will ich nur schnell, was ich versäumt, nachholen." Mit

raschem Schritte eilte sie hierauf ins Haus, wo sie Buch, Sonnenschirm und Tuch bei Seite legte. Schnell, wie sie hineingegangen, kam sie auch allsogleich wieder heraus.

Sie eilte an der Mutter vorbei, die ihr mit freundlichem Lächeln nachsah, was Therese jedoch in ihrem Eifer gar nicht bemerkte. Sie lief zu einer Thüre im Erdgeschosse, die sie mit dem hervorgeholten Schlüssel aufsperrte.

„Für mich bereite nicht, mein Kind; ich habe die Jause schon genommen," rief ihr die Mutter zu.

„Gut, liebe Mutter!" war die einzige Antwort Theresens; sodann rief sie mit weithin schallender, klangvoller Stimme: „Jera! Špela! Lisa! —" und noch mehrere andere Namen der Mägde.

Als die Gerufenen mit ihren breitrandigen, tiefen Thontellern und Holzlöffeln erschienen, vertheilte Therese unter dieselben die Vesper, bestehend aus Milch und Brod. Wenn man sie da sah, wie sie leichtgeschürzt, auf dem Trittschämel stand und mit flinker Hand ordnend zwischen den Milchtöpfen hantierte, wie sie für jede einzelne der Mägde bald ein gutes Wort, eine theilnahmsvolle Frage oder einen freundlichen Blick hatte; da mußte man von der überwältigenden Lieblichkeit dieses Wesens entzückt und gefangen genommen werden.

Kaum war Therese mit der Vertheilung fertig, die Mägde aus der Vorrathskammer entfernt und dieselbe wieder abgesperrt, eilte sie wieder weiter.

Sie ging nun nach der Küche, wo der Hirsenbrei, mit dem die Küchlein zu füttern waren, bereitstand. Einzeln holte sie nun die unter den Wärmestellen stehenden Körbe, in denen die erst seit Tagen aus dem Ei gekrochenen, flaumig gelben Thierchen zwischen weiche, lose Federn gebettet lagen, hervor. Als sie vom ersten Korbe die schützende Wärmedecke entfernte, zwitscherte, weit die Schnäbel aufsperrend, die junge Brut ihr entgegen.

„Oh, meine armen Küchlein! Unter meiner Vergeßlichkeit mußtet ihr leiden!" antwortete sie dem ungeduldigen Gezwitscher. „Es soll aber nicht mehr wieder geschehen," tröstete sie die junge Brut. Dabei hob sie mit der einen Hand ein Thierchen nach dem anderen, vorsichtig, daß sie es ja nicht drücke, aus dem Korbe, und nachdem sie den Mund voll Wasser genommen, nahm sie mit der anderen Hand ein Stückchen vom Hirsenbrei aus dem Topfe und ließ so, zwischen den weichen Lippen und Fingern die unmündigen Thiere ihre Atzung sich nehmen.

Nachdem Therese ihre Küchlein befriedigt, eilte sie, noch immer im selben munteren, raschen Schritte nach den Stallungen, in denen soeben die Kühe gemolken wurden. Da stand in einem Verschlage eine Ziegenmutter

mit ihrem Zicklein, dem eine Unvorsichtigkeit das Ohr verletzt und nun besah sich Therese dasselbe, ob die leichte Verwundung nicht schon behoben sei. Sodann sah sie sich einzeln die Kühe an; frug hin und wieder einen der Knechte, ob die Neruca, Bogila oder Carila, ebensoviele Kühe, beim melken nicht stoßen; ermahnte die bei den störrischen Kühen Beschäftigten zur Achtsamkeit; und streichelte im Weitergehen die jungen Kälber, deren eines ihr Liebling war, das sie benannte. Als sie sich demselben näherte, begann das Kalb wie freudig zu blöcken. Therese hatte aber auch für das Thier eine Liebkosung und hielt demselben das Stückchen einer Brodkrume hin.

Von den Kühen ging sie zu den Pferden. Wohl waren alle draußen auf dem Felde bei der Arbeit; nur eine Stute, deren Junges noch saugte, stand in einem gesonderten Verschlage. Und diesem letzteren galt der Besuch Theresens. Wehe, wenn ein Fremder es gewagt hätte, dem Verschlage sich zu nähern! Die Stute bäumte sich sofort, schlug wild aus und biß sogar nach dem Eindringling. Therese rief schon von weitem: „Parma!" — das war der Name der Stute, — und diese antwortete mit hellem Gewiher, worein das junge Fohlen mit einstimmte. Traulich lehnte das Pferd sein Haupt auf die Schultern Theresens, die mit der Hand den Hals und die Mähne desselben streichelte; während das Junge mit seinen klugen Augen, neugierig und doch wie bekannt das Mädchen anstaunte.

Nur kurze Zeit verweilte Therese bei diesen Thieren. Nachdem sie denselben ein Stückchen Zucker, das sie in der Schürzentasche verborgen hatte, gegeben, ging sie nach der Scheune, und nahm aus derselben einen Korb, den sie mit Fruchtkörnern und Mais bis zur Hälfte füllte. Gackernd und springend lief ihr am Hühnerhofe das Geflügel entgegen, dem sie das Futter streute. Das war ein Leben! Jedes einzelne der Thiere kannte sie; mit jeder Eigenschaft derselben war sie vertraut.

Nun war die Nachmittagsarbeit Theresens beendet. Sie ging daher ins Haus zurück und stieg die schmalen, doch lichten Treppen ins erste Stockwerk hinan und trat in der großen Wohnstube ein.

Es war ein freundlich helles Zimmer, das Therese betreten. Keinerlei Zierat, kein unnützer Comfort war da zu sehen, doch alles blank und nett, traulich und heiter. Die spiegelreinen Fenster und weißen Vorhänge davor, die blendend weißen Wände und daran die Heiligenbilder zeugten genugsam vom reinlich frommen Sinne der Einwohner. Nur wenige, doch meist massive, einer früheren Zeit angehörende Möbel, ein länglicher Speisetisch mit Stühlen ringsum, ein alterthümlicher Schrank zur Aufbewahrung der Speisegeräthe, ein Wäsch- und Kleiderkasten, sowie ein geräumiges Sopha bildete das Ammobigliare dieses Gemaches. Gar seltsam nahm sich inmitten dieser schlichten Umgebung das auf Glastatzen stehende Klavier aus.

Als Therese in den Raum eintrat, ward sie mit einem freundlichen Kopfnicken von der Mutter, die auf dem Sopha saß und strickte, begrüßt.

„So, meine theure Mutter," sagte Therese, „jetzt will ich Ihnen alles erzählen und auch den Grund meiner Verspätung angeben." Therese ließ sich in der Nähe ihrer Mutter auf einem Stuhle nieder.

„Sie wissen doch," hub sie sodann an, „daß ich so gerne in meinem Waldverstecke weile —."

„Es gehört ja nicht Dir!" unterbrach sie auflachend Frau Waldinger.

„Nun ja, das gerade nicht," setzte Therese fort, „doch war es ja bisher so verlassen, daß ich allein dasselbe besuchte. Nun also, heute war mir jener Ort noch lieber, denn ich hatte Thomann gelesen und da wollte ich meine Vergleiche zwischen seiner Beschreibung und der schönen Wirklichkeit unserer Gegend anstellen. Da geschah es, daß ein städtischer Herr, — ich vermuthete sogleich den jungen Schloßherrn, worauf ich ihn auch erkannte, — jener Wand, die, wie Sie wissen, zum Einsinken ist, zu nahe kam. Rechtzeitig hatte ich seine Absicht, über den Abgrund hinab in die Save, die gerade dort so geheimnißvoll verlockend aus der Tiefe heraufrauscht, zu schauen, erkannt und rief ihm meine Warnung zu. Er bedankte sich und trat dann näher zu mir, worauf er mich auch erkannte. Wir plauderten dann gar lange miteinander. — Sie wissen, ich dachte mir gerade nicht, daß er stolz sei, doch war ich ja meiner Sache nicht gewiß und deßhalb freute es mich noch mehr, als er sich unserer Jugendzeit erinnerte.

Wissen Sie? Er erlaubte mir oft dorthin zu kommen und versprach mir sogar, mich nie stören zu wollen. Freilich nahm ich das nicht an und sagte ihm, daß ich nun nicht mehr so oft kommen will, um ihn nicht eines so lieben Platzes zu berauben."

„Da hast Du ganz recht gethan, mein Kind," entgegnete die Mutter, die der sprudelnden Rede Theresens nur mit leisem Kopfnicken gefolgt war.

„Nun, und dann plauderten wir miteinander noch Manches," setzte Therese fort, „und da muß ich wohl viel albernes Zeug zusammen geschwatzt haben, denn plötzlich bemerkte ich, daß ich mich verspätet hatte. —"

Da trat soeben Theresens Vater in die Stube. Er war von seinem Nachmittagsspaziergange, aus dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Marktflecken heimgekehrt.

Therese eilte sogleich auf ihn zu, nahm ihm Hut und Stock aus den Händen und half ihm den Oberrock ablegen.

„So mein liebes Kind," sagte der Alte wohlwollend, „hilf nur Deinem alten Vater. Das ist ein schöner Lohn, wenn die Kinder ihre Eltern lieben und achten."

„Oh, mein lieber Vater," entgegnete Therese, „ich wollte, daß ich Ihnen beweisen könnte, wie ich Sie liebe und so gerne alles für Sie und die Mutter thue."

„Nun schön, schön! Ich glaub's Dir schon. Zum Beispiel," sagte Waldinger gutmüthig lachend, „klimpere und singe mir etwas vor. Geh' mein Kind, laß wieder hören!"

Therese suchte unter ihren Noten eine längere Weile umher. War es Müdigkeit oder Laune, heute wollte sie nicht schnell genug finden, was zu ihrer Stimmung paßte. Endlich legte sie einige Blätter vor das Pult, setzte sich zum Klavier und begann sodann mit fingerfertig gewandter Hand zu spielen.

Der Vater setzte sich auf das Sopha zur Mutter hin. Er strich sich von der Stirne die Schweißtropfen, die das Gehen ihm hervorgepreßt, stopfte sich eine Pfeife an und begann nun rauchend zuzuhören.

Therese hatte ein Stück classischer Musik gewählt, doch schien es ihr heute nicht zu behagen, denn mißmuthig unterbrach sie das Spiel, blätterte noch lange in den vor ihr liegenden Notenheften, bis sie endlich eines gefunden, dasselbe aufschlug und mit klangvoll kräftiger und doch so hinschmelzend weicher Stimme zu singen begann. Es war das Lied „In die Ferne" von Schubert.

Als sie dasselbe beendet, wollte sie gar nicht mehr aufhören, mit ihren Fingern über die Tasten zu fliegen. Bald entlockte sie dem wohlkingenden Instrumente wehmüthig zitternde, bald wieder schalkhaft fröhliche Töne; schwermuthsvoll tief brauste es einmal und dann wieder lachte es in hellen Accorden auf. Sie war nun eine ganz andere geworden. Wie sie so dasaß und ihre Blicke sich in ein süßes Nichts verloren, ihre Finger dem Klavier eigene melodische Fantastereien entlockten, schien sie im Reiche der Töne aufgegangen zu sein.

Der Alte nickte unterdessen wie beseligt seiner Frau zu, die stumm und andachtsvoll zuhörte und vielleicht mehr erlauscht hatte, als das Mädchen in den Tönen ausdrücken wollte oder konnte.

Als Therese das Spiel beendet, legte sie, wie im eigenen Zauber gebannt, unbewußt ihre Hände in den Schooß. Sie sah sich nicht um, wie sonst, sondern horchte noch eine lange Weile dem Verrauschen der Musik nach. Oder war das vielleicht nur ein Echo, das da zum ersten Male in dem unschuldsvoll reinen Mädchenbusen erklang und nun seelenvoll darin wiederhallte.

Wer kennt die Geheimnisse des menschlichen Herzens; wer kann die Bewegungen der Seele enträthseln?

Sowie der Kranke, der schon lange, bevor er noch den Arzt um Rath gefragt, den Keim seiner Krankheit in sich trug, so ist das bei den

schlummernden Empfindungen des menschlichen Innern, daß sie oft nur durch den allerleisesten Anstoß zum Bewußtsein erweckt werden.

Dasselbe schien jetzt bei Therese der Fall zu sein, ohne daß diese davon selbst nur eine Ahnung hatte.

Doch mittlerweile warf die Abenddämmerung ihre Streiflichter bei den Fenstern in das Gemach herein. Das Rosa, mit welchem die schon lange untergegangene Sonne die Spitzen der Berge beleuchtete, erblaßte vollends. Wie blaue Nebel senkte es sich auf die Höhen herab. Die Nacht brach an.

„Nun, Resa, mein Kind," unterbrach die Mutter die Stille, „jetzt wirst Du wohl nichts mehr sehen."

Therese schien dies zu erwecken, denn sie erhob sich schnell, legte die Notenhefte bei Seite, schloß das Klavier und nahm wieder ihre häusliche Beschäftigung, die Bereitung der Lichter und des Tisches zum Abendessen vor.

Bald waren die Lampen entflammt, die Vorhänge herabgelassen und dann auch der Tisch gedeckt. Nun nahm Therese vom Haken den Schlüsselbund und ging in den Keller hinab, wo sie die Flaschen mit dem zum Nachttisch erforderlichen Wein füllte und in die Stube sandte. Vom Keller ging sie in die Küche und sah nach, ob dort alles bereit sei. Als dies der Fall war, ließ sie an dem Glockenstrange ziehen, worauf Mägde und Knechte des Hauses zur Vertheilung des Nachtmahles erschienen. Erst als dies besorgt, gab sie das Zeichen, daß man das Abendmahl in die Stube hinauftrage.

Nach alter Sitte nahm der Großknecht am Tische des Brodherrn, neben demselben, Platz.

Als dann das Nachtmahl vorüber, der Tisch abgeräumt, der Vater seine Pfeife und die Mutter ihr Strickzeug genommen hatten, holte Therese die Zeitung hervor, woraus sie den nur mit halbem Ohr lauschenden Eltern vorlas.

Nach einem Stündchen, das zwischen Vorlesen, Geplauder und Sinnen schnell verronnen war, erhob sich der Vater, um sich zur Ruhe zu begeben. Therese eilte ihm in das Zimmer voraus, zündete in demselben das Oellämpchen an, sah noch nach, ob alles in Ordnung und an Ort und Stelle sei; legte dem Alten die Pantoffeln zurecht und verabschiedete sich dann mit dem Wunsche: „Gute Nacht lieber Vater, ruhen Sie wohl!"

Unterdessen war auch die Mutter in ihr Zimmer gegangen, das Therese mit derselben in Gemeinschaft theilte.

Still verrichteten beide Frauen, als sie im Bette lagen, ihr Abendgebet. Ueber Manches wurde dann noch geplaudert, bis Mutter und Tochter darüber einschliefen.

Doch heute schlief Therese, ermüdet wie sie des Tags über war, bereits lange schon, als die Mutter noch ihren Gedanken nachhing.

Das waren heute eigenthümliche Gedanken, die im Kopfe Frau Waldingers hin und her krochen. Sonderbare Gedanken, über die sie nachgrübelte und die sie nimmer nicht einschlafen ließen so oft sie auch, manchmal fast mit Gewalt, die Augenlider schließen wollte.

* * *

Frühlingsenzian, Veilchen und Schneeglöckchen waren verschwunden; auf den Feldern stand saftiggrüner Wiesenklee und purpurdunkler Esparsett schon kniehoch und zum Mähen bereit; die Bäume hatten abgeblüht und standen schon in vollem Laube; die lichtgrüne Wiesenflur prangte wie ein schöner Teppich, in dem blauer Ehrenpreis und Vergißmeinnicht, weiß und zart gesprenkeltes Gänseblümchen, dunkelvioletter Storchschnabel, glänzend gelber Hahnenfuß, Löwenzahn, Kukukslichtnelke, Sternmiere und andere, verschiedenfarbige und verschieden gestaltete Blumen ihr buntes Muster einzeichneten; die Sonne brannte auch schon recht heiß — der Wonnemonat Mai war angebrochen.

Alfons und Therese waren seitdem öfters zusammengekommen. Er, insbesonders, trachtete sie immer zu finden, denn es zog ihn mit eigenthümlicher, ihm selbst unerklärbarer Neigung zu dem aufgeweckten und doch dabei so stillsanften Mädchen hin.

Beide wurden durch diesen harmlosen Umgang mit einander immer mehr vertraut. Ja, fast schien es, als wären die entschwundenen Zeiten ihrer frühesten Jugend wiedergekehrt, so munter und fröhlich durchstreiften sie mit einander Wald und Flur, oder fanden sich zusammen in dem bereits laubübergossenen Verstecke, das wie auf einem weit hinausragenden Vorgebirge, ober dem Flußbette der Save lag.

Wenn dann das melodische Rauschen des über mächtige Felsblöcke springenden Flusses von der Tiefe herauftönte, in den Wipfeln der Bäume die Vögelein zwitscherten und hüpften, lieblicher Walddust die Sinne umfing und dazu oft Therese selbst ein helles Lied anstimmte, da füllte sich die Brust Alfons' mit süßer Seligkeit und eine unbekannte, unsagbare Freude übergoß alle seine Empfindungen.

Doch die Mutter Theresens, vor der dieselbe ja noch niemals das kleinste Geheimniß hatte, und der sie auch immer mittheilte, wenn sie mit Alfons zusammengekommen, erfüllte es mit bangender Sorge. Sie kannte den jungen Schloßherrn nicht. Und wenn sie auch ihrer Tochter gewiß war, daß dieselbe ihre kindliche Unschuld und Reinheit trotz allen Umganges mit

Alfons sich immer bewahren werde, war sie doch zu sehr für das Glück ihres Kindes besorgt, als daß sie dasselbe nicht hätte ermahnen sollen.

Sie that es. Eines Tages, als Therese wieder voll fröhlicher Lust im Antlitze von ihrem Waldverstecke heimgekehrt war und der Mutter erzählte, Herr Alfons sei so freundlich und gut, er habe an jener Stelle Tische und Bänke errichten lassen und spiele so schön die Zither, die er sie lehren wollte, nahm die Mutter die Tochter bei Seite, und sagte ihr wohlwollend freundlich, doch so sonderbar entschieden, wie sie noch niemals zu ihr gesprochen:

„Meine liebe Resa, das ist alles recht schön von Herrn Alfons, daß er so freundlich mit Dir ist, doch — ihr seid nun keine Kinder mehr! Was Du vor zehn Jahren, als Du selbst noch klein warst, mit dem kleinen Alfons thun konntest, steht Dir nicht mehr an, mit dem erwachsenen Schloßherrn zu thun!

„Aber, mein Gott! liebste Mutter —“ wollte Therese bestürzt einwenden, doch die Mutter unterbrach sie schnell.

„Ich muß Dir, mein Kind, den Umgang mit Alfons verwehren; denn das kann ich Dir nicht erlauben, daß Du mit ihm allein in der Gegend umherstreifest.“

Die Mutter sprach nun nichts mehr über die Sache. Sie war sicher, daß Therese ihre Worte befolgen werde. Und so war es auch.

Schon über zwei Wochen waren vergangen, daß Alfons Theresens nirgends ansichtig werden konnte. Er empfand seine Einsamkeit jetzt noch mehr als sonst, denn er hatte sich mit dem Mädchen schon zu sehr befreundet, um nun nicht das Bedürfniß zu fühlen, in ihrem erheiternden Verkehre seine Sorgen, die ihm die Neugestaltung seines Besitzthumes aufluden, zeitweise zu vergessen.

Alfons war durchaus nicht menschenscheu wie es sein Vater gewesen, doch fühlte er nicht das Bedürfniß Bekanntschaften, von denen er nicht wußte, ob sie seiner Gesinnung entsprächen, zu machen. Er hatte es daher bis jetzt unterlassen, solche mit dem hohen und niederen Adel der Gegend anzuknüpfen.

Anfangs kam er sich daher fast wie ein Fremder in der Heimat vor. Da war er jenes Tages mit Therese zusammengekommen, die ihn nun mit ihrer unschuldig zarten Lieblichkeit so ganz einnahm, daß er gar nicht mehr daran dachte, mit anderen Menschen in Verkehr zu treten.

Doch nun hatte er sie schon lange nicht gesehen, wo er früher fast täglich, kürzer oder länger mit ihr zusammengetroffen war. Er konnte sich keine Rechenschaft geben, wie ihm eigentlich zu Herzen war, nur das empfand er, daß eine mächtige Stimme in ihm laut geworden, die sehnsüchtigst nach ihr rief.

Es war an einem Sonntagmorgen. Die Sonne war noch nicht über den Bergen aufgegangen, als Alfons, nachdem er eine schlaflose Nacht verbracht, aus dem Bette sprang, sich ankleidete und ins Freie hinauseilte.

Die ganze Nacht hatte er über Verschiedenes nachgedacht.

Zuerst kamen ihm seine wirthschaftlichen Mißstände in Erinnerung. Er hatte Vergleiche angestellt, wie seine Felder und diejenigen anderer Leute aussahen. Das war ein Unterschied! Voll und üppig standen die Aecker, selbst solche vom letzten Bauern, der mit eigener Hand seinen Grund bebaute, während diejenigen seines Besitzthumes, meist in Händen der Pächter, ausgesogen, nur spärlichen Ertrag aufwiesen. Und wie sollte er das anders machen? Seine Unkenntniß in ökonomischer Beziehung quälte ihn im Tiefinnersten.

Dazu kam das Fremdartige, mit dem sich Therese gegen ihn betrug.

Vorerst befragte er sich wiederholt, was doch nur geschehen sein mochte, daß er sie nicht mehr treffen konnte. Fort war sie nicht, krank auch nicht, denn sein alter Kastellan, den er täglich um sie befragte, verneinte dies. Was konnte es also für ein Bewandtniß mit ihr haben? Sollte sie vielleicht seiner ganz vergessen haben? Nein, das konnte nicht sein! Sein eigenes Herz lieh dem Mädchen mächtige Fürsprache, es ließ ihm nicht zu, dies von Therese zu denken.

Nachdem Alfons fast die ganze Nacht über diese Dinge nachgegrübelt, kam er bei grauendem Morgen zu einem festen Entschlusse.

Er sah ein, daß er eine landwirthschaftliche Schule besuchen müsse. War sein Besitzthum so lange vernachläßigt, dachte er, könnte es auch diese Zeit sein, da er wieder von der Heimat ging. Vorerst aber wollte er noch Therese sehen und sprechen. Und als er auch in diesem Falle eine Lösung gefunden, wunderte er sich selbst, wie er doch wirklich recht albern bisher gewesen, daß er dieses nicht schon bisher gethan hatte. Er nahm sich nämlich vor, zu Theresen selbst, in das Haus ihres Vaters zu gehen, um sie dort zu treffen.

Dieser Gedanke beruhigte ihn nun so sehr, daß er im freudigen Vorgefühl desselben schwebend, und die thaufrische Morgenluft athmend, ganz auflebte und von der aufregungsvoll vergangenen Nacht gar keine Nachwehen empfand.

Nach längerer Wanderung hatte er den Gipfel eines Berges, der zu seinem Reviere gehörte, erklommen, von wo er die schönste Fernsicht über die Gegend genießen konnte.

Mittlerweile zitterte der erste Strahl des anbrechenden Tages im Osten.

Wie die goldene Wimper einer bezaubernden Fee, wenn sie aus süßem, traumdurchwobenen Schlafe erwacht, und die Augenlider emporschlägt,

schossen über den Bergrücken Strahlenbündel empor. Feuerglühend und glänzend hob sich der Rand des schönen Tagesgestirnes über den Bergeskamm und ergoß sein Licht farbensprühend über Berg und Thal, die Landschaft gleichsam in Purpur und Blut tauchend. Allmälig, der Majestät dieses mächtigen Gluthkörpers entsprechend, hob sich derselbe über den Horizont; die dunklere Farbenmischung verschwand eben so leicht, wie sie gekommen, bis rein und geläutert, in goldnem Lichte strahlend, die Sonne am Himmel stand.

Erst, als Alfons an diesem Naturspiele sich satt gesehen, stieg er wieder den Abhang hinab.

Wieder war er längere Zeit gewandert, als er auf seinem Wege auch beim Waldverstecke Theresens vorbeikam. Er gedachte zu rasten und trat in das einladende Dunkel des Dickichtes, durch das nur wenige Sonnenstrahlen drangen, ein.

Wie wunderte er sich aber, als er so unerwartet, und zu solch' früher Stunde, die holde Gestalt Theresens erblickte. Sie schien soeben erst gekommen zu sein, denn sie stand in der Lichtung, die gegen den Rand des steil abschießenden Abhanges zu lag. Sie sah hinab in die im Sonnenlichte farbige Perlen sprühende, brausende Save. Ein eng anschließendes, weißes Kleid umfloß ihre zarte, schlanke Gestalt. Ein Gürtel aus blauer Seide, sowie die feinen Spitzen um Hals, und Besatz der Aermel waren der einzige Aufputz desselben.

Sie hörte Alfons nicht, dessen Tritte auf dem weichen Moosteppich, der diesen Fleck Erde bedeckte, unhörbar gemacht wurden. Fast so nahe, daß er ihren Athem zu fühlen glaubte, war er an sie bereits herangetreten, als sie sich umwendete und wie erschreckt, doch freudig erregt, ihn gewahrte.

„Endlich, daß ich wieder das Glück Ihrer Nähe empfinden kann!" sprach er Therese an, indem er hinaus an den Rand trat und dabei ihr ins tiefdunkle Auge sah. Therese erschien ihm heute noch schöner, denn je. So einfach ihre Kleidung, so reizend stand ihr die Prunklosigkeit derselben. Den Strohhut, der ihr auf dem Wege als Schutz gegen die Sonnenstrahlen diente, hatte sie abgenommen und hielt ihn jetzt in der Hand. Ihr in der Mitte gescheiteltes, in einen griechischen Knoten aufgestecktes, sonst glänzend rabenschwarzes Haar erschien im Sonnenlichte wie dunkel feurig glänzendes Gold. Eine einzige zartweiße Rose stack als Schmuck in demselben. Wie hingehaucht schien die Blume in den dunklen Hintergrund gebettet zu sein, und sich gar wohl darin zu fühlen.

Therese war sichtlich in großer Verwirrung, von Alfons so angesprochen zu werden. Je mehr sie sich aber bemühte, die Zeichen derselben

zu verbergen, desto bemerkbarer machte sich dieselbe. Entweder schien Alfons dies nicht wahrzunehmen, oder er wollte es absichtlich nicht.

„Waren Sie krank? hatten Sie meiner vergessen? Oder hatte ich etwas verbrochen, das Sie von mir ferne hielt?“ frug Alfons voll reger, neugieriger Theilnahme.

„Ach mein Gott,“ erwiederte Therese, noch mehr über die unerwarteten, ungestümen Fragen Alfons’ bestürzt, „keines von all dem! Ich will es Ihnen kurz sagen,“ setzte sie sodann offenherzig hinzu, „die Mutter meinte, wir seien nun keine Kinder mehr, und — sie hat ja doch recht!“

Nun war an Alfonds die Reihe, verwirrt zu werden, denn er sah die volle Wahrheit dessen ein, was die verständige Frau mit diesen Worten ausdrücken wollte; doch der helle, freundliche Blick, mit dem Therese ihm ins Auge sah, benahm ihm jede Bitterkeit der Empfindungen. Er wandte das Gespräch schnell auf Anderes und da trat wieder jener vertrauliche Ton in die Unterhaltung Beider, der vom ersten Anfange an so sehr ihre Herzen einander nahe gebracht hatte.

Alfons klagte ihr über die Mißstände seiner Besitzung. Dann theilte er ihr mit, daß er für einige Zeit die Gegend verlassen wolle, um landwirthschaftliche Studien zu machen, denn leider gehe es nicht so in seiner Wirthschaft, wie er es bei anderen sieht.

Therese hörte ihm theilnahmsvoll zu und bedauerte ihn wegen seiner Sorgen, doch meinte sie treuherzig, daß man wohl überall selbst Hand anlegen muß, wenn etwas gedeihen soll.

So war die Zeit vergangen und die Stunde herangerückt, da die Sonntagsmesse gehalten wird.

Als Therese das Glockenzeichen vernahm, das die Frommen dieser Gegend in die Kirche rief, empfahl sie sich von Alfons.

Lange noch stand dieser unter dem Einflusse, den die Erscheinung Theresens heute so sonderbar innig berührend auf ihn geübt. Wiederholt rief er sich die liebliche Gestalt Theresens ins Gedächtniß zurück und knüpfte an dieselbe allerlei herzinnige Gedanken.

Geraume Zeit mochte er so geträumt haben, denn von der fernen Kirche der Gemeinde Möschnach klang zu ihm herüber Glockenton: es wurde Ave Maria, das Ende der Messe, geläutet.

Wie traurig erschien ihm dieses Mal die Einsamkeit, als er, von seinen Träumen erwacht, sich plötzlich allein sah.

Er erhob sich, verließ das Versteck und lenkte seine Schritte nach der Kirche, in der Therese noch immer sein mußte. Es zog ihn mit unbekannter Macht zu ihr hin; er mußte sie sehen, obwohl es ihm nicht ganz klar wurde, weßhalb so sehr seine ganze Seele nur diese heiße Sehnsucht erfüllte. Er

beflügelte seine Schritte und trat in die Kirche ein, als der Geistliche den Altar verließ, was das Zeichen dazu war, daß die fromme, hier versammelte Gemeinde heimkehren konnte.

Zuerst verließen die Frauen die Kirche. Sie waren zumeist im Sonntagsstaat, im geblümten Kattun- oder Tuchrock mit gleichfärbigem Leib, den Kopf mit bunten Tüchern oder gekrausten, mächtig emporragenden Hauben bedeckt. Hierauf folgten die Männer; alle, indem sie in den an der Eingangsthüre angebrachten Weihwasserständer ihre Finger tauchten und das heilige Zeichen des Kreuzes machten.

Alfons war mittlerweile über eine Seitentreppe auf den Chor geeilt; denn dort wußte er Therese, als auf gesondertem, nur den Honoratioren der Gemeinde aufbewahrtem Platze. Auch den Herrschaften vom Schlosse waren mehrere Betstühle, von den übrigen abgetheilt, vorbehalten. Neben denselben, nur durch eine dünne Holzwand getrennt, stand jener des Großbauern.

Leise trat Alfons in den Betstuhl. Das vom Kirchenschiff herauftönende Geräusch der dasselbe verlassenden Andächtigen verschlang noch vollkommen seine Schritte und machte dieselben unhörbar. Er war in tiefen Schatten gehüllt, und drückte noch mehr seine Gestalt in die Ecke, denn rechts von ihm, eine Stufe abwärts, kniete Therese und las aus dem Gebetbuche, das sie in beiden Händen vor sich hielt.

Die Kirche hatte sich mittlerweile entleert, nur Therese las noch inbrünstig aus ihrem Buche.

Da küßte sie die aufgeschlagenen Blätter und schloß das Buch.

Einen Augenblick verharrte sie in stummem Sinnen. Dann faltete sie ihre Hände, und sah mit ihren schönen, großen Augen zur freskobemalten Decke der Kirche empor. Vielleicht sah sie durch dieselbe gar in den Himmel und drang dort bis an den Thron Gottes; denn sie schien in rührend frommer Inbrunst sich über die Erde erhoben zu haben. Leise begannen sich ihre weichen Rosenlippen zu regen. Sie lispelte flüsternd, doch dem mit hochklopfendem Herzen lauschenden Alfons genug vernehmbar, folgendes Gebet:

„Und nun, lieber Gott, da ich Dich für das Wohl meiner Eltern und für mein eigenes Seelenheil angefleht, lasse in mein Gebet noch einen anderen Sterblichen, Alfons, den jungen Herrn vom Schlosse mit einschließen, der jetzt in Zweifel und Sorgen gehüllt, ein gutes, Dir gewiß liebes Wandeln hat. Oh, Allmächtiger! Sei Du ihm gnädig, wie Du es uns und allen Deinen Lieben auf Erden bist! Erleuchte ihn durch Deine väterlich fürsorgliche Gnade, und führe ihn auf den Weg zur Erkenntniß dessen, was er mit reiner Seele anstrebt, damit es zu Deiner Herrlichkeit, zum Frommen seiner Nächsten und seiner selbst gedeihe! Amen! So sei es!"

Als Therese geendet, wunderte sie sich selbst darüber, wie ihr Alfons gerade jetzt eingefallen sei. Doch sie grübelte nicht lange darüber nach; es war ihr, als spräche eine mächtige geheime Stimme in ihr, welche die Theilnahme für Alfons wachgerufen.

Sie verließ nun eilig die Kirche, da sie bemerkt hatte, daß sie allein geblieben war.

Schnell war ihr Alfons gefolgt. Schneller als Therese war er die Seitentreppe, welche vom Chor zum Kirchenausgange führte, hinabgestiegen, und erwartete dort das Mädchen.

Es war kein unbestimmtes Gefühl mehr, das Alfons für Therese hegte. Die geheimen Gewalten liebender Macht waren entzaubert. Voll und innig empfand er die reine und doch mächtig umfassende Liebe, die sein Herz für Therese einnahm. In der Tiefe desselben regte es sich wie überwältigende, süße Seligkeit.

Therese trat aus der Kirche, kein Mensch befand sich mehr vor derselben. Züchtig, doch anmuthsvoll, schwebte sie ins Freie hinaus, wo Alfons stand, und sie grüßend, ihr entgegentrat.

Was war das nur? Therese erröthete bei seinem Anblicke bis unter die Schläfen. Sie schlug das Auge zur Erde nieder und wollte an ihm vorbei. Er aber faßte ihre Hand, und, ohne daß Therese es hindern konnte, hatte er auf dieselbe einen heißen Kuß gedrückt.

„Aber Herr Alfons!“ rief Therese, von solch' ungewohnter Huldigung eines Mannes bestürzt und beschämt, aus, „was thun Sie denn?“

„Wie soll ich den Empfindungen, die mich bestürmen, Ausdruck verleihen?“ entgegnete Alfons, indem er einen innigen Blick auf Therese heftete, „wie Ihnen meinen Dank abstatten?“

„Mein Gott!“ sagte Therese, noch mehr verwirrt. „Für was denn eigentlich, Herr v. M.?“

„Oh es gibt Engel,“ sagte Alfons, „die auf Erden mit den Menschen wandeln, sich mit ihnen freuen, mit ihnen leiden, dieselben beschützen und an Gottes Thron für sie sprechen! Ein solcher Engel betete jetzt für mich zum Allmächtigen. Oh Therese, seien Sie gesegnet für die Theilnahme, die sich in Ihnen für mich regte!“

Therese ahnte, daß Alfons ihr Gebet angehört hatte; um so mehr fühlte sie sich nun beschämt. Es schien, als wollte die tiefe Röthe von ihrem holden Antlitze heute nicht mehr weichen. Um sich diesem Banne zu entziehen, wendete sie sich zum Gehen und flüsterte schüchtern: „Daß man für das Unglück Anderer Mitgefühl habe, gebietet ja die christliche Nächstenliebe.“

Alfons war zu sehr bewegt, um sofort darauf zu antworten. Er schritt schweigsam neben ihr einher, bis der Weg, den Therese eingeschlagen, um in

ihr Vaterhaus zu gelangen, beim Schlosse vorbeiführend, in den Wald einbog.

Erst hier, als Stille, Schatten und Duft ihn umgaben, hatte er sich gesammelt.

„Hören Sie mich an Therese," sagte er und blieb vor ihr stehen. „Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen. Wenn," dabei ergriff er ihre Hand, die sie ihm entziehen wollte und die sie ihm doch mit einem ihr eigenthümlich süßem Widerstreben gerne überließ, — „wenn ich Ihnen gestehe, daß mein Gedanke nur ein Wesen umfaßt, daß mein Herz, so tief und innig es zu empfinden vermag, nur von jener heißen Liebe erfüllt ist, die ich für jenes Wesen empfinde und — Oh Therese!" rief er wie überwältigt aus, da er in dem gesenkten Blicke des Mädchens Thränen wahrzunehmen glaubte. — „Können Sie mir die Hoffnung geben, daß in ihrem Herzen das Mitleid, welches Sie für mich hegen, in Mitgefühl sich verwandelt, wenn ich Ihnen sage, daß jenes Wesen Sie sind, und daß ich nichts Anderes auf der Welt so innig wie Sie liebe?"

Therese wagte es nicht, zu ihm emporzublicken. Ihre Hand erzitterte in der seinigen. Das einzige Zeichen einer Antwort, aus dem aber Alfons sein ganzes Glück entnehmen konnte, waren die Thränen, die Therese unter den Wimpern hervorquollen und ihr über die Wangen rannen.

Alfons drang nicht mehr in das Mädchen. Er zog das willenlos sich ihm überlassende Kind an sich. Sie lehnte mit seligem Ausdruck, unter Thränen lächelnd, ihr Antlitz an seine Brust. Es war nur ein Augenblick, daß beide schweigsam in beseligendem Anschauen verharrten; doch eine Ewigkeit der Wonne lag in diesem einen Augenblick!

Zwei Wildtauben, von der Stille herangelockt, ließen sich auf einem Zweige ober ihnen nieder. Alfons bemerkte sie. Die sonst furchtsamen Thierchen schnäbelten gang ruhig miteinander.

„Dein für immer!" flüsterte Alfons Therese zu und drückte als Siegel seiner Worte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Wie aus einem holden Traum erwacht, empfand das unschuldsvolle Mädchen mächtig glühend die Berührung. Sie wand sich schnell aus seinen Armen und eilte davon. Noch einmal blickte sie sich um. Sie lächelte ihm holdseligen Gruß zu. Alfons streckte die Hände grüßend gegen sie aus und rief der Entschwindenden nach: „Oh, ich komme mir die Antwort noch heute holen!"

Therese war verschwunden und das kosende Taubenpaar, vom eingetretenen Geräusch verscheucht, stieg auf und stob von einander.

* * *

Als Therese nach Hause kam, stand der landesübliche, zweisitzig offene Landauer mit den schweren Pintschgauerrossen bespannt und bereit vor dem Wohnhause, um Herrn Waldinger zur nahen Bahnstation zu bringen.

Therese hatte in ihrem seligen Taumel ganz vergessen, daß heute der Vater, wie alljährlich um dieselbe Zeit, abreiste, um einige Wochen in dem Bade zu K. die heißen Thermen zu benützen.

Schnell, denn Herr Waldinger wollte die Abgangsstunde des Zuges nicht versäumen, war das Mittagsessen verzehrt, der Abschied von Frau und Kind kurz und so fuhr denn der alte Herr davon.

Als der Tisch abgeräumt war, und Frau Waldinger auf dem Sofa saß, um eine kurze halbe Stunde der Mittagsruhe zu pflegen, setzte sich Therese der Mutter gegenüber. Offenbar wollte sie dieser etwas sagen und fand nur nicht die rechten Worte hiezu.

Noch brannte ihr Alfons' Kuß auf Hand und Lippen. Noch stand sie unter dem verwirrenden und doch so beseligenden Einflusse des Vorganges von heute Vormittag, denn wiederholt erröthete sie und zwar immer mehr, je mehr sie sich das Ganze ins Gedächtniß zurückrief.

„Was hat denn das Kind heute?" dachte die Mutter im Stillen. Eigenthümlich schien ihr diese sprach- und thatlose Stille bei ihrer früher wie ein junges Fohlen so munteren Resa.

„Willst Du nicht in den Wald, mein Kind?" fragte Frau Waldinger.

Therese antwortete nicht, sondern erhob sich von ihrem Sitze und eilte in die Fensternische, wo ihr Arbeitstischchen stand, um sich dort vor den Augen der Mutter zu verbergen.

Frau Waldinger schüttelte den Kopf. Sie drang nicht weiter in das Mädchen, denn sie war ja dessen gewiß: hatte ihr Kind etwas am Herzen, so werde ja sie die erste sein, zu der dieses kommt, sich auszuschütten und zu erleichtern.

Doch nun war es mit ihrer Ruhe vorüber, und nachdem die Glocken soeben zur Litanei läuteten, stand sie auf, ging in ihr Zimmer und holte sich das Gebetbuch, um daraus ihre Nachmittagsandacht zu lesen.

Bevor sich jedoch die würdige, alte Frau wieder auf das Sofa setzte, sah sie zu ihrem Kinde hin, das gedankenvoll sinnend, das Köpfchen auf die Rechte gestützt, in der Fensternische auf ihrem Stuhle saß und so wehmuthsvoll traurig hinab in den Hof blickte.

„Was ist Dir denn heute wieder geschehen, meine liebe Resa?" rief die Mutter das Mädchen an und war mittlerweile ganz leise zu ihr herauf getreten.

„Oh Mutter —" brach Therese nach längerer Weile das Schweigen und stürzte aufschluchzend zu dieser hin, wo sie das hochgeröthete thränenüberströmte Antlitz an deren Brust verbarg.

„Nun, nun! was ist denn, mein Kind? So sprich doch!" drang die Mutter in sie.

„Ich kann nicht! Ich kann es Dir nimmer sagen!" erwiderte Therese.

Nach einer Weile, während welcher Frau Waldinger Therese an ihrem Herzen Erholung gönnte, hub diese abermals an:

„Seit wann hat denn meine Resa Geheimnisse vor mir?

„Ach, theuerste, liebste Mutter," entgegnete nun gefaßter das Mädchen, „es ist kein Geheimniß, das ich verschweigen wollte und doch Etwas, was ich nicht sagen kann." Wie um sich noch besser zu sammeln, hielt sie eine kurze Zeit inne.

„Alfons" — hub sie sodann wieder entschlossen an, doch ebenso schnell war ihr Muth wieder gesunken und sie unterbrach sich. „Ach Gott! Wie soll ich Ihnen nur das sagen? Heute Vormittag, in der Messe, — nein, nach der Messe, sagte mir Alfons," sie verbesserte sich, „Herr von M., daß er, —" sie stockte wieder, „nun, — daß er mich lieb habe und wenn ich ihm auch so gut sein könnte — — Ich weiß nichts mehr, beste Mutter," fuhr sie nun übersprudelnd, weiter „er küßte mir zuerst die Hand, daß ich es noch jetzt wie ein Brennen da fühle, und dann, — dann küßte er mich auf den Mund und ich bin ihm dann davongeeilt. Oh Mutter, ich bin ihm ja auch gut, vom Herzen gut; doch er darf mich ja nicht küssen! Oh verzeihen Sie mir, — ich kenne mich mit mir selbst gar nicht mehr aus. Ich will jetzt hinaus in den Wald und dort fröhlich sein. Ach Gott, vielleicht auch nur weinen!" Damit hatte sie ihren Strohhut erfaßt, küßte die sprachlos dastehende Mutter auf die Wange und eilte zur Thüre hinaus. Nochmals öffnete sie dieselbe und rief ins Zimmer herein: „Alfons hat mir noch nachgerufen, daß er sich die Antwort von mir holen wird. Wenn er kommt, sagen Sie ihm nur, daß ich zu den Waldfeen gelaufen bin und nicht sobald zurückkehren werde."

Frau Waldinger stimmten die Enthüllungen Theresens sehr herab. Ihr bangendes Mutterherz zitterte und litt unsagbar bei dem Gedanken, ihr Kind könnte das Opfer eines leichtsinnigen Verführers geworden sein. Trotzdem konnte sie aber bei ihrem nur zur Milde und Güte geneigten Herzen über Alfons nicht von allem Anfange an den Stab brechen. Je mehr sie aber nachgrübelte, desto verwirrter wurde sie in ihren Combinationen; schließlich bemächtigte sich ihrer eine solche Aufregung, daß sie sich nicht mehr recht auskannte. Um ihre Gedanken auf Anderes zu lenken, nahm sie ihre vorgehabte Andacht auf und suchte Trost und Zerstreuung im Gebete.

Lange mag sie so gesessen sein und hatte, inbrünstig andachtsvolle Worte lesend, Balsam ins erregte Herz gegossen. Die große Pendeluhr an der Wand schlug schon die vierte Nachmittagsstunde. Kaum, daß der letzte Schlag verhallt, der Kukuksruf verklungen und im Gemache die Stille wieder nur durch das einsame Tick-Tack der Uhr unterbrochen wurde, klopfte es von außen an die Zimmerthüre. Auf das leise „Herein!" Frau Waldingers trat ein nach städtischer Art elegant gekleideter, hochgewachsener, junger Mann in das Zimmer. Freundlich mit seinen sanftklugen, blauen Augen auf die alte Frau blickend, schritt er dieser entgegen.

Frau Waldinger sah zuerst verwundert von ihrem Gebetbuche auf und dem Besuche entgegen. Doch, als sie in diesem niemand Geringeren, als gerade Denjenigen, der ihr so viele Gedanken und Sorgen wegen ihres Kindes machte, erblickte, nahm sie schnell die Brille, die sie nur beim Lesen benützte, vom Auge, erhob sich und begrüßte, verwirrt und verlegen knixend, den jungen Schloßherrn, der es eben war.

„Frau Waldinger, — nicht wahr ich habe doch das Vergnügen, die Mutter Theresens zu begrüßen? —" sagte Alfons, indem er dieser seine Hand reichte. Und als die alte Frau stumm, doch bejahend knixte, fuhr er fort: „Ich bin Ihr Nachbar, der arme und unerfahrene Herr vom verwitterten Schlosse da drüben und bin zu Ihrem Herrn Gemal gekommen —"

„Herr von M." unterbrach Frau Waldinger den Schloßherrn und lud denselben zum Platznehmen ein, „es thut mir leid, doch mein Mann ist gerade heute Mittags nach K. gefahren und dürfte erst nach einigen Wochen zurückkehren."

„Nun denn," fuhr Alfons in der leutseligsten Art weiter, „so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Bitte vorbringe. Eigentlich ist es besser, denn in zarter Angelegenheit kann man sich schneller den fühlenden Frauen, als den Männern verständlich machen. Sie erinnern sich, Therese und ich waren schon in unserer Jugend immer gute Freunde gewesen. Das Schicksal führte uns nach jahrelangem Getrenntsein wieder zusammen und ich möchte gerne, daß es uns fürs ganze Leben zusammengeführt hätte, soferne Sie mir erlauben, mit Ihrer Tochter in ihrem Hause in Verkehr zu treten."

Frau Waldinger war durch die unverhüllt an den Tag gelegte Absicht Alfons' noch mehr verwirrt. Sie wußte nichts Anderes, als die abwehrenden Worte zu stammeln:

„Mein Gott, Herr von M., wir sind nur bescheidene Leute. Wer weiß, ob Ihnen meine Resa genügen wird, ob das bürgerliche Kind zu Ihnen paßt."

„Liebste Frau Waldinger!" entgegnete Alfons, „Ich kenne nur ein echtes wahres Glück, und das sich zu begründen, sind wir weder zu hoch, noch zu niedrig geboren."

Frau Waldinger wendete noch Manches ein. Doch Alfons widerlegte Alles mit vertrauenerweckender Offenheit und so ergab sich denn die gute Frau bald ganz. Ja, als sie im weiteren Gespräche die treuehrliche, vorurtheilslose und ungekünstelte Gesinnung des Schloßherrn kennen lernte, fand sie sich so sehr zu ihm hingezogen, daß sie schon im Voraus frohlockte, ihr geliebtes Kind werde nun doch glücklich. Nicht minder regte sich bald dann, als sie sich über Alles beruhigt, der mütterliche Stolz, der das Kind weit über sich selbst so gerne gehoben sieht.

Therese zeigte sich an jenem Tage nicht mehr vor Alfons, der vergeblich in der Erwartung, daß sie doch kommen wird, bei der Mutter plaudernd saß.

Endlich, als er sich erhoben und das Haus verlassen hatte, schlich sie sich herein und gestand der Mutter, daß sie gesehen habe, wie Alfons in das Haus getreten sei. Sie habe sich dann versteckt; dann sei sie wieder hervorgekommen und habe sich so sehr nach ihm gesehnt! doch nicht um die Welt wäre sie ihm unter die Augen getreten. Erst als sie sah, wie er fortging, wagte sie sich wieder zur Mutter zurück.

* * *

Unterdessen verging eine Woche um die andere.

Therese wurde sich ihrer süßen, seligen Liebe immer mehr bewußt, und Alfons lernte immer mehr den reichen Schatz von Liebreiz und Anmuth, den Therese in sich barg, kennen. Unter heiterem Geplauder und Scherzen, Musiciren und Singen verlobten Beide diese glücklichsten Tage ihrer jungen Liebe und die Mutter verjüngte sich unter dem warmen Glückesstrom, den beide Kinder auf ihr altes Herz ausgossen.

Sie hatte von all' dem ihrem Manne nichts geschrieben, denn sie kannte dessen vorurtheilsvolle Eingenommenheit, die der sonst gutmüthige und wohlwollende Alte in seinem unbeugsam demokratischen Sinne gegen Alles hatte, was halbwegs aristokratischen Ursprunges war.

Alfons erzählte von seinen Plänen. Wie er zuerst um die Tochter auch noch beim Vater freien wolle; wie er sodann die landwirthschaftliche Schule besuchen, sein Schloß herrichten und die Wirthschaft aufbessern wollte. Dann, wenn das Nest für beide hergerichtet sein werde, sollte Hochzeit sein, um das liebe „Breserle," so nannte er Therese scherzweise immer, ins neue Heim zu führen. Oh wie glücklich sie zusammen sein wollten! Der Mutter Augen wurden dann feucht vor Wonne und Seligkeit, daß ihr Kind, ihr geliebtes Kind, es so glücklich getroffen, einen so tüchtigen und doch feinen Mann gefunden zu haben.

Alle drei verlebten auf diese Weise im stillen Glücke wonnevolle Tage. Währenddem schwebte aber das Unheil bereits über ihrer ganzen Seligkeit, und mit dem Kommen Waldingers zerrann es dann vollends.

Unerwartet, noch vor der angesagten Zeit, kam dieser an.

Liebevollstens begrüßten ihn Frau und Kind, doch gegen seine Art wies er mürrisch deren Liebkosungen zurück, befahl Therese auf ihr Zimmer zu gehen und ging selbst in die Wohnstube, wohin er seine Frau beschied.

„Du Frau," sprach er strenge zu dieser, „ich hörte schöne Dinge von Euch —"

Bestürzt wollte Frau Waldinger erwidern, doch er winkte mit der Hand und fuhr ohne Unterbrechung weiter:

„Der junge Schloßherr streife mit Resa durch die Wälder. Ueberall sehe man das Mädel nur mit ihm. Ja, sogar schon in mein Haus soll er gekommen sein und das geschieht alles unter Deinen Augen. Das ist mir zu viel. Ich kann das durchaus nicht brauchen; das mußt Du dem Mädel einstellen!"

„Aber warum denn das, lieber Mann? Herr Alfons ist ein braver, junger Mensch, der am besten zu unserer Tochter paßt," warf Frau Waldinger ein.

„Was? So sprichst Du?" entgegnete der Alte aufgebracht. „Statt daß Du trachtetest, Dein Kind brav zu erhalten, lassest Du es noch in's Verderben rennen. Von heute an muß mir das aufhören —"

„Aber Mann!" unterbrach sie ihn.

„Still, sag ich!" rief er zornig dazwischen. „Dem Mädel den Kopf verdrehen, und nichts weiter — das will man vermuthlich! Wenn mir der Herr noch einmal ins Haus kommt, werd' ich ihm die Thür weisen. Ich bin mit dem närrischen Alten schon in Feindschaft gewesen, nun werd' ich nicht mit dem Jungen Bruderschaft trinken."

„Aber Mann!" sagte Frau Waldinger entschieden, nachdem der aufgebrachte Alte endlich in's Stocken gerathen und mit mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab zu schreiten begann. „Bist Du denn blind gegen das Glück Deines Kindes. Die jungen Leute haben zu einander Neigung. Herr Alfons hat bei mir um Resa angehalten und ich, meinestheils, habe ihn als grundehrlich und gut erkannt."

„Freilich seid ihr Weibsbilder bald zu täuschen und ein so feiner Herr wickelt euch im Handumdrehen um den Finger. Ich will davon nichts wissen —"

„Was hätte er uns denn dabei zu täuschen?" unterbrach nun ihrerseits ungeduldig Frau Waldinger ihren störrischen Gatten. „Er will Resa heiraten."

„Ja? Und gerade das will ich verhindern. Darum muß das aufhören, denn ich kann keinen Lumpen als Schwiegersohn brauchen —“

Da trat Alfons, der mittlerweile von der Ankunft Waldingers gehört, bei der Thüre herein.

Der Alte, der ohnehin mißmuthig aufgelegt war, wurde hiedurch nur noch wüthender.

„Sie kommen g'rade recht, Herr von M.,“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Sie werden einsehen, daß mein Mädel das Kind ehrlicher Eltern ist und daß sie einmal heiraten muß —“

„Herr Waldinger,“ unterbrach Alfons den aufgeregten Alten, „es ist das mein und Theresens lebhafter Wunsch. Ich bin der Liebe Ihrer Tochter gewiß und komme daher, Sie um die Hand derselben zu bitten.“

Waldinger war anfangs sprachlos, doch bald hatte er sich gesammelt und rief entrüstet aus:

„Meine Tochter haben Sie sich ausgesucht?“

„Ja! Ist das so wunderlich?“

„Meine Tochter?“ fuhr der Alte fort, während die Frau weinend sich zurückgezogen hatte. „Nein, das gibt's nicht! Meine Tochter werden Sie nicht heiraten,“ sagte er entschieden.

„Und weßhalb nicht?“ frug Alfons erstaunt und durch das sonderbare Benehmen Waldingers verwirrt geworden. „Therese liebt mich. Ich bete sie an. Warum wollten Sie uns Ihren Segen zu unserem vollen Glücke versagen?“

„Weil ich für mein Mädel keinen hochfahrenden Menschen, sondern einen rechtschaffenen Mann will —“

„Und bin ich das letztere nicht? Was haben Sie an mir auszustellen?“ unterbrach Alfons nun mit Entschiedenheit den bereits beleidigend werdenden Alten.

„Ich? — gar nichts! Aber meine Tochter bekommen Sie nicht. Damit, Punctum! Und von nun an meiden Sie alles, was Sie mit dieser zusammenführen könnte!“

„Aber, um Gotteswillen, Herr Waldinger! Weßhalb denn das?“ bat Alfons.

„Weil ich so will,“ erwiderte hartnäckig Waldinger. „Weil ich als Schwiegersohn keinen Verschwender brauchen kann. Weil ich — kurz, schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Daraus wird nichts.“

„Aber, Herr Waldinger,“ flehte nochmals Afons, „Was haben Sie denn gegen mich?“

„Ja, mein Mädel wollen Sie? um das Kind unglücklich zu machen, wie Ihr Vater seine Frau? Oh, ich kenne das bei den ruinirten Herren!

Um die Mitgift ist es Solchen gewöhnlich zu thun. Nein, das ist nichts für meine Resa."

„Aber, Herr Waldinger," entgegnete ruhig Alfons, „ich beanspruche ja nichts von Ihnen. Für mich und Therese ist genug da und wenn wir fleißig sein wollen, wird auch bei uns Wohlstand blühen."

Da kam Frau Waldinger, die im Nebenzimmer alles mit angehört hatte, mit thränenvollen Augen heraus und legte auch ihre Bitte ein.

„Aber Mann, denk' doch an das Lebensglück Deines Kindes!"

„Gerade das ist es," erwiderte noch wilder der alte Starrkopf. „Sie soll einen ehrlichen Mann bekommen und keinen hochtrabenden Vergeuder eigenen und fremden Gutes."

Das war denn für Alfons doch zu viel. Sein ganzer Stolz bäumte sich gegen diese geldprotzenmäßige Rücksichtslosigkeit; obwohl noch immer gemäßigt, wies er dennoch energisch Waldinger zurecht.

„Herr Waldinger," sagte er strenge, „Sie können mir die Hand Ihrer Tochter verweigern. Sie haben aber deßhalb nicht das Recht, mich zu beleidigen und das thun Sie, wenn Sie an meiner Ehre zweifeln."

„Was?" rief seinerseits nun noch mehr erbost der Alte, „Sie wollen mich da in meinem eigenen Hause zurechtweisen? Das ist mir doch zu dick!" Damit wandte er sich für einen Augenblick von dem trostlos dastehenden Alfons. Wie im Zorne überlegend, drehte er sich dann um, und sagte betonend: „Meine Tochter bekommen Sie nicht! Eher gebe ich sie dem nächsten Knechte auf meinem Hofe. Das schwör' ich Ihnen, und meineidig werd' ich nimmer!"

„Um Gotteswillen! Mann, Du sprichst im Wahne!" rief erschrocken, an allen Gliedern zitternd, die alte Frau, während Alfons, wie vernichtet, zur Thüre wankte.

Nochmals wendete sich der unglückliche junge Mann um und fragte den in seine eigene Wuth scheinbar verbissenen Alten:

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja, mein letztes!" wurde ihm entgegnet.

Schmerzlich bitter lächelnd, doch stolz aufgerichteten Hauptes schritt Alfons über die Schwelle der Wohnstube und verließ das Haus Waldingers.

* * *

Therese, die auf den ungewohnt barschen Befehl ihres Vaters sich verschüchtert in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, bemerkte von ihrem Fenster aus, das in den Hof hinabsah, sowohl das Kommen, als das Gehen Alfons'.

Mit dem richtigen Empfinden eines liebenden Frauenherzens — ein Mädchen, das liebt, ist schon mehr Frau als Mädchen, — ahnte sie, daß

Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte und daß sie selbst eine Hauptperson dieses Vorfalles sei.

Unheilverkündend schien ihr die düstere Miene Alfons', als dieser ihr Vaterhaus verließ. Nur mit bangen Gefühlen wagte sie es daher, sich zur großen Wohnstube zu schleichen, wo sie gewiß war, die Mutter zu finden.

Therese fand auch dortselbst Frau Waldinger. Doch, mein Gott! Was mag nur geschehen sein?

Der Vater schritt stirnrunzelnd auf und ab, während die Mutter in einer Ecke des Sofa's saß und sich die verweinten Augen mit dem Sacktuche trocknete.

Leise, wie Therese gekommen, kaum daß sie den Vater anzublicken wagte, schlich sie sich zur Mutter hin, die bei ihrem Erscheinen von neuem Thränen vergoß.

Therese beugte sich zur Mutter hinab und dieselbe auf das ergraute Haupt küssend, flüsterte sie ihr theilnahmsvoll die Frage zu, was denn eigentlich geschehen sei.

„Unglückliches Kind —" schluchzte die Mutter und strich dabei die Wange Theresens.

„Freilich unglücklich!" fiel der Vater erregt ein, „Weil ich sie vor einem Taugenichts bewahre."

Therese errieth nun, um was es sich handelte. Entsetzt starrte sie eine Weile ihren Vater an, dann rief sie mit fiebernder Stimme: „Um Gottes Willen! Ist denn von Alfons und mir die Rede?"

„Ja, ja! Von Dir und dem hochnasigen Schloßherrn, den ich soeben fortgejagt," entgegnete Waldinger.

„Aber Vater!" schrie Therese, nachdem sie nun den ganzen Zusammenhang der Dinge erfaßt hatte. „Bei allen Heiligen! Was ist's mit Alfons?"

„Nun kommst Du mir auch noch, ungerathenes, verblendetes Kind?" erwiderte Waldinger vorwurfsvoll. „Was soll's sein? Der arbeitsscheue Schwindler verlangte Dich von mir zur Frau und ich habe ihm zu Deinem Besten die Thüre gewiesen."

„Ach Gott, ach Gott!" jammerte nun Therese auf. „Das kann ja nicht sein!"

„Warum denn nicht?" fragte über den Schmerzensausbruch seines Kindes etwas verblüfft der Alte. „Bin ich nicht Dein Vater, der für Dein Wohl sorgt?"

Therese antwortete nichts, sondern vergoß nur stille Thränen. Sie schien zu überlegen, was da zu thun sei. Endlich, — in ihr war ein Entschluß gereift, — trat sie zum Vater hin, ergriff dessen Hand und sah ihm mit thränenumflorten Augen in die seinigen.

„Aber lieber Vater," sprach sie ihn an, „wenn ich Ihnen sage, daß ich Alfons liebe, daß ich nur mit ihm glücklich werden kann —?"

„Freilich, das bildet sich jede verliebte Katze ein" brauste er auf.

„Nein, Vater! Ich bin nicht verliebt. Ich liebe Alfons und werde niemals von ihm lassen," entgegnete Therese mit Festigkeit, da in ihr das selbstbewußte, liebende Weib, das unter keinem Drangsale von seiner Liebe läßt, erwachte.

„So sprichst Du zu mir? Das sagst Du Deinem Vater?" erwiderte entrüstet der Alte und entledigte sich der Hand seiner Tochter. Dann nahm er Hut und Stock, überlegte aber noch eine Weile, wie, um einen Entschluß zu fassen. Entschlossen, wendete er sich sodann zu den weinenden Frauen und befahl diesen mit strenger Miene und Stimme:

„Resa wird sofort den Koffer packen und mit mir nach L. fahren, wo sie für einige Monate bei meinem Geschäftsfreund wohnen wird, damit sie einen Halunken, der sich in ihr Herz geschlichen, vergesse." Da wollte er die Stube verlassen. Doch Therese richtete sich empor und nachdem sie sich die letzte Thräne von der Wange gewischt, sprach sie in ernstem, feierlichem Tone zu ihm:

„Gut, Vater! Daß ich Ihnen immer eine gehorsame Tochter gewesen, will ich Ihnen auch jetzt beweisen. Ich werde mit Ihnen fahren und thun, was Sie befehlen. Nur das Eine versichere ich Sie, daß Alfons oder kein anderer mein Mann wird und sollte mir selbst das Herz darüber brechen."

„Kinderei —" brummte der störrische Alte, verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab, um dem Großknecht zu befehlen, den Wagen anzuspannen.

„Trösten Sie sich, liebe Mutter," sprach Therese zur stillweinenden Frau; doch dabei stürzten ihr selbst wieder die hellen Thränen aus den unterlaufenen Augen heraus, „ich will gerne für Sie leben, aber Alfons werde ich nimmer vergessen."

„Laß gut sein, mein Kind," entgegnete die Mutter, nachdem sie Therese wiederholt geküßt, wobei die Thränenfluth beider Frauen in einanderfloß, „fahre mit dem Vater nur ruhig nach L., ich will ihn dann, wenn er zurückkommt und wir allein sind, schon anders stimmen. Er ist ja Dein Vater und hartherzig wird er auch nicht sein gegen Dich."

Damit wollte sie den Abschied Theresens von der Heimat erleichtern. Wohl war ihr dabei ganz anders zu Muthe, denn sie gedachte des Schwures, den der Vater gethan und da brauste es ihr wüst und bange im Kopfe herum.

Schnell war Therese dem Befehle des Vaters nachgekommen. Wohl flossen ihre Thränen unaufhaltsam während des Einpackens, und manchmal

schien es ihr, als hätte ein Krampf ihr schmerzdurchwühltes Herz erfaßt, daß sie laut aufschluchzte und um Athem ringen mußte. Dennoch kam sie ohne Murren mit kindlichem Gehorsam dem harten Wunsche des Vaters nach.

Der Wagen stand noch nicht bereit, als sie mit dem Reisemantel angethan, das Hütchen mit dem blauen Schleier, der ihre verweinten Augen verhüllen sollte, auf dem Kopfe, wieder bei der Mutter in der Wohnstube war.

Nachdem alles zur Abfahrt bereit stand, kam auch der Vater herein. Finster zwar, doch nicht mehr so zürnend waren die Gesichtszüge des Alten. Er schien unterdessen in sich gegangen zu sein und hatte gefunden, daß er doch zu hart gegen Frau und Kind gewesen. Wie Reue stieg es ihm in der Brust auf. Aber nun hieß es den eingenommenen Standpunkt bewahren. Wer weiß, dachte er sich im Stillen, ob es nicht doch gut war, daß es so gekommen. Gewiß war es gut! versicherte er sich.

„So leben Sie denn wohl, theure Mutter," sagte Therese zu Frau Waldinger und küßte dieselbe. „Vergessen Sie nicht auf mich." Damit schritt sie dem Vater voraus, die Treppe hinab. Ruhig und sicher war ihr Gang. Ein fester Entschluß schien sie zu leiten und sie weinte auch nicht mehr.

Schon saß Therese im Wagen, und der Vater bestieg auch denselben, als die Mutter, ihres Schmerzes nicht mehr mächtig, aus der Stube zum Hausthor hinabgeeilt kam, nochmals zu ihrem Kinde hineilte und laut schluchzend eine Weile Therese umfangen hielt.

Verwundert sahen die umstehenden Mägde diesem Abschiedsgebaren der zwei Frauen zu. Gerne wäre Waldinger wieder abgestiegen und hätte alles wieder gut gemacht; doch sein Schwur, den er gethan, kam ihm ins Gedächtniß und der starre Kopf überherrschte die Empfindungen. Unbemerkt und rasch war die Thräne, die ihm aus dem Auge rann, hinweg gewischt und als der Frühere befahl er ungeduldig, daß diese „Flehnerei" ein Ende habe und ließ den Wagen in Bewegung setzen.

„Behüt' Dich Gott; behüt' Dich Gott, mein Kind!" rief die Mutter Enteilenden nach.

Schon lange war diese verschwunden, als noch immer Frau Waldinger mit den nassen Augen ihr nachblickte.

* * *

Alfons war vom Hause Waldingers, wie vernichtet, davongeeilt. Er wußte nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte. Wie im Traume lief er auf der Straße, die nach dem Veldeser See führte, dahin. Seine Blicke hafteten immer nur auf den hohen Bergeskuppen. Er schien zu ihnen hinan-

zustreben, denn da unten im Thale war es ihm, als lasteten sie mit ihrer ganzen Schwere auf seiner Seele

Zwei Stunden mag er so, ohne auch nur einen einzigen Gedanken gefaßt zu haben, dahingeeilt sein, als er sich plötzlich auf der Anhöhe gewahrte, an deren Fuße der weite, stille Spiegel des See's, diese Perle Oberkrains lag. Wie ein helles großes Auge, wie ein Stück blauen Himmels, das da auf die Erde gefallen, und sich in dieselbe eingegraben hatte, lachte aus der Tiefe der blinkende See zu ihm herauf. In der Mitte desselben stand auf grünender Insel das weiße Kirchlein, in dem soeben ein frommer Wunsch gethan wurde; denn am Strange der Glocke wurde gezogen, was soviel bedeutete, als daß fremde, fromme Besucher dortselbst sich befanden, die an den Himmel eine Bitte richteten.

„Alberne Menschen! Was habt ihr noch Wünsche! Ein Ungefähr, ein Augenblick macht den schönsten Wahn zerrinnen," spottete ingrimmig Alfons. Er dachte an sein eigenes, vor kurzen Stunden vernichtetes Glück. Tiefer Groll nahm von seinem Herzen Besitz. Wie Verachtung schien es ihm, daß ihm da die Welt, so weit und tief unter ihm, mit dem entzückend schönen Gemälde, das in den Farben der Natur vor seinen Blicken sich ausbreitete, anlächelte.

Er war auf der Anhöhe einen Augenblick stehen geblieben und überlegte, was er beginnen sollte.

Triglavs dreigezackte, eisbedeckte Höhe warf die Purpurstrahlen der Abendsonne gold- und regenbogenfarben glitzernd zu ihm herab, während die auf altersgrauem Fels trotzig über den grünen Uferstrand emporragende Veldeser Burg mit ihren schimmernden Zinnen zu ihm herüber winkte.

War es seine Gemüthsstimmung, die ihn Unsichtbares sehen ließ, oder Fantasmagorie seines erregten Gehirnes? Wie ein drohend erhobener Arm eines der ganzen Welt spottenden Gewaltigen schien ihm aus diesen uralten Burgmauern zu winken, der ihn mit Macht anlockte.

Er eilte die an dem Abhange entlang führende Serpentine hinab, in den von Villen, Gasthöfen und Curhäusern überschwemmten Lustort.

Nur wenig achtete er der verschiedenen, diesen Ort zur Sommerszeit bevölkernden Menschen. Seine schnellen Schritte waren zum Seegestade gerichtet, wo er, beim Fährhaus angelangt, den Burschen einen Kahn lösen hieß, sich in denselben setzte und über den See nach der Burg hinüberfuhr. Erst als er den steil sich hinan windenden, über grüne Matten und unter belaubten Baumreihen sich empor schlängelnden Pfad erklommen hatte und am Söller der Burg stand, gönnte er sich Ruhe und Erholung.

Lethargisch versunken, saß er auf seinem Sitze und sah hinab in die tief unter ihm liegende Landschaft, die von der mittlerweile untergehenden Sonne wie von einem goldenen Rahmen umflossen wurde.

Alfons war kein Charakter, der lange grollen konnte. Von dem entzückenden Anblicke zum Bewußtsein seines Schönheitsempfindens gerufen, wurde er, wie es seinem Gemüthe mehr zukam, wieder weicher gestimmt.

Er sah hinab in den nun vom Schatten der umringenden Berge verdunkelten See und je tiefer er in das geheimnißvolle Dunkel desselben blickte, desto gewaltiger zog es ihn hinunter zu den Nixen am kühlen Grunde. Fast wäre er zu ihnen hinabgesprungen, denn unter denselben schien er auch sein verlorenes Lieb bemerkt zu haben, als sein Gehirn ein Gedanke durchzuckte, der, wie ein Blitz gekommen, wie ein Blitzesfunken sein ganzes Wesen einnahm und erschütterte. Er war von seinem Sitze aufgesprungen. Seine Brust rang wie in glühendem Ueberwallen freudiger Erregung nach Athem. Er sah vor sich hin in die in Abendnebel versunkene Landschaft. Am Fuße der hohen waldübergossenen Begunciza, dort, wo sein Schloß und das Haus seines Liebchens lag, schien eine Nebelgestalt sich zu erheben. Sie wurde immer höher, deutlicher. Sie wuchs bis zur Größe jenes hohen Bergesriesen empor, über denselben hinaus, in den sternenbesäten Abendhimmel hinein. Sie lächelte unter Thränen, Sie streckte die Arme nach ihm aus und winkte ihm zu! — Alfons verhüllte sein Auge gegen den Zauber. Denn nun wäre er bald wirklich zu den Nixen in den See gelangt. Es war ihm so, als hätte er mit einem kühnen Sprunge die Riesengestalt erreichen können und doch wäre er nur zu ihren Füßen todt in den See gefallen. Der Traum zerrann.

Anders, als er heraufgekommen, eilte er nun den Burgpfad hinab ans Gestade und kehrte erst spät in der Nacht nach seinem Schlosse zurück.

* * *

Am Morgen darauf vernahm Alfons von der erfolgten Abreise Theresens. Er war durchaus nicht betrübt darüber, vielmehr schien es ganz seinem Plane zu entsprechen, denn vergnügt lächelte er in sich und rieb sich erfreut die Hände.

Noch im Laufe der nächsten Tage eilte er hinüber zu Frau Waldinger.

Alfons traf die alte Frau in der großen Wohnstube allein und trauernd.

Als er in die Stube trat, blickte die alte Frau verwundert auf ihn und rief aus:

„Was führt denn Dich her, Stipe?“ So hieß ein früherer Großknecht vom Gehöfte.

Alfons lächelte und trat näher zu Frau Waldinger.

„Das ist recht günstig für mich,“ sagte er und reichte ihr die Hand, „daß selbst Sie mich nicht erkennen.“

Noch mehr in Erstaunen versetzt, machte Frau Waldinger einen Schritt zurück, sah sich nun den vor ihr Stehenden genauer an und nachdem sie ihre Gedanken gesammelt, rief sie verwundert aus: „Herr Alfons! Wie kommen denn Sie dazu in dieser Verkleidung herumzuwandeln?“

Es war aber auch schwer in dem jungen Bauernburschen, der da vor Frau Waldinger stand, den Schloßherrn zu vermuthen.

Alfons hatte sich, wie es hier bei den Burschen üblich ist, den Bart abgenommen, was ihn an und für sich schon sehr veränderte. Noch mehr machte ihn aber die landesübliche Tracht, in die er sich gesteckt hatte, unkenntlich. Eigenthümlich stand ihm, dem früheren Herrn der rauhe Lodenrock, darunter die buntgeblümte Weste mit den blanken silbernen Kugelknöpfen, die dunklen Kniehosen und schweren Röhrenstiefel. Wer es nicht wußte, konnte unmöglich in dieser Verkleidung Herrn v. M. erkennen.

„Ja, liebe Frau Waldinger, ich bin es und nicht Stipe,“ entgegnete Alfons. „Ich komme mir meine Therese holen und Sie werden sehen, daß ich sie mir auch auf mein Schloß führen werde.“

„Ach —“ seufzte die trauernde Frau und von neuem wurden ihre Augen feucht. „Sie ist ja fort. Ihr Vater hat sie nach L. geführt. Oh, meine arme Resa! Ich kenne sie! Sie wird nie mehr vergessen können!“

„Das soll sie auch nicht, meine liebe Frau Waldinger,“ entgegnete Alfons, überwältigt von Schmerz und Wonne. „Und Sie sollen auch nicht weinen, Frau Waldinger, denn es geht mir zu Herzen und Sie haben nicht nothwendig zu weinen. Und wofür denn auch? Wie sehr ich Therese treuergeben bin, sollen Sie daraus ersehen, daß ich nicht nur in Freuden, sondern auch im Leide der ihre sein will.“

Und nun begann Alfons der Mutter Theresens seine Pläne auseinander zu setzen, auf die er seine Hoffnungen baute.

Verständnißvoll schüttelte sie dazu mit dem Kopfe, und als dann Alfons von ihr gegangen, war sie nicht mehr traurig. Wie der Schmelz milder Freude lag es auf ihren lieben alten Zügen.

* * *

Drei Tage darauf, nachdem Waldinger seine Tochter in L. in einer ihm nahestehenden Bürgerfamilie untergebracht und dieselbe nochmals

ermahnt hatte, sich den Schloßherrn aus dem Kopfe zu schlagen, kam er wieder auf seinen Bauernhof zurück.

Hier lag für ihn ein Brief von Alfons, in dem dieser schrieb, daß er seine Liebe im Champagner zu ertränken, nach Paris gereist sei. In der Nachschrift des Briefes erinnerte er Waldinger auf seinen Schwur und bemerkte: im Falle er Theresen einem Knecht zur Frau gebe, ihn als Beistand bei der Hochzeit fungiren lassen zu wollen.

Waldingers bemächtigte sich beim Durchlesen des Schreibens die höchste Wuth.

„Siehst Du," sagte er seiner Frau, nachdem er dieser den Brief vorgelesen, „wie mich nun dieser junge Windbeutel höhnt? Oh, ich hab' diesmal besser gesehen als Ihr Beide miteinander. Und wenn Ihr mich auch für hart haltet, so denke ich: Besser bewahrt, als beklagt. — Nun bin ich froh, daß es so gekommen ist und Resa kann mir Dank schuldig sein, daß ich ihr diesmal ihren Willen nicht ließ. — Um nichts Anderes, als um das Geld des Kindes war es dem Menschen zu thun. Vergeudet hätte er nach unserem Tode Alles, und sie dann unglücklich gemacht und ins Elend gestürzt."

Hätte er dabei seine Frau schärfer beobachtet, so wäre ihm gewiß das eigenthümliche Lächeln aufgefallen, das die ruhig heiteren Züge seiner Frau, während seiner Rede umspielte.

Seitdem wurde über den Schloßherrn nichts mehr gesprochen. Er selbst wollte sich denselben aus dem Gedächtniß schlagen, während Frau Waldinger vielleicht Ursache hatte, seiner nicht zu erwähnen.

So vergingen Tage und Wochen.

Therese war in L. bei einfachen aber braven und guten Leuten wohl untergebracht. Nur selten und dann sehr kurz waren die Briefe, die sie an die Eltern richtete. Aus diesen konnte man leicht die stille Wehmuth entnehmen, mit der sie ihr Schicksal geduldig ertrug. Niemals machte sie von Alfons eine Erwähnung und trotzdem hatte sie seiner nicht vergessen; nur um so tiefer hatte sich die Erinnerung an ihn in ihr Herz geprägt. Sie wurde immer stiller und in sich verschlossen. Selbst die Theilnahme, die ihr die Familie, in der sie sich befand, bezeigte, konnte sie aus ihrem schmerzlichen Grübeln nicht herausreißen. Und waren dann die Nächte still und, wenn sie nicht schlafen konnte, gar so lange, dann füllte sie dieselben mit Weinen aus.

Nur die Mutter gab ihr von zu Hause Nachricht.

Sie schrieb der Tochter, sie möge nicht verzagen. Sie solle sich in die Fügung Gottes ergeben und warten, was das Schicksal mit sich bringe. Stets schloß Frau Waldinger mit den Worten: „Vertraue auf Gott und die Treue Deines Geliebten."

Viel Trost lag in diesen einfachen Worten der Mutter. Doch wie sollte sie vertrauen, da sie vom Geliebten abgeschieden war und von demselben abgeschieden bleiben sollte?

So war der Sommer gekommen und mit ihm die Zeit, da die Saatfelder und Wiesen in voller, reifer Frucht standen.

Auf dem Bauernhofe Waldingers wurden alle Vorbereitungen zur Ernte gemacht und als dieselbe herangenaht, Schnitter und Mäher gedungen, die die Frucht einheimsen und das Heu in die Scheunen führen sollten.

Doch eigenthümlich! Auch am Schlosse schien es anders werden zu wollen.

Maurerleute arbeiteten an den Ausbesserungen des Gebäudes. Fichten, Tannen und Eichen wurden im Forste geschlagen. Der sonst so stille Wald widerhallte jetzt von dem Jodeln und Pfeifen der Hölzer. Zimmerleute arbeiteten am Schloßhofe; ja, selbst Möbeltischler hatten vollauf zu thun. Die Scheunen und Wirthschaftsgebäude wurden frisch gedeckt; die Viehställe gereinigt und in dieselben gesundes, kräftiges Mustervieh gestellt, den Pächtern der Pacht gekündigt, und Mägde und Knechte aufgenommen.

Waldinger hatte all dies bemerkt. Er schüttelte betroffen den Kopf dazu. So Vieles geschah da am Schlosse und kein Herr war dabei!

Im Dorfe sprach man, daß der Schloßherr heiraten werde.

Waldinger freute sich über diese Nachricht. Sie verbürgte ihm, daß nun die Sache für seine Tochter glücklich entschieden, und daß diese nun gewiß von der Liebe zu dem wankelmüthigen, treulosen Menschen geheilt sein werde.

* * *

Das Erntefest war vorbei. Die Schnitter wurden ausgezahlt und entlassen.

Ein junger Bursche, der unter denselben in diesen heißen Tagen einer der emsigsten und unverdrossensten Arbeiter gewesen, kam zu Waldinger und bat den Alten, er möge ihn als Knecht weiter behalten.

Die offene und natürliche Art, mit welcher der junge, gerade nicht allzu stark scheinende Bauernbursch Waldinger seine Bitte vortrug, gefiel dem mit seinen Leuten sehr leutselig verfahrenden Alten.

„Gospod!“ (Herr) sagte der Bursche, halb slovenisch, halb deutsch sprechend, zu Waldinger. „Die schlechte Jahreszeit steht vor der Thür; ich habe mir einige Gulden erspart, um nächsten Sommer mein Lieb heimzuführen. Ich möchte nicht gerne arbeitslos über den Winter bleiben und dann bemüßigt sein, von meinen Ersparungen zu zehren. Ich verlange nicht viel. Einen geringen Lohn nur, den Ihr mir auszahlen könnt, wenn Ihr glaubt, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.“

„Gut Jerni," — das war der Name des Burschen, — sagte Waldinger, „Du kannst bleiben und Finzger ersetzen, der zur diesjährigen Sellung einzurücken hat."

Damit war der neue Knecht am Bauernhofe aufgenommen, der es dann auch verstand, durch Arbeitsamkeit die Zufriedenheit seines Brodherrn sich zu erwerben.

* * *

Das Ende des Sommers verging schnell und der Herbst rückte heran.

Mit ihm waren die kalten, bösen Winde gekommen, die von den Bäumen das vergilbte Laub schüttelten und am Himmel finstere graue Wolken vor sich jagten.

Der Uebergang vom Herbste zum Winter ist in dieser hochgebirgigen Gegend sehr schnell. Auf den hohen Spitzen dieser Berge schmilzt der Schnee oft den ganzen Sommer hindurch nicht, und auch jetzt waren bald die ersten Flocken desselben da.

Therese, von Wehmuth und Heimweh verzehrt, wurde in der Stadt immer kränker. Endlich schrieb der Geschäftsfreund Waldingers diesem, daß Resa sich nach den Eltern sehne und daß sie sich sehr, sehr krank fühle. Waldinger soll daher, wenn er nicht will, daß sein Kind dem Seelenleiden erliege, Resa recht bald nach Hause nehmen.

Waldinger, der nun keine Gefahr mehr für Therese ersehen konnte, nachdem er selbst mit dem Kastellan gesprochen und dieser ihm schmunzelnd versichert hatte, daß der Herr in Paris sei und erst im Frühjahre kommen wird, um seine Frau im Schlosse einzuführen, war einverstanden, daß nun seine Tochter heimkomme.

Nicht so schnell gab, zu seiner Verwunderung, Frau Waldinger hiezu ihre Einwilligung. Sie wollte nun noch tausend Gefahren für Resa sehen, da sie früher doch gar keine wahrgenommen hatte. Endlich verstand sie sich doch dazu, die Tochter ins Vaterhaus zurückzubringen, doch mit der Bedingung, daß sie selbst dieselbe von L. abholen dürfe.

Frau Waldinger fuhr also nach L. zu ihrer Tochter und kehrte erst nach einigen Wochen nach dem Bauernhofe mit Resa zurück.

War es die Nähe der Mutter, war es das traute Heim mit den unzähligen Erinnerungen der Vergangenheit, was so wohlthuend auf Therese wirkte; genug, sie genas vollkommen, und gewann ihre frühere Heiterkeit bald wieder.

Konnte man sie dann manchmal mit der Mutter, wenn sie mit dieser allein war, beisammen sehen und beide Frauen in ihrem Gespräche belauschen; konnte man dann das silberhelle Auflachen des wieder ganz sich

gegebenen Mädchens hören, so hätte man gedacht, Therese habe niemals eine trübe Erfahrung berührt, Therese scheine ihren ganzen Schmerz und die namenlose Wehmuth ihres Herzens in L. gelassen zu haben.

So verging der Winter mit seinen stillen, die Familienglieder so enge aneinander schließenden Zerstreuungen am Lande.

Die langen Abende wurden zumeist in der Finsterstube der Mägde beim Spinnstuhle verbracht, wobei Therese, die mit ihren zarten Fingern so fein wie keine andere den Faden spinnen konnte, fast nie fehlte.

Wenn dann die Spinnräder surrten, hin und wieder eine der jüngern Mägde ein helles Lied dazwischen klingen ließ, oder eine volksthümliche Liebesgeschichte zu Ende erzählt wurde, da lauschte Therese dem stürmischen Pochen ihres Herzens, da dachte sie an die schönste Geschichte ihres Lebens. — Wer da dem so ganz veränderten Mädchen ins Herz blicken hätte können, der würde darin ein Meer freudigster Hoffnungen und süßester Seligkeiten bemerkt haben.

Dann und wann, wenn Jerni der neue Knecht unter den Erzählenden oder Singenden war, ließ Therese Rocken und Spindel ruhen; bloß mechanisch trat sie den Hebel des Rades und blickte hinüber zu dem jungen, kecken Burschen.

Was war das nur dann, wenn derselbe mitten in einem Liede inne hielt, um einen Blick voll glühendster Innigkeit auf das Mädchen zu werfen, und dann, wie durch Zufall, noch kräftiger, noch klangvoller ein Volkslied anzustimmen, das noch keine Dirne und kein Knecht gehört, das nur ein Lobgesang auf eine geliebte Maid war, die dann in dieser poetischen Sprache gewöhnlich „Resa" hieß?

War das aber auch ein ganz eigener Knecht! Selbst Waldinger hatte das bemerkt.

„Jerni ist nicht wie die andern," sagte er eines Tages zu seiner Frau. „Er geht niemals ins Wirthshaus; gibt sich mit keiner der Mägde ab und — sonderbar," setzte er kopfschüttelnd hinzu, „mir kommt die Geschichte mit diesem Knechte nicht ganz richtig vor. Er ist fleißig bei der Arbeit; ist im Nu damit fertig, wo ein anderer Stunden dazu braucht und — er ist immer besser gekleidet, wie die andern."

So verfloß der Winter. Wieder schmolz der Schnee aus der Niederung hinweg und Enzian, der Vorbote des Frühlings, kroch hervor. Schneeglöckchen blühte ab, und wieder lachte der Frühling über die Welt.

Als dann der schöne Monat Mai anbrach und die Erde mit ihrem buntfarbigen Tuche sich wieder überzogen hatte, hieß es plötzlich eines Tages, der Herr vom Schlosse sei zurückgekommen.

An einem wonnesamen Maientag war es, daß der Knecht Jerni, der nun über dreiviertel Jahr in Waldingers Diensten gestanden, vor denselben

trat. Er hatte seine schmuckesten Kleider angelegt, sein Kinn glatt rasirt, und das Haar glänzend geordnet. Feierlich, wie er in die Wohnstube getreten, redete er zu Waldinger, der ganz allein war, da soeben seine Frau und Tochter, zufälligerweise, doch wie auf ein Zeichen, zusammen die Stube verlassen hatten.

„Herr!" sprach er Waldinger mit ernster Miene im Gesichte an. „Es ist nun schon fast ein Jahr, daß ich Euch ehrlich gedient habe und ich möchte, wie ich Euch schon damals gesagt, heiraten. Ich verlange nun meinen Lohn."

„Ja, Jerni," entgegnete der Alte, „den sollst Du haben und obendrein noch etwas zur Erinnerung von mir. Ich war mit Dir zufrieden und wenn Du noch weiter bleiben wolltest, würd' ich Dich recht gerne behalten. Denn, ich muß Dir es schon sagen, einen solchen Knecht hab' ich lange nicht gehabt, wie Du es mir gewesen."

„Herr! sprach der Knecht, der sich in seinem ernsten Gebaren durch den Wortschwall Waldingers nicht beirren ließ. „Mein Lohn, den ich von Euch verlange, ist kein geringer." Nach einer Weile, während welcher er Waldinger scharf beobachtete, und an dem steigenden Erstaunen desselben sich zu weiden schien, setzte er fort: „Ihr habt vielleicht gehört, daß der junge Herr vom Schlosse zurückgekehrt ist. Der hat vor einem Jahre um die Hand Eures Töchterleins angehalten. Ihr habt dem Lump, wie es ganz richtig war, das Heiraten verweigert. Aber wenn Ihr Euch erinnert, so habt Ihr damals geschworen, Eure Tochter einem Eurer Knechte zum Weib zu geben. Ich habe das vernommen und nun halte ich mich an Euren Schwur. Ich sage: Gebt mir Eure Tochter zur Frau!"

Das war für Waldinger mehr als überraschend. Daß es so kommen könnte, und daß Jemand seine Worte ausnützte, hätte er sich nicht einmal im Traume einfallen lassen. Seine Bestürzung war daher so groß, daß er nicht einmal Worte fand, um derselben Ausdruck zu verleihen. Erst versuchte er den kecken Knecht damit zurecht zu weisen, daß er seine Tochter für ein Fräulein erklärte, die doch keinen rohen Arbeiter zum Manne nehmen konnte. Dann, als dies bei dem starrköpfig beharrenden Knechte nichts fruchtete, trachtete er denselben durch Bestechung und Schmeichelei von seinem Vorhaben abzubringen. Vergebliches Bemühen! Jerni gab nicht nach und Waldinger befand sich nun in der ärgsten Verwirrung.

„Ja," sagte er endlich, „und wenn mein Mädel Dich nicht haben wird wollen? Man kann sie ja doch schließlich nicht dazu zwingen. Die Landesgesetze — verstehst Du?"

Der Knecht winkte nur ablehnend mit den Schultern und meinte trocken:

„Das müßt Ihr selbst mit ihr ausmachen. Der junge Schloßherr hat mir Alles erzählt, und will es sogar vor dem Pfarrer bestärken.“

Waldinger war in Verzweiflung.

Vorläufig schickte er den Knecht aus der Wohnstube und hieß ihn warten, bis er die Sache reiflich überlegt und darüber mit Frau und Kind gesprochen hätte.

Fast eine Stunde ging er unschlüssig in der Stube auf und ab. Er überlegte hin und her, was er beginnen sollte. Der Pfarrer darf davon selbstverständlich nichts wissen, sagte er sich. Der hochnasige rachsüchtige Schloßherr wird sich nicht abbringen lassen. Endlich handelte es sich, da er ja geschworen hatte, um Ehre und Seelenheil — und das bewog ihn zum Schlusse, daß er sich der Anforderung des Knechtes fügte.

Wie wird das aber mit seiner Frau und Tochter nun sein? Mit beklommenem Herzen rief er nach diesen.

Stotternd vor Angst und verlegen, theilte er den verwundert zuhörenden Frauen die Sache mit. Aber wie staunte er, als ihm Therese ohneweiters erklärte, daß sie ganz einverstanden ist, die Frau Jerni's zu werden und die Mutter ebenso ruhig hinzusetzte, daß Resa wohl recht thut, zuzugreifen, wenn sie nicht für alle Zeiten ledig bleiben will.

Aufathmend, aber deßhalb doch nicht ganz zufrieden, denn er hatte sich seinen zukünftigen Schwiegersohn anders vorgestellt, ließ er den Knecht rufen, um diesem, mit guter Miene beim bösen Spiele, die Tochter zu geben.

Erst nach geraumer Zeit ward die Thüre der Wohnstube geöffnet und herein trat — der Knecht, aber nicht als solcher, sondern als elegant gekleideter Herr, sammt Zeugen und Kurator.

Es war Alfons von M.

Nun fiel es dem Alten wie Schuppen von den Augen.

Die Mutter weinte vor Freude, während Therese zu Alfons stürzte.

Beide knieten nun vor dem erstaunt und sprachlos dastehenden Alten nieder und baten um seinen Segen.

„Das wird mein Mann, lieber Vater!“ rief Therese aus, „Sie sehen, er hat mich mit Treue und Arbeit errungen!“

„Nun kannst Du doch überzeugt sein, daß Du keinen unwürdigen, arbeitsscheuen Schwiegersohn bekommst,“ setzte die Mutter hinzu.

Der Alte war gerührt und von seinem Vorurtheile geheilt. Ohne weitere Einwendung gab er nun seine Einwilligung zu der so lange durch ihn hintangehaltenen Verbindung. Einige Wochen darauf war Hochzeit.

* * *

Der Gedanke, als Knecht bei Waldinger zu dienen und durch diese List sich nicht nur die Hand dessen Tochter, sondern auch eine gewisse Kenntniß der Landwirthschaft zu verschaffen, entstand in Alfons, als er auf der Burg ober den See stand.

Zu seinem Vertrauten machte er sich vorerst seinen alten Kastellan, der seine Befehle als kämen dieselben von außen auf dem Schlosse auszuführen hatte. Frau Waldinger war seine zweite Verbündete.

Als dann Therese, von der Mutter vorbereitet, nach dem Vaterhause zurückgekommen war, beobachteten beide Liebenden die größte Zurückhaltung und Vorsicht. So war es möglich geworden, daß das Mißtrauen des Alten nicht nur eingeschläfert, sondern gänzlich zum Weichen gebracht wurde.

Alfons und Therese wurden in der Folge glücklich.

In wenigen Jahren sah es auch auf dem Schlosse anders aus.

Das massive Gebäude mit seinen in der Sonne hellglänzenden, blanken Zinnen und aufgefrischten, weißgetünchten Mauern war zu neuem Glanz gekommen. Der an dasselbe anschließende Garten ward zum Parke erweitert, dessen Wege bis weit in den dunklen Tannenwald sich verloren. Alles gedieh auf dem nun wieder in Ordnung gebrachten Besitzthume vorzüglich. In dem weiten oberkrainer Thale, das zwischen den Karavanken und julischen Alpen liegt, war nicht bald eine Zuchtstätte, die es mit den auf Schloß Friedheim großgezogenen Pintschgauerrossen und Melkkühen hätte erfolgreich aufnehmen können.





Ein österreichisches Fest.

Anläßlich der Eröffnung der Arlbergbahn.

Von

A. Sebera.

(Die Bühne matt erhellt. Ein Bergesabhang am Ufer eines Sees.)

(Der Geist der Berge betritt die Scene, scheu und verstört um sich blickend:)

Nicht länger ertrag ich das furchtbare Sausen,
Das Hämmern und Pochen, das mächtige Brausen,
Das Aechzen und Stöhnen, so bang und so wild; —
Ich muß meinen eigenen Bergen entrinnen,
So pocht es, so hämmert es wuchtig da drinnen,
Wo jüngst noch gewaltet die Ruhe, so mild! —

Es wachsen den Menschen zu Nutz und zu Ehren
Die Tannen und Fichten, die Buchen und Föhren,
Ich opfere willig den Menschen mein Erz;
Doch sie, die niesatten, die hurtigen Zwerge,
Durchschnitten dem Arl, dem mir liebsten der Berge
Mit kantigem Eisen inmitten das Herz!

Ich möchte die Berge voll Ingrimm nun rütteln,
Ich möchte die zackigen Felsen wild schütteln,
So übend mein altes, mein heiliges Recht;
Dann unter den stürzenden wuchtigen Trümmern,
Möcht' ich, nicht achtend das Klagen und Wimmern,
Vernichten das frevle Menschengeschlecht!

(Indem er den Anlauf nimmt, die Berge zu fassen und zu rütteln, taucht aus dem See der Geist der Wasser empor:)

Jüngst noch lag im tiefsten Frieden
Diese hell kryſtall'ne Fluth;
Sie war glücklich, war gemieden
Von der Menschen tollem Muth.

Stille sah'n aus blauer Ferne,
Golden blinkend hell und groß
Durch die klare Fluth, die Sterne
In mein lichtes Wellenschloß!

Trübe ziehen heut' die Wogen
Angstverwirrt ob meinem Haus,
Und in immer weitern Bogen
Streben sie in's Land hinaus!

Nicht mehr weh'n der Blumen Düfte
Vom Gestade mild einher;
Schwarzer Qualm erfüllt die Lüfte,
Schiffe gleiten kreuz und quer

Ueber meines Sees Rücken
Rasch dahin, als wär's ein Meer,
Und viel bunte Lasten drücken
Diese blauen Wogen schwer!

Meine Herrschaft wird bestritten —
Man entreißt das Scepter mir;
Habe nun genug gelitten,
Bin des Spieles müde schier!

Will die Stürme und die Riffe
Wecken aus der Tiefe Schlund,
Will die Menschen und die Schiffe
Schleudern in den tiefsten Grund!

(Indem er mit dem Dreizack die Wasser berühren will, erscheint der Genius Oesterreichs:)

O lasset ab zu klagen und zu wüthen!
Was Ihr da seht, und was Ihr nicht begreift,
Es sind des Fortschritts duftig schöne Blüthen,
Die diese segensreiche Zeit gereift.

Der Weg, den man durch diesen Berg geschnitten,
Er ist den Völkern Oesterreichs geweiht,
Die Schiffe, die die Wogen dort beschritten,
Sie sind die Zeichen einer neuen Zeit;

Sie bringen Wohlfahrt und Gedeih'n dem Lande,
Das sicherlich auch lieb und theuer Euch,
Sie zieh'n der trauten Bruderliebe Bande
Gar fest von Volk zu Volk, von Reich zu Reich;

Sie sind das Werk des großen Weltengeistes,
Der über diesem Reich sein Scepter schwingt;
Auch Ihr seid ihm ergeben — d'rum beweist es,
Wie freudig Ihr dem Land ein Opfer bringt!

(**Der Vorhang, der bisher den Hintergrund verhüllte, erhebt sich; man erblickt die von Gruppen aller österreichischen Nationalitäten umgebene Büste Seiner Majestät des Kaisers.**)

Seht hin und huldiget dem großen Kaiser,
Ihm, der des Fortschritts Losung wohl versteht,
Ihm, der des Volkswohls und des Friedens Reiser
Zum Werth des stolzen Lorbeers mild erhöht.

Blickt hin! Ihr könnt es eben deutlich sehen,
Wie kaisertreu ein Volk zum Himmel blickt —
Oh, schließt auch Ihr Euch an dem heißen Flehen,
Das heut' ein Volk zum Weltenlenker schickt!

Vom Inn zum Pruth, vom Save-Strom zur Elbe,
In Stadt und Dorf, in Hütte und Palast
Ertönt ein Jubelruf, der innigselbe,
Und ein Gebet, daß alle Wünsche faßt:

Es fleht zu Gott, daß Oesterreichs Völkerschaaren
Des Friedens Sonne leuchte hell und warm,
Daß, wenn es gilt, den Kaiserthron zu wahren,
Stets siegreich sei des tapferen Heeres Arm;

Daß alle Stämme, ob auch sonst verschieden,
Beglückt von gleicher Kaiserhuld, auch gleich,
In gleicher Lieb' sich einigen zum Frieden,
Ein Volk, ein Staat, ein großes Oesterreich!

Dies „Volk aus Völkern" wird den Thron behüten
Und ewig wahren seinen hehren Glanz,
Es wird ihn schmücken mit der Liebe Blüthen,
Es wird ihm weih'n der Treue Siegeskranz.

Der Jubelruf, der heut' in diesen Hallen
Ertönt so kräftig und doch innig weich,
Der Jubelruf wird Oesterreich stets durchschallen:
„Dem Kaiser Heil! Heil Seinem großen Reich!"



Was bist du Meer?

Von

Gotthard Freiherrn v. Buschmann (Eginhard).

Von Cartagena nach Malaga.

Was bist du Meer? — Bist du ein sonnenklares
Und monddurchträumtes Wellenparadies?
Ein silbern Glüh'n durchblinkt ein wunderbares
Die Millionen Lämmer, deren Vließ
Du kosend kräuselst. Ist das Glück ein wahres,
Das deine Pracht den Seglern all verhieß,
Die bei der Möven und Delphine Gaukeln
Umwölbt vom Aetherblau auf dir sich schaukeln?

Die Erde beut von Inseln und von Küsten
Dir ihrer Blumen, ihrer Palmen Gruß,
Mild schimmern ringsum ihre Felsenwüsten
Umschäumt von deiner Brandung flücht'gen Kuß.
All' deine Wellen glitzern so, als müßten
Aufjubeln sie im sonnigen Genuß,
Und nächtig sprüh'n sie gold'ne Feuerfunken
Vom Vollmondschein auf sie herabgesunken.

Da naht im höllischen Neid' ein Ungeheuer,
Der Sturm — und wühlt dich auf im tiefsten Grund,
Der Hai erwacht — des Meersturms Leichengeyer —
Nach Menschenbeute schnappt sein gier'ger Schlund.
Weh' dir o Meer! Naht dir rings kein Befreier,
Zerriß für immer ach dein Sonnenbund?
Bist du besiegt von höllischen Gewalten,
Die dich zur nassen Gruft der Segler spalten?

Doch nein — der Wolken Nacht — sie dämmert wieder,
Von neuer Sonnenahnung mild durchblinkt.
Der Sturm verzaget und sein schwarz Gefieder
Zerrinnend in der Wellen Grau versinkt.
Die Sonne strahlt auf neue Segler nieder
Und wie im neuen Schöpfungsruf: Es werde!
Du göttlich Meer, umwogst du neu die Erde.

Von Malaga nach Gibraltar.

Was bist du Meer? — Bist du wohl ein verfluchtes
Dem Sturm gesellteš Höllenungethüm? —
Mit glatter Schlangenschönheit gierig sucht es
Nach Menschenbeute mit verborg'nem Grimm —
Du treibst ein Sonnenspiel — weh' — ein verruchtes
Und höllisch glänzt dein funkiges Geglimm.
Wie Schlangenschuppen glitzern deine Wellen,
Die wie im Tanze auf- und niederschwellen.

Die Küsten unterwühlst du zaubermächtig,
Und losgeriß'ne Riffe heimlich droh'n,
Und wo du leuchtest gar so farbenprächtig,
Dort dehnen sich Sandbänke heimlich schon.
So schwillst du an — im Innern unheilsträchtig,
Und wie gedungen um der Hölle Lohn
Lockst du die Segler an dich — weh' die Armen! —
Und rufst den Sturm herbei dann ohn' Erbarmen.

An den von seiner Wucht geborst'nen Borden
Leckst du hinan die gierige Todesfluth,
Du und der Sturm, ihr schwelgt im Doppelmorden
Und werft euch Beute zu mit grim'ger Wuth.
Ihr beide heult in wilden Mißaccorden,
Und schweigt erst bis die Gier gesättigt ruht.
Rings starren Wrake weh', als Seglerleichen,
Und ausgeworf'ne Menschenknochen bleichen.

Und auf das nasse Leichenfeld glänzt wieder
Die Sonne — wieder suchst du ihre Huld. —
Das Sturmgeheul zerrann in Zephyrslieder,
Die Wellen kräuseln sich wie ohne Schuld,
Und Sonnenlust senkt sich auf's Neue wieder,
In ihrem Farbenschmuck von dir umbuhlt,
Und neue Segler lockt dein falsches Werben
Du höllisch Meer — auf's Neue in's Verderben.

Am Taverathurm in Cadiz.

Was bist du, Meer — welch' Bild ist wohl dein wahres? —
Ist göttlich all' dein Glüh'n, dein wunderbares,
Das nur der bösen Mächte Sturm durchdringt?
Ist höllisch all' dein Glüh'n, dein sonnenklares,
Das seine Beute anlockt, und verschlingt?





Gedichte

von

Franz Baron Schrenk.

Im Buche der Vergangenheit.

Gern blätt're ich im Buch' vergang'ner Tage
Und laß' mein Auge ruh'n auf manchem Blatt,
Frag' dann mein Herz, ob es auch jetzt noch schlage
So mächtig, als es einst geschlagen hat.

Frag' mich, ob all' die holden Traumgestalten,
Die mich umgaukelt in des Leben Mai,
Ob ich vermocht, sie länger festzuhalten,
Ob ich wie einst vertrauensselig sei?

Ob jene Ideale, glanzumflossen,
Die sich mein Geist in gold'nen Farben schuf,
Ob sie in Wahrheit auch sich mir erschlossen,
Ob nicht verhallt mein sehnsuchtsvoller Ruf?

Und ahnend blick' ich auf die leeren Seiten,
Harrt Kampf der Seele, harret ihrer Ruh?
Wie mag ich wohl der Zukunft Räthsel deuten?
Ich grüble nicht, und schlag' die Blätter zu.

Auf glattem See.

Auf glattem See ein Schifflein zieht,
Ganz sachte und ganz leise
Und aus dem Schifflein tönt ein Lied,
Gar eine sanfte Weise.

„Was singst Du holde blasse Maid
In jenem schwanken Kahne?“
„Ich sing ein Lied aus ferner Zeit,
Von einer alten Ahne!“

„Einst sie die Allerschönste war,
Bewundert aller Orten;
Da kam der Freier eine Schaar
Mit süßen Liebesworten.

Sie aber hat ein Herz von Stein,
Kein Freier mocht' ihr frommen,
Die zogen fort in Liebespein,
Die hoffnungsvoll gekommen.

Von Allen aber Einer blieb,
Er wollte nimmer weichen,
Er wollt' von seiner treuen Lieb'
Ihr geben noch ein Zeichen. —

Da sprach die Ahn' mit kühlem Spott
„Nun wohl, es soll geschehen!
Doch bitt' vor Allem Deinen Gott,
Dir hilfreich beizustehen!

Im See auf seinem tiefsten Grund
Blüht eine selt'ne Pflanze,
Nur sie — Dir sei's zu wissen kund,
Nehm ich zum Hochzeitskranze."

Und in der Wellen kühlen Schooß
Taucht kühnen Muths er nieder;
Das Wagniß aber war zu groß,
Man sah ihn niemals wieder!" —

„Das ist das Lied von meiner Ahn',
Die nimmermehr ward heiter."
So spricht die blasse Maid im Kahn
Und leise zieht sie weiter.

Die Blumen am Grabe.

Ihr Blumen, die ich selbst gesetzt
Auf meiner Liebsten Grab,
Ihr senkt die Köpfchen thaubenetzt
Wie thränenfeucht hinab.

Der Sonnenstrahl bringt Euch kein Glück
Er lächle noch so klar,
Ihr denkt ja auch an sie zurück
Die Eure Schwester war.

Ihr wißt, wie ich so bitterarm
Und wie mein Herz so krank;
Ihr theilt mit mir den gleichen Harm,
Ich weiß Euch heißen Dank.

Und werdet Ihr in Herbsteswehn
Bald hingesunken sein,
Will ich mit Euch hinübergehn;
Sonst stünd ich ganz allein.





Discussionen.

Von

Bernhard Rothenstein.

Einleitende Worte.

Das wichtigste Erfordernis für das friedliche Zusammenleben der Völker wie der Einzelnen, ist das liebevolle Eingehen in die gegenseitigen Stimmungen und die Würdigung der gegenseitigen Existenzbedingungen. Alle Schroffheiten würden sich glätten, alle Düsternisse sich in Sonnenglanz verwandeln, wenn die Lösung der stets neu auftauchenden Fragen im Geiste der Humanität angestrebt würde. Deſshalb ist es nothwendig, allen Fragen mit ruhigen, wohlwollenden, leidenschaftslosen Blicken ins Antlitz zu schauen und sie auf ihre innere Wesenheit zu prüfen.

Ich möchte hier nicht mißverstanden werden. Nicht die eigentliche Politik oder die Tagesfragen sind es, die meinem Gedankengange zu Grunde liegen. Ich habe ein weiteres Ziel. Was ich hier discutiren will, sind Thesen und hauptsächlich Fragen, aus deren Beantwortung und den daraus sich etwa ergebenden Widersprüchen sich eventuel Anhaltspunkte für weitere Folgerungen ergeben sollen. Die Schwierigkeiten, die dieses Vornehmen in sich birgt, übersehe ich keineswegs, denn alles im Leben setzt sich aus Fragen zusammen und spricht sich in Fragen aus. Ja, wenn man nur immer auch die richtigen Antworten hätte?! Wo also die richtigen hernehmen? — that is the question! — Aber wenn man nur muthig ist und dem Feinde auf

den Leib rückt, dann ist doch die Möglichkeit vorhanden, zu einem Resultate zu gelangen; freilich ob zu einem positiven oder negativen: das ist wieder eine Frage. Und so ist das Frageungethüm eine Hydra, der für jeden abgeschlagenen Kopf tausend andere nachwachsen; so ist das ganze Universum eine einzige Frage, die durch Millionen Eisnadeln ihre Strahlen bricht und kaleidoskopisch verstreut, und immer von Neuem muß man den Grund der Dinge aufsuchen und — ob getroffen oder gefehlt — „Leben quillt aus dem Einen, wie aus dem Andern."

Keine Furcht und kein Zagen schreckt den echten Ritter vom Geiste von dem scheinbar fruchtlosen Kampfe zurück. Hundertmal in den Sand gestreckt, erhebt er sich hundertmal zu neuem Kampfe. Immer kräftiger fallen die Hiebe — bis der Athem der Zeit ihn sammt seinen Schrullen und Hirngespinnsten vom Erdboden wegfegt. Was liegt auch daran! Es kommen Andere nach, die kämpfen den Kampf weiter und so wird Körnchen um Körnchen geschichtet, Steinchen um Steinchen herbeigetragen, bis ein stattlicher Bau, in die Wolken aufstrebend, ein geistiger Weltenbau — der Menschheit ein menschenwürdiges Heim — geschaffen ist.

Der Pflicht der Herbeischaffung von Mörtel und Steinen zum geistigen Weltenbau darf sich Niemand entziehen. Jeder biete das — nicht mehr, aber auch nicht weniger — was er eben zu bieten in der Lage ist.

Mein Beitrag ist ein sehr bescheidener.

Frage:

Kann eine Handlung vernünftig, berechtigt und zugleich auch — thöricht sein?

Antwort:

Vernünftig nennen wir eine Handlung, wenn selbe von ethischen Erwägungen getragen, einem logischen Ziele zustrebt — berechtigt, im moralischen Sinne, wenn selbe das minus auf das Niveau des maius hebend, den Ausgleich der Qualitäten perfectionirt. Ich nenne das die göttliche Gerechtigkeit im Gegensatze zur ethikotheologischen Auffassung. Nun kann eine Handlung sowohl die Merkmale der praktischen Vernunft, wie die der unendlichen Weisheit an sich tragen und dennoch vom gesunden Menschenverstande abweichen, weil der gesunde Menschenverstand nicht sowohl das Verhältniß des Menschen zu Gott, als vielmehr zu den Bedingungen der realen Welt erwägt und es allerdings vorkommen kann und auch vorkommt, dass der tugendhafte und gerechte Mensch durch die Betretung des Weges der Erkenntniß vom Pfade der, ich will sagen bürgerlichen oder allgemeinen

Klugheit abgelenkt wird. Es ist also ganz gewiss möglich und liegt sogar in der Unvollkommenheit und vorzugsweise auch in der idealen Anlage und Richtung des Menschengeistes, daß eine menschliche Handlung vernünftig, berechtigt und dennoch zugleich auch thöricht sein kann.

Widerspruch:

Diese ganze Beweisführung scheint mir lückenhaft und ich will es versuchen, in diese Lücken mit einigen Gedankensplittern einzudringen.

Eine vernünftige Handlungsweise kann, so scheint es mir, nie im Gegensatze zum gesunden Menschenverstande gedacht werden. Der gesunde Menschenverstand ist das combinirte Ergebniß von Anlage und Erkenntniß.

Nun die Erkenntniß des innern Wesens der Dinge vermittelt logischerweise das Verhältniß zur äußeren Realität auf der natürlichen Basis der Theorie des Gleichgewichts-Gedankens und es ist nicht durchdenkbar, daß dieser feste Punkt des Gleichgewichts-Gedankens einen so schroffen Gegensatz wie: Vernunft, göttliche Gerechtigkeit und — Thorheit, in friedlichem Nebeneinander enthalten könnte, weil dies eine ideale, das heißt hier nach den ewigen Naturgesetzen — mechanische Unmöglichkeit wäre. Eine vernünftige Handlungsweise wird deßhalb stets nicht nur eine gute, das heißt berechtigte, sondern auch eine weise sein, weil sich in ihr immer die praktische Ausführung der Gleichgewichts-Theorie des inneren und äußeren Wesens der Schöpfung ausdrücken wird.

Frage:

Wie kommt es, dass die Menschen in der Einzahl die Meinung der Welt, das heißt: der Menschen in der Mehrzahl, so sehr fürchten, während sie doch oft dieser Mehrzahl in der Erfassung der Dinge weit überlegen sind?

Antwort:

Die Ursache, weßhalb der Einzelne die Meinung der Menge fürchtet, liegt in dem bewußten Gefühle der eigenen Unvollkommenheit. Wo nämlich Vollkommenheit (natürlich relativ gedacht) und Unvollkommenheit eng beisammen wohnen, sich berühren, da wird die Unvollkommenheit mehr als die Vollkommenheit empfunden. Es ist für die Beurtheilung der eigenen Handlungsweise nicht entscheidend, daß man sich einer unwissenden oder übelwollenden Menge gegenüber auf ein höheres Piedestal der Auffassung stellt, weil die geistigen, sich gegenseitig ergänzenden Atome von hundert Unwissenden immerhin die Fähigkeit der richtigen Feststellung einer Thathandlung repräsentiren. Deßhalb wiederholt es sich stets, dass der Einzelne

das Urtheil der Menge, genannt öffentliche Meinung oder Welt, der er sich gleichwohl überlegen weiß — fürchtet.

Frage:

Wie kommt es, dass Jeder die Wahrheit, nach welcher er oft mit Leidenschaft verlangt, so schwer erträgt? — Hierauf gibt es eine

Antwort,

die in wenigen Sätzen ausklingt.

Die Wahrheit ist das höchste Ideal, nach welchem der Mensch seiner geistig-göttlichen Anlage nach immer streben muß. — Der Anblick dieses strahlenden Ideals wirkt aber durch die grelle Helle, welche alle Schatten und Untiefen in durchsichtiger Weise durchleuchtet, — medusenhaft.

Frage:

Warum gehen wir dem Urtheile Anderer so eifrig nach?

Antwort:

Dies hat einen doppelten Grund.

Einmal ist es die pure Eitelkeit oder auch die neugierige Furcht vor berechtigter Kritik, dann aber ist es — bei gereifteren Menschen — auch der Instinct der Selbsterhaltung, ja geradezu der Kampf ums Dasein, der sie neugierig macht; denn jede Beziehung zu einem Zweiten hat ihre Folgewirkung. — Je tiefer ich nun diesen Zweiten erfasse, desto kräftiger ist dann auch die Waffe der Vertheidigung oder mit anderen Worten: desto besser habe ich für das eigene Wohl vorgesorgt.

Wenn Menschen auseinandergeh'n, so sagen sie: „Auf Wiederseh'n!“
Wie kommt es, daß die Sehnsucht sie gerade in diesem Momente erfasst?

Antwort:

Es ist nicht so sehr die Sehnsucht, als vielmehr eine fatalistische Resignation, die in diesen Worten sich kundgibt, nämlich die halb hoffende, halb zweifelnde Frage: „Ob?“ —

Widerspruch:

Die Menschen sagen nur aus Gedankenlosigkeit, theilweise aus Gewohnheit, keineswegs aber aus Sehnsucht oder anderen seriösen Motiven: „Auf

Wiederseh'n!" — Das könnte man vernünftigerweise einem Freunde nach längerer Abwesenheit in einem Briefe zurufen, aber in dem Momente, in welchem man den erst zu verlierenden Freund noch besitzt, in dem man die Gegenwart noch voll genießt und den Verlust nur erst theilweise zu empfinden vermag und in welchem man sich mit dem Gedanken des „Auseinandergehens" schon befreundet hat, in diesem Momente ist es gewiss nicht die Sehnsucht, die so spricht; eher möchte ich in gewissen Fällen außer den oben angeführten Gründen, noch die, wenn auch harmlose, doch immerhin bewußte gegenseitige Täuschung gelten lassen. Die wirkliche Anziehung erfolgt erst aus der Ferne. Aus der Nähe erfolgt eher die Abstoßung.

Ein Aug', das viel ins Licht geblickt, sucht eifrig dunkeln Schatten. — Ist das nicht ein Widerspruch? — Das Licht ist ja für das Auge, was das Wasser für den Fisch, die Luft für den Vogel ist.

Antwort:

Allerdings; aber zum Leben gehört das Athmen. Der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft athmen in den ihren Lebensbedingungen zusagenden Elementen. Das Auge athmet wohl, das heißt saugt ebenfalls das Licht ein, aber gibt es nicht wieder. Das Zusammenschließen der Augenlider oder überhaupt die Dunkelheit stellen das Ausathmen (hier Ausruhen) des Auges dar. Es ist eben unmöglich für das Auge, ohne Unterbrechung Licht einzusaugen. Die zeitweilige Dunkelheit bedeutet also für das Auge nichts Anderes, als ausathmen, ausruhen, aber nur, um mit frischen Kräften neues Leben einzusaugen.

Widerspruch:

Das Auge sucht nicht nach Schatten. Das Auge kennt eigentlich den Begriff Schatten gar nicht. Das Auge empfindet nur das Licht. Im finstern Raume ist das Auge stumm, leblos. Das einfallende Licht bringt erst Leben, Bewegung in dasselbe. Ueberlange Entziehung des Lichtes gefährdet das Sehvermögen. Viel Licht stärkt, viel Dunkelheit schwächt dasselbe.

Die unbedingte Zustimmung zu allen unseren Meinungen und Anschauungen berührt uns, wenn auch die Eitelkeit sich befriedigt fühlt, dennoch verletzend. — Wie kommt das?

Antwort:

Der uns unbedingt Beistimmende verletzt durch die sclavische Entäußerung seines Selbst; er schlägt auch hierdurch der Wahrhaftigkeit ins

Antlitz, denn gewiss ist nicht immer jeder Punkt in unseren Meinungen und Anschauungen richtig und er denkt in manchen Beziehungen gewiss anders als wir; aber er bestärkt uns dennoch in unseren Ansichten, entweder aus Feigheit oder weil er daraus irgend einen Vortheil für sich ziehen zu können meint.

Widerspruch:

Warum sollen wir gerade annehmen, daß der uns Beistimmende dies nur aus Feigheit oder berechnendem Egoismus thut? — Gewiss sind diese Motive häufig vorhanden. Gäbe es denn aber wirklich gar keine anderen Motive hiefür? — Denken wir doch eine Beistimmung aus Gutmüthigkeit, aus Mitleid, aus Ironie, aus unbedingter Verehrung, ja sogar aus Dummheit oder auch von einer dämonischen Einwirkung herrührend. — Es kommt immer nur darauf an: Wer etwas behauptet, und wer der Beistimmende ist.

Nach einer starken Erregung erschlaffen die Nerven; wir nennen dies Abspannung.

Wir sollten dies lieber Ausruhung, Erholung nennen, denn auf die übermäßige Kraftentfaltung folgt naturgemäß die neue Aufspeicherung, die Sammlung, damit wir neuerdings von unserer Kraft Gebrauch machen können, und so bleibt das Rad in immerwährender Bewegung.

Widerspruch:

In immerwährender Bewegung kann das Rad nicht erhalten werden; jede Kraft nützt sich endlich ab, mit und ohne Ausruhen. — Die Natur hat Grenzen, die dort zu suchen sind, wo entweder die harmonische Zusammenwirkung der einzelnen Theile nicht mehr erreichbar ist, oder wo die Altersgrenze, das heißt die Rückbildung auf der letzten Lebensstufe angelangt ist. — Die Erschlaffung, respective Abspannung erfolgt übrigens nie nach einer bloß starken, sondern nur nach einer übermäßigen Anspannung der Nerven.

Lust und Traurigkeit grenzen unmittelbar aneinander. Dem Einathmen folgt das Ausathmen, der Ebbe die Fluth, der Anziehung die Abstoßung. — Feuer und Wasser, Wärme und Kälte stehen sich feindlich gegenüber.

Alle diese Gegensätze aber repräsentiren und balanciren nur das erhaltende ewige Princip, den Stoffwechsel.

Widerspruch:

Ja, aber der Stoffwechsel darf nicht als ein feindliches Verhältniß aufgefaßt werden. Ich kann überhaupt das Wort „Stoffwechsel" gar nicht

acceptiren. — Der Stoff, die Kraft ist ein Element in Millionen Varianten, welches durch verschiedene Verbindungen oder Processe bestimmt, sich in verschiedenen Wirkungen äußert. Man kann aus Wasser Feuer, aus Feuer Wasser excerpiren. — So wie alle Welten, bevor sie zur Consistenz gelangten, Urnebel waren, so ist auch die Wolke der wahrhaftige, ausschließlich einzige Stoff, aus dem alle anderen Stoffabzweigungen sich herausgebildet haben und in alle Ewigkeit herausbilden werden. — Eigentlich gibt es gar nicht zwei Dinge in der Natur, die sich feindlich gegenüberstehen. Wenn es doch so den Anschein hat, ist dies nur eine Täuschung, und zwar eine Täuschung, welche aus der ungenügenden menschlichen Auffassung über den Zusammenhang, die Lebensbedingungen der fortzeugenden Urkraft resultirt.

Dir gefällt kein Mensch, der dieselben Qualitäten besitzt wie Du. — Warum nicht?

Antwort:

Es wäre nicht schwer, darin die Erklärung zu suchen, daß der Mensch in Anderen die Ergänzung seines eigenen Torso sucht. Es könnte aber auch sein, daß er nur einem Phantom nachjagt, nämlich dem Schatten seines eigenen Ich's.

Widerspruch:

Es ist wahr, daß Dir kein Mensch, der dieselben Qualitäten besitzt wie Du, gefällt. — Was verstehen wir aber unter dem Begriffe „Gefallen?" Wenn eine Person oder eine Sache unseren inneren Anschauungen oder Empfindungen von Tugend und harmonischer Ausgleichung entspricht. Um dem zu entsprechen, muß aber ein Maßstab vorhanden sein; ein Maßstab kann aber nur an eine ungleiche Größe angelegt werden. Zwei gleiche Größen heben sich aber bekanntlich mathematisch und auch individualiter auf. Der Mensch mit gleicher Qualität bietet also keinen Maßstab zur Vergleichung, zur Unterscheidung; er kann also weder ein Object des Gefallens noch des Mißfallens sein, sondern nur ein der lebendigen Wechselwirkung entbehrendes indifferentes Object. Er wird weder anziehen noch abstoßen und fehlt hier jede Vorbedingung, nicht nur für das Gefallen, sondern auch für das Mißfallen. — Die These würde also klarer lauten, wenn sie folgendermaßen gestellt würde: „Ein Mensch mit den gleichen Qualitäten wie Du kann Dir weder gefallen noch mißfallen."

Der Mann sucht weibliche Gesellschaft, das Weib männliche. — Ja wohl, denn der männliche Geist wird erst durch die Einwirkung des weiblichen Geistes wahrhaft männlich, wie das Weib erst dann ein echtes Weib ist, wenn es die stählerne männliche Geisteszwangsjacke in Wirklichkeit empfunden hat.

Widerspruch:

Das scheint mir ein completer Widerspruch zu sein, der leicht aus der Auseinanderlegung der Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Geistesanlagen deducirt werden kann. — Der männliche Geist strebt bis zur äußersten Consequenz nach der Lösung des Schöpfungsräthsels; dem Weibe ist jede speculative Gedankenreihe ein Schrein, darinnen ein Geheimniß verschlossen ruht, das zu ergründen es keinen Beruf in sich fühlt. — Der männliche Verstand denkt folgerichtig, logisch; das Weib liebt extreme Gedankensprünge. Die Empfindung ist beim Manne eine mehr weniger abgeleitete, beim Weibe eine spontane. Beim Manne entscheidet die Erwägung, der Wille, beim Weibe Mitleid, Liebe und Haß. — Der wahre Mann wird also durch weibliche Geisteseinwirkung nur insoferne berührt werden, als dieselbe alle seine Empfindungen mäßigt oder steigert. Einen Mann aber, der den männlichen Geist nicht schon angeboren besitzt, wird auch die weibliche Einwirkung nicht männlicher machen. — Anderseits kann aber auch die Gewalt des männlichen Geistes den weiblichen in seinem Grundwesen nicht ummodeln. — Die Sanftmuth, die Hingebung, die Liebe ist des Weibes Schöpfungsangebinde. Der rauhe männliche Zwang kann das Weib verschüchtern, die logische Handlungsweise es mit Achtung erfüllen, die philosophische Vertiefung es zur Bewunderung hinreißen, aber ein echtes Weib wird in seinen Handlungen immer nur die Empfindungen der Sanftmuth, der Hingebung, der Liebe und auch des Hasses zum Ausdrucke bringen.

Dem Kinde gefällt ein Gegenstand, der über seine kindliche Vorstellung von Größe weit hinausreicht, besser als ein kleiner, an dem ihm bezüglich seines Umfanges oder seiner Länge nichts Besonderes auffällt. Wir Großen erfreuen uns an der Miniaturausgabe eines neuen Weltbürgers ganz besonders.

Zur Erklärung hierüber möchte ich betonen, daß der Mensch, ob klein oder groß, ein zweiseitiges Wesen ist; in dieser Zweiseitigkeit, in diesem Suchen nach einem Nichteigenthümlichen liegt einerseits der natürliche Trieb der Fortbildung, anderseits die Rückkehr zur Natur, zur Wahrheit; anderntheils aber spricht sich in diesen instinctiven Vorgängen das Werden und Vergehen, die scheinbar-gegensätzliche, pendule, in Wirklichkeit aber

die gleichartigen, sich anziehenden und abstoßenden Kräfte der geistig-physischen Materie der Schöpfung aus.

Widerspruch:

Ich glaube, die sachgemäße Erklärung ist hier einfacher. — Betrachten wir doch das Kind in seinem Gebaren. — Das Kind sucht nie das ihm Nichteigenthümliche, sondern im Gegentheile, das ihm Gleichartige. Am liebsten ist dem Kinde wieder das Kind. — Wenn es aber auch das Große besonders liebt, so ist die Ursache einestheils, weil es bei Bezwingung eines größeren seine junge Kraft besser üben kann, also der Arbeitstrieb und anderntheils, weil es bei der Beschäftigung mit älteren, größeren Personen jene Unterstützung und Führung, die es bei seiner Unbeholfenheit und Hilflosigkeit noch so sehr bedarf, findet.

Der Spiegel, in den Du blickst, wirft Dir Dein Bild zurück. — Ich will keine physikalische, sondern eine psychologische Erklärung dieses Satzes geben und diese lautet: Das Spiegelbild Deiner Seele verstimmt Dich, weil Du durch den ungeschminkten Anblick, den Glauben an das Ideal verlierst.

Widerspruch:

Wenn auch das Gesicht (das Auge) der Spiegel der Seele bleibt, so ist doch der rückstrahlende Spiegel nichts Anderes, als ein automatischer Naturcopist. Es ist einleuchtend, daß hier eine psychologische Erklärung allein nicht ganz ausreicht. Das mechanische Daguerrotyp im Spiegel wird, wie beim Auge, durch den Lichteinfall von Außen bewirkt. Die Treue ist hier wie dort frappant. Hier wie überall fesselt aber die wahre Natur. — Nun ist es wohl wahr, daß wir moralisch wie physisch nicht ganz vollendete Geschöpfe sind, aber trotzdem ist es vernünftiger anzunehmen, daß ein, möglicherweise verschönernd rückstrahlendes Conterfei uns eher verstimmen würde, als eine natürliche Wiedergabe. — Es mag also eine geistreiche psychologische Spielerei sein, anzunehmen, daß die Seele durch die lebendige, treue Naturanschauung verstimmt werden könne; in Wirklichkeit ist der Fall gerade umgekehrt, nämlich: Alles, was der Natur nicht entspricht, beleidigt das ästhetische Empfinden, wie jede Unwahrheit das moralische Empfinden verletzt.

Robespierre war ein weichherziger Mann, der beim Anblicke von Blut Ohnmachtsanfälle bekam. — Der disharmonische seelische Zusammenklang ist hier wohl ganz klar, denn die Grausamkeit ist eine Schwester der Feigheit. Beide vereint bilden den niedrigsten thierischen Instinct.

Widerspruch:

Die logische Schlußfolgerung scheint hier auf einer falschen Prämisse aufgebaut. — Weichherzigkeit und Feigheit sind nicht das Product einer gleichen seelischen Erscheinung, sonst müßten die Empfindungen des Weibes stets grausam sein. — Ich glaube annehmen zu sollen, das die Ursache der Grausamkeit nicht in der Weichherzigkeit und im Zusammenhange damit in der Feigheit zu suchen ist. Man muß hier die seelischen Vorgänge, trotz alles inneren Zusammenhanges, streng auseinander halten. Die Weichherzigkeit ist ein Product theilweise der angeborenen Liebe zu allen lebenden Geschöpfen, also ein Naturtrieb, nämlich der des Erhaltens und Fortbildens (das Wohlwollen, ein natürlicher Ausfluß desselben) theilweise aber ein damit im Zusammenhange stehender Aggregatzustand der Nerven. — Ein weichherziger Mann wird aus dem Grunde der Weichherzigkeit nie grausam sein.*

Traurige Veranlassungen stimmen oft heiter. Beweis, wenn auch nicht im naiven Sinne des Wortes: Nero freute sich beim Anblicke des brennenden Rom. Freudige Veranlassungen machen wieder oft entgegengesetzte Wirkungen.

Beweis:

Wir lachen nicht, sondern weinen eher bei überwältigender Freude. — Nichts wirkt auch so packend und reizt so sehr die Nerven, wie die Freude. Der Schmerz kann nur Thränen, kein Lächeln erpressen, während die Freude Schmerz (Thränen) und Lust gleichzeitig hervorruft.

Widerspruch:

Es wäre für mich nicht schwer, mit ein paar gedrungenen Sätzen den Gegenbeweis des Obengesagten zu führen, aber da es mir nicht darum zu thun sein kann, Meinung gegen Meinung zu stellen, das heißt, autoritativ zu verfahren, sondern den Grund der Sache klarzulegen, so muß ich auch hier ein wenig tiefer greifen. — Heftige Gemüthsbewegungen erzielen oft, das ist eine anerkannte Erfahrung, der zu Grunde liegenden Veranlassung

* Wenn also die Geschichte Robespierre das Prädicat der Weichherzigkeit andichtet, so ist das nur ein Beweis mehr, wie schwer es ist, unparteiische Geschichte zu schreiben. Nicht in der Voreingenommenheit, nicht im Parteistandpunkte oder in der sogenannten objectiven Auffassung allein, die aus naheliegenden Gründen nur eine Fiction ist, sondern hauptsächlich auch in der psychologischen Schwäche unserer Geschichtschreiber ruhen die Mängel in der Geschichtsauffassung. Diese Mängel sind aber schon um dessenwillen nicht zu bewältigende, weil es nicht genügend ist, bloß aus Thatsachen zu combiniren und Schlüsse zu ziehen, sondern in allen Fällen ein persönliches Gerichtsverfahren nothwendig ist, und ein geschichtliches Urtheil (wie leider nicht anders möglich) ab instantia immer nur ein hypothetisches bleiben muß.

entgegengesetzte Wirkungen. Nun möchte ich meine Anschauung dahin präcisiren: Im Bereiche der Schöpfung gibt es nur Ursache und Wirkung. Alles ist ein anfang- und endeloser Ring. Sogar auf die äußere Natur erstreckt sich, wie die Erde und alle Himmelskörper erweisen, dieses Bild. Auch das menschliche Nervenleben steht in einem Causalnexus zu diesen äußeren Erscheinungen. — Die Erregung, Fortpflanzung, Stauung, der Wiederbeginn der Nervenschwingung u. s. w., das ist die unendliche Seelenmelodie, der Vibrationsring der inneren Natur. — Nun denken wir uns beispielsweise eine unvorhergesehene, das heißt, eine plötzliche Erschütterung der Nerven. Denken wir uns, um ein zweites Bild anzuwenden, daß wir durch eine explosive Erschütterung über das Dach eines hohen Hauses hinübergeschleudert würden. — Der übermäßige Eindruck des Schreckens würde theilweise lähmend auf unsere geistigen Functionen wirken und wir würden in diesem Falle nicht logisch, sondern, der Verrückung des geistigen Schwerpunktes gemäß, diametral denken und auch handeln; und das ist wieder ganz natürlich, weil der übermäßige Schrecken die gebundene Marschroute der Folgerichtigkeit irritirt, vom geraden Wege ablenkt und dadurch die gesunde, richtige Beurtheilung der gegebenen Sachlage verhindert, der geistige Impuls aber selbst bei einer Wahnvorstellung noch immer folgerichtig wirkt, bis ein neues Seelenbild erklingt und austönt. Musikalisch läßt sich das ganz gut mit den Worten erklären, daß „der falsch angeschlagene Ton gerade so folgerichtig ausklingt, wie der rein angeschlagene, nur daß der eine bis zum Ende falsch, der andere bis zum Ende rein klingt." — Es ist also einleuchtend, daß durch Aufhebung der richtigen Beurtheilung direct unrichtige, also Wahnvorstellungen entstehen müssen, welche aber in logischer Consequenz den diesen Vorstellungen adäquaten Ausgangspunkt erreichen und eben darum dem Ausgangspunkte der richtigen Vorstellung entgegengesetzt sein müssen. — Es ist auch, wenn wir diesem Gedankengange weiter folgen, klar, daß der Ausbruch von Heiterkeit im allgemeinen mannigfach dehnbarem Sinne, bei ernsten Vorgängen, wie der Erguß von Thränen bei freudiger Veranlassung, eine in gewissem Maße, durch heftige Nervenerschütterung bewirkte partielle Seelenstörung bedeutet, die nur ein starker Wille rasch zu verscheuchen vermag. — Ganz eingehend erwogen, haben also der gesunde Menschenverstand wie die Wahnvorstellung gleichermaßen eine unaufhaltsame logische Bahn, nur daß der gesunde Verstand eine gebundene geistige Wegrichtung hat, während die durch zu plötzliche Eindrücke erregte Wahnvorstellung ein vom richtigen Wege abgesprungener oder übergesprungener Geistesfunke ist, der nach dem Absprunge ganz so ausglüht und geradeaus fortwirkt, wie der gesunde Menschenverstand. Der logische Ring schließt in beiden Fällen dort, wo der

Absprung erfolgte und der zu starken Nervenanspannung wegen, naturgemäß erfolgen mußte. — Erwähnen will ich nur noch, daß die Freude ein stärkerer Afficient der Nerven ist, als der Schmerz.

Das Glück Deines Nächsten verletzt Dich oft mehr, als sein Unglück Dich rühren würde.

Ist diese Wahrnehmung auch verträglich mit der göttlichen Lehre: Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst? — Das gewiß nicht, aber sie entspricht vollkommen der rohen, ungeläuterten menschlichen Natur. Der Egoismus ist es, der sich dem Glücke des Nächsten entgegenbäumt und der Neid ist in logischer Consequenz der Ausfluß des verletzten Egoismus!

Widerspruch:

Scheint sehr wahr zu sein, aber scheint nur so. — Vor Allem ist es hier nothwendig, ein Wort über den Begriff „Glück" zu sagen. — Das Glück ist die innere und äußere harmonische Ausgleichung. Als solche kann es nur einen befriedigenden und durchaus keinen störenden Einfluß auf die Seele eines Anderen ausüben. — Das wirkliche Glück (das so selten zu finden ist) wird demnach keinen verletzenden Eindruck machen, sondern nur das bloß augenfällige, scheinbare, und zwar vornehmlich darum, weil die prahlerische Art des Scheinglückes das Selbstgefühl und in ihm die Menschenwürde verletzt. Nicht das Selbstgefühl als Solches, sondern als Trägerin der Menschenwürde; nicht das personelle, das Individuum, sondern das Allgemeine, die Gesammtheit ist es, welche sich im Singulare aufbäumt gegen in der Natur des Gesammtrechtes nicht begründete Ueberhebung. Und so wahr ist dies, daß wir es täglich und stündlich beobachten können, daß nicht nur der vom äußeren Glücke nicht begünstigte, sondern auch der von ihm gehätschelte, gegenüber dem Scheinglücke eines Anderen, genau dieselben eben geschilderten Eindrücke und Empfindungen hat. — So wie das prahlerische Scheinglück also die edleren Gefühle verletzt, so wird das wirkliche Glück eines Anderen uns stets nur befriedigen. — Aehnlich verhält es sich mit dem Unglücke, der inneren und äußeren Dissonanz. — Es wird uns in allen Gestalten rühren, weil der Mensch dem Menschen gegenüber stets von gleichen Empfindungen beseelt und geleitet wird. — Wenn es im Glücke der harmonische Zusammenklang, ja das vollendete Ausklingen feinst abgetönter Seelenstimmung ist, das uns befriedigt, so ist es im wahrhaften Unglücke der schrille Mißklang aufeinanderstoßender Gegensätze, die dramatische Verwirrung und Verschlingung von tausend scheinbaren Zufälligkeiten, die uns gefangen nimmt und so lange fesselt, bis entweder die Katastrophe eintritt oder aus dem Drama sich ein Schauspiel

oder auch ein heiteres behagliches Lustspiel herausschält. Im ersteren Falle wird der Eindruck, conform der dramatischen Entwicklung, ein oft auch die edlen Gefühle verletzender, im zweiten und letzten ein rührender und befriedigend abschließender sein. — Und aus diesen Wirkungen spricht der Geist der Humanität beredt und eindringlich, aber nicht bloß im auffordernden Sinne: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst," sondern auch in der klaren Erkenntniß des Grundgesetzes des Menschenherzens, im Sinne dieser Erkenntniß: „Du Mensch, Du liebst, weil Du Deiner menschlichen Natur entsprechend und Deines von Gott stammenden Geistes wegen nicht anders kannst, Deinen Nächsten, das heißt, alle Menschen, wie Dich selbst." — Auch die rohe Menschennatur ist vom göttlichen Geiste durchglüht und die wahre göttliche Anbetung läutert sie und mäßigt den berechtigten Egoismus, den Erhaltungstrieb; das Persönliche tritt zurück und macht der Gesammtheit, in welcher der Einzelne, das Eigenwesen nur ein Atom ist, Platz. — Das ist ein entarteter, ungöttlicher Geist, der sich an dem Unglücke des Nächsten berauscht. — Er ist der Widersacher der in Liebe geschaffenen Welt, das böse Princip, die abstracte Verneinung.

Die Nacht folgt dem Tage.

Die Nacht muß dem Tage folgen, weil die Medaille sonst keine Reversseite hätte; weil die Natur im anderen Falle ein Nichts wäre; da sie aber ein Etwas ist, so muß sie auch immer sein, und zwar wie Alles an und in ihr: ein Doppeltes.

Widerspruch:

Recht schön in der Form ausgeführt und auch fein ciselirt, wie es sich für ein so künstlich gearbeitetes Nippes geziemt. — Fragt sich nur, wie diese Nacht sich beim Tageslichte der eindringlichen Forschung präsentirt. — Und da stoßen wir vorerst auf die eigenthümliche Entdeckung, daß die Nacht dem Tage gar nicht folgt, sondern aus dem Grunde, weil offenbar ursprünglich aus der Nacht der Tag erstanden ist, auch fortgesetzt der Tag der Nacht folgen muß. Zweifelsohne ist der Sprachgebrauch dadurch entstanden, weil angenommen wird, was auch richtig ist, daß durch die Entfernung des Lichtes, die Dunkelheit, ungefähr wie aus der Entziehung der Wärme die Kälte entsteht. Noch ein Grund wäre der, daß wir immer zuerst mit dem Leben rechnen, das Licht aber, das lebenspendende Element in der Natur ist. Aber das sind doch nur Hypothesen. Zuerst war ein Nichts, also ein Unsichtbares; erst aus der unsichtbaren Finsterniß konnte sich das Licht herausarbeiten. — Ein aus dem Nebel fallender Wassertropfen ist das

Sinnbild der gesammten Schöpfung. Aus dem finsteren Nebelchaos rangen sich erst die fortzeugenden Elemente empor, sonderten und verbanden sich zu festen und flüssigen Massen und bildeten Kern und Fluidum des All', so wie der Gedanke aus den dunklen Tiefen des Menschengehirnes in tausend leuchtenden Garben emporsteigend, sondernd und verbindend eine Geisterwelt gebiert, die eben so unvergänglich wechselt wie Nacht und Tag, wie Tag und Nacht.

Das Böse ist der Schatten des Guten.

Nichts ist so sehr der Mißdeutung ausgesetzt, wie die gute That. Der Zweifel, die Mißgunst, die Verkennung nagen stets an der reinen Gottheit. Trotzdem darf Dich der scheinbare Widerspruch zwischen dem Guten und der ewigen Verkennung desselben nicht irreführen. — Ein absolut Gutes kann wohl ein idealer Begriff sein, bezeichnet aber nicht einen thatsächlichen Zustand. Das, was unsere petit raison, unsere auf beschränkter Basis sich aufbauende Beurtheilung als „gut" auffaßt, fassen wir immer nur als gut im Verhältnisse zu einem anderen Ding auf. — Gut, schön, häßlich, breit, tief — kurz jeder bezüglich sachliche Begriff wird nicht nur als „Begriff an sich," sondern auch und vorzüglich als Verhältnißbegriff aufgefaßt. — Es ist also, abgesehen von dem natürlichen Neide, ganz erklärlich, wenn das Gute nicht auch überall und von Jedermann als „gut" erkannt wird.

Widerspruch:

Wodurch entsteht denn der Schatten?

Durch theilweise Entziehung des Lichtes.

Wenn ich also den Satz: „Das Böse ist der Schatten des Guten" gelten lasse, so muß ich auch implicite annehmen, erstens: daß es keine Vollkommenheit auf dieser Erde gibt. Zugegeben. Zweitens: daß die Negation, ein wenn auch indirecter, doch unumgänglicher Bestandtheil des Positiven ist. Auch zugegeben. Ist es aber so, dann verliert ja dieser Schatten, dieses Böse, all' seine Härte, seine Häßlichkeit, dann ist es mehr als ein bloßer Appendix, dann ist es selbst ein Theil des Guten. Als Theil gehört es aber zum Ganzen. Man könnte nur darüber streiten, ob dieser Theil ein integrirender oder nebensächlicher Theil ist. Nun, als ein integrirender Theil im eigentlichen Sinne kann der Schatten wohl nicht aufgefaßt werden. Dazu fehlt ihm die Gebundenheit in der körperlichen Einheit, aber als Folie, als Verhältnißtheil, wie beispielsweise die Scalenziffer 1, und insoferne als wichtigster Stützpunkt für die Bemessung der Zahlhöhe des „Guten"; der Schatten ist die Contrepartie, der dunkle Hintergrund, ohne welchen der lichte Vordergrund seine natürliche Wirkung nicht zur Geltung

bringen kann. Mißgunst, Zweifel, Verkennung involviren noch keine Negation des Guten, denn das Gute an sich kann ja als ein idealer Begriff nie verkannt werden. Die Widerpartner des Guten sind also nichts Anderes, als die ewigen Begleiter desselben im Sinne der relativen Erfassung.

Was war früher, der Himmel oder die Hölle?

Antwort:

Ich will mich nicht mit der banalen Phrase aus der Schlinge ziehen, daß auf eine müßige Frage die beste Antwort — keine Antwort ist. Die beste Antwort ist immer eine sachgemäße Antwort. Manchmal ist freilich die sachgemäßeste Antwort das Schweigen. Hier ist dies aber nicht der Fall. Was war also früher, der Himmel oder die Hölle?

Nach der christlichen Lehre gewiß der Himmel, denn der Satan ist ja ein gefallener Engel; dennoch kommt man, wenn man den symbolischen und ethischen Maßstab anlegt, auch zu anderen Conclusionen. — Wenn man sich den Himmel wie die Hölle als den Inbegriff alles Guten wie alles Bösen denkt und das Princip der natürlichen Fortentwicklung gelten läßt, dann scheint es klar, daß aus dem ursprünglich Guten sich nicht erst das Schlechte entwickelt haben kann, denn es ist mit dem ethischen Begriff nicht vereinbar, daß aus dem absolut Vollkommenen sich die absolute Versumpfung herausgebildet haben sollte. — Allerdings gibt es Rückbildungen, aber auch in diesem Falle könnte die Grenze nicht so weit gestellt sein, daß aus der absoluten Wahrheit die vollkommene Verneinung resultiren könnte; denn wäre dies möglich, dann würde der Gottesbegriff ab absurdum geführt; im anderen Falle aber ist es wohl mit der Anschauung der fortschreitenden göttlichen Erkenntniß vereinbar, daß aus dem Chaos, dem Urbrei der Finsterniß, sich der lichte Gottesbegriff erhoben hat, der Himmel, der ewig war und sein wird, erstanden ist.

Widerspruch:

Das ist wohl ein schwerer Streit, den ich hier beginne. Ich bin mir dessen voll bewußt. Ich will ihn kurz führen. — Käme es bloß darauf an, die Sachlage aufzuhellen, so würde ich mich einfach auf den — Himmel berufen, der doch von Ewigkeit her ist und also wohl die verläßlichste Auskunft ertheilen könnte, auf den Himmel, aus welchem Gott Vater, nachdem er vorerst aus der Rippe des Adam ein noch nicht gefallenes Weib geschaffen, so auch, nur etwas später, einen bereits gefallenen Engel abgeschubst hat, aus dem, wie wir ja Alle schon als kleine Kinder belehrt wurden, man weiß

es freilich nicht, ob stante pede oder erst nachträglich, der Satanas selber geworden ist. * — Nicht um eine eigentliche Aufklärung ist es mir hier zu thun, sondern um das Bekenntniß einer freien Seele, welche einer idealen, sagen wir Schwärmerei folgend, sich sagen muß: Gewiß, der Himmel war zuerst. — Betrachten wir ein neugeborenes Kind. — Blickt der Himmel oder die Hölle aus seinen blinkenden Aeuglein? — Sind der frischsprossende Grashalm, die aufbrechende Knospe nicht Bilder der Unschuld, der Freude? — Das Werden wird immer durch den Einfluß der ewigen Urkraft des Himmels herbeigeführt. Der Himmel ist der schöpferische Theil der Welt; durch den Himmel verjüngt sich auch die Welt stets von Neuem. — Die Hölle hat ihr ursprünglich himmlisches Leben längst ausgelebt, bevor sie sich zum Abgrunde niedergeschwungen. Der Himmel in jedem Sinne ist auch stets der mächtigere Theil gewesen und geblieben. Die lichten Gewalten siegten stets und werden stets siegen über die dunklen, die Tugend, in letzter Linie, stets über das Laster triumphiren und die göttliche Verheißung, erhaben über jede Auslegung, bleibt eine ewige Wahrheit, der Schlußstein der menschlichen Epopee.

Ich unterbreche mich hier.

Wenn man mich fragen würde, ob ich in Allem und Jedem mich mit den in diesen Discussionen erzielten Schlußfolgerungen im Einklange befinde, so muß ich offen sagen, dass das nicht immer der Fall ist, weil ich trotz Allem kein Anhänger einer „Zweiseelen-Theorie" bin. Wenn ich diese Gedankensplitter dennoch der öffentlichen Beurtheilung nicht vorenthalte, so geschieht dies aus einer Erwägung, die nach zwei Richtungen sich abzweigt: Einmal weil ich finde, daß überhaupt so viel anregender Stoff darin enthalten ist, um den Leser zum Nachdenken zu reizen, zum Nachdenken darüber, wie nur durch Gegensätze das Gleichgewicht in der Natur erhalten wird, dann aber das viel wichtigere Ergänzungsmoment, dass hier nachgewiesen, ja der Beweis geführt wird, dass sich jede Meinung mit plausiblen Gründen vertheidigen läßt.

Unsere Zeit, wie jede Uebergangszeit, scheint vorzugsweise geeignet, alle gährenden Elemente in Fluß zu bringen und die Köpfe durch auf scheinbaren Wahrheiten beruhende logische Schlußfolgerungen irrezuführen. Die bewegende Kraft aber, die aufgestachelte Leidenschaft der Unzufriedenheit, ist ein schlechter Rathgeber und ein noch schlechterer Führer. — Der Fortschritt bedarf nicht der Hilfe aufgestachelter Leidenschaften. Er verschmäht jeden

* Es ist, das ist wahr, in dieser Geschichtserzählung ein kleiner Haken. — Oben im Himmel konnte der Hinausgeschmissene doch nicht schon Teufel gewesen sein und auf der Erde ist seine Transformation nicht einleuchtend genug durchgeführt.

Appell an die rohen Instincte. Der Fortschritt ist der Fortschritt, die Verbesserung, nicht der Rückfall, er ist das Streben nach allgemeiner Humanisirung und nur in der Erreichung dieses Zieles **und nur darin** kann die Menschheit ihr Glück, ihre Zufriedenheit, den idealen Inhalt ihres Gesammtlebens finden.

Den Humanisten gehört die Zukunft!





Gedichte

von

Faust Pachler.

Am See.

See, sprich, bist du der Himmel?
Himmel, bist du der See?
Euch verwechselt mein Auge,
Wo ich auch immer steh'.

Strahlend in heiterem Lichte
Seid ihr euch wunderbar gleich;
Blau wie Azur ist die Höhe,
Blau ist der Tiefe Reich.

Eins nur zwischen euch beide
Macht einen Unterschied;
Anders klingt ja der Lüfte,
Anders der Wellen Lied.

Wenn in die Wolken der Sturmwind
Greift mit gewaltiger Faust,
Und das Gewitter wie rasend
Ueber die Gegend braust:

Immer und immer wieder
Kehrt der Friede dann ein;
Schön wie zuvor, ja, schöner
Glänzet der Sonnenschein.

Doch wenn die Fluten rauschen,
Reißt es sie uferwärts,
Gleich als hätten sie Leben
Und ein sehnendes Herz.

Rastlos und ruhlos immer
Streben sie schäumend an's Land,
Schwellen und wogen und prallen
Wieder zurück vom Strand.

Weilt am Gestade dann manchmal
Ruhig ein ernster Sinn,
Schaut er in trauernder Andacht
Auf die Bewegung hin.

Einem Atheisten.

Du sagst, es fehle Dir der Glaube,
Und das Gerede all' von Gott
Errege Lachen Dir und Spott.
Doch eine Mahnung, Freund, erlaube! —
Du eiferst feurig für das Wahre,
Du schwärmst beständig für das Schöne,
Du bist begeistert für das Gute.
Nun wohl, so bring' ich in's Klare
Und hoffe, daß es Dich versöhne.
All' das, wofür mit freud'gem Muthe
Und edlem Drang der Mensch sich regt;
All' das, wofür mit heißem Blute

Sein Herz bis in das Alter schlägt;
All' das, wofür er ohne Reue
Und in stets ungeschwächter Treue
Einsetzt die ganze Seelenkraft,
Sei's, daß er lobt, sei's daß er schafft —
All' das, o Freund, mit einem Wort,
Wofür er eifert fort und fort,
Wofür er schwärmt, was ihn begeistert,
All' das, o Theurer, ist sein Gott,
Und, weckt der Name Dir nur Spott,
Das Göttliche, das ihn bemeistert.

Nenn's Dämon, wenn Du willst, Natur —
Doch überall ist seine Spur,
Und selbst in Dir, der überlegen
Sich meint und Atheismus stammelt,
In Dir selbst ist so reicher Segen
Von höchster Heiligkeit gesammelt,
Daß Du an Gott, den Du mir raubst,
Nein, rauben möchtest, selber glaubst,
Und, während Du Dich sein entledigst,
Ihn unaufhörlich selber predigst.

Die drei Freunde des Unglücks.

Das Unglück hat drei Freunde,
Die halten bei ihm aus;
Sie wallen mit ihm in's Leben,
Sie wallen mit ihm hinaus.

Zwei geben ihm voll Milde,
Beständig ein treues Geleit,
Sind immerdar zur Hilfe
Und immer zum Trost bereit.

Sie steh'n in den bängsten Minuten
Dem Unglück liebreich bei,
Als ob ein Arzt der Eine,
Der Andere ein Priester sei.

Der Eine rückt ihm die Kissen
Und stützt das sinkende Haupt,
Der Andere labt ihm die Seele,
Die gern den Versprechungen glaubt.

Doch still im Hintergrunde —
Ihr seht ihn vor Thränen nicht —
Da wandelt der dritte Gefährte,
Umflossen vom himmlischen Licht.

Und wenn den ersten zwei Freunden
Der Muth versagt und die Macht,
Er hat noch immer die Heilung
Für jeden Schmerz gebracht.

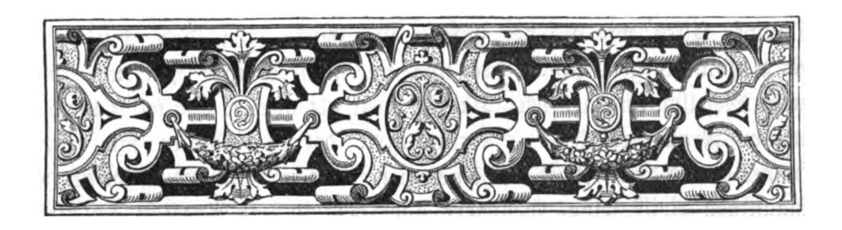
Drum tragt nur, Ihr armen Menschen,
Tragt nur menschlich Loos,
Und würdet Ihr alt auch im Unglück,
Und wär' auch das Unglück groß:

Es wurde und wird kein Unglück
Ganz ohne Mitleid alt,
Und über die Hoffnung hat selber
Das Elend keine Gewalt.

Doch mächtiger noch ist der Dritte;
Wenn seine Hand Euch berührt,
Dann wird Euer Leib aus den Leiden,
Aus dem Leid Eure Seele geführt. —

Drei Freunde hat so das Unglück,
Die kommen bei jeder Noth:
Das Mitleid und die Hoffnung,
Und ihn, den Erlöser, den Tod.





Auf der Schwelle.

Novellette

von

E. Wahlheim.

In dem meist ruhigen, vornehm abgeschlossenen Hause des Professors Reisner gab es heute ein geräuschvolles Auf- und Abhasten der Diener. Koffer, Kisten und ein kleines zusammenlegbares Zelt, wie es Maler, die gerne im Freien mit aller Bequemlichkeit und dem ganzen Handwerkszeuge ihrer Kunst arbeiten, auf Reisen mit sich zu führen pflegen, wurden von dem Dachboden die Treppe herabgeschafft. Draußen verdämmerte ein herrlicher Märzabend in sanften, verlöschenden Farben, die Gewähr bietend für herannahende schöne Frühlingstage. Es war eine Zeit, wo an des Menschen Herz, es mag noch so eingetrocknet und verdorrt sein vom Staub des Werketaggetriebes, eine leise, wonnesame Verheißung pocht, so daß es sich lechzend öffnet zu Lebensfreude und Wanderlust und halbunbewußt, von einem geheimen Naturgesetze getrieben, nach neuen Eindrücken und Bildern strebt. Die rechte Zeit, um Flügel zu nehmen und in die weite Welt zu eilen, für jene Glücklichen, denen keinerlei Sclavenkette den freien Fuß hemmt, die rechte Zeit zum Reisen. Der alte Anton, der in diesem Augenblicke den mit Seehundsfell überzogenen Kleiderkoffer des Professors so unsanft auf den Laufteppich des Treppenhauses auffallen ließ, schien indeß keineswegs dieser Meinung. „Sieben Uhr zwanzig Minuten", brummte er unwillig vor sich hin, die schwere silberne Uhr zu Rathe ziehend. „Um elf Uhr soll es mit dem Courierzuge nach Italien gehen und da soll nun Alles in Ordnung sein bis dahin, und der Herr für mehrere Monate anständig ausstaffirt, wie es sich ziemt. Alles

mit Dampf, Alles wie auf der Eisenbahn. Eins, zwei, drei, hui!" — „Lieber Anton, ich gebe Ihnen drei und eine halbe Stunde Zeit, um einen fahrenden Gesellen auszurüsten. Das ist mehr als genug. Sie selbst bleiben bei meiner Frau zurück," — recapitulirte der alte Mann mit einem Ingrimme, der es zweifelhaft erscheinen ließ, ob seine Empörung mehr der eigenmächtigen Reise seines Gebieters oder dem ihm in Aussicht gestellten Zurückbleiben galt. Um die pfiffigen Mundwinkel des jungen Laufburschen der eben die zur Aufnahme eines halbfertigen Bildes bestimmte Kiste abstaubte, flog ein spöttisches Zucken.

„Also der Herr Anton und meine Wenigkeit bleiben zum Schutze der gnädigen Frau zurück," sagte er mit gutgespielter Gleichgiltigkeit, die den Alten noch mehr reizte. „Nun, mir kann's gleichgiltig sein. Langweiliger als in dem letzten halben Jahre kann es auch in Abwesenheit des Herrn in diesem Hause nicht zugehen. War's früher todtenstill, nun so wird es jetzt schon nicht mehr todtenstiller werden. Die schöne gnädige Frau, die im ganzen Monate keine zehn Worte spricht, wird nun so recht in ihrem Element sein. . . Warum der Herr Professor die Frau Gemahlin wohl nicht mitnehmen? Durch ihre Zunge wird ihn die wohl nicht in seinen Studien stören. . ."

Der alte Anton brummte etwas Unverständliches vor sich hin, aber da er es eigentlich für sein alleiniges Recht hielt, das Thun und Treiben der Herrschaft zu glossiren, so bemerkte er streng: „Die Frau Professor fürchtet das römische Fieber; und was die Schweigsamkeit der jungen Frau betrifft, so steht es Ihm nicht wohl an, sich darum zu bekümmern. Was weiß Er von den Sitten und Gebräuchen der vornehmen Leute? Glaubt Er vielleicht, da gäbe es ein beständiges Geschwätze, ein Händedrücken und eine Zärtlichthuerei, wie wenn Er am Sonntag seine Lene ausführt?"

„Nun anfangs war es doch anders", bemerkte Johann mit schlauer Ueberlegenheit lächelnd, „als der Herr Professor seine Frau brachte und sie glückselig lächelnd auf der Schwelle stand und mit den großen Augen so neugierig hereinblickte — der gnädige Herr sah mich nicht im Halbdunkel des Vorhauses — hob er da nicht die hohe schlanke Frau wie ein Kind in seine Arme und trug sie jubelnd durch die ganze Flucht der Zimmer bis in sein Atelier? Und in den ersten Monaten ihrer Verheiratung, da ging sie treppab, treppauf, den lieben langen Tag trillernd wie eine junge Lerche, und wenn's dunkelte, da kam sie hereingeschlüpft in's Atelier und nahm ihm halbschmeichelnd, halb mit Gewalt Pinsel und Palette weg, hing sich lachend an seinen Arm und zog ihn hinaus ins Freie."

„Das waren die Flitterwochen," bemerkte Anton ein wenig unsicher gemacht, durch die Logik des jungen Bedienten.

„Wenn darauf allemal ein solcher Katzenjammer folgt, so will ich mir's zum abschreckenden Beispiel dienen lassen," äußerte dieser jetzt ernsthaft.

„Die Frau fast jeden Abend in der Oper oder bei ihren Aeltern, er unter seinen Arbeiten bis spät zu Nacht. Die gnädige Frau wohnt links und frühstückt auf ihrem Zimmer, der gnädige Herr wohnt rechts und frühstückt auf seinem Zimmer. Gehen sie je einmal zusammen in eine Abendgesellschaft, so treffen sie sich im Wohnzimmer, und die gnädige Frau legt die Hand auf seinen Arm, ohne auch nur den Kopf nach ihm zu wenden. Wenn das eine glückliche Ehe sein soll, so ist mir eine solche noch mein Lebtage nicht vorgekommen."

„Ihm ist überhaupt noch gar Vieles in seinem Leben nicht vorgekommen," fuhr Anton heraus, der bei dieser Schilderung der Häuslichkeit seines Gebieters nur mit Mühe seinen Zorn bezwang.

Der kleine, schlaublickende Bursche pfiff ein Liedchen vor sich hin.

„Freilich, freilich! Ich bin nicht wie Sie zehn Jahre bei einem Grafen und zehn Jahre bei dem Herrn Professor gewesen, aber so viel ist mir doch klar, wo hier der Hase im Pfeffer liegt. Ich sage Ihnen, diese schleunige Abreise ist nur das Vorspiel einer Scheidung. . . . Je eher diese steife, trübselige Gnädige unser Haus verläßt, je besser; dann kommt vielleicht die alte schöne Junggesellenzeit wieder. Da gibt es Soupers und Festlichkeiten bei uns, wo es von schönen Künstlerinnen wimmelt . . . ."

Plötzlich verstummte der geschwätzige Mund. Die unheilige Vehme, die in unseren Vorzimmern und Corridoren über unsere geheimen Vergehen zu Gerichte sitzt, weiß sich besser vor uns zu bergen als wir vor ihr. Ueber den dicken Laufteppich rieselte eine knisternde Seidenschleppe. Eine vornehme, graziös gebaute Frauengestalt durchschritt das Vorhaus. Der Fächer und Operngucker in der kleinen Hand deutete auf die Absicht hin, das Theater zu besuchen. Unter der eleganten weißen Spitzenhülle barg sich ein Kopf von zierlicher aristokratischer Form, der in diesem Augenblicke nachdenklich gesenkt schien. Die feinen Züge des blassen, von zwei großen, schwermüthigen Augen durchleuchteten Gesichtes schienen in einer peinlichen Spannung wie bei Jemand, der mit dem Aufgebote seiner ganzen inneren Kraft mit einem Entschlusse ringt. Da sie die Diener mit Koffer und Kisten im Hausflur stehen sah, stockte ihr Fuß eine Secunde lang, fast unmerklich. Dann, als raffe sie sich gewaltsam auf, stieg sie die breiten Stufen um so rascher abwärts. Dem alten Anton war ihr momentanes Zögern nicht entgangen.

„Haben die gnädige Frau etwas vergessen?" fragte er dienstwillig.

„Nein!" klang es in einer weichen weiblichen Stimme, und doch scharf und zurückweisend hinauf. Das seidene Gewand rauschte ungestüm weiter, der stolze Kopf der schönen Frau warf sich energisch in den Nacken zurück und bald darauf verschwand ihre schlanke Gestalt in dem harrenden Wagen.

In dem hohen Rundbau des Ateliers stand unterdessen der Herr des Hauses, ein stattlicher Dreißiger, in tiefe Gedanken versunken. Das leicht vorgeneigte Haupt mit den offenen, von innerer Gedankenarbeit kräftig ausgeprägten Zügen, die merkwürdig klar und jugendlich blickenden blauen Augen waren unverwandt nach der Thür gerichtet. Um Stirn und Nasenwurzel zeigten sich ein paar Falten, die mehr von innerer Erregung, als von den Jahren oder geistiger Anstrengung in das ernste Gesicht gegraben schienen. Es war die Stellung eines Harrenden, eines gespannt und ängstlich Harrenden. Wenn sie umkehrte, wenn sie dennoch in der elften Stunde umkehrte. . . . . Es war, als bestünde zwischen dem leichten, kaum hörbar auf der teppichbedeckten Treppe verhallenden Frauenschritt und der hohen Männergestalt da oben ein geheimer, magnetischer Rapport. Erst als er den Wagenschlag zufallen und den Wagen davonrollen hörte, richtete sich der Professor rasch auf. In seinen Zügen kämpfte Wehmuth und Groll, ein gegen das eigene Selbst gerichteter Groll. Er hatte gelauscht, in seinem eigenen Hause gelauscht wie ein Dieb. Da er ihr bei Tisch seinen Entschluß, zu reisen, mitgetheilt, da schien es ihm doch, als habe ihre zarte, leicht aufgebaute Gestalt einen Augenblick lang betroffen zusammengezuckt; aber gleich darauf hatte sie nickend und kaltblütig wieder eine jener trockenen, einsilbigen Bemerkungen hingeworfen, die warmaufquellendes Herzblut zu Eis erstarren machen. Immer düsterer und düsterer faltete sich die Stirn des einsamen Mannes. Wie ein Träumender durchwandelte er die im vornehmsten Künstlergeschmacke ausgestatteten Räume. Auf der Schwelle, die von dem Wohnzimmer in ihr Gemach führte, hielt er zögernd inne. Ein leichter Veilchenduft wallte ihm entgegen. Da lag ein spitzenbesetztes Taschentuch, das ihr beim Hinausgehen entfallen sein mußte. Er hob es auf, und starrte gedankenvoll darauf nieder. Diese zarte, ewig nur von Seide und Spitzen umschmeichelte Hand, wie eisern erbarmungslos hatte sie sein und ihr Lebensglück zermalmt! Ja, auch ihres . . . denn sie litt. . . . Einen Augenblick lang glaubte er, er müsse ihr nacheilen, sie in seine Arme schließen und ihr sagen, wie er ohne sie nicht leben könne. Aber wenn sie ihn dann wieder ansah mit jenem aus halbgesenkten Wimpern hervorzuckenden geringschätzigen Blicke wie damals, und er die Verachtung zwischen sich und ihr fühlte? Es durfte nicht sein! Zu tief schon hatte er seine Manneswürde gedemüthigt, ihren Trotz hatte er mit Milde, ihre Bitterkeit mit Geduld bekämpft, so lange er gekränkte Liebe für den Grund ihrer leidenschaftlichen Verirrung halten mochte. Um einen freundlichen Blick hatte er geworben mit Ausdauer und geheimer Angst, als bedürfe e r der Verzeihung. . . Er preßte die in heller Röthe auflammende Stirn in seine heißen Hände und wie die Dämmerung das stille Gemach mehr und mehr mit ihren Schatten erfüllte, da huschten

mit ihnen Gestalten und Bilder herein, die sich nicht abweisen lassen wollten. Er gedachte seiner ersten Jugend, einer Jugend, besudelt durch die Erinnerung an die welken, käuflichen Schönheiten der Ateliers, an jene feilen Weiber, die, von dem armen Modell, das seine Reize für schnödes Geld zur Schau stellen muß, bis zu der gefeierten Tänzerin der Hofbühne, die ihren kleinen Fuß verewigt sehen will, sich Alle, Alle, im innigsten Rapport, zu dem so zu sagen Physischen, in der bildenden Kunst fühlen. Früh schon faßte ihn ein tiefer schmerzlicher Ekel vor der Ironie der classisch reinen Form, in der sich ein fauler, giftiger Inhalt birgt. Ungleich der Mehrzahl der Künstler, die Alles, was an Idealität in ihnen wohnt, in ihre Werke tragen, und die Wirklichkeit zu leerem Spiel herabwürdigen, hatte er einen Strahl des göttlichen Funkens hinübergerettet ins alltägliche Leben und daran die reine Flamme eines häuslichen Herdes zu entzünden gedacht. Und nun gab es keine Weiber mehr für ihn, nur eine Einzige, Hochgeliebte, und wie der im Dunkeln Irrende hoffnungsvoll zu einem freundlichen Sterne emporblickt, faßte er ihre Hand und glaubte, sie werde ihn zu einem neuen besseren Leben leiten. Eine tiefe Wehmuth bemächtigte sich des still sinnenden Mannes. Es war ein Traum gewesen, flüchtig und schön wie eine lichte fata morgana. Er fühlte sich wie auf Engelsschwingen hinausgehoben über den Staub des Gemeinen, in freie selige Regionen. Aber unsere Vergangenheit schleicht uns nach wie ein Gespenst. Diesmal kam sie als kleiner, neckischer Kobold in das Atelier des Künstlers hereingeflattert. Es war Fräulein Aurora vom Hoftheater. Lächelnd und voll bestrickender Anmuth erschien sie wieder, und brachte den ganzen, berauschenden Duft einer flüchtigen, einst zwischen Becherrand und Lippen von dem Künstler abgebrochenen Bekanntschaft mit sich. Sie schmollte ein wenig mit dem „Freunde“, war ein wenig übermüthig, ein wenig sentimental, um schließlich zu klagen, daß sie, von ränkesüchtigen Rivalinnen verdrängt, aus der Mode käme, und eines neuen Erfolges bedürfe, der ihr wieder Folie gäbe. Wenn Reisner ihr Bild malen, und es ausstellen wolle, sei sie gewiß, wieder die Löwin des Tages zu werden. Sie berief sich auf zusammenverlebte frohe Stunden, alte Freundschaft, längstverflogenen Weihrauch, um Reisner diesen Dienst abzuschmeicheln. . . Und nun kam sie tage-, wochenlang ein halb ungebetener, halb gern gesehener Gast in die ernste Künstlerwerkstätte. Ihr heißer Wunsch, das Porträt vollendet zu sehen, schien sich allmälig abzukühlen. Sie nahm es mit den Sitzungen nicht sehr genau. Ueber die Hand des Künstlers geneigt, den schönen blondgelockten Kopf an seine Schulter lehnend, das reizende Gesicht so nahe an seiner bräunlichen Wange, daß er den heißen Athem des verführerischen Geschöpfes fühlte, belauschte sie das Fortschreiten der Arbeit. Ob *sie* es wohl gewiß war, die er da auf die Leinwand zauberte? Der böse

Mann, er konnte wahrhaftig nicht schmeicheln, was sollte der herbe, verdrießliche Zug, den er ihr zwischen Mund und Nase hinlog? Achtzehnjährig sollte er sie malen, wie sie damals war, als es in diesem nun so steifen, spießbürgerlichen Hause noch die reizenden kleinen Soupers en petit comité gegeben habe. Damals — hat er es denn ganz vergessen? und sie gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter, da sie ihm zur Erinnerung an eine tolldurchschwärmte Nacht ihre scharfen, kleinen Zähne in die schlanke aristokratische Hand gepreßt hat, auf die der eitle Mann so stolz war. . . . . Er achtete nicht viel auf dies plumpe ungeschickte Spiel, das er zu oft sich früher schon wiederholen gesehen, bis er eines Morgens die kleine Hand, die er sonst höchstens mit einer halb ironischen, halb galanten Bemerkung bei Seite geschoben, von sich schleuderte wie ein giftiges Reptil.

Im dunklen Rahmen der schwerherabfallenden Sammtportière stand eine hohe Frauengestalt. Ein paar braune Rehaugen, die er nie anders als sanft und hold blicken gesehen, starrten ihn an, anfangs hilflos, wie irr im Schmerz, dann im ersten Aufblitzen der Leidenschaft. Einen Moment lang schien die Erscheinung wie festgebannt vor seinen verwirrten Blicken, dann verschwand sie lautlos, ohne einen Schritt nach vorwärts zu thun, von der Schwelle. Der Professor hatte seiner jungen Frau gegenüber die Besuche der Künstlerin verschwiegen, theils weil er nur zu wohl wußte, in welch' innige Verbindung die Fama seinen Namen mit dem jenes flatterhaften Geschöpfes gebracht, theils weil eine Art zartfühlender Ritterlichkeit für die leichtgeschürzte Schöne, deren Gunst er zweimal verschmäht hatte, ihn davon abhielt.

Ein bitterer Zug grausamer Selbstironie grub seine Linien um die schmalen, geistvollen Lippen des einsamen Mannes. Da stand sie wieder vor ihm jene häßliche, unauslöschlich in sein Gedächtniß eingegrabene Scene, da er die Frau, die er bis dahin als das Urbild sanfter Weiblichkeit angebetet, vor sich sah, mit vor Leidenschaft entstellten Zügen, jede vernünftige Vorstellung, jedes Wort seiner Liebe überhörend.

„Glaubst Du, ich hätte Talent und Lust zu der Rolle der täglich öffentlich verrathenen und insgeheim immer wieder durch ein paar einschmeichelnde Worte begütigten und geknechteten Frau, der Frau, die gierig nach jedem Brosamen einer Zärtlichkeit hascht, der ihr von unsauberer Tafel mitleidig übrig gelassen wird? Nein! Nein! Nimmermehr!" zischte es hervor zwischen ihren farblosen, zuckenden Lippen. „Ich weiß, sie nennen das so in der Gesellschaft ein alltägliches Verhältniß. . . . . Die Frivolität hat es zu ihrem Dogma erhoben, daß der Schwur vor dem Altare nur für uns Frauen bindend, Euch eine leere, einfach belächelte Formsache ist. — Nun wohl . . . . ich begreife deinen Wunsch, ein so „alltägliches Verhältniß" vor

den Augen der hohnlächelnden Welt nicht in schreienden Farben illustrirt zu sehen — aber wir werden deshalb nicht minder geschieden sein."

Die sanfte weiche Stimme, die nur den reinen Accord der Liebe wiederzugeben bestimmt schien, klang kalt und scharf wie ein gezückter Dolch bei diesen Worten der Erbitterung, die wie ein giftiger Hauch den Spiegel edler Frauenwürde trübten, der ihm die ganze Menschheit verklärt hatte. Er trat zurück, ernüchtert, verarmt, zu stolz noch ein Wort an eine Vertheidigung zu verschwenden, die keinen Glauben fand. — Und nun kam jene endlos lange, wüstenhaft öde Zeit, da sie nebeneinander hergingen wie zwei Fremde, mit keinem Laute, keiner Bewegung die starre Grenze überschreitend, die sie sich gezogen, und doch angstvoll harrend, ob nicht ein Blick eine freundlich ausgestreckte Hand des Anderen herüberreichen werde aus der trostlosen Eisregion, die sie fast ertödtete. Aber zwischen ihnen lag ihr Stolz wie ein zweischneidiges Schwert. Er sah die schöne, ihm noch immer theuere Frau in Gesellschaft von Bewunderern umringt, die das stolze, kalte Marmorbild durch das Feuer sträflicher Leidenschaft zu beleben wähnten und er sah, wie sie all' die kleinlichen Mittel der Koketterie, mit denen gewöhnliche Frauennaturen den Gatten zu ihren Füßen zurückzuführen pflegen, verschmähte.

Ja, die Wogen des eitlen Weltlebens waren macht- und wirkungslos abgeprallt an der fleckenlosen Hoheit eines Frauenbildes, dessen träumerische Augen mitten im betäubendsten, sinneberückendsten Wirbel in fernen Weiten ein verlorenes Glück zu suchen schienen. Dennoch hatte er sie nicht an sein Herz gerissen, wenn sie dann so stumm mit niedergeschlagenen Wimpern und aufeinander gepreßten Lippen neben ihm herging, dennoch hatte er den schweigenden Trotz, der täglich mehr Nahrung aus sich selbst saugt, still ertragen, bis er zwischen ihnen stand unüberwindbar und gigantisch wie eine erbarmungslos zerstörende Naturgewalt.

Auf einem grünen Alpenraine steht ein Hüttchen, von Menschenhand erbaut und in dem Hüttchen beisammen wohnt das bischen Liebe und Glück, das unser irdisches Paradies ausmacht. Da rollt ein hämischer Zufall ein Schneekörnlein daher und von geschäftigen Geisterhänden wird es weitergetragen. Alle finsteren Dämonen des Berges nähren es mit zerstörenden Gewalten, bis es mit Riesenwucht zerschmetternd herabsinkt auf das bescheidene, flüchtige Glück der kleinen Erdensöhne. So waren Mißtrauen, Stolz und falsche Scham unaufhaltsam gewachsen, bis zu dem Augenblick, wo der Mann sich aufraffte, das unnatürliche Verhältniß, das sein innerstes Lebensmark verzehrte, zur Entscheidung zu bringen, um jeden Preis. Um jeden Preis! Es war ein hohes Spiel und er hatte es verloren, hatte Alles verloren, was seinem Leben Werth und Inhalt lieh. . . . . . Sie war gegangen

ohne ein Wort der Versöhnung. Wehe dem Frauenherzen, das nicht verzeihen kann!

Die Brust des hochgewachsenen Mannes hob sich in schweren Athemzügen. Er stand rasch auf, als risse er sich gewaltsam los von dem Raume, den noch ihr Zauber umwehte und schritt gegen das Wohnzimmer, um in sein Atelier zurückzukehren. Da — mit einemmale durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag. Vom Eingang her klang ein leises Knistern und Rauschen und nun kam es näher, ein hastiger, eilig beflügelter Schritt... Der wartende Mann legt die Hand auf die Brust, in der selbst das Herz eine Secunde lang lauschend stillzustehen scheint. Ja, sie war es! Angstvoll, athemlos flog sie herein wie eine Verfolgte. Keiner der Diener war im Vorzimmer gewesen und sie hätte auch nicht zu fragen gewagt, ob er noch zu Hause sei. Mitten in der Vorstellung hatte sie's plötzlich emporgerissen mit namenloser Angst, wie ein im Walde verirrtes Kind, das dem Vaterhause in sinnlosem Trotz entlaufen und nun in Dunkel und Nacht umherirrt. Wie ein Wirbelwind fegte ihre spitzenüberrieselte Schleppe über die Steinfließen des kleinen Rundbaues. Er war leer. Die in drehbarer Angel befestigt gewesenen Bilder waren mit Ausnahme eines einzigen abgenommen, einige werthvolle Bronzeabgüsse und Alabasterbüsten in weiße Laken verhüllt. Die junge Frau warf einen langen Blick um sich. Da stand die Staffelei. Sie war der Wand zugekehrt. Hier der hochlehnige, mit dunklem Sammt bezogene Lehnstuhl, in dem er auszuruhen und den müden Blick am fernen Blau der Berge zu erquicken pflegte... Hier ... hier ruhte seine Hand, die fleißige Hand, die so selten Pinsel und Palette weglegte... Sie glitt mit bebenden Fingern wie liebkosend darüber .... „Helene!" Ihr Name erklang in lautem Widerhall. In dem unsicheren Halbdunkel des Ateliers erblickte sie eine wohlbekannte Gestalt. Wie auf räuberischer That ertappt, fuhr die junge Frau empor. Die Spitzenhülle, die den reizenden Kopf bedeckt hatte, der weiße Mantel, der ihre Schultern umhüllte, fielen herab. Sie sah die Hand nicht, die er ihr entgegenstreckte; sie erschrak vor sich selbst und ihrem eigenen Entschluß.

„Die Goldoni hat absagen lassen," sprach sie, die Hände vor die hochklopfende Brust drückend, mit unsicherer Stimme. „Es war mir deßhalb nicht der Mühe werth zu bleiben. Da wollte ich nun sehen, ob die Diener Deine „Katharina Bora" die in Deiner Abwesenheit zur Ausstellung gehen soll, gut verwahrt haben."

„Du überzeugst Dich wohl selbst," sagte er gelassen. Er hatte im Nu einige durch Milchglas gedämpfte Gasflammen entzündet, und hob nun mit einer gewissen Ritterlichkeit, als bewillkommne er einen fremden Gast, den zu Boden gefallenen Mantel und Schleier auf. Sie machte eine Bewegung,

als wollte sie sich danach bücken, that es aber dann nicht, um nicht seiner Hand zu begegnen. In dem grellen, unbarmherzigen Gaslicht fiel es ihm neuerdings auf, wie die Schönheit dieses jungen idealgezeichneten Gesichts in der letzten Zeit gelitten hatte. Die junge Frau glich einer aus dem Süden in unsere rauhe Zone versetzten Tropenpflanze, die aus Mangel an Licht und Wärme langsam zu Grunde geht. Ein Zug unsäglicher Müdigkeit lag um die reizenden Mundwinkel und die großen, ein wenig zurückgesunkenen Gazellenaugen gaben ihr einen ungemein leidenden Ausdruck. Sein forschender Blick beunruhigte sie. Sie wandte sich nach dem einzigen Bilde um, das noch unverpackt auf einer großen Staffelei stand und starrte gedankenlos darauf, während ihre zarten Finger in nervösem Spiel an der Spitzengarnitur ihres Kleides zupften. Das Gemälde stellte die Trauung Luther's mit Katharina Bora dar. „Schön ist sie nicht eben, diese Reformatorenbraut,“ bemerkte die junge Frau apathisch.

„Gewiß nicht in unserem modernen Sinne,“ gab er ruhig zur Antwort. „Die weichen, unbestimmten Linien unserer modernen Schönheit, wie wenig entsprächen sie dem Charakter dieses, mit Leib und Seele in seiner rauhen Zeit wurzelnden Weibes! Damals gab es noch ganze Menschen und ganze Leidenschaften. Die Liebe einer Bora sprengte die Fesseln des Kloster- und Gottesgelübdes und die Leidenschaft eines Luther stellte sich über das Kirchengesetz. Wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts haben beständig den Gradmesser jedes Gefühls bei der Hand und stellen ganz objectiv fest, wie viel wir an Entsagung zu leisten vermögen.“ Er sprach mit herausfordernder Bitterkeit. „Das sagst Du,“ murmelte die junge Frau, „weil euch Männern die Liebe in der That nur noch ein Spiel; aber ich glaube, die Menschen waren sich zu allen Zeiten gleich — und durch alle Ewigkeit hat eine große, wahre Leidenschaft in sich selbst ihre Berechtigung getragen.“ Der Gatte sah sie staunend an. Wie leuchtete ihr Auge, wie glühte die eben noch blasse Wange in Begeisterung auf.

„Wir sind ein altes, überfeinertes Geschlecht,“ erwiderte er gewaltsam an sich haltend, „es fehlt uns der Muth, für unsere Leidenschaften frei einzustehen.“

Die junge Frau seufzte. Langsam, wie traumverloren streifte sie die Handschuhe ab und strich ein paar widerspänstige Locken auf die Stirne nieder. „Ich halte Dich auf,“ sagte sie dann tonlos, mit jener fremden Höflichkeit, die sie gegen einander angenommen hatten, seit es mit der Liebe vorbei war. „Nicht doch“ — erwiderte er ebenso — „ich habe noch zwei Stunden Zeit, um diese Studien in die Kiste zu werfen.“

„Wohin reisest Du?“ fragte sie jetzt schüchtern.

„Nach Rom. Vielleicht bringt mir der sonnendurchflossene italische Lenz neue Inspirationen, die das grobzugehauene Gesicht meiner Lutherbraut vergessen machen.“

Um ihre weichen Lippen irrte ein erzwungenes Lächeln, jenes gefällige Lächeln, das von der Gewohnheit auf dem Antlitze der Weltdame festgehalten wird, jenes Lächeln, das weibliche Lippen selbst dann umspielt, wenn heimliche Thränen im Auge brennen. „Es ist eben die Zeit der Malaria,“ bemerkte sie leichthin.

„Meine Constitution neigt nicht dazu,“ entgegnete er einfach. Nun wandte sie sich hastig ab. Ihr ganzes Wesen schien mit dunklen Gewalten zu ringen. Sie ging mit raschen Schritten im Atelier auf und ab, schob und rückte da und dort Gegenstände, denen kein Rücken noththat und hob vom Boden auf, was sonst ihr Fuß kaum zu berühren geruht hätte. Das Auge des Mannes folgte jeder ihrer Bewegungen.

„Alfred!“ rief sie plötzlich halblaut. Es klang gedämpft und doch wie ein Aufschrei. „Was wünschest Du?“ gab er ruhig zurück. Er hatte den Kopf in den unbeleuchteten Theil des Ateliers abgewendet, so daß sie seinen Gesichtsausdruck nicht wahrnehmen konnte. Sein Ton war mild; ach, aber ihr schien er so kalt! „Nichts! Nichts!“ rief sie nun leidenschaftlich grollend, und als habe sie ihre ganze Kraft an eine fruchtlose Anstrengung vergeudet und vermöge nichts weiter über sich zu gewinnen, faßte sie in die schweren Sammtfalten der Portière. Die alterthümliche Stutzuhr am Pfeiler schlug neun Uhr. Jeder dieser feinen, schrillen Töne schien in den innersten Nerven der Frau nachzuvibriren. „Sagtest Du etwas?“ fragte sie jetzt unsicher mit einer halben Wendung des reizenden Hauptes. Er hatte vollkommen stillgeschwiegen, aber er besann sich rasch. „Ja. Wenn Du vielleicht die Güte, hättest mir den dritten und vierten Band Schopenhauer aus dem Wohnzimmer zu bringen?“ „Sofort,“ erwiderte sie eilfertig mit erleichtertem Aufathmen und in wenigen Minuten erschien sie geschäftig mit dem Gewünschten. „O, dieser Schopenhauer, wie ich ihn hasse!“ murmelte sie, während sie dem Gatten Band um Band reichte und er sich hinabbeugte, die Bücher in die Kiste einzureihen. „Wie geringschätzig urtheilt er über uns Frauen; und das Schlimmste dabei ist: man kann sich seiner scharfen Logik nicht verschließen, so gerne man auch möchte!“

Er lächelte. Es war ein schönes, jugendliches Lächeln, das seine edlen Züge doppelt anziehend erscheinen ließ.

„Bist Du fertig?“ fragte sie nun leise; — „ach! dort die große Mappe soll wohl auch noch hinein?“ und sie eilte, dieselbe mit hastiger Bereitwilligkeit herbeizuziehen. Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit eilte er ihr nun zu Hilfe. „Es ist zu schwer für Dich,“ sagte er, die umfangreiche Mappe

mit starken Armen an dem einen Theile fassend, aber die junge Frau ließ sich's trotzdem nicht nehmen, die schweren Cartons wirklich einige Schritte weit zu tragen, um sie alsbald mit einem leichten Aufschrei auf die nächstbesten zwei Stühle sinken zu lassen. Ein klein wenig Staub flog dabei auf, die verschnürenden Bänder lösten sich, und eine Anzahl meisterhafter, theils in Aquarell, theils in Oel ausgeführter Skizzen fielen zu Boden. Mit begieriger Hand griff die junge Frau darnach. „O wie reizend, wie entzückend lieblich!“ rief sie, die verstreuten Blätter mit ungekünstelter Bewunderung betrachtend. Es waren anmuthige Genrebilder, Scenen aus dem Kinder- und Landleben mit liebenswürdiger Frische und keckem Humor gemalt. Ihr Blick weilte lange erfreut und erhellt darauf, bis er endlich immer sinnender und sinnender ward. „Malst Du das zu Deiner Erholung?“ fragte sie dann, und ihr schönes Auge schlug sich zum ersten Male voll und groß zu ihrem Gatten auf. „Ich weiß nicht .... so allerliebst diese Sachen sind, mir ist, als müßtest Du Dich zu solchen Arbeiten herablassen, als müßten sie Dein Talent zersplittern.“

Ein bitterer Zug flog um seinen ernsten, von dunklem Bart beschatteten Mund. „Das ist eben gangbare Münze, mein Kind,“ erwiederte er so leicht, als es ihm möglich war. „Diese großen Arbeiten, die unser volles Können in Anspruch nehmen,“ er wies auf seine Trauung Luther's, „tragen verzweifelt wenig Geld, und wir haben dessen eben in der letzten Zeit vielleicht etwas viel gebraucht.“

Sie sah ihn groß und starr an, dann glitt ihr Blick unwillkürlich an den schweren Falten ihrer Seidenrobe, an den glitzernden Steinen, die Hals und Busen schmückten, nieder, und eine tiefe Purpurgluth schoß ihr bis unter das braungoldige Haargelock. Durch diesen Tand, durch ihre sinnlosen Ansprüche hatte sie, die wohlhabende Frau, seinen Genius zu drückendem Broterwerbe herabgewürdigt!

„Und so verschwendest Du unwiederbringlich Zeit und Kraft!“ rang es sich fast versagend aus ihrer Kehle.

Er mißverstand sie. Der Ausdruck seines Gesichtes, das eben noch in schwer zurückgehaltener Zärtlichkeit aufzuleuchten schien, ward streng und finster. „Diese Arbeiten sind bei Nacht entstanden,“ sagte er kalt zurückweisend, „sie sind rein manuell und lassen, wie Du vorhin sehr richtig bemerktest, den Geist ausruhen.“ „Du arbeitest bei Nacht?“ fragte sie athemlos, beinahe verzweifelt zu ihm aufblickend. „O, mein Gott! mein Gott!“ Ihr zarter Körper erbebte in einem thränenlosen krampfhaften Aufschluchzen und ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlug sie die Hände verhüllend vor ihr zuckendes Antlitz.

Eine Secunde lang stand er erschüttert und fassungslos vor diesem Ausbruch; dann war er im Nu an ihrer Seite. „Sieh' auch das letzte Blatt,

der Sammlung an," sagte er bittend, mit sanfter Gewalt die schönen Hände von ihren Augen ziehend, „das letzte Blatt, das ich in eigensinnigem Egoismus nur für mich selbst gemalt habe." Er hielt es ihr entgegen. Sie blickte zweifelnd darauf hinab. Es war eine in Oelfarben ausgeführte Porträtskizze, ein schönes Mädchen im Brautschmucke darstellend. Der Künstler hatte das kalte unmalerische Weiß in ein mattes Blau verwandelt. Orangenblüthen lagen auf dem goldig schimmernden, braunen Haar und fielen als reicher, duftiger Regen in den Schooß hinab, und der schöne Frauenmund dort auf der Leinwand preßte sich inbrünstig unschuldsvoll auf eine dieser Blüthen.

„Das ist .... das ist ja ...." stammelte sie.

„Das ist die Frau, die ich liebte," flüsterte er, sich tief zu ihr herabneigend, „die Frau, die ich liebe...."

Ein halbunterdrückter Jubellaut brach aus dem Innersten des schönen, leidenschaftlichen Geschöpfes. Sie ergriff die Hand, die sich auf die ihrige legte, und preßte sie an ihre Lippen, ihre Augen und ihre Brust. „O Alfred, kannst Du mir verzeihen, kannst Du vergessen?" hauchte sie demüthig.

Mit starken Armen zog er die Weinende sanft an seine Brust. „Wir waren recht thöricht Beide," sprach er leise und seine tiefe Stimme bebte.

„Nein! Nein!" rief sie nun in überquellender Reue an seine treue Brust sich schmiegend. „Ich allein war es, die Dich in grenzenloser, hochmüthiger Verblendung quälte bis an die Grenzen Deiner Geduld; aber glaube mir, ich war unbeschreiblich elend! Während ich auswärts weilte, bei den glänzendsten Festen, den rauschendsten Zerstreuungen, sprach es oft in mir: Geh' hin und wirf dich ihm zu Füßen .... aber ich fand nicht den Muth dazu, und dann bat ich Gott, er möchte mir eine Gelegenheit geben, Dir zu zeigen, wie grenzenlos ich Dich liebte ... und ich malte mir aus, wie ich bei einer gefährlichen, ansteckenden Krankheit Tag und Nacht nicht von Deinem Lager wiche, und mein warmes Herzblut in Deine trockenen, fieberheißen Adern strömte, oder ich selber läge im Sterben und gestände Dir meine Liebe und meine Reue...... Wenn aber dann der andere Morgen kam, und Du bei nüchternem Tageslicht so ernst und kalt wie ein zürnender Gott vor mir standest, da zog sich mein Herz wieder krampfhaft zusammen und meine unselige Scheu trug den Sieg davon..... Da ging ich hin und wühlte in jedem Luxus, häufte Spitzen und Diamanten auf mein verzweifeltes Herz, indeß Deine Augen trübe wurden bei der Arbeit, Deine Kraft und Dein Genie sich in angestrengtem Ringen um schnöden Lohn verzehrten!"

Schweigend, aber voll tiefer Zärtlichkeit auf sie herabblickend, hatte der junge Ehemann sie so lange gewähren lassen. „O Kind! Kind!" sagte er dann, seine Hand beschwichtigend auf den selbstanklägerischen Mund legend. „Du malst zu schwarz. Ich hatte einen geheimen Talisman, der mich

aufrecht erhielt in dieser dunklen Zeit. Es war die Hoffnung auf diese Stunde und Du hast sie erfüllt — voll und reich." Sie drückte seine Hand und löste sich sanft aus seiner Umarmung. Mit einer lebhaften Geberde streifte sie das schimmernde Geschmeide von Armen und Busen und die Rosen aus ihrem Haare. „So wie ich jetzt all' den überflüssigen Flitter von mir thue, so will ich meine alten Fehler von mir werfen, will als sorgliche Hausfrau in diesen Räumen walten, Dein stolzes Künstlerschaffen fördern, so viel in meinen schwachen Kräften steht, und von nun an erst im Geiste und in der Wahrheit Deine Gefährtin sein."

„Mein Weib! mein süßes Weib!" jauchzte er, den schönen, zu ihm emporgewandten Kopf an sein Herz lehnend. „Des Einen nur sei stets gedenk, daß der Glaube in der Liebe der Liebe bester Theil ist. . . . ."

Ein lauer Frühlingswind strich flüsternd durch das offene Fenster und abermals schlug die nimmermüde Uhr auf dem Simse eine Stunde. Der alte Anton trat ein, dem Herrn zu melden, daß Alles zur Abfahrt bereit sei; aber die beiden Glücklichen, die sich innig umschlungen hielten, vernahmen nichts davon; denn der enge Raum über ihren Häuptern, wandelte sich in diesem Augenblicke zu einem Tempel, darin sie vor einem unsichtbaren Priester und vor dem, in jedes guten Menschen Herz eingegrabenen inneren Gesetze, in Lieb' und Treue ein heiliges Gelöbniß erneuerten.





Der See der Feen.

Nach dem Rumänischen des P. Bulfu.

Von

L. B. Fischer.

Mädchen, hör', erzählen will ich Dir 'ne Mär', —
Ihresgleichen gab's nicht, gibt's auch nimmermehr;
Klein nur, aber herrlich ist sie und besticht
Wie Dein Feen-Auge, wie Dein süß Gesicht.

's war ein wonnevoller wolkenloser Tag,
Als auf blum'ger Wiese und durch grünen Hag
Sich ein kleiner Knabe sorgenlos erging,
Lieblich, leicht und fröhlich wie ein Schmetterling.
Seine muntern Aeuglein blickten sanft und mild
Bald entlang der Wiese zaubervollem Bild,
Bald zum hochgewölbten blauen Himmelsgrund,
Bald auf Schmetterlinge, schönbeschwingt und bunt.
Flink, gleich der Gazelle, trug sein Füßchen ihn,
Und so zog des Weg's er frohgemuth dahin,
Bald auf grünen Matten, zwischen Blümlein schön,
Bald hinan die Berge, zu der Wolken Höh'n;
Plötzlich aber hält er ein im schnellen Geh'n,
Horcht und horcht . . . und staunet, bleibt dann lauschend steh'n:
Magisch tönt's und leise her vom Bergeshang,
Wie ein Lied von Engeln, wie ein Feen-Sang.
„Ach welch' gottvoll süße Wunder-Melodien!"
Jubelt laut der Knabe, eilt dann freudig hin,
Ueber Berg und Wiesen, forschend sehnsuchtsvoll
Nach dem Ort, dem jener Himmels-Sang entquoll.
Da, mit Einemmale, ist verstummt das Lied,
Und vor sich der Knabe, der erstaunte, sieht
Einen zaubervollen, herrlich grünen Hag,
D'rin ein See kristallen ausgebreitet lag. —

„Hier ist die Behausung holder Fee'n, ach sieh'!
„Sieh', und auch die Quelle süßer Melodie! —
„Schöne Fee, ach singe! Singe ohne Ruh',
„Denn es trägt Dein Lied mich Himmelsfernen zu!"
Also bat der Knabe, da er, seufzend, stand
An des sanften Sees grüner Uferwand.
D'rauf hinab in's Wasser schweift sein Aug' entzückt,
Und er sieht tief unten, d'rüber hingebückt,
Azurblaue Himmel tausendfält'ger Pracht,
D'rob der gold'nen Sonne Strahlenhelle lacht;
Einen Zaubergarten, Blümchen süß und fein,
Wie auch wunderselt'ne, gold'ne Vögelein.
„Ach, welch' Glück, welch' Wonne!" ruft er staunend dann,
„Welch' ein Hort der Freuden lächelt hier mich an!
„Himmlisch schöne Welten! Hier das Thor ich fand,
„Das den Weg mir aufthut zu des Edens Land!"
Und er beuget tiefer über's Buschwerk sich,
In die stillen Wogen blickt er wonniglich . . . .
Da umschleiern seine Aeuglein sich, und, weh!
Jählings stürzt er in den bodenlosen See. —
„Engeln, ach, der Sonne! Wesen göttergleich,
„Feen, die Ihr wohnet hier im Wellenreich!
Reicht mir Eure Hände, helft mir, denn es droht
Woge rasch um Woge mir mit sicher'm Tod!"
Rief der Knabe weinend, und er seufzte bang,
Als sein schwaches Händchen mit der Welle rang. —
Ueber sein Geschick ward seither nichts bekannt.
Ob in grünen Wogen er den Tod wohl fand?
Oder ob die Fee dann aus den Fluten kam,
Zärtlich ihn umschlang und in die Arme nahm
Und mit süßem Sange ihn die Pfade wies,
Durch das Thor des Himmels, in das Paradies?

*

Das nun ist, o Mädchen, meine kleine Mähr'!
Doch, wer ist der Knabe? Kannst Du rathen, wer? —
Höre denn, mein Engel, gerne nennt er sich,
Und Du sollst es wissen: Jener Knab' bin ich! — —

Ohne Sorgen lebt' ich ruhig in den Tag
Und mir war das Leben, wie es vor mir lag,
Wie ein schöner Garten, der viel Blumen bot,
Wie der Hain, der grüne, wie das Morgenroth!
Gleich dem Falter wiegt' ich mich im Sonnenschein,
Flog von Blümlein lustig hin zu Blümelein,
Süßen Nektar saugend, ohne mich zu müh'n,
Aus den Lilien, Veilchen, die im Garten blüh'n.
Plötzlich doch, o Wunder! an das Ohr mir drang
Deiner sanften Stimme zaubervoller Klang,

Und ich sah Dein frohes, lächelnd Angesicht,
Das in Schönheit glühte, gleich der Sonne Licht;
In die Feen-Augen sah ich Dir entzückt,
Deren Feuergluten mich der Welt entrückt;
Und es hat aus ihnen, lächelnd mich und traut,
Wie aus einem See von Silber angeschaut:
Azurblauer Himmel, strahlenhell umfacht,
Und ein Paradies von tausendfält'ger Pracht!
Sah' ein Bild voll Zauber, das kein Name nennt,
Eine Welt der Freuden, wie kein Mensch sie kennt. —
„Welch' ein Glück, welch' Wonne!“ rief ich übermannt
Von dem schönen Anblick, der mich festgebannt;
Und wie jener Knabe in den See hinein,
So auch blickt' ich tiefer in die Augen Dein . . .
Da entschwand die Welt mir; plötzlich, unbewußt,
Drang ein Pfeil, ein süßer, tief in meine Brust,
Und eh' ich es ahnte, mußt' ich, Engel, weh!
Ringen mit den Wogen Deiner Liebe See! — —

*

Du, des prächt'gen Sees holde Fee, ach sprich:
Hast Du wohl zur Rettung einen Rath für mich?
Sieh', wie tief der See ist! Unergründlich schier!
Und schon will die Welle rasch hinab mit mir!
Komm', ach Fee, und helfe mir aus dieser Noth,
Laß nicht in den Wogen finden mich den Tod!
Und mit süßem Lächeln, süßem Wort erschließ'
Mir ein neues Leben und ein Paradies;
Deine Engelsstimme hebt zum Himmel mich,
Haucht im Flüstertone sie: „Ich liebe Dich!“





Gedichte

von

Martin Greif.

Blume Steinbrech.

Steinbrech, du edle Blume,
Wär' mir die Kraft bescheert,
Ich sänge dir zum Ruhme
Ein Lied, das deiner werth.

Doch so auch soll verloren
Dein Bild an mir nicht sein,
Zum Trost von mir erkoren,
Gedenk' ich gerne dein.

Dir ward ja Muth gegeben
Zu einem harten Loos,
Da du dich weißt zu heben
Aus starrer Felsen Schooß.

Wo sich nur Flechten nähren,
Wagst du hervor dich kühn,
Wo kurz die Sommer währen,
Da mangelt nicht dein Grün,

Das, unverzagt im Klettern,
Standhaft den Föhn erträgt
Und zwischen zähen Blättern
Die zage Dolde trägt.

Erwacht im strengen Schatten
Ihr Blick voll Hoffnung spricht,
Die Primeln auf den Matten,
Sie leben lieber nicht.

Und ob auch sie zu hüten
Jed' Schmeichellüftlein fehlt,
Die Fülle deiner Blüthen,
Wer hat sie je gezählt?

Wenn frisch im Blattgewühle
Ihr holder Flor erscheint,
Im gleichen Farbenspiele
Wie schwesterlich geeint.

Und muß er auch verbleichen
Vor and'rer Sterne Pracht,
Du willst ja nicht erreichen,
Was dir nicht zugedacht.

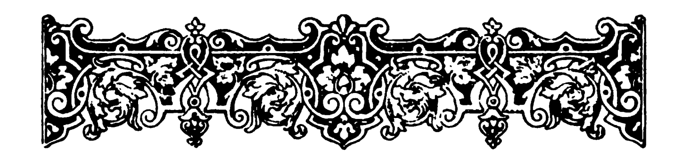
Du gleichst dem, der bescheiden
Sich in sein Schicksal fügt
Und mit dem Theil der Freuden,
Die Gott ihm gab, begnügt.

Nur wenn die Wolken schauern
Und Schnee dir raubt das Licht,
Empfindest du voll Trauern,
Was dir an Glück gebricht.

Der alte Zinsgroschen.

Ein Pfarrherr, der vom Groschen just gepredigt,
Den einst der Herr uns hieß dem Kaiser zinsen,
Sofern wir Gott das Seinige nur geben,
Er fand am gleichen Tag im Opferstocke,
Vermengt mit andern, eine Römermünze;
Und als er Bild mit Umschrift wohl enträthselt
Und jenen Cäsar selbst darauf erkannte,
Auf den der Spruch des Heilands war ergangen,
So sprach er ernst zu sich nach kurzem Lächeln:
Kein Zöllner würde sie mir freilich nehmen,
Wenn ich dem Kaiser nun den Schoß entrichte,
Doch gilt sie auch nicht mehr, sie hat nicht minder
Die uns vom Herrn gesetzte Pflicht bestätigt;
Hier ist die Probe, daß sein Wort beständig.





Der Ara.

Erzählendes Gedicht.

Von

August Silberstein.

Wo Bananen bei den Orchideen
Von Lianen wild umschlungen stehen,
Wandern, müd' von des Berufes Schwere,
Abendrothumglüht, zwei Missionäre.

Eines Wigwams dürftiges Geflechte
Winkt, und bei dem wilden Manne möchte
Herberg' dieses Botenpaar der Christen,
Denn der Tag will schon zum Scheiden rüsten.

Und der Friedenspfeife Wolken steigen
Bald empor, es reicht sein bestes Eigen
Gern' der braune Mann, denn unbewehret
Sind die Müden bei ihm eingekehret.

Bei des Wigwamfeuers Flammenscheine
Sitzen nun des Stammes Große, Kleine,
Und beim Gastmahl, zu den Reden, Klängen,
Will ein bunter Ara seine Worte mengen.

Und die Brüder horchen, staunen, fragen,
Was denn seine fremden Worte sagen? —
Neigt der Wilde sich mit Schmerzgeberde,
Deutet fernhin, dann hinab zur Erde.

Jahre, lange Jahre sind entschwunden,
Seit der Weiße seinen Pfad gefunden
Zu des Stammes stillen Lagerplätzen,
Wo der Vogel war ein lieb' Ergetzen.

Und die Weißen haben Zwist gestiftet,
Mit dem Feuerwein das Herz vergiftet,
Dann auch, als das erste Blut geflossen,
Tod gesät mit ihren Blitzgeschossen!

Flammend sind die Hütten aufgelodert,
Was von Leichen Geier ließen, modert,
Der entkomm'ne Ara rief vom Äste,
Kam bei braunen Wandrern einst zu Gaste.

Keiner lebet mehr von seinen Leuten,
Niemand kann nun seine Worte deuten,
Nur gemahnen sie aufs allermeiste,
Daß er Rache schrei' zum großen Geiste!

„Und kein rechter Gott ist wohl der Eure,
Daß er duldet solches Ungeheu're!
Sprecht' mir nicht vom ew'gen Gott der Christen,
Da er morden läßt und überlisten!"

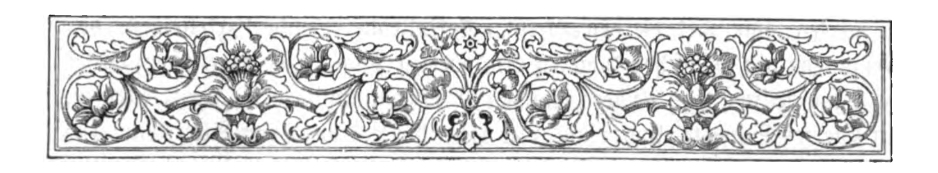
Sagt der Prister: „Haben Weißgesichter
So gefrevelt — lebt der ew'ge Richter,
Der, ob auch ihr wüster Leib vermodert,
Ihre Seele strenge vor sich fordert!

Und der Gott ist's, der des Ara's Sprache
Wohl versteht, und gibt den Braven Rache —
Jene armen Wilden, die gefallen,
Auferstanden läßt im Himmel wallen!"

Spricht der Häuptling: „Ist der Sieg gegeben
Unsern Brüdern doch im ew'gen Leben;
Ist der Vogel auch vom Geist gesendet,
Daß ihr uns're Sinne zu ihm wendet!

Auf, ihr Unsern! keine Zeit verloren,
Und dem weisen Christengott geschworen,
Falsch ist, was bisher ich mit Euch glaubte" —
Und die Taufe träuft zu ihrem Haupte!







von

Henriette Kühne-Harkort.

Auf dem Steckenpferde reiten!

„Ein Steckenpferd frißt mehr, als zehn Ackergäule!“ Die Richtigkeit dieses guten, alten Sprichwortes möchte man auf den ersten Blick bezweifeln, sieht man aber genauer zu, so wird man gestehen müssen, daß es nur zu wahr ist; es ist auch durchaus nicht zu stark aufgetragen. Ein Nebengeschäft, welches man oft mit Zurücksetzung seiner Berufsarbeiten, oft auch mit Aufopferung seines Vermögens treibt, nennt man ein Steckenpferd, weil es für Erwachsene dasselbe ist, was die hölzernen Pferde für die Knaben sind. Die Kleinen reiten darauf zu ihrem Vergnügen — auf Kosten ihrer Beine und ihres Athems; die Großen reiten ihre Steckenpferde ebenfalls zu ihrem Vergnügen — auf Kosten ihres Beutels. Es muß von vornherein zugegeben werden, daß das Steckenpferd ein Luxuspferd ist, denn, während der Ackergaul durch seine Arbeit die Kosten seiner Ernährung wieder einbringt, verursacht das Steckenpferd seinem Reiter nur Ausgaben, denn was durch diese erlangt wird, ist gewöhnlich nur von imaginärem Werth. Für den objectiven Beobachter ist es höchst belustigend, solchem Ritte zuzusehen. Ebenso wie der Knabe sich unermüdlich auf seinem Steckenpferde tummelt, eine weit größere Strecke, als ihm Jemand in gemessenem Schritte zumuthen dürfte, ebenso wenig merkt der Erwachsene, wenn er im Sattel des seinen sitzt, wie theuer ihm der Ritt zu stehen kommt; er ist vielleicht sparsam, ja geizig, wenn es gilt der Gattin für den Haushalt Zahlung zu leisten, seufzt über jedes Buch, das dem Schulknaben angeschafft werden muß und über jedes neue Kleid, welches der Tochter nöthig ist, dem Steckenpferd aber werden unverdrossen Ducaten in die Krippe geschüttet, man scheint es nicht

zu merken, wie viel es denn frißt. Auffallende Sonderbarkeiten in den Neigungen der Menschen kommen oft dabei zu Tage. Des Einen Herz hängt an Handschriften, der Andere sammelt Meerschaumspitzen, ein Dritter Käfer, ein Vierter Schmetterlinge; und wer zählt die Legionen von Alterthümlern! Ich kannte eine Dame, die keine Anstrengung scheute, um eine Locke oder Bartspitze von Häuptern berühmter Männer zu erbeuten. Eine Andere hatte sich in den Kopf gesetzt, von jeder Notabilität eine Zeichnung zu erhaschen; wohl oder übel mußte ihr jede Berühmtheit wenigstens einige Bleistiftstriche in's Album machen. Bei den Großen dieser Erde werden natürlich auch die Liebhabereien in großem Style getrieben. Ludwig XIV., le roi soleil, wie er sich gern nennen hörte, hielt auf Etiquette bis zur Lächerlichkeit, es ward ein Cultus um ihn ausgebildet, der ihn physisch und moralisch verweichlichte. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war in Allem sparsam, doch sein Steckenpferd war, sich „lange Kerln“ für sein Potsdamer Leibregiment zu halten, er hatte welche, die ihn 1000, ja sogar 5000 Reichsthaler kosteten. König Ludwig I. von Baiern liebte vor Allem Prachtbauten aufzuführen, weniger ergiebig war unter seiner Regierung die Staatscasse für Verbesserung der zum Verkehr nöthigen Landstraßen.

Seinem Steckenpferde zu Liebe ist mancher sonst brave, rechtschaffene Mann von der Bahn der Tugend abgewichen, und hat sich und die Seinen in's Elend gestürzt; dann ruft die Welt erschrocken: „Reitet denn den Mann der Teufel?“ Ach nein! Der Mann ward nicht geritten, sondern ritt selber — sein Steckenpferd! Dieses dämonische Wesen ist kein Hypokryph, auf dessen Flügeln man himmelan getragen wird, es ist aus gröberem Stoff geschaffen, und „zu der Erde treibt es die Begierde,“ denn es ist mit Besitzliebe gesattelt. Diese macht leider oft blind und taub, blind für Unrecht, taub gegen Vorstellungen. Kleinere Diebereien zu Gunsten des gefräßigen Steckenpferdes werden ebenso wenig als Unrecht betrachtet, wie sogenannte Nothlügen, die Jeder ungescheut sagt, ohne zu fürchten, damit der Wahrheit zu nahe zu treten. Der leidenschaftliche Handschriftensammler geräth leicht dahin, ohne Gewissensscrupel einem Bekannten leise und unvermerkt, wie der Oesterreicher sagt, eine zu „schnipfen.“ Es gibt auch passionirte Bücherfreunde, die grundsätzlich kein geliehenes Buch zurückgeben.

Mancher ungestüme Reiter ritt schon sein Thier zu Tode. Beim Ritt auf dem Steckenpferde geschieht es oft umgekehrt: der Reiter wird von seinem Pferde zu Tode gejagt, denn es läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Ich kannte einen sonst braven Mann, einen tüchtigen Arbeiter und vortrefflichen Familienvater; sein Steckenpferd war: Handschriften sammeln. Ist das nicht anscheinend ein sehr harmloses Vergnügen? Und dennoch führte es ihn in's Verderben. Anfangs beschränkte er sich auf Tauschhandel mit

Freunden, Alles ging gut, seine Albums wuchsen. Aber der Appetit seines Steckenpferdes nahm immer mehr zu; so verfiel der Mann in seiner Sammelwuth auf Initialen, die nicht so leicht zu beschaffen sind und viel Geld kosteten. Manches Silber- und Goldstück ward dafür ausgegeben, welches besser für die Haushaltung oder für die Kinder angewendet worden wäre. Die Ausgaben des Mannes ließen die Frau vermuthen, er habe über mehr Mittel zu verfügen, als er ihr eingestehen wolle. Konnte Er soviel für seine Albums ausgeben, so brauchte Sie sich auch dies und das nicht zu versagen. Ihr Steckenpferd war: sich mit Spitzen und schönen Kleidern zu putzen. Wenn der Gatte über ihre Ausgaben schalt, konnte sie ihn gehörig abtrumpfen: „Meine Kleider, meine Spitzen kosten nicht halb so viel, wie Deine gemalten Buchstaben, aus ich weiß nicht welchem Jahrhundert, die todt im Kasten liegen."

„Frau, das verstehst Du nicht, Du hast eben für nichts Höheres Sinn; abgesehen davon, sind diese „gemalten Buchstaben" eine kostbare, werthvolle Sammlung, eine vortreffliche Capitalsanlage."

„Nun, obgleich ich nichts davon verstehe, so weiß ich doch sehr gut, daß dies Capital keine Zinsen trägt!" schmollte die Frau.

Dergleichen Scenen entfremdeten nach und nach die Gatten von einander. Brachte der Mann ein schönes, neuerstandenes Blatt heim und zeigte es voll Freude seiner Frau, so wandte sie sich verdrießlich ab, desgleichen er, wenn sie in einem neuen geschmackvollen Anzug gern von ihm bewundert worden wäre. Leider aber gelang es Keinem, durch diese Mißachtung den Andern aus dem Sattel zu heben, aus dem Sattel — seines Steckenpferdes. Dieses ging endlich mit dem Manne durch. Längst schon waren seine Bekannten insoweit gewitzigt, daß sie ihre Albums sorgfältig vor ihm verschlossen; seine Casse war leer und doch brannte in ihm die Begierde nach mehr Futter für sein nimmersattes Steckenpferd! Von diesem ließ er sich endlich verleiten, als er sich einst unbeachtet in einer Kunstanstalt befand, einige werthvolle Initialen aus einem großen Sammelwerk zu lösen und sie daheim seinem eigenen Album einzuverleiben. Die Leidenschaft verblendete ihn dergestalt, daß er sogar die gewöhnlichste Vorsicht verabsäumte, nämlich die, seinen unrechtmäßig erworbenen Schatz geheim und verborgen zu halten; er war so unklug, vor Bekannten, die ebenfalls sammelten, damit zu prahlen und somit die Entdeckung des Frevels selbst herbeizuführen. Der bisher unbescholtene Mann ward zur Rechenschaft gezogen und mußte diesen Ritt auf dem Steckenpferde schwer büßen.

Dies nur ein Beispiel unter tausenden als Beweis von der Wahrheit obigen Sprichwortes. Eltern und Erzieher sollten deßhalb ihr Augenmerk besonders den auf und ab entstehenden und zum Glück auch wieder

vergehenden Liebhabereien ihrer Kinder richten und sorgfältig darüber wachen, daß sie das Maß nicht überschreiten. Wenn sich Schulknaben Sammlungen anlegen, seien es nun Briefmarken, Schmetterlinge, Steine oder Herbarien, so ist dagegen nichts einzuwenden; Erstere befördern geographische Kenntnisse, Letztere machen achtsam auf die nächstliegenden Naturerzeugnisse. Der Sammeltrieb an und für sich ist nicht zu verwerfen, er führt zu Sparsamkeit und solider Stetigkeit; wollte man die natürliche Besitzliebe in jungen Menschen ganz unterdrücken, so würde man vielleicht Verschwender erziehen. So lange der Knabe erstens nicht seine Pflichten darüber versäumt, zweitens kein Geld dafür ausgibt, drittens nicht eine Linie abweicht von strengster Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, so mag er immerhin seiner Freude am Sammeln nachgeben; wird einer dieser drei Punkte verletzt, so ist die Grenze des Erlaubten überschritten und die harmlose Liebhaberei droht zu einem gefräßigen Steckenpferde zu werden.

Von der Kunst gut zu kochen und richtig zu essen.

„Speis' und Trank hält Leib und Seele zusammen," das sagt ein altes, gutes Sprichwort. Wer hätte nicht schon empfunden, wie wohlthätig belebend, erfrischend und die Stimmung begütigend ein gutes Mahl wirkt. Ganz absonderlich bedeutsam ist ein solches für nervöse Personen. Hat man eine Bitte, eine heikle Angelegenheit vorzutragen, so hüte man sich, einem leicht Reizbaren **vor** dem Essen damit zu kommen; man wird ihn grillig und übellaunig finden; nach Tische jedoch, nota bene, wenn die Gerichte wohlzubereitet und schmackhaft waren, wird man freundlicher empfangen, seltener abgewiesen werden. Der morosefte Kopfhänger sieht, angenehm gesättigt, die Welt in ganz anderem Lichte, als mit hungerigem Magen. Der gemeine Mann, der seinen Lebensunterhalt durch körperliche Arbeit gewinnt, hat dem Gebildeten gegenüber den großen Vortheil, daß ihm Alles schmeckt und ihm leicht mundgerecht gekocht ist. Die Taglöhnerin, die Holzhackerfrau wird selten oder nie Mittags ein Stirnrunzeln ihres Mannes zu fürchten haben, denn er wird 'tapfer d'rauf los essen, setzt sie ihm nur Kartoffeln und Häring vor; sein Magen verlangt stürmisch Nahrung, daß er in seiner Gutmüthigkeit sogar angebrannte Graupen nimmt: Hunger ist eben der beste Koch. Da aber dieser vortrefflichst nicht allen Sterblichen die Speise zubereitet, besonders Denen nicht, die „von des Gedankens Blässe angekränkelt" sind, so ist es sehr wichtig, daß unsere jungen Mädchen die Kunst erlernen, lässigen Mägen Eßlust zu erwecken, um erschlaffte Nerven zu stärken. Man halte die Kochkunst ja nicht für eine untergeordnete, dieselbe dürfte sich mit Fug und Recht den neun Musen als zehnte anreihen.

Wie wichtig diese Kunst für leibliches Wohlbefinden ist, haben die Großen der Erde zu allen Zeiten anerkannt und deßhalb nicht verschmäht, sich selbst um die Küche zu kümmern. Der weise Salomo schon mahnt, beim Genusse von Speise und Trank fröhlich und guter Dinge zu sein, und wie oft läßt Homer die Griechen ihre Hände erheben zum „lecker bereiteten Mahle." Cyrus verdankte seinen Köchen die Erwerbung des Perserreiches; denn als er sich gegen seinen Großvater Astyages auflehnte, bewirthete er dessen Unterthanen so trefflich, daß sie sich ihrem Gastgeber anschlossen, in der Meinung, dann alle Tage so gut leben zu können. Von Cäsar rühmt Plutarch, daß er ein Gastmahl so gut zu ordnen verstand, wie eine Schlacht. Peter der Große macht einen Küchenjungen zum General, Ludwig XIV. einen Koch zum Minister, als Belohnung für die Erfindung einer neuen Sauce; Ludwig XV. nahm bei seinem Leibkoch, der Medicin und Chemie studirt hatte, Unterricht. Noch heutigen Tages stehen auf den Küchenzetteln großer Hotels viele Gerichte, die aus der vornehmsten Gesellschaft stammen. Sehr bekannt ist die Béchamel-Sauce, welche der Marquis von Béchamel erfand; eine Carbonade erhielt ihren Namen vom Marschall Soubise, alle Voressen Bayonnaise (woraus Majonnaise wurde), sind nach Marschall Richelieu's glänzendster Waffenthat bei Bajonne benannt. Das sind Beweise genug, daß auch die Kochkunst, wie jede andere, zur Unsterblichkeit verhelfen kann!

In alten Chroniken sind vom vierzehnten bis zum siebenzehnten Jahrhundert besonders üppige Gastmähler verzeichnet. Dabei handelte es sich weniger um die Feinheit der Kochkunst, als um die Massenhaftigkeit der Gerichte. Auf der Hochzeit Karl's von Burgund mit Margarethe von England, 1468, standen auf der Tafel dreißig köstliche Schiffe, beladen mit allerlei Braten. Jedes Schiff führte im Schlepptau vier mit Gemüsen gefüllte Boote. Zwischen jedem Schiffe stand ein Tabernakel mit Pasteten. Nachdem die Gäste Platz genommen, erschien ein als Leopard verkleidetes Pferd, auf welchem ein Knabe ritt, das Panier Englands in der Hand haltend. Unter Musik ging ein Einhorn um die Tafel und hielt dem Bräutigam eine Ansprache. Aus einem Löwen, in welchem vier Hofsänger verborgen waren, ertönten liebliche Weisen. Eine Schäferin saß auf seinem Rücken. Der Hochzeitsschmaus erforderte täglich: 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck, 100 Pfund Ochsenmark, 250 Hammel, ebensoviel Lämmer, 50 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 200 Fasanen, 200 Wasservögel, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 1000 Hühnchen, 500 Kapaunen.

Als Herzog Georg von Baiern sich zu Landshut mit einer polnischen Prinzessin vermälte — Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian waren

gegenwärtig — verspeiste man in den acht Festtagen: 3000 ungarische Ochsen, 62.000 Hühner, 5000 Gänse, 75.000 Krebse, 75 wilde Schweine, 162 Hirsche und trank 190 Fässer Landshuter und 270 Fässer ausländischen Wein. Die Kosten beliefen sich auf 70.760 Ducaten.

Wollen wir nun auch derartigen Schwelgereien nicht das Wort reden, so möchten wir doch Jedem rathen, neben anregenden geselligen Zusammenkünften bei Thee und kaltem Aufschnitt, wo parlirt, musicirt und declamirt wird, auch eine Einladung zum Diner dankbar anzunehmen. Das Behagen bei einem solchen hängt nicht von der Menge der Schüsseln, sondern von unzähligen kleinen Einzelheiten ab, als da sind: gleichmäßige Wärme — nicht unter 13, nicht über 16 Grad — Tischzeug, Silber, Aufsätze, Krystall 2c. Der Speisesaal liege wo möglich nach Norden, damit kein Gast durch Sonne geblendet werde. Selbst im Sommer sind Teppiche zu empfehlen, damit die Dienerschaft, unhörbaren Geistern gleich, auf und niederschwebe. Die Wände ziere man mit lieblichen Genrebildern oder Fruchtstücken aus der niederländischen Schule.

An Gerichten kann der Gast etwa erwarten: Suppe als Eingang, Fisch oder Ragout als Vorläufer zum Braten, Mehlspeise als dessen Nachfolger, noch ein Zwischengericht als Vermittler zum Dessert. Jedes Gericht sei nahrhaft, aber zugleich so leicht verdaulich, daß es den Magen nicht belästigt und ermüdet. Es biete sich in angenehmster Form, um nicht nur dem Geruchs- und Geschmackssinn, sondern auch dem Auge zu gefallen. Jeder Koch sollte zugleich etwas Zeichner sein. Claude Lorrain's Vater war Koch; der Sohn entfloh nach Italien und trat als Koch und Farbenreiber bei einem Maler in Dienst. Dabei stieg die Lust in ihm auf, selbst zum Pinsel zu greifen. Canova erregte als Küchenjunge die Aufmerksamkeit des Nobile Falieri durch einen Löwen, den er aus Butter geformt hatte. Aus Dankbarkeit blieben Löwen seine Lieblingswerke; Thorwaldsen machte den marmornen Löwen Canova's den Vorwurf, etwas weiches, butteriges zu haben.

Eine gute Suppe, gleichsam die Ouverture zum Concert, ist zur Eröffnung eines Mittagmahles von hoher Bedeutung, sie hebt die Stimmung zu angenehmer Spannung auf nachfolgend Vortreffliches. Die Zubereitung des Fisches ist nur anscheinend einfach, es bedarf sorgfältiger Beobachtung, daß er nicht zu viel, nicht zu wenig gesalzen, nicht zu weich, nicht zu hart gekocht sei, vor Allem dampfend auf den Tisch komme und so rasch servirt werde, daß jeder Gast sein Theil warm erhält. Wärmeschüsseln, mit kochendem Wasser gefüllt, sind dazu besonders zu empfehlen. Aeußerst wichtig beim Diner ist die Sauce. Ein großer Gourmand nannte sie scherzhaft: „das ideale Streben der Kochkunst.“ Eine kluge Hausfrau kann

manchen bedenklich gewordenen Fleischrest mittelst einer pikanten Sauce wieder zu Ehren bringen. Es wird erzählt, ein großer Saucenkünstler habe mit einem gewöhnlichen Koch gewettet, durch eine Sauce ein paar alte Wagengeschirre und seine Stiefeln eßbar zu machen und die Wette gewonnen. Er legte das alte Lederzeug vier Wochen in kaltes Wasser, goß täglich ein Dutzendmal frisches darauf, es immer wieder reinigend, kochte es endlich 14 Tage in starker Bouillon, hackte es fein und servirte es in einer Burgundersauce als vortreffliches Ragout.

In deutschen Küchen ist der Koch zugleich Bratenkünstler, in London und Paris werden damit besondere Personen beauftragt, der Franzose behauptet sogar, die Gabe gut zu braten werde angeboren, und ein französisches Sprichwort sagt: „on devient cuisinier, on naît rôtisseur."

Sehr zweckmäßig mögen die kleinen französischen Maschinen sein, in welchen das zu bratende Fleisch innerhalb einer Trommel in Ketten hängt und von zwei Eimern in der Größe eines Fingerhutes, die durch ein Uhrwerk getrieben die Sauce aus dem Grunde hervorholen, fortwährend begossen wird.

Beim Dessert können sich besonders Luxus und Grazie entwickeln. In Constantinopel bereitet man für des Sultans Tafel ein Confect, zu welchem Rubinen- und Diamantenstaub verwendet wird. Wie gut die Italiener verstanden haben, luxuriöse Desserts zu serviren, beweisen Paul Veronese's Bilder.

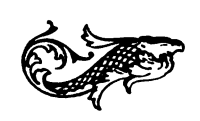
Nach der Suppe gilt als Regel, den Gästen einige starke Weine zu bieten, um den Magen zur bevorstehenden Arbeit zu kräftigen. Bis zum Braten sind leichte Tischweine räthlich, von da an Champagner. Die Griechen versetzten ihre Weine gern mit aromatischen Gerüchen. Einer dieser hieß der Gartentraum, weil, bei einem durch ihn herbeigeführten Schläfchen, Blumengeister im Traume erschienen.

Die Athener behaupteten mit Stolz, daß man nirgends in der ganzen Welt besser als bei ihnen esse. Kein Wunder, da sowohl das feste Land, wie die Inseln, ihnen die herrlichsten Naturproducte lieferten. Indessen heutzutage, wo durch die Kraft des Dampfes uns die fernsten Länder nahe gebracht werden, kann sich ebenfalls kein Gastgeber entschuldigen, er habe diese oder jene Delicatesse nicht beschaffen können.

Was hülfe aber die üppigst besetzte Tafel, die ausgesuchteste Kochkunst, wenn es an der wahren Eßkunst gebräche! Diese besteht in der Fähigkeit, heiter zu genießen, sie zu lehren ist vor Allem Sache des Wirthes. Er streife allen Egoismus ab und widme sich ganz der Wohlfahrt seiner Gäste; er reiche uns das Mahl nicht wie etwa einem lästigen Bettler die Gabe, um uns möglichst los zu werden. Das Gespräch bei Tische so zu

lenken, daß sich der Geist richtiger Eßkunst über die Versammlung verbreite, ist Sache des Wirthes.

Die Griechen geben uns auch in dieser Kunst ein Vorbild. Wir lesen in alten Schriftstellern, daß sie bei Tische gern und viel sprachen, doch Streit und Ernst als verdauungsstörend vermieden. Die Athener wählten bei Gastmählern einen sogenannten „Trinkkönig," der die Aufgabe hatte, den Wein jedem Gaste nach Charakter und Fähigkeit zu mischen und darauf zu achten, daß nur solche Gespräche und Scherz aufkamen, die Ergötzlichkeit und Freude erregten. Man sollte auch für die einfache Familientafel diese Regel annehmen, sie sei nicht nur als Ort und Zeit zur Befriedigung gemeinen Hungers und Durstes betrachtet, sondern als freundliche Zusammenkunft der einzelnen Glieder des schönen, großen Ganzen, der Familie. Ein alt-römisches Sprichwort mahnt: „Auf dem Forum rede, bei Tafel schwatze." Statt dessen fröhnt man jetzt häufig der üblen Sitte, das Mahl in beängstigender Stille und Eile einzunehmen, da der abgemüdete Hausherr während desselben schnell einige Zeitungen oder Briefe durchfliegen muß, oder gar die Mittagsstunde benützt, statt fröhlich vor den Gerichten zu sitzen, Gerichtssitzung zu halten, das heißt einzelne Familienglieder abzukanzeln, oder seinem Aerger über Menschen und Welt im Allgemeinen Luft zu machen. Hier darf die Hausfrau mit sanfter Despotie den Herrscherstab führen. Nur Muth und etwas Klugheit! Sie halte darauf, daß bei Tische jegliche Verdrießlichkeit, üble Laune und galliger Unmuth verbannt sei und Jeder das heiterste Gesicht zeige; sie werde nicht müde zu wiederholen, daß jedes fröhliche Lachen bei der Mahlzeit das Leben um einen Tag verlängere. So kann die einfachste Familientafel zeigen, daß man gut zu kochen und richtig zu essen versteht.





Aus:

„Die Rose von Jericho."

Tragödie in fünf Acten.

Von

Fritz Pichler.

Personen des Auszuges:

Josua, Anführer der Israeliten.
Sechon, Kriegsoberst des Königs von Jericho.
Pharam, vormals Schatzmeister in Jericho.
Jahel, } dessen Töchter.
Rachab, } dessen Töchter.
Kaleb, ein Fürst der Israeliten.
Zabdis, ein Krieger.

Vierter Act.

Zelt Josua's.

Fünfter Auftritt.

Josua (allein).

Noch lagert Staub und Asche, auf dem Haupt mir.
Genug der Klagelieder. Nun zur That.
Mag auch unselig bleiben jene Stunde,
Da unser Fuß den Jordan übersetzte
Und diesen Thälern zuschritt mit Begier,
Die Ehre litt den Todesstreich vor Hai's
Geschloß'nen Thoren; und damit das Aergste
Nicht fehle, drängen mir verdächt'ge Stämme
Den Bund der Freundschaft auf, den ich wahrhaftig

Auflöse lieber als ihn schließe; stemmen
Die eignen Völker sich mit argem Trotz
Entgegen meinem Machtgebot. Hinweg
Nunmehr mit jedem Hauche von Geduld
Und Sanftmuth, Friedlichkeit, Versöhnungseifer.
Mein Volk erklomm noch nicht den Gipfelpunkt
Der Macht und eh' wir nicht das Ziel beherrschen,
Ein Schreck auf dauernde Jahrhunderte
Der Nachbarreiche, sei kein Stillesteh'n,
Kein Aufenthalt in lockren Städten, sei
Kein Weilen je bei Künsten und Gelüsten,
Vor Allem keine Schonung.

(Ruft hinaus.)

Führt ihn vor!

Sechster Auftritt.

Sechon und Josua.

Josua.

Du wirst zu Tode geh'n.

Sechon.

Ich weiß es. Was
Begehrst Du noch?

Josua.

Mit Salz und Sand bestreu' ich
Die letzten Spuren der gebroch'nen Stadt,
Daß nie ein Sterblicher mehr ahnen mag
Den Umkreis eures Waltens.

Sechon.

Immerhin.
Du sprichst wie jeder glückliche Erob'rer.
Stünd' ich an Deiner Stelle, Josua,
Ich macht' es ebenso. Nur eins: Ich drohte
Nicht lang.

Josua.

Bald folgt die That. Nichts anderes
Erwarte.

Sechon.

Gut. Wer hält Dich auf? Du aber
Erwarte nicht, daß ich Dir klage. Wenn
Der Gräuel der Verwüstung Dich befriedigt,
Held Israels, warum so stumm die Freude?
Du nennst Dich den Vollbringer höh'rer Sendung:
Nun wohl, Du hast vollbracht! So eil' zum Schlusse.

Josua.

Von Deiner Kraft, vom Schreck der erzgefügten
Geräth' eurer Lagerhäuser ging
Die Kunde weit umher durch alle Lande.
Bewegt es Dir die Seele nicht, daß nun
Mit Dir dies alles ende?

Sechon.

Nein. Wenn Volk
Und Stadt und König fiel in's dunkle Nichts,
Was kümmert mich der Klang der Einzelheit?
Du schwimmst, von stolzen Mächten fortgerissen,
Im Wogenaufschwung Deiner Nation;
Was Wunder, wenn in Deinem Hirn sich spiegelt
Der Traum umfassender Endlosigkeit?
Wenn einst Dein Haupt zu unsrem Moder fällt,
Es ist am gleichen Ziel.

Josua.

O nimmermehr.
Was wir aussäen unter dieser Sonne,
In höh'ren Welten, über allen Sternen
Einernten wir's. Die Stufenreih' der Geister
Führt zum Unendlichen hinan und nicht
So eng, wie diese Erd', ist unsre Thatkraft.

Sechon.

Gib mir die Erde nun. Das Uebrige
Behalte Dein Jehovah.

Josua.

Seiner Macht,
Das wisse, unterstehst auch Du.

Sechon.

Der Deinen,
Der Deinen jetzt. Doch wie ich das ertrage,
Die Macht ist mein. Was zweifelst Du?

Josua. (Für sich.)

Ein Mann
Aus Fels, wie Moses. (Laut.) Da die Macht der Erde
Dich, Sechon, reizt, wohlan, gewinne sie,
Gewinn' sie noch. Nicht dem Jehovah willst
Du dienen? Diene mir. Einst wirst Du das
Vereinen. Wenn ich Dir nun sagte: Bis ich
Den Tag der Rache Dir verkünden komme,
An meiner Statt befehlige die Schaaren

Den Bundsgenossen unsrer Bundsgenossen,
Die Amorrhiter schrecke mir zurück,
Sie, die auch Jericho's geschworner Feind sind.

Sechon.

Es täuschte Dich Dein Gott. Und seiner Sendung
Bin ich gewillt zu widerstreben. Sieh,
Hier steh' ich, Sechon. Gib den Todesstoß
Mir, kein Verrätheramt. Wozu auch? Jetzt
Seid ihr das Meer, wir schmaler Strand; was braucht es,
So geh'n wir in die Lüfte allzusammen.
Uns blendete das Gift des Selbstgenügens;
Bedarf's des Gottes erst zum jähen Falle?
Dem Glücklichen nachstürzen Sonne, Mond
Und Sterne. Auch vergiß mir nicht
Der Erde Beben, so Du Dich berühmst
Des Sturms auf Jericho.

Josua.

Du frevelst! Schweig!

Sechon.

Die Erde wankte, dreier Tage Schreck
Verwirrte uns, Uneinigkeit zerfraß uns,
Du griffst zu Brand und Schleuder, Schwert und Spieß
Im rechten Augenblick — Du bist der Sieger!

Josua.

Halt ein! Der Mund verdorre dir. (Leise.) Er hebt
Die letzten Schleier auf. Er wirft die Seele
Mir in des Zweifels Abgrund. Rette mich, O Herr!

Sechon.

Bin ich vernichtet? Ist's nicht Wahrheit?
Was spart Jehovah seine Blitze?

Josua.

Dich
Erreicht er, Dich und Deinen Stolz. Ich aber,
Ich will das Sinkende in mir erheben.
Kein Haß, kein Zorngefühl bewegt den Geist.
Willst Du nur Zufall seh'n und blinde Kräfte,
So sieh, vielmehr sei blind mit seh'nden Augen.
Uns raubst Du nicht das fröhliche Vertrauen —
Auf Geistermacht! Niemals bedarf ich Dein,
Und nicht der Herr. Auf daß Dir klar erscheine,
Wie ferne von gemeinem Rachgefühle
Jedweder Puls in uns, sei Dir ein Wunsch
Hier freigestellt; nicht einer, drei. Fürwahr,
Was ich vermag, ich will's erfüllen.

Sechon.

Wenn
Ich sagte: Leben will ich, frei' sein, herrschen,
Könnt' ich es wollen nur, ich selbst erräng' es.
Da mir's nicht wünschenswerth, erspar' ich Dir
Den Wortbruch gern. Daß ich mein Dasein schließe
Nachdem mein Volk, mein König ist in's Nichts
Gewiesen, zweifle nicht. Du kannst sie beide
Nicht auferwecken mehr, nicht Deine Götter
Vermögen das. Gesunken ist Gesunken.
Was aber willst Du bieten, armer Sieger,
Das eines vollen Tages Lebens werth
Noch wär'? Von eurer Geister Gnadenbrot
Mag ich nicht leben. — Nun gleichwohl — erwäg' ich,
Wie ich befriedigt sterben mag, das Maß
Erschöpfend des zur Lust verlieh'nen Lebens.
Fällt mir doch bei: In Deiner reichen Beute
Bewahrst Du einen Schatz von höchster Schönheit.
Den laß mich schau'n, bevor's zu Ende geht.
Das Weib von Jericho, das laß mich seh'n.
Bescheide sie hieher. Mit solchem Bild
Bestrahlt, wird spielend leicht das Auge brechen.
Schaff' mir Gesang, der feiere das Los
Von Jericho, der alten Palmenstadt.
Und daß der dritte Wunsch vollzählig sei:
Allzeit geziemet dem entschlossnen Mann
Ein Becher besten goldnen Wein's. Drei Wünsche
Hast Du gehört. Erfülle sie.

Josua.

In's Ird'sche
Gekehrt mit jeglichen Gedankens Kraft.
Ersinne Besseres.

Sechon.

Mann, Josua!

Josua.

Laß Dich bereden, Sechon.

Sechon.

Nie! Kurzsicht'ger
Vom Schlage aller Sieger, gnadentriefend,
Verblendet. Bleibe Du auf Deiner Scholle,
Sie hat nicht Raum für Zwei. Leb' ich, so ist es
An Dir, zu sterben. Denn Du bist der Krieg,
Und ich der Krieg. Das erste Schwert, das mir
Zu Handen kommt, die erste Schaar, die mir
Wird anvertraut, heißt Israels Verderben.
Weißt Du genug? — Und nun berufe sie.

Ein Dienender (tritt ein).

Herr, draußen steht ein alter blinder Mann,
Ein Mädchen, das ihn führt. Sie wollen Einlaß.

Josua.

Wer sind sie? Jetzo nicht.

Dienender.

Sie sind vielleicht
Von den Gefangenen. Sie fleh'n so bittlich.

Josua.

Laß sie herein. Und hör': Den Boten schicke
Nach Rachab aus, der Tochter Jericho's,
Dort drüben im Gezelt der Fremden. Bring sie
Hieher. — —

Fünfter Act.

Achter Auftritt.

Pharam, Jahel, von einer Schaar Volkes vorgeführt; es folgt Rachab.

Pharam.

Was stößt Du mich? Was zerrt ihr da an mir?
Laßt mir den Schlaf, laßt mir den Traum. Ich träumte —
Von meinem König. Weg, zurück! Wo sind
Denn meine Töchter, wo? Jahel, Jahel!

Jahel.

Hier bin ich, Vater, hier. Nimm diese Hand.
Verwegene, zurück. Was faßt ihr ihn
Mit rauhen Fäusten an? Mein ist er, mein.
Ich sage Dir, entmenschtes Weib, Dein Auge,
Dein Haar — ich will, wie Du — Es ist mein Vater,
Mein Vater ist's. Ich bitt' euch! Rachab, Rachab!

Rachab (entwindet sich ihren Drängern, und befreit die Ihrigen.)

Daß ich wie mürbes Felsgestein euch schleudre
Zum Abgrund. Elendes Gezücht, verkriech Dich.
Verworfnes Volk, Du Erbe alles Schlechten,
Mit allem Graus der Wüsten-Ungethüme
Geschwängert, heb Dich fort. Der Höllendrache
Ist Vater euch, die Urweltsschlange Mutter
Und eure Weiber trug und eure Schwestern
Die Wölfin unterm Herzen, bis die Mittnacht
Ihr abgeschreckt den mißgebornen Wurf.
O könnt' ich doch die Gischt des rothen Meers
Und allen Wüstensand in glüh'nden Schwaden

Auf eure Leiber schütteln. Sagt, wo war
Denn eure Stärke, als es galt, die Stadt
Der Palmen aufzusuchen durch die Thore?
Da borgtet ihr den Muth von einem Weibe,
Da schlicht ihr ein mit sammt'nen Katzenpfoten
Und bäumt euch nun zu wolkengroßen Riesen
Vor Greis und Kind und unbewehrten Weibern.
Wie schön doch euer Gott der Zitternden,
Euch Zitternden vor Krieg und Heil und Rettung
Und tausend goldnen Dingen orgelte —
O Schmach der Stunde, da ich euch geglaubt
Und euren Göttern, euren Sternen, Schmach!

(Vor Kaleb tretend.)

Du bist der Fürsten einer. Soll Dich nicht
Ein Weib beschämen, bändige die Horde
Und weck' ihr Hirn durch Deines Stahles Sausen.
Mein Hausrecht schütze mir, und reicht' es nur
Soweit als dieses Händepaar ich strecke,
Soweit Dein Schwert die Lüfte theilt, ich fordr' es. —
Der schweigt. Der ist es nicht. Jahel, sei stark.
Er kommt. Verzage nicht. Er kommt.

Kaleb. (Nimmt Jahel und Pharam an seine Seite.)

Hieher!

Weicht aus. Gebt Raum. Ich schlag' die Bahn und wär's
Bis zu den Sohlen Josuas. Den Greis,
Das Kind versehrt mir nicht. Die Perlen schonet,
Den Lebens Blütenduft, das letzte Blatt.

Rachab.

Wenn euch noch Eide heilig sind, so löse
Dein Wort den Zweien ein. Ich weiß, nicht mir.

(Zum Volke.)

Was schleppt ihr meine Schätze fort? Den Mantel,
Den Königsmantel mir.

(Sie ergreift den Mantel.)

Mein bleibt er. Achan!
Wo ist er? (Mit steigender Angst.) Wo ist Achan? Wo?

Volk.

Zum Tode.

Rachab.

Voraus? — Das eilt. Es stirbt sich gut, recht fern
Dem Schlachtfeld, mitten in dem Kreis der Lieben,
Von Dank umrungen und am Fußgestell
Des Heiligthums und unter seines Gottes

Gepries'nem Himmel. Ja, das ist die Heimat,
's ist seine Heimat, wie die meine! Fahr'
Dahin das eitle Angebinde. Weide
Sich euer Geiz und eure Mordbegier
Am letzten Widerscheine meines Eigens.
Was bebt ihr da vor mir? Ihr könnt mir nicht
Ein Heiliges mehr rauben. Nehmt uns Alle.

(Sie verabschiedet sich von Jahel und Pharam.)

Erster Mann aus dem Volke.

Ergreift auch sie.

Zweiter Mann aus dem Volke.

Stoßt sie hinaus.

Dritter Mann aus dem Volke.

Die Wilde.

Vierter Mann aus dem Volke.

Die Zauberin.

Dritter Mann aus dem Volke.

Nehmt ihr das Augenlicht.

Erster Mann aus dem Volke.

Ja, blendet sie.

Zweiter Mann aus dem Volke.

Vom Fels herab mit ihr.

Rachab.

Macht oder Tod. Nur über euch. Nur fern
Von euch. Mit euch nicht Einen Hauch.

(Sie wird umrungen und fortgeschleppt.)

Jahel.

Sie stirbt.

O Schwester, Rachab.

Pharam.

Deinen Arm. Zu ihr.

Hört, hört. (Pharam und Jahel verschwinden in Getümmel.)

Volk.

Sie alle. Fort, hinaus!

Zabdis (eilt mit den Kriegern vom linken Hintergrunde herbei.)

Das Lager

Im Aufruhr. Eilt! Sie greifen zu den Steinen.

Kaleb.

Nun endlich! Stürmet in die Massen, theilt
Die Rasenden, befreiet die Gefang'nen.

(Kaleb, Zabdis, die Krieger dringen dem Volkshaufen in den Hintergrund rechts nach; neue Kriegerschwärme vom linken Hintergrunde folgen. Machir versucht, sie zu wenden, die Schätze werden von rückwärts her quer über die Bühne getragen, ihnen folgen von ferne die Priester. Bei Kampf und Getümmel rückwärts leert sich allmälig der Vordergrund. Pause.)

Neunter Auftritt.

(Einzelne Trompetenstöße. Fahnenträger von vorne rechts, darnach Josua mit gesenktem Schwerte, Machir, Kaleb, andere Führer, unter den Kriegern Zabdis. Von rückwärts links stellt sich das Volk an, von sich seitlich die Schätze und die Priester.)

Josua.

Zwar gab uns Sieg der Herr. Es liegen machtlos
Zu Füßen uns die stolzen Gabaoniten,
Die Amorrhiter, Dank dem Höchsten! Fest
Und unbeweglich stand die goldne Sonne
Hoch über Gabaon, es wich der Mond,
Der blasse Lauscher, nicht aus Ajalon,
Dem stummen Thal. Ich rief's und nicht versank
Der Tag, die Sterne hielten Rast und staunend
Am fernen Thor des Westens zögerte
Das Abendroth, der milde Schein für Müde.
O großer Tag, gezeichnet in den Leuchten
Des Firmaments, wie endest Du! Zurück=
Gekehrt in meiner Völker Umkreis, o
Was sah ich? Todt, gesteiniget der Sohn
Von Judah, Achan, und die letzten Drei
Von Jericho gesteiniget. Sie lagen
So lautlos auf dem blutgedüngten Felde
Und dennoch schreit die That empor zum Himmel.
Wollt' ich die Heerschau halten über Schuld'ge.
Verführte, — wer noch bliebe frei? — Das deck'
Ich zu, mit breiter Hand und schaudere. —
Den Schatz vertheilt.

Kaleb.

Sie starb, als wie die Rose
Des Thals, im überheißen Brand verdorrend.
Doch wo sich je Erinnerung versenkt
Tief in ein Meer vor Thränen hell und klar,
Aufblüht ihr Angedenken wunderbar.

Josua.

Was menschlich euch ergreift, wie mich, verschließet
Es in der Seele tiefsten Schrein. Zu mir
War ihrer Schönheit Ruf, der Leid versüßet,
Der Seelenmacht Berühmung war zu mir

Gedrungen, und die besten ihres Land's
Wollt' ich gerettet seh'n durch sie, die Sitte
Des eignen Volks gemildert. — Bild voll Glanz,
Du bist dahin! Thürmt auf in Feldes Mitte
Das Steinmal, das die Unglücksstätte weist
Und meidet der Verblendung dunklen Geist.
Eh' dreimal steigt die Sonne in das Grab,
Brech' ich das Lager rasch zu Gilgal ab
Und wer's vermag, der sei des Scheidens froh.
Mir spreche nie ein Mund von Jericho.
Und ist's der Macht, die uns beschützt, genehm:
Sei uns'rer Wand'rung Ziel Jerusalem.

(Ende.)





Eine furchtbare Stunde.

Von

Johanna Wünsche.

Durch die bereits in Dämmerung gehüllte Landschaft brauste ein Zug. Es war eine Strecke der Erie-Bahn, dieser längsten — von einer Gesellschaft ausgeführten Bahn der Welt. Ausgehend von New-York, schlängelt sie sich an den Ufern des Hudsons entlang nach dem Erie-See, durch ein Terrain, das mit seinen fast unüberwindlichen Bauschwierigkeiten die Errichtung dieser Bahn zu dem großartigsten und riesenhaftesten Unternehmen machte, welches je und noch dazu in der Wiegenzeit des Eisenbahnwesens gewagt wurde. Die Zahl ihrer Brücken, Dämme, Viaducte und anderer Kunstbauten ist eine ungewöhnliche, deren Ausführung die kühnste, welche sich vorstellen läßt.

Mit wahrhaft amerikanischer Schnelligkeit raste der Zug dahin.

Man hatte vollen Dampf eingesetzt, so daß mächtige Funkengarben dem Schlote der Locomotive entströmten und der aufgewirbelte Sand gleich einer Wolke nebenher flog.

In einem Waggon zweiter Classe, dem letzten der endlosen Wagenreihe, befanden sich nur zwei Personen, ein Herr und eine Dame. Der Herr, ein noch junger Mann mit auffallend schönen, wenngleich etwas verlebten Zügen, blickte unverwandt auf die ihm zur Seite lehnende jugendliche Frauengestalt. Diese hatte das Antlitz in die Kissen gedrückt, und die convulsivischen Zuckungen, welche den zarten Körper erschütterten, zeigten, daß sie heftig weinte.

Mehrere Minuten verstrichen in tiefem Schweigen.

In den dunklen Augen des Mannes begann es eigenthümlich aufzuleuchten, auch die schmalen Lippen unter dem schwarzen Schnurrbart zuckten verrätherisch — der ganze Ausdruck des schönen Gesichtes zeigte mit jeder Secunde mehr die höchste Gereiztheit, einen nur mühsam zurückgedrängten Zorn.

„Elly!"

Sanft und zärtlich, in vollständigem Widerspruch mit seinen Mienen, klang jedoch die sonore Stimme, welche diesen Namen rief.

Das geneigte Haupt richtete sich auf, und ein in zartester Jugendschöne prangendes Antlitz, wohl von Thränen überströmt, wurde sichtbar.

Wie auf Zauberschlag hatte sich auch der Gesichtsausdruck des Mannes verändert. Verschwunden war die leidenschaftliche Heftigkeit — nichts als Liebe — innigste Liebe, höchstens — ein schmerzlicher Vorwurf, sprachen jetzt aus seinen Zügen.

„Elly!" wiederholte er nochmals, „Deine Thränen schneiden mir ins Herz, — wenn Du fortfährst zu weinen, so muß ich glauben, es gereue Dich jetzt schon — meinem heißen Flehen, mir nach dem Orte zu folgen, wo Alles für unsere geheime Trauung vorbereitet ist — nachgegeben zu haben!"

Er zog die Trauernde in seine Arme und schaute ihr forschend ins Antlitz.

Die noch thränenfeuchten Augen des jungen Mädchens hingen mit schwärmerischer Liebe an seinen schönen Zügen.

„O, Edward, sage das nicht!" bat sie — „Du weißt es ja wie unendlich ich Dich liebe, ich bereue nichts, aber bedenke, was ich gethan — was ich verlassen — nur wenige Stunden sind es, seitdem ich mich heimlich aus dem Vaterhause gestohlen — — — —"

Die Stimme erstarb in leisem Schluchzen.

„Mein armer Liebling, verzeihe" — flehte der Herr; — „ich verstehe Dich und begreife Deine Thränen; Du, das ängstlich behütete Muttertöchterchen, befindest Dich hier, — allein mit einem Manne, dessen glühende Liebe Du wohl erwiderst, der auch in wenigen Stunden schon Dein Gatte sein wird, den Du aber doch nur erst flüchtige Wochen kennst . . . ."

„Den ich aber vom ersten Augenblick, da ich ihn sah — geliebt!" flüsterte das junge Mädchen mit leidenschaftlicher Exaltation. Ein Kuß belohnte diese Worte. — „Und dann, Liebchen", fuhr der Herr fort und versuchte es zu scherzen, „dann fühlt sich das verwöhnte Prinzeßchen — das Kind des Luxus — nicht recht heimisch hier in dem Coupé zweiter Classe, das ich vorsichtshalber wählen mußte; — — ohne Kammerjungfer — als

einziges Gepäck nichts als den kleinen Handkoffer da oben .... aber Kind", sprach er wie sich plötzlich besinnend weiter —, „hast Du doch wenigstens das Nöthigste mit Dir genommen — und dann auch jene reizenden Kleinigkeiten — an denen Dein Herzchen hängt — Deine Juwelen, Deine prächtigen Brillanten, mit denen sich die kleine Eitelkeit, wie ich weiß, so gerne schmückte!"

Er sprach es leichthin, aber aus seinen Augen brach ein lauernder Blick.

„Was kümmert mich jetzt aller Schmuck der Welt, Edward!" flüsterte das Mädchen.

„So hast Du ihn also nicht mit Dir genommen?" Die Frage klang etwas hastig.

„Wie hätte ich es gekonnt! War es nicht genug, daß ich mich heimlich aus dem Vaterhause stahl — hätte ich auch dies noch gethan, ich wäre mir wie eine Diebin vorgekommen!" Tief erglühend schlug sie die Hände vor das Antlitz.

Sie sah nicht den Ausdruck namenloser Erbitterung, der blitzartig über die Züge ihres Begleiters glitt. —

Eine Pause trat ein, dann hub die schmeichelnde Männerstimme wieder zu sprechen an.

„Verzeih' Darling, es war ungeschickt von mir diesen Punkt zu berühren, aber ich that es ja nur Deinetwillen, wissend wie sehr Du an Dein kostbares Spielzeug gewöhnt bist, und weil es mir leider unmöglich sein wird, Dir rasch einen Ersatz dafür zu verschaffen, — da wir vorderhand die größeren Städte vermeiden müssen; doch hoffentlich —" so schloß er, — „wird dieser Zustand der Entbehrung nicht lange währen, wenn wir nach einiger Zeit als Mann und Weib zurückkehrend — uns Deinen Eltern reuig zu Füßen werfen, dann werden sie sich gewiß erweichen lassen, — sie werden ihr geliebtes, einziges Kind wieder ans Herz nehmen — und auch dem Manne verzeihen, der es gewagt, diesen kostbaren Schatz mit Gewalt an sich zu reißen — nicht wahr, Elly, sie werden verzeihen?"

Die verhüllenden Hände sanken von dem jugendlichen Antlitz herab.

„Nein, Edward, das werden sie nicht!" sprach das Mädchen traurig, aber entschieden. „Du kennst den Charakter meines Vater nicht — er ist unbeugsam; in dem Augenblick, da ich Dein Weib werde, habe ich aufgehört sein Kind zu sein — er wird mich erbarmungslos verstoßen! Ich werde nie die Worte vergessen, welche er mir zurief, als er meine Liebe für Dich zu entdecken wähnte: Ich will Dich lieber im Sarge sehen — als an der Seite dieses ...." sie verstummte jäh.

„Warum sprichst Du es nicht aus? an der Seite dieses — Abenteurers, so sagt er!" lachte der Mann höhnisch.

Erschreckt zuckte das Mädchen zusammen, unwillkürlich wich es von ihm zurück. „O, lache nicht so, Du thust mir weh!“ wehrte es ab.

Doch der junge Mann hatte sich schon wieder gefaßt; — er zog die nur leise Widerstrebende in seine Arme, und seinen Küssen, seinen süßen Liebesworten, gelang es alsbald sie zu beruhigen.

„Du siehst zu schwarz, mein Liebling“ — sprach er tröstend; „die Eltern werden verzeihen — gewiß!“

„Nein Edward, sie werden es nicht“ — beharrte das Mädchen. „Die Mutter würde es vielleicht, — aber sie wird es nimmer wagen dem Vater zu trotzen — und dieser ist hart wie Eisen! O, glaube mir Edward —“ schluchzte sie neuerdings in Thränen ausbrechend — „ich habe keine Eltern mehr — ich bin jetzt in jeder Beziehung ein armes, armes Mädchen, das nichts besitzt, als Dich und Deine Liebe!“

Das Antlitz, an die Brust des Geliebten geneigt, lag sie regungslos; nicht ein einziges Mal mehr schaute sie empor; hätte sie es gethan, sie würde gesehen haben, wie sich bei ihren letzten Worten die Züge seines schönen Gesichtes auf unheimliche Weise verzerrten, wie ein drohender Blick aus seinen Augen zuckte, während sich die weißen, spitzen Zähne fest auf die Unterlippe preßten, als müßten sie mit Gewalt einen verrätherischen Fluch zurückdrängen.

Doch das Mädchen ahnte von all dem nichts; — einem Kinde gleich, das sie dem Alter nach fast noch war, sie zählte kaum 17 Jahre — hatte sie sich in den Schlaf geweint.

Die Zeit verstrich.

Die Arme mechanisch um die Schlafende geschlungen, saß der junge Mann, leise Worte vor sich hin murmelnd. „Sollte ich mich verrechnet haben?“ flüsterte er: „Goddam, wenn der Alte wirklich so hart wäre wie seine Dollars, dann wäre die ganze Geschichte eine verfehlte Speculation, des furchtbaren Risikos nicht werth, dem ich mich durch Eingehen dieser heimlichen Ehe — der zweiten noch dazu — aussetze — verdammt — wenn ich es bestimmt wüßte!“

Er verstummte und starrte finster brütend hinaus in den dämmernden Abend. Da plötzlich verwandelte sich die Dämmerung in tiefe Nacht.

Der Zug war in einen jener endlosen Tunnels eingelaufen, an denen die Erie-Bahn so reich ist.

Der junge Mann lehnte das Haupt an die Lehne des Sitzes zurück und schloß die Augen.

Das am Plafond befestigte Lämpchen verbreitete nur einen schwachen, unstät flackernden Schein und mit unverminderter Schnelligkeit brauste der Zug dahin.

Doch jetzt — was war das? — Ein gewaltiger Ruck — ein Schwanken des ganzen Wagens, von der einen Seite zur andern — dem eine eigenthümliche Ruhe — eine unheimliche Bewegungslosigkeit folgte!

Mr. Edward richtete sich auf — auch die Schlummernde in seinen Armen erwachte. — Eine Secunde lang saß er regungslos, wie horchend nach vorne geneigt, dann plötzlich sprang er empor und stürzte an das geöffnete Fenster.

Dumpf verhallte in der Ferne das Getöse des rapid enteilenden Zuges.

Mit einem heiseren Schrei taumelte der Mann in das Coupé zurück. „Verloren!“ lallte er, und seine Hände griffen Stütze suchend in die Luft.

„Allmächtiger! Was ist geschehen?“ kam es bebend von den Lippen des jungen Mädchens.

„Was geschehen ist!“ stammelte der Wankende, „unser Wagen — der letzte in der Reihe — hat sich — losgerissen, und die — Schufte haben es nicht bemerkt — sie dampfen davon — und — lassen uns hier elend im Stiche!“

„Unser Wagen — losgerissen — was — was — soll das bedeuten?“

„Das bedeutet für uns den Tod — den Tod in seiner gräßlichsten Gestalt!“ lautete die wilde Antwort. „Es bedeutet — daß wir hier in Nacht und Grauen rettungslos dem Verderben preisgegeben sind! — der nächste Zug — und er wird nicht lange mehr auf sich warten lassen — wird uns zermalmen!“ Einen Moment lang drohte die zarte Mädchengestalt zusammenzubrechen — dann flog sie an die Brust des Geliebten.

„O Edward, wenn es uns auch nicht gegönnt ist vereint zu leben — so laß vereint uns sterben — selbst der Tod in Deinen Armen ist für mich Seligkeit!“ hauchte sie in höchster Exaltation.

„Ich danke — ich will — leben!“

Die ihn umschlingenden Arme von sich abschüttelnd, hatte der Mann diese rauhen Worte gerufen.

„Geliebter!“

Laß das sentimentale Gewinsel — schrie der Fassungslose — „es macht mich rasend!“

„Edward, komm zu Dir, Edward!“

Ein wahnsinniges Lachen war die Antwort.

„Ja wohl — Edward — John oder Charles — welchen von diesen Namen Du willst, — ich habe sie alle der Reihe nach geführt und ein paar andere noch dazu — Dein Herr Papa hatte ganz Recht, ich bin ein Abenteurer — nichts als ein Abenteurer — aber jetzt habe ich keine Lust mehr Komödie zu spielen — die Farce ist zu Ende — hörst Du — die elende Farce, die ich mit meinem Leben bezahlen werde!“

Wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen sank das unglückliche Mädchen in die Kissen des Sitzes zurück. Mit weitgeöffnetem Auge, in namenlosem Entsetzen starrte sie auf den schändlichen Mann, dem feige Todesfurcht die heuchlerische Maske von dem schurkischen Antlitz gerissen — und der einem Rasenden gleich durch den engen Gang zwischen den Sitzreihen auf und nieder stürmte.

Horch!

Ein unbestimmtes Geräusch, das das Blut des Hörenden in den Adern erstarren machte, erklang durch die tiefe Dunkelheit und Stille. — Wie fernes Meeresgebrause, so kam es heran, — schauerlich brechen sich die Schallwellen in dem gewölbten Raume.

„Das ist der Tod!" schrie der Mann gellend und warf sich gegen die nächste Thür.

„Fort — fort — folge mir, sonst bist Du verloren!" keuchte er.

„Nein — ich bleibe!"

Mit furchtbarer Ruhe kamen diese Worte aus dem Munde des Mädchens.

„Wahnsinnige!"

Der Mann sprang zurück und erfaßte ihren Arm —

Sie stieß ihn mit Gewalt von sich. „Zurück Elender — lieber den Tod hier auf den Schienen — als ein Leben mit Dir!"

„Dann fahr' zur Hölle!"

Neuerdings stürzte er der Thüre zu, und versuchte dieselbe zu öffnen. Vergebens!

Horch!

Gedämpft — aus weiter Ferne noch — aber doch deutlich vernehmbar, durchschnitt ein Pfiff die Luft.

„Hilfe! Rettung! Ich will leben — leben!" brüllte der Feigling.

Mit der Kraft der Verzweiflung rüttelte er an der Thüre, und plötzlich gab dieselbe nach.

„Gerettet!" brach es in wahnsinnigem Jubel von seinen Lippen — er schwang sich hinaus! — Da brauste es heran mit rasender Schnelligkeit — Tod und Vernichtung bringend — noch ein kurzer, gellender Pfiff aus nächster Nähe — und jetzt — jetzt: ein einziger, gräßlicher, markerschütternder Schrei — ein wahrer Todesschrei; — funkensprühend mit donnerähnlichem Getöse raste der Zug vorbei!

Der Waggon mit der ohnmächtig zusammengebrochenen Gestalt des Mädchens stand unversehrt — der Zug hatte das Nebengeleise passirt.

* * *

„Habt Ihr's gehört?" so fragten sich die Heizer und Maschinisten des Zuges, als dieser, den Tunnel verlassend, in die freie Landschaft hinaus dampfte.

„Das ging über Lebendiges!" flüsterte der alte Locomotivführer und trotz der dichten Rußschichte, die sein Gesicht bedeckte, sah man seine Wangen fahl werden.

„Ich hab's ganz deutlich gesehen" — rief einer der Männer — „auf dem Nebengeleise stand ein einzelner Waggon — er muß sich von dem vorhergehenden Zuge losgerissen haben — in ihrer Todesangst sind die Unglücklichen herausgesprungen und wir . . ." er verstummte in ahnungsvollem Entsetzen.

Unterdessen war der Zug zum Stehen gebracht worden. „Zurück!" erklang jetzt der Befehl des Zugführers. An den Fenstern erschienen die schreckensbleichen Gesichter der Passagiere — alle hatten den gräßlichen Schrei vernommen. — Man gab Contredampf — langsam glitt der Train nach rückwärts. Vor dem Tunnel wurde Halt gemacht. Bedienstete der Bahn mit brennenden Fackeln versehen — verschwanden in dem Innern desselben. Auch viele Passagiere folgten — unter diesen ein ältlicher Herr und eine Dame. Der Herr, eine noch ungebeugte Gestalt, mit stolzem, jetzt todtenbleichem Gesicht — schritt aufrecht einher — wankend, an seinen Arm geklammert die Dame.

„Francis — wenn wir sie hier fänden!" — stammelte die Frau. „In diesem Train war sie — unser unglückliches, bethörtes Kind, und sein schändlicher Entführer!" Der Herr schwieg, aber seine Brust hob sich in schweren Athemzügen.

Langsam bewegte sich der Zug der Leute vorwärts.

Das unstäte Licht der Fackeln verbreitete eine spärliche Helle, — es warf nur hie und da grelle, röthlich schimmernde Streiflichter auf die von Nässe triefenden Wände.

Ein Ruf des Grauens erklang.

Er kam aus den vordern Reihen.

„Hier liegt der — Erste!" rief eine bebende Stimme.

Der Herr mit der Dame brach sich gewaltsam Bahn durch die sich drängende Menge.

Dort — auf dem einen Geleise lag eine blutüberströmte Masse — der verstümmelte Körper eines Mannes; nur das Haupt war merkwürdiger Weise unversehrt — es zeigte ein im furchtbarsten Todeskampfe verzerrtes Antlitz.

Einen flüchtigen Blick warf die Dame auf dasselbe, dann brach sie mit einem schneidenden Wehruf zusammen.

„Er ist es! Wo ist mein Kind — mein Kind?!“ schrie sie verzweiflungsvoll.

„Hier ist ein Waggon!“ erklang jetzt ein erneuter Zuruf — „und in demselben eine Ohnmächtige!“

Die Dame raffte sich auf und stürzte vorwärts.

Wieder gellte ein Schrei durch den gewölbten Raum, dann sank sie neben der leblosen Gestalt, die man eben aus dem Waggon gehoben, auf den feuchten Boden nieder.

„Mein Kind und unversehrt!“ jubelte sie in fassungslosem Entzücken. „Elly, Elly, mein Liebling!“

Die Mutterstimme besaß eine wunderbare Macht. Die von todesähnlicher Ohnmacht Befangene schlug die Augen auf. Eine Secunde lang schweiften ihre Blicke verständnißlos umher; dann plötzlich schien die Erinnerung an das Gräßliche, das sie erlebt, jäh in ihr zu erwachen.

„Wo — ist — er?“ hauchte sie.

„Der Schurke ist todt!“

Der alte Herr, der kalt, ja drohend vor ihr stand, hatte es gesprochen, und schützend schlangen sich die Mutterarme um die neuerdings zurücksinkende Gestalt.

Doch diese Schwäche währte nur wenige Augenblicke. Bald richtete das Mädchen sich wieder auf.

„Vater, Mutter, vergebt!“ flehte sie. „O, hätte ich Euch geglaubt. — Er war ein Unwürdiger — jetzt weiß ich es — und Gott hat ihn gerichtet!“

„Dir ist verziehen mein armes, armes Kind!“ schluchzte die Mutter, das bleiche Antlitz mit Küssen und Thränen bedeckend.

Der Vater aber kehrte sich schweigend ab.

„Vater — vergib auch Du, vergib Deinem unglücklichen Kinde — um dieser furchtbaren Stunde willen!“ kam es in rührendem Klageton von den Lippen der Armen.

„Vergib! — Du kannst es, — darfst es, — noch bin ich Deiner Verzeihung — Deiner Liebe nicht unwürdig!“

Der stolze Mann zuckte zusammen, — langsam wandte er sich zurück, durchdringend, als wolle er in ihrer Seele lesen, hefteten sich seine Blicke auf das holde, jetzt todtenbleiche Mädchenantlitz, dessen dunkle Augen, frei und unschuldsvoll mit heißem Flehen zu ihm empor sahen. Eine Secunde verharrten sie so — Auge in Auge — Vater und Tochter; — dann ging ein Zittern durch die hohe Gestalt des Mannes — ein Zucken durch seine starren Züge — er sank in die Kniee und riß das Mädchen mit stürmischer Gewalt an seine Brust.

„Mein Kind, Du hast es nie gewußt, wie sehr ich Dich stets geliebt!" stammelte er.

Die Zeugen dieser, sich in rascher Folge abspielenden Scene, hatten sich so viel als möglich discret zurückgezogen. Schweigend blickten sie auf die Gruppe dieser drei Personen, — die, beleuchtet von dem röthlichen Scheine der Fackeln, in dieser düstern Umgebung ein ergreifendes Bild boten.

Niemand kannte den wahren Sachverhalt der Dinge, Alle aber ahnten, daß hier ein geheimnißvolles Familiendrama, — einen erschütternden — und doch zugleich versöhnenden Abschluß gefunden.





Gedichte

von

B. L. Armstrong.

Der Weg zum Glück.

Der weit'ste aller Wege
Das ist der Weg zum Glück,
Oft legt in einem Leben
Der Mensch ihn nicht zurück.

Oft jahrelanges Irren
Durch öden Wüstensand,
Oft sinkt er hin ermattet,
Eh' er das Glück noch fand.

So weit der Weg zum Himmel,
Und doch — für den zurück
Vom Himmel auf die Erde
Genügt ein Augenblick.

Die Hölle.

Wo der Himmel, ahnen Alle;
Ob der Glaube sonst sie scheide,
Blicken sie doch zu den Sternen
Alle hoffend auf im Leide.

Seltsam aber, wo die Hölle,
Hat noch Keiner recht ergründet;
Doch es hat's um Mitternacht mir
Jüngst ein banger Traum verkündet.

Willst Du in die Hölle schauen,
Ihre ganze Qual ermessen,
Mußt Du durch den Himmel schreiten,
Den Du jubelnd einst besessen.

Primel im August.

Noch blühen Rosen ringsumher,
Doch künden Blätter hie und da
Mit einem blassern mattern Roth:
Der Sommer stirbt, der Herbst ist nah.

Da bringt man eine Primel mir,
So licht und golden anzusehn,
Wie wann die ersten Veilchen blühn,
Die ersten lauen Lüfte wehn.

O hast Du, sag', im Lebensherbst
Bei Blätterfall und Sturmeswehn
In einer Menschenseele tief
Nie eine Frühlingsblum' gesehn?

Getauschte Rollen.

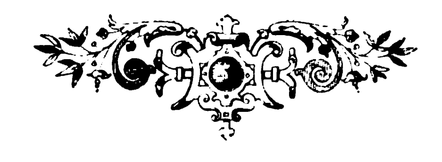
Als ich noch ein Kindlein,
Auf der Kirchenbank,
Saß mir gegenüber
Eine Dame schlank.

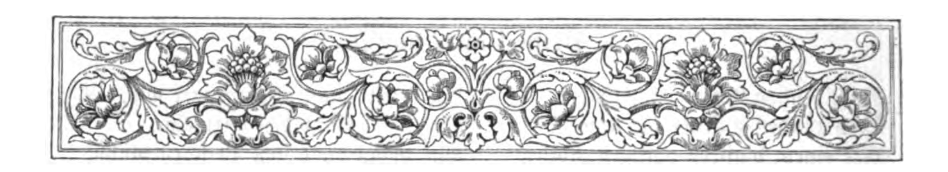
Blaß und reich gekleidet,
Sah sie himmelwärts,
Und es schnitt wie Wehmuth
Mir durch's Kinderherz.

Konnte nichts mehr denken
Jenen Sommertag,
Als was wohl der blassen
Dame fehlen mag. —

Selbst nun trag' ich Seide,
Trag' ein schweres Herz,
Auch auf meinem Antlitz
Ruht ein Zug von Schmerz.

Und ein blondes Mägdlein
Sieht mich fragend an,
Wie ich's jener Dame
Einstens selbst gethan.





Gedichte

von

Heribert Hülgerth.

Ich frag' nicht mehr.

Ich frag' nicht mehr nach Ruhm und Sieg,
Erworben auf dem Kampfesfeld,
Mich dünkt ein Greul der blut'ge Krieg,
Ein düstrer Schemen jeder Held.

Wenn anders auch, noch streit' ich gern
Triff, heißer Kuß, triff, Sangeslaut!
Ihr Liebesblick mein Siegesstern,
Der hold ins kühne Herz mir schaut.

Vor deinem Bild.

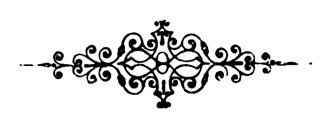
Vor deinem Bild wie Blütenstaub
Mir's in die Seele fällt,
Und zarte Lieder blühen dort,
Der Minne Blumenwelt.

Vor deinem Bild ein leiser Klang
Mir oft das Herz durchbebt:
Ist es ein Gruß, den du gesandt?
Bist du's die mich umschwebt?

Wenn du zum Himmel schauest.

Wenn du bei Tag zum Himmel schauest,
So bleiben alle Wolken stehn
Und formen sich zu Engelsköpfchen,
Die lächelnd auf dich niedersehn.

Wenn du bei Nacht zum Himmel schauest
In ew'ger Liebe Krongebiet,
Dann tönt aus Weltalls Herzenstiefen
Ein Echo, meiner Sehnsucht Lied.





Edmund Wasilewski und seine literarische Thätigkeit.

Skizze

von

G. Kohn.

Edmund Wasilewski, geboren 1814 am 16. November in Rogozno im Lubliner Kreise, übersiedelte schon in jungen Jahren mit seinen Eltern nach Krakau, wo er auch bis an sein Lebensende verblieb.

„Ich sterben, ich einst Staub und Moder sein,
Ein Opfer fall'n dem unheilbaren Wahn?!
Ich, der ich lieben, leiden, träumen kann, —
Ich sterben? nein!!"

Dieser Spruch, der den Dichter in seinen bedrängten Lebensumständen tröstete, bildet die Quintessenz aller seiner Dichtungen. Lieben, leiden, träumen, das sind die Grundzüge dieser schwärmerischen Dichternatur, das ist die Seele seines Liedes.

Wasilewski, der seit seinen frühesten Jugendjahren in Krakau weilte, hatte eine an Bewunderung grenzende Vorliebe für die alte Stadt der polnischen Könige, für ihre Denkmäler, ihre Schönheiten gefaßt. Sowie Mickiewicz Lithauen, sowie Zaleski die Ukraine, so ist ihm Krakau sein Vaterland, sein Alles.

Bereits im eilften Lebensjahre verwaist, sah sich der Knabe genöthigt, selber für seinen künftigen Unterhalt zu sorgen, und kaum hatte er seine Studien beendigt, als er (im wievielten Lebensjahre, darüber lassen uns seine Biographen im Unklaren, jedenfalls aber sehr jung) eine Stelle als

Bibliothekar bei dem Markgrafen Wielopolski in Ksiąz annahm. Aber bald hatte Wasilewski diese Anstellung, die in finanzieller Beziehung für ihn sogar eine sehr vortheilhafte zu nennen war, satt. Es zog ihn unwiderstehlich nach seiner engeren Heimat, nach Krakau, wo er lieber Hunger leiden wollte, als anderwärts im Ueberflusse zu leben. Schon nach einem Jahre entsagte er seinem Amte eines Bibliothekars, um nach der Stadt der historischen Alterthümer zurückzukehren. Wovon er hier sein Leben fristete, da er erst im dreißigsten Lebensjahre eine fixe Anstellung erhielt, darüber schweigen seine Biographen. Es muß angenommen werden, daß er sich kümmerlich genug durch Stundengeben oder Abschreiben erhielt. Die Freundschaft gleichgesinnter Jünglinge half ihm jedoch die Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen, und bald kam noch ein anderer Umstand hinzu, der ihm Kraft und Ausdauer, allen Schmerz der Welt zu besiegen, verlieh: der Jüngling liebte und sah sich wiederum geliebt. Die Armuth seiner Auserwählten und seine eigene dürftige Lage hinderte ihn jedoch, ernstlich an ein Bündniß mit ihr zu denken, und es mußten viele Jahre seit seiner ersten Bekanntschaft mit ihr vergehen, er mußte erst eine bescheidene Anstellung als Lottocollectant in Krakau erhalten, ehe er daran denken konnte, seine theure Helena zu ehelichen (1844, am 13. August).

Wasilewski lebte jetzt von Neuem auf: sein Glück schien den Gipfelpunkt erreicht zu haben, als ihn seine Gattin mit einem Söhnlein beschenkte (1845). Kein Glück hienieden ist jedoch von Dauer. Wasilewski's Sohn starb kurz nach seiner Geburt und der tiefgebeugte Vater folgte ihm noch vor vollendetem zweiunddreißigsten Lebensjahre ins Grab (1846, am 15. November, dem Vorabende seines Geburtstages).

Die Lebenden läßt man Hungers schmachten, den Todten setzt man Denkmäler! Dieser Spruch ging vollkommen in Erfüllung an Wasilewski. Vierzehn Jahre nach seinem Tode erinnerten sich erst seine Krakauer Landsleute daran, daß ein Mann von seltener dichterischer Begabung in ihrer Mitte gelebt, daß dieser Mann Wasilewski geheißen, und daß er seine engere Heimat, sein Krakau, den Gegenstand so vieler tiefempfundener, schöner Lieder, geliebt hatte, wie vor ihm Keiner! Sie beschlossen, die Verdienste des Todten durch ein Monument aus Sandstein zu ehren, an welchem auf marmorner Tafel die Worte zu lesen sind: „Edmund Wasilewski, geboren 1814, † 1846. Die Mitbürger 1860.“

Wasilewski's Gedichte sind mehrmals, und zwar schon bei Lebzeiten des Dichters, später bei Gebethner in Warschau im Jahre 1859, und letzthin im Verlage der Firma Himmelblau's in Krakau im Druck erschienen.

Um auch die deutsche Lesewelt mit den poetischen Leistungen dieses in Polen ungemein populären Dichters bekannt zu machen, führe ich

Wasilewski's Gedicht „Der Einsame" in meiner, dem Rhythmus des Originals getreu nachgebildeten Uebersetzung, hier vor:

Ach! nennt Den nicht einsam, der fern von der Menge
In Höhlen und Schluchten ergehet sich gerne,
Der aufsucht Ruinen, in Wildnissen wohnet,
Deß' Aug' auf der Wandrung verfolget die Sterne.
Ach! nennt ihn nicht einsam! er höret ja singen
Den Vogel, er höret des Waldes Laub rauschen,
Er schmückt aus die Erde mit himmlischen Träumen
Und darf seinen Träumen beseliget lauschen.
Ach! nennt Den nicht einsam, der fern von der Menge
Im Kloster muß einsam sein Leben beschließen;
Er darf von Gott träumen, er darf sich sein freuen,
Er darf in ihm leben, er darf sein genießen.
Ach! nennt Den nicht einsam, der büßend und betend
Wallfahrt in die Fremd' nach geheiligten Orten;
Die Hoffnung zerstreut seinen Kummer, sein Heimweh,
Sie bietet ihm Trost, nicht zu schildern mit Worten!
Doch Der, der allein steht im dicht'sten Gewühle
Der Menschen, gleichgiltig bei all' ihrem Schmerze,
Den Lieb' nicht beseligt, noch Freude erheitert,
Der Alles besitzt, nur kein fühlendes Herze;
Der nutzlos sich stürzt in den Taumel der Wonne,
Weil er mit den Menschen nichts, nichts hat gemeinsam;
Zerstreuend nicht wirkt auf ihn Freude, noch Jubel —
Umgeben von Menschen ist dennoch er einsam!
Ja, einsam ist Jener, den Lieder und Schönheit
Im Grame nicht trösten, im Kummer nicht heilen;
Ihm strahlt nicht die Sonne, ihm leuchtet der Mond nicht,
Mit Niemandem weiß sein Gefühl er zu theilen!
Ach! einsam, der's Leben verbracht nur in Träumen
Von Liebe, von Wonne — der schwärmende Tolle!
Er lebet in Tagen, die längst schon vergangen,
Verträumt hat er's Leben, das blühende, volle.
Doch einsamer ist noch, wer selber sein Leben
Verzweiflungsvoll kürzet, zu enden die Wehen,
Um Niemanden weinet und unbeweint scheidet,
Und stirbt im Bewußtsein, in Nichts zu vergehen!



Gedichte

von

Adolph Herz.

Ein Gedanke.

Es war ein Gedanke, ich hab' ihn gehegt,
So groß und so herrlich, wie man ihn nur trägt
In männerkräftigen Sinnen;
Es war ein Gedanke, auf Fittigen schnell
Durchflog er gleich Aaren die Lüfte so hell,
Und schwebte auf glänzenden Zinnen.

Es war ein Gedanke — so süß wie ein Traum,
Er füllte mit seligen Wesen den Raum,
Den wir in Jammer bewohnen;
Es war ein Gedanke — das Elend verschwand
Und nur das Hohe und Gute bestand
Für alle fernsten Aeonen.

Es war ein Gedanke! — Zu himmlisch! Zu schön!
Wie konnte, wie durfte er lange besteh'n?
Wie wäre es möglich gewesen?
O Götter! gebt Antwort, warum ist allein,
Was ewig verdiente auf Erden zu sein,
Nur dieses zum Tode erlesen?

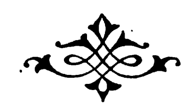
Glückseligkeit.

Hab' ich Lethe's Trank genossen?
Hat, in holdem Wahn befangen
Venus mir auf Stirn und Wangen
Schwesterlichen Kuß gedrückt?
Bin ich dieser Welt entrückt?
Oder, hat als einem Gotte,
In den Becher, mir zum Spotte
Hebe Nectar eingegossen,
Daß ich heut so hochbeglückt?

Daß ich selig träumend liege
Hier im grünen, weichen Moose,
Und der zarte Duft der Rose
Und die zierlichen Cypressen
Aller Sinne mich berauben,
Ich in den Akazienlauben
Wie ein Kind in seiner Wiege
Sorglos bin und weltvergessen?

Welche Lust ist's hier zu leben!
Wo in traulich stillem Reigen
Blatt und Blume sich verzweigen,
Nur der Nachtigallen Schlag
Dieses Schweigen brechen mag
Und in's weite Azurblaue,
Daß ich kaum sie noch erschaue,
Schnell die Lerchen sich erheben, —
Ja das ist ein Maientag!

Welche Götterlust zu bleiben!
Hier, wo traurige Gedanken
Trübend nicht das Herz umranken,
Freude füllt die Brust allein,
Wie muß süß das Sterben sein!
Frag' ich noch, ob Welten stehen,
Ob sie kommen, untergehen?—
All ihr Sinnen, all ihr Treiben
Schließt das Herz der Menschen ein.





Der Spass im Aberglauben.

Von

M. E. Pilcz.

Kann auch in so unheilvoll Ernstem, wie der Aberglaube, etwas Spassiges d'rinn stecken?

Kann Scherz innewohnen einer Verirrung des Menschengeistes, welche mehr Jammer und Elend über die Menschheit gebracht, als Krieg und Pest?

Kann dem schmutzigsten Nebel der Geistesnacht ein Goldstrahl sonniger Heiterkeit entlockt werden?

Warum nicht? — Nicht alle Aeußerungen des Aberglaubens sind dämonischen Ursprunges. An einzelnen, an vielen Offenbarungen des im naiven Volkssinn durch Jahrtausende sich vererbenden Irrwahnes, vermag der Denkende oft ein Körnchen sittigender Tugendlehre nachzuweisen; zum Mindesten einen frommen Betrug, dem eine ehrlich treue Absicht, ein moralischer Zweck im Ursprung mochte zu Grunde gelegen haben. Oft mag der Autor einer Sage, eines Heiltractätleins oder Wunderreceptes, welches Jahrtausende überlebt, und selbst noch in unseren Tagen vom Naturkinde wie ein heiliger Schatz gehütet wird, dort hoch oben auf der schneeigen Alpe, in der russigen Scheune des Kohlenbrenners, in der Fischerhütte, im Dorf und auf der Pußta: oft mag der erste Schöpfer eines derartigen Schatzes sich dabei weder Gutes noch Schlimmes gedacht, sondern lediglich einen unschuldigen Spaß im Auge gehabt haben.

Mir selbst sind aus meiner Kinderzeit — es ist das hübsch lange her — Belege dafür in reichlicher Zahl erinnerlich.

Der Pfarrer meines Heimatsortes zum Beispiel, ein hochbetagter Greis mit jugendlichem Herzen und hellem Kopfe, wie oft hat der gute Alte seiner Heerde gegenüber zum Hokuspokus des Aberglaubens greifen müssen, zum frommen Betrug in lauterster Absicht.

In der Gemeinde herrschten böse Krankheiten; Wechselfieber, Typhus und Ruhr decimirten die Bevölkerung; der Tod ging von Haus zu Haus, verbreitete Jammer und Schrecken in jeder Familie. Der Dorfarzt verstand wohl sein Metier, doch was nützte das? Man ließ den Arzt, Arzt sein und behalf sich mit den „sympathetischen Mittelchen" der Hebammen und alten Zigeunerinnen. Sanitätspolizei, auch jetzt noch ein wunder Punkt, in den meisten Dorfschaften draußen an der südöstlichen Peripherie des Reiches, war zu jener Zeit auch nicht dem Namen nach gekannt. Wenn am Ende die Kunst der Zigeunerinnen und weisen Frauen versagte, wurde der Pfarrer überlaufen, der sollte dann mit heilkräftigen Reliquien herhalten, mit „Besprechungen" und wunderthätigen Heiligenbildern das Unheil beschwören.

Hätte der Pfarrer da den Leuten einfach gesagt: Lasset keine Hunde- und Katzenleichen auf den Straßen, in den Gassen verfaulen; stopft euch den Magen nicht voll mit unreifem Obste, mit ranzigem Speck, mit faulen Fischen und Melonenschalen, hätte der Priester die ihn um Wundermittelchen bestürmenden Leute dieserweise über den natürlichen Ursprung der Seuchen aufzuklären versucht, seine Heerde würde ihn, wenn nicht als Gottesleugner gesteinigt, so doch sicher als Narren ausgelacht haben. Der Pfarrer kannte seine Pappenheimer, ließ den fruchtlosen Versuch mit der nackten Vernunft bleiben und verlegte sich darauf, dieselbe im abergläubisch frommen Mummenschanz wirken zu lassen.

Der wackere Alte machte gegenüber von den Petenten um geweihte Recepte und Kirchenpillen allemal ein recht salbungsvolles Gesicht, er kargte niemals mit frommen Tractätlein und heiligen Arzneiverschreibungen. Dem Einen gab er kleine, mit einem Muttergottesbildchen versehenen Säckchen mit nach Hause, welche Säckchen unter gewissen Gebetsverrichtungen in der Stube aufgehängt oder den Kindern um den Hals gehängt werden mußten. Die Säckchen enthielten Chlorblätter, Timian, Carbolsäure oder sonst welche Desinficirmittel. Dem Anderen wurden „geweihte" Räucherungsmittel mitgegeben, mittelst welchen täglich Morgens, bei offenem Fenster, unter Anrufung dieses oder jenes mehr oder weniger renommirten Heiligen „der Teufel ausgeräuchert" werden sollte.

Das faule Obst unter den Bäumen, die Melonenschalen in den Straßen mußten — immer bei Gebet und „Vaterunser" — sorgsam gesammelt und draußen im Gottesacker vergraben werden, denn — so versicherte der Pfarrer — all darin steckt der böse Geist, der die gedachten Abfälle zum

„Futter für das höllische Hornvieh" braucht und daher an Denjenigen, die diesen Futtervorrath „wegessen", tückisch Rache nimmt, wie eben nur der böse Geist sich rächt. Die in den Straßen umherliegenden Aeser zumal wurden vom Pfarrer ganz bestimmt als die „Spione Belzebubs" agnoscirt, die nur scheinbar todt da liegen, um Mitternacht aber von Haus zu Haus schleichen, Kindern und Greisen höllisches Gift einhauchen. Auf Geheiß des frommen Seelenwartes wurden die Thierleichen allüberall aufgelesen, mit „geweihtem" Vitriol und Kalk über und über beschüttet, weit hinaus, außerhalb des Dorfumkreises, förmlich in Procession, immer wieder bei frommen Sang und Gebet hinausgeschafft und klaftertief eingegraben.

Liegt in dieser Therapeutik des Aberglaubens nicht gesunder, ehrlicher Humor?

Oder wird man leugnen wollen, daß beispielsweise der erste Erfinder jenes Zaubermittels, wodurch man die Fähigkeit erlangt, „sich unsichtbar zu machen", ein ganz geriebener Spaßvogel gewesen sein müsse?

Es ist dies nämlich ein Mittel, an welches das naive Landvolk des Ostens und Südöstens unserer Heimat vielfach glaubt, und welches ich mich recht wohl erinnere, als etwa achtjähriger Junge, festgläubig den Lippen unserer „Dorfweisen" abgelauscht, ja selbst „eigenhändig" versucht zu haben. Das Mittel ist so einfach nicht. Man höre:

Am dritten Sonntag nach Ostern, vor Tagesanbruch, muß im Felde draußen ein vierblätteriger Kleestengel aufgesucht und — mittelst einer Silbermünze abgeschnitten werden. In dieses Kleeblatt muß — vor Pfingsten noch — ein Weizenkorn gewickelt, unter die Zunge einer eigenhändig getödteten Schlange gelegt, der Schlangenkopf muß dann abgeschnitten und — wieder des Sonntags vor Tagesanbruch — im Friedhof unter einen blühenden Akazienbaum vergraben werden. Wenn dann das Weizenkorn einen Halm emporgetrieben, der Halm sorglich gepflegt und behütet wird, bis die Aehre gereift, so besitzt jedes einzelne Korn dieser Aehre die Eigenschaft, Demjenigen, der es unter die Zunge nimmt, und für so lange eben als er's da behält, völlig körperlos, das ist für sterbliche Augen total unsichtbar zu machen.

Unsichtbar sein! — Wer möchte das nicht können? Man darf kühn behaupten, daß die Kunst, sich nach Belieben unsichtbar zu machen, einen unwiderstehlichen Reiz besitzt selbst für Jene, die um Alles in der Welt nur ja von aller Welt gesehen werden möchten . . . . Der Wundermann nun, der vor undenklich alten Zeiten mochte um das „Zaubermittel der Unsichtbarkeit" angegangen worden sein, war, wie aus seinem obigen Recepte zu ersehen, ein Pfifficus, der sich auf einen guten Spaß wohl verstanden hat. Wer nach diesem seinem Recepte ein Weizenkorn sich verschafft, dem konnte

er getrost die Unsichtbarkeit zusichern! Der Schlaukopf wußte sehr wohl, was die kindliche und erwachsene Einfalt nicht sofort begreift, daß das unter Gebetsprüchen und allerlei Zauberformelkram dem Schlangenrachen anvertraute Saatkorn, in und mit dem Schlangenkopf mit verfault, mit verwest, oder von den durch die Verwesung herbeigelockten Ameisen und Gewürm total zernagt wird, lange bevor in dem Korn ein Keim sich zu entwickeln vermocht.

Der vierblätterige Klee spielt übrigens nicht bloß bei den culturell zurückgebliebenen Völkern und Nationen des Ostens eine Rolle, man begegnet auch in manchen Gegenden des hochcultivirten Westens demselben Aberglauben in Betreff der wunderwirkenden Eigenschaften dieser Pflanze. Vor Kurzem erst war in den Zeitungen ein spassiges Geschichtchen zu lesen, das als sprechender Beleg dafür diente, daher recht wohl in die vorliegende Zusammenstellung passen mag.

Ein biederbes Bäuerlein in Novistone ging von Ort zu Ort in der ganzen Umgebung bei den Samenhändlern umher auf die Suche nach „Samen des vierblätterigen Klee's.“ — Befragt, wozu ihm der besondere Samen solle, da doch der dreiblätterige Klee ein ganz ebenso treffliches Viehfutter abgebe, meinte unser Bäuerlein treuherzig:

„Viehfutter schon! aber — ich brauch's nicht für's Vieh, sondern — — für — — meine Töchter.“

„Für die Töchter!? Ei, wie wäre denn das?“

„Ich hab' nämlich sechs, sehr erwachsene, ledige Mädl daheim; hab' schon alles Erdenkliche unternommen, um sie unter die Haube zu bringen, aber es will Keiner anbeißen. Nun hab' ich gehört, daß ein Mädl im Besitz eines vierblätterigen Klee's bald einen Mann kriegt; will's daher probiren und meinen Garten mit solchen Samen einsäen.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch dem Lotteriespieler soll dieser Klee Glück bringen. Freilich nur, wenn ein solcher Kleestengel vom Spieler eigenhändig, und zwar mittelst eines neugeprägten Silberstückes abgeschnitten wird.

Minder durchsichtig in Absicht und Zweck, meistentheils auch keineswegs im selben Maße harmlos, aber ungemein spassig, stellen sich die Emanationen des Aberglaubens auf dem Gebiete der praktischen Landwirthschaft dar. Das Wetterläuten, die Regenbesprechungen, Heuschreckenbeschwörungen 2c. sind zumeist Erfindung der beschränkten Bauerneinfalt, welche gegen die unfaßbaren Gewalten der Natur die Mysterien der Himmelsmächte anrief. Die Vermittlerin zwischen Mensch und Schöpfer, die Kirche, durfte — oder wollte nicht jener Einfalt geradeaus in den Weg treten; der Priester mußte oder wollte gerne das — wenngleich auf Irrwegen wandelnde —

Gottvertrauen der Massen pflegen, stärken und entzog sich des Vermittlerdienstes bei derlei Besprechungen und Beschwörungen daher auf niemals. Und so erzählt uns die Chronik ganz absonderliche Proben des Aberglaubens, in welchem vor Zeiten selbst hochgelehrte Kirchenfürsten befangen waren, indem dieselben Heuschrecken oder sonst Saaten gefährliches Ungeziefer mit dem Bann belegten, oder förmlich einem strafprocessualischen Verfahren unterzogen.

Da ist beispielsweise der Bischof von Lausanne, Benedict von Monferrand, der im Jahre 1479 die Raupen vor das bischöfliche Gericht citiren ließ, um dieselben wegen verübten Raubes und boshaftige Gewaltthätigkeit zur Verantwortung zu ziehen. Der Proceß wurde mit minutiöser Förmlichkeit durchgeführt; die angeklagten Thierchen bekamen ex offo-Advokaten, es wurde pro und contra plaidirt, worauf der Bischof von seinem Richterstuhle herab feierlichst das Urtheil fällte, natürlich die „Angeklagten“ mit dem schwersten Bann belegte. In gleicher Weise verfluchte der Official v. Troyes im Jahre 1516 alles Gewürm, welches um jene Zeit die Feldfrüchte benagte; er verhängte den Bann übrigens noch mit Milde und gnädigem Erbarmen, nur für den Fall nämlich, daß das böse Gewürm nicht „binnen sechs Tagen Buße thut,“ Schaden zu thun aufhört, oder „außer Landes zieht.“ P. le Brün erzählt mehrere analoge „richterliche Urtheile“ aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche zu Lyon, Macon und Autun gegen derlei Ungeziefer gefällt worden sind. Gewöhnlich wurden die Processe auf directes Klageeinschreiten der heimgesuchten Bevölkerung eingeleitet. Es existirt ein Memoire des Oberpräsidenten des Parlamentes in der Provence, Barthol. Chassanäus, worin der Entwurf einer Strafproceßordnung für derlei Fälle enthalten und umständlich untersucht wird, ob der Proceß vor das weltliche oder geistliche Forum gehört, wie und auf welche Art derlei Thierchen vor Gericht citirt werden sollen, ob dieselben in „eigener Person“ erscheinen müssen, oder durch einen Anwalt sich vertreten lassen können u. s. w.

Es bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung, daß es auch in jener Zeit nicht an gelehrten und aufgeklärten Theologen fehlte, die mit heiligem Eifer gegen derlei Spuk und Schnack in die Schranken traten. So bezeichnete Dr. Leonhard Vairus diese Art der Bannlegung und richterliche Verfluchung als „nicht nur abergläubisch, sondern geradezu gotteslästerlich.“ Wer indessen glaubt, diesen Aberglauben als mittelalterliche Nebel belächeln zu können, welche im Sonnenlichte der Eisenbahnära zerflossen sind und sich völlig verflüchtigt haben müßten, der würde fehl gehen. Vor Kurzem erst wurde mir da unten in der Theißgegend die larmoyante Geschichte des heiligen Urban von Csongrad erzählt, der von den dortigen Weinbauern

von seinem mehrhundertjährigen Piedestal heruntergeschmissen, in Stücke geschlagen und in Grund und Boden gestampft worden ist, weil derselbe trotz der frommen Processionen und Bittgängen, Jahr um Jahr „seinen Eisbart geschüttelt", wie es dort in der Volksmundart der Gegend heißt, nämlich immer wieder die Weintrauben hat abfrieren lassen.

Soll sich vor 20 Jahren etwa zugetragen haben.

Viel Spaß steckt auch in den zahllosen Spukgeschichten und Geistererscheinungen, von denen der Volksmund zu erzählen weiß. Die meisten dieser Geschichten und Wundermärchen beruhen auf einem ganz natürlichen Zusammenhang der Dinge, oft haben dieselben in einem komischen Ungefähr ihren harmlosen Ursprung gefunden, hinterdrein jedoch gar fantastischen Aufputz aus der Einbildung des abergläubischen Naturkindes empfangen.

Ich erinnere mich lebhaft des Entstehens einer solchen Spukgeschichte im Winter des Jahres 1849, unweit von Szegedin.

In einem einsamen Wirthschaftsgehöfte des Herrn v. B . . . draußen im Felde „geht's um" — hieß es eines Tages unter den Dorfinsassen der Gegend.

Besagter Maierhof war einmal, während des Bürgerkrieges, Schauplatz eines Scharmützels zwischen serbischen und magyarischen Freischärlern. Das Wirthschaftsgebäude hatte mehrfache Havarien erlitten; Blutspuren an den Wänden innen und außen erzählten lange nachher von den Gräueln der Racenwuth. Der Grundherr weilte im Exil, das Gehöfte blieb leer, ging dem Verfall entgegen, wie viele andere Höfe um jene Zeit, in jener Gegend . . . . . .

Da drinnen „geht's um" — hieß es nun, wie gesagt. Um Mitternacht trieben die Geister der Erschlagenen daselbst allerlei Spuk. Niemand traute sich dem verlassenen Gehöfte nach Sonnenuntergang in die Nähe.

Mein Vetter Hubert, ein lustig Studentenblut, war im Frühjahre 1848 mit tausend Anderen, von der Schulbank weg, nach der blutigen Wahlstatt hinausgelaufen, auf welcher er sich unter den „Rothkäpplern" den Hauptmannsrang errungen. Nun — nach „Vilagos" — hielt er sich bei Freunden und Verwandten verborgen, um nicht als „Rebellenhäuptling" unter die Fuhrweser gesteckt zu werden. Dem Jungen kam die Spukgeschichte sehr erwünscht. Das beste Versteck, dachte er sich, wird für mich da draußen sein unter den Gespenstern. Statt herinnen in der Stadt, unter der Maske eines Krämergehilfen Tags über Düten zu drehen, und dabei trotzdem nicht sicher zu sein, ob ich nicht denuncirt, einmal des Nachts aus dem warmen Nest geholt werde, tauche ich lieber draußen in dem verrufenen Gespensterpfuhl unter, den Jeder meidet, wo mich Niemand sieht, Niemand sucht.

Der Tante Kathrein, die schon von wegen der Verpflegung des Aftermiethers in der Geisterburg in's Vertrauen gezogen werden mußte, stiegen die weißen Haarlöcklein zu Berge. Indessen, es half kein Abmahnen. Der Junge hatte sich's in den Kopf gesetzt, zur Noth konnte die Alte ihn dazu wenigstens bewegen, daß er, ihr zu Liebe, ihren alten, in aller Noth bewährten Rosenkranz zu sich steckte, um doch etwas Verläßliches an „Kriegsgeräth gegen die bösen Geister“ zur Hand zu haben.

Und richtig ließen die Bösen gar nicht lange auf sich warten.

Kaum hatte sich unser Teufelsleugner draußen in dem verlassenen Gemäuer ein wenig zurechtgefunden und Abends spät auf einen schlissigen Strohsack in morscher, wackeliger Bettstelle sich zur Ruhe gelegt, da ging's los! Ein heftiger Orkan raste heulend durch die Pußta. Blitz auf Blitz zuckte nieder, gefolgt von betäubenden Donnerschlägen, als sollte das Weltall aus den Fugen gehen. Das alles genirte unseren Honved nicht; er hatte sich bei Szolnok, Issaszeg und Piski an das Donnern und Blitzen wohl gewöhnt.

Mit einemmale indessen fing die Geschichte an auch ihm nicht geheuer zu scheinen. Da oben auf dem Dachboden, gerade über seinem Haupte, ertönte es dumpf: „Trapp, Trapp“, ganz deutlich waren schwere Tritte vernehmbar.

Instinctmäßig fuhr unser Honved vom Lager auf, horchte eine Weile, nicht ohne ein inneres Gruseln, was da oben über seinem Kopfe vorgehen mag. Alsbald jedoch erwachte in ihm der alte, kecke Juratenadam wieder, der an Teufeleien nicht glaubt und gewohnt war, der Menschen Tücke zu trotzen. Rasch gefaßt langte er nach Revolver und Säbel, zündete seine Blendlaterne an und, den Revolver in der Rechten, die blanke Klinge an's Gelenk gehängt, schritt er entschlossen hinaus zur Bodenstiege, um da oben den geheimnißvollen Spaziergeher sich von Angesicht zu Angesicht zu besehen.

„Wer da!“ — rief er oben am Stiegenende angelangt in die Dunkelheit des Bodenraumes hinein. Keine Antwort; bloß die dumpfen Tritte waren ganz in der Nähe vernehmbar; während er mit verhaltenem Athem horchte und lauschte. „Wer da! — Ich schieße Jeden nieder, den ich finde!“ — „Trapp, Trapp“ tönte es abermals dumpf zurück. Sonst keine Spur des Lebens; soweit die Blendlaterne den Umkreis beleuchtete, auch keine Fußspur auf der dichten Staubdecke des Dachbodens. „Trapp, Trapp“ tönte es wieder — wie zum Hohne — aus dem stockfinsteren Hintergrund hervor.

Nun riß unserem Juraten die Geduld. Er wollte dem Spuk partout auf den Grund kommen. Mit einem Satz stand er mitten im Gespensterterrain. Den Revolver schußbereit, die Blendlaterne weit vorangestreckt, nach rechts und links scharf umherlugend, schritt unser Held festen Trittes

vorwärts, geradeaus nach dem Gehör den dumpfen Trittlauten nach, welche sich noch immer aus dem Hintergrunde her vernehmbar machten.

Da! als er eben den Schornstein passirte, stand er plötzlich Stirn an Stirn mit dem Gespenste!

Es war ein grausiges Ungeheuer!

Schwarz behaart über und über, ein wirklicher, wahrhaftiger — Militärtornister nämlich, der dort hinterm Schornstein an einer Dachlatte mit dem Querriemen aufgehängt, von dem — durch eine Dachlucke eindringenden Sturmwind — hin und hergeschwenkt, immer wieder an den Schornstein angeschlagen wurde, und dieser Weise das Geräusch dumpfer, gespenstischer Tritte nach unten hin hervorbringen mußte.

Vetter Hubert erzählte die Gespenstergeschichte später wiederholt beim brodelnden Thee, in traulichem Freundeskreis, zum hellen Gaudium aller Anwesenden. Die „Gespensterburg" ist längst niedergerissen und dehnt sich an ihrer Stelle ein stattlicher Maierhof in die Länge und Breite. Die Leute der Umgebung aber haben sich durch den natürlichen Hergang der Spuckgeschichte trotzdem nicht belehren, nicht von ihrem Aberglauben bekehren lassen. Die Alten erzählens noch heute, und die Jungen werdens gewiß noch den spätesten Enkeln gläubig widererzählen, daß es da auf der B....'schen Pußta damals und damals „umgegangen."

Der Aberglaube wird erst mit dem letzten Menschenkinde sterben, scheint es, oder an dem Tage, da jeder Käuschler im Walde, jeder Bauer draußen auf der grünen Flur seinen Leibnitz und Schoppenhauer in der Tasche haben wird.

Das wird noch eine Weile dauern und bis dahin wird's noch viel Spaß im Aberglauben geben.

Der Spaß liegt freilich nicht immer so, wie in dem eben erzählten Gespensterspuk, im komischen Zusammenwirken natürlicher Umstände, im unbewußten Effect harmloser Erscheinungen. Oftmals sieht sich der Aufgeklärte selbst einer Sinnestäuschung ausgesetzt, bei welcher ihm schier alle Philosophie den Dienst versagt, und der Aberglaube ihm weit näher liegt als der Spaß.

In letztere Kategorie gehören die schauervollen Erlebnisse des ungarischen Grafen P . . . . , welche derselbe auf einem seiner Stammgüter, bei der Ortschaft B . . . . . , unweit der ungarisch-mährischen Grenze, vor etwa 25 Jahren durchgemacht, als er nach Ableben seines Vaters, des Majoratsherrn, von den Reisen im Auslande heimberufen, die Verwaltung seines ungeheuren Grundbesitzes in die Hand genommen.

Graf P . . . . . kehrte eines Abends zur Pfingstzeit in seinem bei B . . . . . gelegenen oppulenten Maierhof ein und übernachtete daselbst. Nach

den Strapazen des Tages ließ der Schlaf nicht lange auf sich warten. Doch war's kein erquickender Schlaf. Ein gar böser Traum quälte den Gutsherrn die ganze Nacht.

Eine wilde Gespensterschaar umgaukelte den Pfuhl des Schlafenden mit drohenden Geberden. Und seltsam! — es waren lauter Judengespenster, angethan mit langen, schmutzig weißen Sterbekitteln, mit flatternden Gebetmänteln über'm Haupte, wie solche der jüdische Ritus für die Reise in's Jenseits vorschreibt. Die unter'm Gebetmantel halbverschleiert hervorlugenden erdfahlen Gesichter, mit langen wallenden Bärten ließen deutlich die typisch jüdischen Physiognomien erkennen.

Und alle, alle diese Gespenster drohten dem Schlafenden mit den Fäusten, mit warnend erhobenem Zeigefinger, mit stierem, haßglühendem Blick.

Des Morgens schweißgebadet erwacht, lächelte der Graf über das schreckliche Traumgesicht, in den nächsten Stunden hatte er dasselbe ganz vergessen. Nach etlichen Wochen indessen wurde der Graf an den Traum jener Nacht in ganz absonderlicher Weise gemahnt.

Als der Graf nämlich um die Schnittzeit wieder nach B . . . . . kam und im Maierhofe übernachtete, wurde er von ganz derselben Traumscene heimgesucht. Wieder dieselben Judengespenster mit demselben drohenden Geberdenspiel. In der darauffolgenden Nacht zum dritten Male ganz derselbe Spuk!

Noch halb im Traum von peinigendem Grauen erfaßt, schellte der Graf seinen im Vorgemach schlafenden Haiduken herbei. Dieser taumelte alsbald schlaftrunken herein, des Herrn Befehl zu hören.

Der Graf schämte sich jedoch, dem Haiduken die Wahrheit zu sagen; er fragte bloß, ob der Haiduk kein verdächtiges Geräusch gehört habe, worauf er den Diener wieder gehen hieß, als dieser, sichtlich verblüfft, die Frage verneint hatte.

Aber mit dem Schlaf war's nun aus.

Der Graf verließ das Bett, kleidete sich an, um auf einem Spaziergang draußen in der frischen Luft Kühlung für die fiebernden Nerven, Fassung und Klärung für die aufgeregten Sinne zu finden. Der schauerliche Traum, dessen dreimalige Wiederholung hatte die ganze Schulphilosophie des jungen Cavaliers über'n Haufen geworfen; die fahlen Judengespenster hatten sein bischen Voltaire und Schoppenhauer arg an die Wand gedrückt.

Nach langem Sinnen und Grübeln festigte sich im Grafen der Gedanke, daß es gut wäre, die Meinung des greisen, im Geruche der Heiligkeit stehenden Ortsrabbiners zu hören. Heimgekehrt vom Spaziergang ließ daher der Graf, wie es tagte, den Rabbiner sofort vor sich bescheiden und legte dem-

selben bei geschlossener Thüre, unter vier Augen, den transcendentalen Casus in der ganzen gruseligen Breite vor.

„Ihr wißt, ehrwürdiger Alter" — schloß der Graf seine Traumgeschichte — „mein Vater selig, meine ganze Familie waren euerer Gemeinde stets wohlwollend gesinnt, wie auch allen eueren Glaubensgenossen. Ich für meine Person war noch gar nicht in der Lage, den Juden hier Gutes oder Schlechtes zu thun, bin ja erst seit einigen Monaten im Lande. Zudem bin ich, wie in allen anderen Stücken, auch in dem Punkte den Traditionen meines Hauses getreu, ich hege die besten Absichten für meine jüdischen Unterthanen. — Welchen Sinn wollt' Ihr daher, ehrwürdiger Herr, jenem grauenvollen Traumspiele, jenen Drohungen der Judengespenster beilegen?"

Der Alte hatte dem Grafen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und saß nun, im Innern sichtlich bewegt, den stieren Blick zu Boden gesenkt, sinnend da.

„Die Antwort scheint Euch gar schwer zu fallen" — drängte der Graf.

„Mit Verlaub, Herr Graf, ich bin ein armer alter Mann, ein schwaches, sterblich Wesen; wie sollt' ich's wagen Gottes Zeichen zu deuten?"

„Ihr haltet den Traum also für ein Gotteszeichen?"

Der Alte nickte stumm mit dem Kopfe.

„Nun denn, Ihr müßt doch irgend eine Meinung haben über den Zusammenhang jener Zeichen und Mahnungen, die ich mit meinem Verhalten den Juden gegenüber nicht erklären kann."

„Einen Zusammenhang?" — hub der Alte nach langem Besinnen wieder an — „Verzeiht Herr Graf, eine bestimmte Meinung darüber hab' ich nicht. Wohl aber bedrückt eine Ahnung mein Herz."

„Eine Ahnung! was soll das heißen? Sprecht deutlicher!"

„Seht, Herr Graf, dort das Bett, in welchem Herr Graf geruht, steht auf einem Grabe!"

„Auf einem Grabe!" — rief der Graf entsetzt.

„Jawohl! — Auf einem Judengrab! — Und dieser Tisch hier, diese Stühle, das Gemäuer der Stube — Alles, Alles ringsherum ruht auf jüdischen Gräbern, auf den Gebeinen unserer theueren Abgeschiedenen!"

„Vor fünf Jahren, als Herr Graf auf die Hochschule fortzogen und Ihr erlauchter Vater — gesegnet sei sein Angedenken — bald darauf zu Bette fiel, das er leider nicht wieder gesund verlassen sollte, da hatten wir Juden auf dem Flecke, wo jetzt der herrschaftliche Maierhof steht, unseren Gottesacker."

„Der gräfliche Ispán, der herzlose Gewaltsmensch, ließ den Friedhof sperren, die Grabsteine zerschlagen, verschleppen, den geweihten Boden aufackern; er ließ auf die Gebeine unserer verstorbenen Theuern den Maierhof

herbauen; die heilige Stätte des ewigen Friedens zu Rinderställen umwandeln, zu Schutzhütten für's unvernünftige Vieh!"

„Euer Gnaden, Herr Graf, haben als Herr dieses Grund und Bodens hier in diesen Stätten genächtigt; Ihr Ruhelager, Herr Graf, das stand und steht auf den entweihten Gräbern meiner Glaubensgenossen."

„Muß ich von meinen Ahnungen hinsichtlich des Traumgesichtes noch ein Weiteres sagen, Herr Graf? . . . ."

„Nein, Nein!" erwiederte der Graf mit dumpfem Tone tief ergriffen, indem er sich erhob, dem Alten die Hand schüttelte und ihn mit den Worten entließ: „Es soll Alles gesühnt werden!"

Der Maierhof wurde in den nächsten Tagen auf Geheiß des Grafen niedergerissen, der Grund später seiner früheren Bestimmung in den Besitz der Judengemeinde wiedergegeben, auf Kosten des Grafen mit einem lieblichen Park bepflanzt.

Ich schäme mich gar nicht einzugestehen, daß diese Geschichte, wie sie vom Domherrn Gy . . . , dem einstigen Erzieher des Grafen P . . . . ., vor etlichen Jahren seinen Gästen, zu denen auch ich mitzuzählen die Ehre hatte, zum Besten gegeben wurde, auch auf mich, wie auf den ganzen Zirkel, einen recht — „gruseligen" Eindruck hervorgebracht. Die Wahrhaftigkeit des greisen Erzählers steht über jeden Zweifel erhaben und er gab seine Erzählung nach den mündlichen Mittheilungen seines einstigen Schülers.

Bloß ein Einziger unter den Zuhörern saß mit skeptischem Schmunzeln da, während wir Anderen das Geflatter der Gespenster und Grabgestalten nicht aus den Sinn brachten. Es war der Stadtphysikus, ein alter Junggeselle, dem aber noch alle jugendliche Studententeufelei im grauen Schädel d'rin steckte.

„Herr Doctor scheinen zu zweifeln?" — bemerkte der hochwürdige Erzähler fast pikirt.

„Ei bewahre! — Eher wollte ich mein eigen Dasein, als irgend ein Wort von Euer Hochwürden bezweifeln! Euer Hochwürden haben wahr *erzählt*, Frage: ob auch Graf P . . . . . wahr *gesehen*?

„Was soll das heißen?"

„Die Geistererscheinung, die Euer Hochwürden soeben mit fesselndem Reiz geschildert, ist ein Widerspruch gegen die Gesetze der Natur. Gräber öffnen sich nicht von selbst, was sie bergen, ist geborgen für ewige Zeit; Gespensterpromenaden gehören in's Reich der Phantasie. Was Graf P . . . gesehen, muß daher ein Trugbild gewesen sein."

„Ich bin selbst Jude" — fuhr unser Skeptiker fort — „und kenne natürlich meine Stammesgenossen im Allgemeinen ziemlich genau. Speciell die Judenschaft von B . . . . und noch zwei anderen, hüben und drüben an der

Nordwestgrenze Ungarns gelegenen Ortschaften, genießt weit und breit den Ruf ganz ausnehmender Durchtriebenheit und — durch keinerlei Skrupel beengter Pfiffigkeit. Erzählt man doch, daß ein durchreisender Wanderprediger einst in B . . . . . sich seinen Reisekoffer mit auf die Kanzel nahm, weil er befürchtete, daß derselbe, während er im Gotteshause predigt, daheim von der gläubigen Heerde „ausgemaust" werden könnte."

„Ist es nun — um auf unseren Gespensterspuk zurückzukommen — nicht sehr wahrscheinlich, daß die B . . . . er Schlaumaier sich für den Regierungsantritt des jungen Grundherrn einen prächtigen Coup ausgeklügelt, um die unerfahrenen „hochgräflichen Gnaden" fein einzuspinnen? — Ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß jene schreckhaften Spukgestalten, die dem Grafen P . . . . . dort im Traume erschienen sind, so gut wir hier, aus gesundem Fleisch und Bein zusammengesetzt waren, daß jene Gespenster alle frisches, warmes Blut in den Adern hatten!"

„Ich meine, der junge Graf hat den Gespensterreigen an seinem Bette gar nicht geträumt, vielmehr — im Halbschlummer wirklich gesehen. Der im Vorgemache schlafende Haiduk des Grafen dürfte von dem Geisterspuk sicherlich ein Näheres gewußt haben; zweifellos ist für den treuen Diener seines Herrn von der mitternächtlichen Comödie ein respectables „Regie-Honorar" abgefallen. Ich denke ferner, auch der fromme Rabbi wußte mehr, als er sagte, von den schrecklichen Träumen des Grafen, die er wohl selber mit in Scene setzen geholfen."

„So denke ich mir die Sache, Hochwürden, da mir die nächtlichen Geschäftsreisen der Todten zu meinem bischen Anatomie und Physiologie schlechterdings nicht passen."

Der Arzt hatte seinen Vortrag beendet und langte gemächlich nach einem Fidibus, um den während des Redeflusses erkalteten Meerschaumkopf wieder in Feuer zu bringen. Das Auditorium brach unwillkürlich in helles Lachen aus, über den heitern Commentar eines düster-schaurigen Räthsels. Der Domherr selbst mußte in die Heiterkeit mit einstimmen.





Dorflieder.

Von

J. Tandler.

Der Sämann.

Der tiefen Furche, frisch gezogen,
Sind gold'ne Körnlein zugeflogen,
Die in das klargepflügte Land
Der Sämann betend hat entsandt.
Ich folgte ihm auf nahen Wegen
Und sprach mit ihm den Saatensegen.
Er warf, ich wußt' es sicherlich,
Auch eine Handvoll hin für mich.
Vielleicht, daß von den Körnern allen
Auch eines in mein Herz gefallen.

Am Brunnen.

Sie lehnten selbander am Brunnentrog,
Der lechzende Eimer zur Tiefe flog,
Die Kette erklang wie ein Silbergeschmeid,
Es jauchzte der Bursche, es lachte die Maid. —
Jetzt lehnt sie am Brunnen, gemieden, allein;
Es wäre ihr besser, sie stände zu zwei'n.
Der Eimer entgleitet mit dumpfem Geroll';
Ihr fährt's durch den Sinn, ob ihm folgen sie soll.

Liebeswege.

Zwei Dirnen wandeln den Berg entlang.
Es wendet zurück ihr Antlitz bang
Die Eine — die And're still entzückt,
Zur dämmernden Ferne niederblickt.
Mir gibt's zu sinnen, was sicherer frommt,
Ob Liebe folgt, ob entgegen sie kommt.

Tief! Tief!

Viel Volk umsteht den öden Strand.
Die Welle warf ein Weib an's Land —
  Die Braut, die Braut, den Kranz im Haar,
  So lief,
  So lief
Zum See hinab sie vom Altar.

Dort, wo das Schilf im Winde bebt,
Der Ferge ihr die Grube gräbt.
  Er senkt sie in das feuchte Grab
  So tief,
  So tief,
Und ohne Sang und Klang hinab.

Ihm nah' entbröckelt Span für Span
Ein Bettlerweib dem morschen Kahn.
  Ihr schläft im Arm' ein hag'res Kind
  So tief,
  So tief,
Sie aber murmelt in den Wind:

Ihr nehmt zu schwer den Liebesharm,
Ihr seid nicht hungrig, siech und arm.
  Ach, dürft' ich thun nach meiner Pein,
  Wie tief,
  Wie tief,
Wie müßt' ich tief gebettet sein!

Abschied vom Dorfe.

Ich blickte durch der Waldeslichtung
  Geschmücktes, laubumwundnes Thor,
Du stiegst vor mir, gleich einer Dichtung,
  Ein liebliches Idyll empor.

Es hielt die letzte Rosenwolke
  Noch über Dir in blauen Höh'n,
Ein Vöglein pfiff sein Lied im Kolke —
  Wie fand ich Dich so kindlich schön!

Auf Deinen grünbemosten Schauben
  Verglomm der gold'ne Abendstrahl,
Den Thurm umflatterten die Tauben,
  Als ich Dich sah zum erstenmal.

„Hier wohnt der Friede, hier die Sitte,
Die heilige Ordnung ungeschwächt;
Hier gilt statt Neid und Streit die Bitte,
Das, durch die Lieb' erkannte Recht.

Und Treue lassen hier mich hoffen
Das schlichte Wort, der fromme Sinn,
Hier finde ich die Herzen offen!"
So rief ich — „welch' ein Hochgewinn!"

Ich setzte über Deine Schwellen
Getrost den wandermüden Fuß;
Ich saß an Deinen Feuerstellen
Und tauschte arglos Gruß um Gruß.

Als wir vertraut zusammenrückten,
Da wurd' es bald mir offenbar,
Daß nach dem „Dörfchen der Beglückten"
Ich nicht auf richtiger Fährte war.

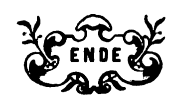
Ich las in den erschlafften Zügen
Und in den düst'ren Augen lang,
Ich las heraus nur Ungenügen,
Die Sorge wachen scheu und bang.

Und hinter den zerlechzten Mauern
Da saß das Elend krank und blaß,
Das unter Grollen, müßigem Trauern,
Sich nur belebt an Neid und Haß.

Und trat mit mädchenhaftem Zagen
Die Liebe auch in diesen Raum,
Sie hat mit sklavischem Ertragen
Gebüßt den viel zu kühnen Traum.

War das, o Dörfchen, Dein Versprechen,
Als Du Dich zeigtest lichtverklärt?
Und dennoch bist, trotz Deiner Schwächen,
Du eines beſſ'ren Loses werth.

Leb' wohl! Sei reich umwogt mit Aehren,
Rasch wachse Deiner Hütten Zahl
Und laß den Zauber wiederkehren,
Erblick' ich Dich zum zweitenmal!





Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1883.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Gleich dem Jahre 1882 hat der Verein auch im Jahre 1883 — seinem neunzehnten Geschäftsjahre — in den verschiedenen Zweigen seiner Wirksamkeit sehr erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen, wie durch die nachfolgende Darstellung constatirt werden wird.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1882 waren 70.899
Mitglieder ausgewiesen. Zu diesen kamen im Laufe des Jahres 1883 3.522
neu Eintretende hinzu, so daß sich die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1883 dem Vereine beitraten, auf 74.421
beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse betrug Ende 1882 100
und sank Ende 1883 auf 95,
da nämlich die Localausschüsse in Baden, Klausenburg, Nikolsburg, Pola und Sissek bedauerlicherweise wegen Auflösung der bezüglichen Mitgliedergruppen ihre geschäftliche Thätigkeit einstellen mußten.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten stieg
von . . . . 1.148 des Jahres 1882
auf . . . . 1.190 im Jahre 1883,
und die Zahl der Vereinsärzte erhöhte sich von . . 1.373 des Jahres 1882
auf . . . . 1.482 im Jahre 1883.

In Bezug auf die Vereinsthätigkeit in humanitärer Richtung sind es, wie alljährlich, wieder der allgemeine und der Unterrichts-Fond, welche wir zu besprechen haben.

Der allgemeine Fond des Vereines wies am 31. December 1883 den Betrag von . . . . 394.829 fl. 93 kr.
aus, während er Ende des Jahres 1882 nur . . . . . 351.491 „ 83 „
betrug, hat mithin im Jahre 1883 um . . . . 43.338 fl. 10 kr.
zugenommen.

Sein Vermögen bestand Ende 1883 bilanzmäßig aus:

a)	der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-abtheilung per	111.527	fl.	02 kr.
b)	dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per	47.562	„	55 „
c)	der Coursgewinnreserve dieses Fondes per	20.000	„	— „
d)	dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen der Consortien per	1.129	„	64 „
e)	dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per	136.692	„	51 „
f)	dem Pensions- und Altersversorgungsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	77.918	„	21 „
	zusammen obige	394.829	fl.	93 kr.

Die aus dem allgemeinen Fonde im Jahre 1883 ertheilten Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige umfaßten 462 Einzelposten und betrugen zusammen 6379 fl. 83 kr. Dieser Betrag ist wohl geringer, als in den beiden vorangegangenen Jahren, allein im Jahre 1883 wurden — wie schon im letzten chronologischen Berichte angedeutet erscheint — zum ersten Male aus den Zinsen des allgemeinen Fondes Curstipendien an mittellose kranke Vereinsmitglieder verliehen.

Es wurden hiezu die vom Verwaltungsrathe im December 1882 votirten 3000 fl. verwendet, wodurch 35 Bewerber mit Beträgen von 50 fl. bis 150 fl. betheilt werden konnten.

Rechnet man also die vorerwähnten zwei Beträge per . 6.379 fl. 83 kr.
und per . . . . 3.000 „ — „
zusammen, so wurden im Jahre 1883 an bedürftige Vereinsmitglieder und Standesgenossen im Ganzen . . . . . . 9.379 fl. 83 kr.
aus dem allgemeinen Fonde ausbezahlt.

An dieser Stelle ist auch zu verzeichnen, daß der Beamtenverein im Jahre 1883 der „Oesterreichischen Gesellschaft vom weißen Kreuze“ mit einem einmaligen Beitrage von 100 fl. als Stifter beitrat.

Am 18. August 1883, als dem Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers fand in Graz die überaus feierliche Schlußsteinlegung des daselbst vom Vereine erbauten Beamtenwitwen- und Waisenhauses statt. Es war ein erhebendes, wahres Beamtenfest, welchem illustre Vertreter sämmtlicher Behörden, so insbesondere nachfolgende Herren, nämlich der k. k. Hofrath der steiermärkischen Statthalterei, Graf Enzenberg, der k. k. Oberlandesgerichts-Vicepräsident Schmeidel, der Leiter des Landesgerichtes, k. k. Oberlandesgerichtsrath Dr. Ritter v. Ferro, der k. k. Bezirkshauptmann Dr. Lautner, der Polizeidirector Regierungsrath Jenko, der Finanzprocurator Dr. Sajic, das Mitglied Pair-

huber des steiermärkischen Landesausschusses, der Landesschulinspector Rožek, das Mitglied Karl Reitter des Grazer Gemeinderathes, der Generalmajor Freiherr v. Henniger, Postrath Grosz u. s. w., ferner fast sämmtliche Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrathes vom Consortium in Graz, eine große Anzahl von Mitgliedern dieses Consortiums, sowie des steiermärkischen Beamtenvereines anwohnten. Der Verwaltungsrath des Vereines war durch Herrn Karl Anton Haas und durch den Verfasser vorliegender Blätter vertreten, außerdem waren von dem Pester Consortium der Directionspräses Herr Alfred v. Kanovics und Herr Professor Gertner erschienen.

Bei der solennen Uebergabe des vollendeten Baues an die Vereinsleitung und beziehungsweise an den Vorstand des Grazer Consortiums versicherte insbesondere Herr Graf Enzenberg „den Beamtenverein, welcher jenen Stand in sich fasse, der in ehrenvoller Tradition das Beispiel unverdrossener Arbeit und eine feste Stütze des Staates bildet, der steten Unterstützung und Förderung durch die Regierung".

Abends vereinte die Festgäste — über 60 an der Zahl, aus allen Branchen des Beamtenstandes — ein glänzendes Bankett. Sowohl bei der Feier im Hause, als auch beim Bankette wurden die Leistungen jener Persönlichkeiten, welche sich in hervorragender Weise um den Bau Verdienste erworben hatten, gebührend gewürdigt, so namentlich des Directors der Beamtenbaugesellschaft, Herrn Karl Bringmann, nach dessen äußerst gelungenen Plänen das Haus erbaut wurde, — des Herrn Stadtbaumeisters Josef F. Flohr, welcher den schönen Bau ausführte, — des k. k. Oberingenieurs Herrn Karl Watzka, welcher die Bauführung überwachte, — vor Allem aber des k. k. Statthaltereirathes und Obmannes des Consortialvorstandes, Herrn Franz Zeidler, welcher die Idee zu dem Baue dieses schönen Heim in Graz für die armen Hinterbliebenen von Standesgenossen anregte. Dessen hohe Verdienste um die Entwickelung des Beamtenvereines im Allgemeinen, sowie der Grazer Localgruppe speciell, wurden außerdem vom Verwaltungsrathe des Vereines durch seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Beamtenvereines anerkannt und hatte der Verfasser die Ehre, bei der feierlichen Schlußsteinlegung dem Herrn Statthaltereirathe das würdig ausgestattete Diplom zu überreichen. Im October 1883 wurde das reizend gelegene Haus bezogen.

Bezüglich der Herstellung von Familienhäusern ist zu berichten, daß im Jahre 1883 nicht nur, wie schon im letzten Jahrgange der „Dioskuren" bereits erwähnt ist, drei Häuser in der Karl Ludwig-Straße der Cottageanlage zu Währing bei Wien vollendet und bezogen wurden, sondern auch in Budapest mit dem Baue weiterer neun Familienhäuser begonnen wurde.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug mit Ende des Jahres 1882 43.768 fl. 15 kr. und ist im Jahre 1883 durch die von der XVIII. ordentlichen Generalversammlung beschlossene Zuweisung von 10.000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse des Jahres 1882, so wie durch Beiträge von Seite mehrerer Consortien (insbesondere des Ersten Wiener, Landstraße, Gegenseitigkeit, Wieden und Union in Wien — und des Consortiums in Graz) auf 56.285 fl. 28 kr. angewachsen. Vom Standpunkte gewissenhafter Chronik muß an dieser Stelle wiederholt dem aufrichtigen Bedauern Ausdruck gegeben werden, daß diesem für die Erfüllung einer so hohen, ethischen Aufgabe bestimmten Fonde von Seite der meisten Vereinsconsortien und speciell von Seite so mancher großer

Consortien so wenig, fast gar keine Aufmerksamkeit und Würdigung zu Theil wird. Von 73 Consortien haben im Jahre 1883 nur neun dem Unterrichtsfonde einen Beitrag gewidmet!

Im Jahre 1883 wurden aus den Mitteln des Unterrichtsfondes 105 Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge per 2739 fl. gewährt. Die Vereinsleitung war bemüht, sowohl bei Bewilligung vorerwähnter Beiträge, als auch bei Verleihung der Curstipendien alle Theile der Monarchie möglichst zu berücksichtigen und nahm hiebei lediglich auf die Beamten der niederen Dienstes-kategorien und deren Angehörige Bedacht.

Mit den Zwecken des Unterrichtsfondes des Beamtenvereines verwandt sind jene des den geehrten Lesern aus den früheren Berichten bereits bekannten „Zehnkreuzervereines zur Errichtung höherer Töchterschulen“. Dessen Vermögen bezifferte sich am 31. December 1883 auf 16.842 fl. 69 kr., die von ihm für das Schuljahr 1883/84 bewilligten 36 Stipendien betrugen 2624 fl. 74 kr., das Specialvermögen des von dem letzterwähnten Vereine im Jahre 1880 gegründeten „Beamtentöchter-Heim“ belief sich Ende 1883 auf 21.089 fl. 15 kr.

Was die Thätigkeit des Beamtenvereines in Bezug auf die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen betrifft, so wurde schon im letzten chronologischen Berichte erwähnt, daß der Verwaltungsrath bei den gesetzgebenden Factoren in Oesterreich im Petitionswege um die Ausdehnung der Begünstigungen, die in dem Gesetze vom 21. April 1882 für die aus öffentlichen Cassen ihre Bezüge genießenden Personen gegeben sind, insbesondere hinsichtlich der Pfändbarkeit der Gehalte, auch auf die bisher noch immer nach dem Gesetze vom 29. April 1873 behandelten Privatbeamten und deren Hinterbliebene interveniren werde. Die bezügliche Petition wurde nun auch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahres Seiner Excellenz dem Herrn Minister und Leiter des k. k. Justizministeriums Dr. Freiherrn v. Pražák durch den Vicepräsidenten des Verwaltungsrathes, Herrn Generaladvocaten Leopold Ritter v. Cramer überreicht, ferner von dem Abgeordneten Herrn Hofrath Max Freiherrn von Scharschmid für das Abgeordnetenhaus und von Seiner Excellenz dem Herrn Senatspräsidenten Dr. Carl Habietinek für das Herrenhaus zur Ueberreichung übernommen. Sämmtliche genannte Persönlichkeiten haben dem Verwaltungsrathe die wärmste Befürwortung der Petition zugesichert.

Im Laufe des Jahres 1883 beschäftigte sich übrigens der Verwaltungsrath auch mit anderen wichtigen Beamtenfragen, so speciell mit der geradezu brennenden Frage der längst als unzulänglich erkannten Pensionen der Witwen von Staatsbeamten. Allein die diesfalls obwaltenden und maßgebenden ungünstigen Verhältnisse haben bisher, wie der letzte Verwaltungsbericht der Vereinsleitung bemerkt, eine entscheidende Action des Vereines in dieser Beziehung verhindert.

Nicht unbemerkt kann an dieser Stelle gelassen werden, daß am 15. April 1883 die erste Decade für das am 15. April 1873 erlassene Gesetz über die Regulirung der Gehalte von Staatsbeamten ablief. Da der Verwaltungsrath des Beamtenvereines bereits mit seiner an die gesetzgebenden Factoren gerichteten Denkschrift vom 9. Jänner 1872 Vorschläge wegen Regelung des Gehaltssystems der Staatsbeamten erstattet hatte, welche Denkschrift gewiß

nicht ohne Einfluß auf die im Jahre 1873 erfolgte Gesetzesvorlage geblieben ist, so mag diese für den Verein und seine Leitung erfreuliche und ehrenvolle Thatsache in der Chronik des Jahres 1883 wieder in Erinnerung gebracht werden.

Endlich ist jener Action zu erwähnen, welche im letzten Quartale des Jahres 1883 von den k. k. Beamten der XI. Rangsclasse im Polizeirayon Wiens zur Verbesserung ihrer Lage, insbesondere zur Erlangung einer entsprechenden Theuerungszulage und in Bezug auf die Zukunft ihrer Witwen und Waisen eingeleitet wurde. Der Verwaltungsrath des Vereines erleichterte den Petenten die Bestreitung ihrer bezüglichen Auslagen durch Gewährung einer Unterstützung aus den Zinsen des allgemeinen Fondes.

Am 21. October 1883 fand über Einladung des Herrn Carl Fiala, k. k. Kanzlisten des Wiener Handelsgerichtes, im Festsaale der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer eine Versammlung von 300 Staatsbeamten vorerwähnter Rangsclasse statt, von welcher der vorgelegte Petitionsentwurf en bloc angenommen wurde.

Aus der bezüglichen Debatte heben wir die für jeden Freund unseres Vereines gewiß nicht uninteressanten Worte hervor, welche Herr Fiala als Vorsitzender in seiner Schlußrede an die Versammlung richtete. Herr Fiala bemerkte Folgendes: „Wir können uns nicht leicht verständigen, da die Presse Zeit und Geld kostet. Nun haben wir aber ein Organ, das uns nichts kostet, das ist die „Beamten-Zeitung des ersten allgemeinen Beamtenvereines in Wien“. Dieses Blatt hat ein offenes Gehör für unsere berechtigten Wünsche. Ich würde Ihnen empfehlen, in jedem Amte diese Zeitung — sie kostet vierteljährig 1 fl. — zu halten. Wenn jeder der Herren nur 10 kr. beisteuert, sind die Kosten hiefür gedeckt. Jede Corporation hat ihr Organ; auch wir haben unser Organ, also benützen wir es auch. Der Beamtenverein nimmt sich des Beamtenstandes fürsorglich an, also halten wir uns an ihn zu unserem eigenen Wohle. Ich beantrage daher, dem Verwaltungsrathe des ersten allgemeinen Beamtenvereines in Anbetracht der großen Verdienste, welche er sich um uns bereits erworben, für die thatkräftige Unterstützung, die er uns hat zu Theil werden lassen, den Dank der Versammlung durch Erheben von den Sitzen auszudrücken.“ Dieser Einladung wurde von der Versammlung unter Aeußerungen lauten Beifalls entsprochen.

Die besprochene Petition, beziehungsweise ein entsprechendes Memorandum mit einer Abschrift der Petition wurde im November 1883 Ihren Excellenzen dem Herrn Ministerpräsidenten Grafen Taaffe, dem Herrn Justizminister Dr. Freiherrn v. Pražák, dem Herrn Ackerbauminister Grafen Falkenhayn und in Verhinderung Seiner Excellenz des Herrn Finanzministers dem Herrn Präsidial-Hofrathe Hilarius Habdank Ritter v. Hankiewicz überreicht, und von diesen hohen Persönlichkeiten unter Versicherung des besten Wohlwollens für die fragliche Angelegenheit entgegengenommen. Die Petition selbst wurde sodann dem hohen Abgeordnetenhause überreicht.

Der Verwaltungsrath war auch im Jahre 1883 veranlaßt, zwei um den Verein sehr verdiente Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern des Vereines zu ernennen.

Es waren dies der den Lesern des Jahrbuches wohlbekannte Herr Franz Zeidler, k. k. Statthaltereirath in Graz, dessen große Verdienste als Obmann

des Localausschusses, sowie des Spar- und Vorschußconsortiums in Graz wiederholt schon in den Blättern des Jahrbuches besprochen wurden, und der Generalinspector der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft a. D., Herr Wenzel de Laglio in Anerkennung der besonderen Verdienste, welche sich derselbe als Mitglied des seinerzeitigen Gründungscomités und als mehrjähriger Vicepräsident des Verwaltungsrathes um den Verein erworben hatte.

Der Personalstand der Centralleitung — wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1884 darstellt — ist aus der Tabelle III des Anhanges zu entnehmen. Das Mitglied des Ueberwachungsausschusses, Herr Hofrath Carl Hermann, sah sich im October 1883 genöthigt, in Folge seiner Uebersiedlung nach Preßburg sein Mandat zurückzulegen und wurde ihm in Anbetracht seiner langjährigen ersprießlichen Wirksamkeit, und zwar sowohl als Obmann des Localausschusses in Eger, wie auch als Aufsichtsorgan von Seite des Verwaltungsrathes der Dank im Namen des Vereines ausgesprochen.

In die Functionen des Ausgeschiedenen trat der von der Generalversammlung des Jahres 1883 gewählte erste Ersatzmann des Ueberwachungsausschusses, Herr Dr. Vincenz Ritter v. Haslmayer zu Graßegg, Hofrath beim k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, ein.

Im Laufe des Jahres 1883 war endlich dem Verwaltungsrathe angenehmer Anlaß geboten, die Festtage von vier ihm angehörenden Mitgliedern feierlich zu begehen.

Der erste dieser Festtage war der 22. Mai 1883, der fünfundsiebzigste Geburtstag seines allverehrten Präsidenten, des Herrn C. F. Fellmann Ritter v. Norwill.

Den geehrten Lesern des Jahrbuches ist gewiß noch in Erinnerung, in welch' solenner Weise vom Vereine im Jahre 1878 das siebenzigste Geburtsfest des Präsidenten gefeiert wurde. Bei dem bezüglichen zu Ehren des Jubilars veranstalteten Bankette trennten sich wohl die Festgenossen mit dem Rufe: „Auf Wiedersehen in zehn Jahren“, allein ein großer Theil derselben faßte schon damals den Entschluß, nach jedem Lustrum am 22. Mai das hochverdiente Vereinshaupt zu begrüßen.

Das erste Quinquennium war nun im Jahre 1883 vorüber und es wurde daher auch die vorerwähnte Intention in einer des Vereines würdigen Weise ausgeführt.

Die Beamten-Zeitung berichtet in ihrer Nummer 21 vom 25. Mai 1883 hierüber Folgendes:

„Ueber Antrag des Dr. Rudolf Schwingenschlögl beschloß der Verwaltungsrath mit lebhafter Acclamation, nicht nur selbst durch eine Deputation den Herrn Präsidenten zu seinem 75. Geburtsfeste zu begrüßen, sondern auch die Mitgliedergruppen des Vereines einzuladen, ihrerseits durch besondere Beglückwünschungszuschriften dem verehrten Führer des Vereines ihre Sympathien zu bezeugen. Dieser Einladung wurde nun in einer Weise entsprochen, welche alle Erwartungen weitaus übertraf. Bei hundert Gratulationsadressen langten von Seite der Mitgliedergruppen bei der Centralleitung, beziehungsweise bei dem oberwähnten, mit der Durchführung der ganzen Angelegenheit betrauten Antragsteller ein, welche in tiefsinnigen, sehr oft in ergreifenden und rührenden Worten der einstimmigen Verehrung und Liebe für den hochverdienten Präsidenten Aus-

druck gaben, und ausnahmslos mit dem aufrichtigen Wunsche schlossen, daß die Vorsehung ihm recht bald wieder die volle Gesundheit schenken und ihn noch lange Jahre dem Vereine, um welchen er sich ja unvergängliche Verdienste erworben, erhalten möge.

Und um ihrer aufrichtigen Sympathie auch einen dem Schönheitssinne entsprechenden Ausdruck zu geben, schmückte die größte Anzahl der Mitgliedergruppen ihre Adressen in einer Weise, daß manche von ihnen sich geradezu als kleine kalligraphische oder typographische Meisterwerke darstellten. In dieser Beziehung sind insbesondere die Begrüßungszuschriften von Eger, Graz, Mährisch-Schönberg, Pest, Prag, Pola, Salzburg, Temesvar, Zara, von Wien der Consortien: Bankbeamte, Erstes Wiener, Staatsbahn, Landstraße, Leopoldstadt, Union, Wieden, zu erwähnen. Ihnen reihen sich sodann die Adressen von Aussig, Budweis, Feldkirch, Iglau, Karansebes, Oravica, Orsova, Pilsen, Preßburg, Przemysl, Proßnitz, Reichenberg, St. Pölten, Sechshaus, Währing, Wiener Vororte, Znaim an. Aber auch die übrigen, einfacher ausgestatteten Gratulationsschreiben tragen durch sorgfältige Ausführung der hohen Bedeutung des Actes volle Rechnung.

Eine reizend ausgestattete Adresse sandte gleichfalls der „Erste croatische Beamtenverein" (in welchen sich am 29. März 1883 das bisher bestandene Spar- und Vorschußconsortium des Vereines in Agram umgewandelt hatte) ein.

Ebenso richteten die Beamten der Centralleitung des Vereines eine Adresse an den Herrn Präsidenten, in welcher sie den Gefühlen ihrer aufrichtigen Verehrung und der innigen Dankbarkeit warmen Ausdruck gaben.

Sämmtliche Adressen wurden in einer Cassette verwahrt, die ein in kirschrothem Sammt gebundenes, mit Bronzestäben verziertes Album vorstellt, dessen Vorderseite eine ciselirte, mit Emailarabesken geschmückte graue Metallplatte trägt, auf welcher in erhabener Bronze das Datum: „22. Mai 1883" angebracht ist.

Die Begrüßung des Herrn Präsidenten zu seinem 75. Geburtsfeste fand am Festtage selbst, und zwar Vormittags in seiner Wohnung durch eine aus sechs Mitgliedern des Verwaltungsrathes, dem Obmanne des Ueberwachungsausschusses und drei Oberbeamten bestehende Deputation statt.

Im Namen des Verwaltungsrathes beglückwünschte der zweite Vicepräsident, Herr Generaladvocat Leopold Ritter v. Cramer — da der erste Vicepräsident, Herr Sectionschef Baron Falke, dienstlich verhindert war — den Herrn Präsidenten in herzlicher, innig rührender Ansprache, betonte die unbegrenzte Verehrung, welche für denselben nicht nur die Mitglieder des Verwaltungsrathes, sondern des ganzen Vereines tief beseelt, gab dem im Herzen aller Vereinsmitglieder getragenen Wunsche Ausdruck, daß der Herr Präsident noch viele Jahre im besten Wohlsein dem Vereine erhalten bleibe, und überreichte ihm die oben beschriebene Cassette. Hierauf brachte der Herr Generalsecretär Mazal im Namen der Beamten der Centralleitung die von den gleichen Gefühlen der Verehrung, sowie von dem innigsten Danke für alle stets den Vereinsbeamten bewiesene Güte und Sorgfalt getragenen Glückwünsche dar.

Sodann begrüßte noch Herr Dr. Kolbe als Vicepräsident der Baugesellschaft des Beamtenvereines, an dessen Seite auch der Herr Director Carl Bringmann erschienen war, im Namen erwähnter Gesellschaft Herrn Fellmann Ritter

v. Norwill als deren Präsidenten zu dem Geburtstagsfeste in warmen Worten und überreichte ihm als kleines Souvenir des Verwaltungsrathes der Baugesellschaft eine elegant in doppelfarbigem Olivenholz ausgeführte Cassette, deren Glasdeckel das Monogramm des Herrn Präsidenten trägt und in welcher unter einem entsprechenden Widmungsblatte zwanzig Gedenkblätter verwahrt sind, deren je Eines den Namen des landesfürstlichen Commissärs, eines Verwaltungsrathes oder Aufsichtsrathes der Baugesellschaft trägt.

Der Herr Präsident war tief ergriffen von diesen so herzlich gebotenen Beweisen aufrichtiger Verehrung und Sympathie, und dankte mit bewegter Stimme für diese neuerliche Kundgebung so vieler Liebe und Freundschaft. Er bedauerte in seiner ja notorischen lapidaren Bescheidenheit, daß er seit einiger Zeit nicht in gewohnter Thätigkeit den Geschäften des Vereines sich widmen könne, dankte den beiden Vicepräsidenten, insbesondere dem Herrn Baron Falke, welcher an seiner Stelle mit so vielen Vereinsangelegenheiten belastet sei, sprach in gehobenen Worten die Versicherung aus, daß er mit Leib und Seele an dem Vereine hänge und gab der Hoffnung Raum, daß er im Herbste gekräftigt wieder in alter ihm liebgewordener Weise seinen Posten ausfüllen werde.

Außer dieser Begrüßungsfeier wurde der Verehrung für den Herrn Präsidenten in der Centralleitung des Vereines auch noch in anderer Weise ein würdiger Ausdruck gegeben. Es wurde nämlich am Vorabend seines 75. Geburtsfestes ein meisterhaft ausgeführtes Oelbrustbild des Präsidenten (nach einer sehr ähnlichen, vergrößerten Photographie) in prachtvollem Goldrahmen im Präsidialbureau oberhalb seines Schreibtisches aufgehängt, so daß für alle kommenden Zeiten dem Vereine das Bild des liebenswürdigen Antlitzes seines treuesten Freundes bewahrt bleibt."

Der zweite Festtag war der 20. November 1883, an welchem Tage der hochverdiente erste Vicepräsident des Verwaltungsrathes, Herr Sectionschef Baron Falke v. Lilienstein das schöne Fest seiner silbernen Hochzeit feierte, zu welchem ihm — obwohl es eigentlich ein Familienfest im strengsten Sinne des Wortes betraf — von Seite des Verwaltungsrathes in einer entsprechend ausgestatteten Adresse die herzlichsten Grüße und aufrichtigsten Wünsche dargebracht wurden.

Die beiden anderen feierlichen Anläße waren dienstliche Festtage von hoher Bedeutung für die betreffenden Functionäre.

Am 31. Mai 1883 vollendete nämlich Herr Carl Bertele v. Grenadenberg, k. k. Militär-Oberrechnungsrath erster Classe, Ritter des kaiserlich österreichischen Franz Joseph-Ordens und Obmann des Vorstandes des Ersten Wiener Spar- und Vorschußconsortiums, sein vierzigstes Dienstjahr als k. k. Staatsbeamter, und am 1. December 1883 vollendete Herr Carl Werner, Centralinspector und Oberbuchhalter der k. k. priv. österreichischen Nordwestbahn, Mitglied des Verwaltungsrathes der Baugesellschaft des Beamtenvereines, sein fünfundzwanzigstes Dienstjahr als Eisenbahnbeamter.

Der Verwaltungsrath des Vereines hat bei ähnlichen besonderen Anläßen im Kreise seiner Mitglieder es nie unterlassen, den Jubilar zu dem betreffenden Festtage herzlich zu begrüßen, und er erfüllte diese angenehme Pflicht auch in den oberwähnten zwei Fällen.

Es wurde sowohl dem Herrn Oberrechnungsrath v. Bertele, wie auch dem Herrn Centralinspector Werner von Seite des Verwaltungsrathes durch

eine Deputation des letzteren eine würdig ausgestattete Adresse überreicht, in welcher in herzlicher Weise den aufrichtigen Sympathien der Mitglieder des Verwaltungsrathes für die Jubilare, und der Anerkennung ihrer hervorragenden dienstlichen Leistungen im Allgemeinen, sowie ihrer besonderen Verdienste um den Verein Ausdruck gegeben wurde.

Dem Herrn v. Bertele wurde außerdem in Anbetracht, daß er dem Vereine schon seit dessen Gründung seine erfolgreiche Thätigkeit widmet, und zwar in der ersten Zeit als Mitglied des Ueberwachungsausschusses, seit 16 Jahren als Mitglied des Verwaltungsrathes, sowie des Directionscomités, in welchem letzteren er permanent das besondere Umsicht und große Aufmerksamkeit erfordernde Cassereferat führt, von den Mitgliedern des Verwaltungsrathes eine Ehrengabe, bestehend in einem sehr geschmackvoll ausgeführten silbernen, innen vergoldeten, mit dem Monogramme des Jubilars geschmückten und der entsprechenden Widmungsinschrift versehenen Pokale sammt Deckel, in elegantem Etui überreicht.

An der Begrüßung des Herrn Oberrechnungsrathes und des Herrn Centralinspectors betheiligten sich ferner die Oberbeamten des Vereines, außerdem bei Ersterem der Vorstand des Ersten Wiener Spar- und Vorschußconsortiums, bei Letzterem der Verwaltungsrath der Baugesellschaft des Beamtenvereines, und zwar letzterwähnte Verwaltung auch durch eine sehr schön ausgestattete Adresse.

Wir schließen diese Schilderung mit jenen Worten, welche die Beamten-Zeitung in ihrer Nummer 22 vom Jahre 1883 der bezüglichen Besprechung beifügt: „wie durch wahren collegialen Sinn, durch aufrichtige Freundschaft bedeutungsvolle Ereignisse im Leben des Einzelnen sich für den Letzteren zu einer das Gemüth erhebenden und ihm dadurch gewiß unvergeßlichen Feier gestalten."

Auf dem Gebiete der Verwaltung und zwar der Centralleitung ist noch zu bemerken, daß im Laufe des Jahres 1883 die mit den vier Oberbeamten des Vereines in Gemäßheit der Dienstpragmatik abzuschließenden Dienstverträge perfect wurden, daß die den hohen Miethzinsen der Wohnungen in Wien nicht ganz entsprechenden Quartiergelder bei sämmtlichen Kategorien der Vereinsbeamten erhöht wurden und daß endlich in der Person des Herrn Dr. Emil Pernitza ein Stellvertreter des Chefarztes bestellt wurde.

II. Versicherungs-Abtheilung.

In Bezug auf das Lebensversicherungsgeschäft ist der Vereinschronist in der angenehmen Lage, die bei der Besprechung des Jahres 1882 gemachte Bemerkung zu wiederholen, das heißt mitzutheilen, daß auch die Verhältnisse des Jahres 1883 hinsichtlich aller für die Lebensversicherung maßgebenden Momente günstige waren.

Was nun die ziffermäßigen Daten des Jahres 1883 betrifft, so ist vor Allem zu erwähnen, daß im Laufe desselben 6.381 Anträge über einen Betrag
von . . . . 6,345.721 fl.
Capital und . . . . 53.951 „
Jahresrente der Erledigung vorlagen.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. auf den Ablebensfall:

3.714 Verträge über . . . . 3,851.946 fl.

2. auf den Erlebensfall:

865 Verträge über . . . . 806.125 „

3. auf Jahresrenten:

282 Verträge über . . . . 46.421 „

Nach Abzug aller Ausscheidungen standen mit Ende 1883 beim Vereine in Kraft:

40.792 Verträge über . . . . 39,934.749 fl.
Capital, und 875 Verträge über . . . . 150.498 „
Jahresrente.

Zu den in effectiver Valuta abgeschlossenen Versicherungen kamen im Jahre 1883 3 Verträge über 10.500 Francs Capital hinzu, und es bestanden daher Ende 1883 in dieser Kategorie:

9 Versicherungen über . . . . 87.100 Mark Capital,
4 „ „ . . . . 800 „ Rente, und
31 „ „ . . . . 105.000 Francs Capital.

Was die Rückversicherung betrifft, so durfte der Verein vor der Generalversammlung des Jahres 1883 nur 10.000 fl. Capital für das Ableben oder 600 fl. Ueberlebensrente als höchstes Risico bei der einzelnen Versicherung übernehmen.

Wie nun schon im letzten Bande des Jahrbuches mitgetheilt wurde, hat die vorerwähnte Generalversammlung das Maximum der vom Vereine im eigenen Risico zu übernehmenden Versicherungen für Capitalsversicherungen auf 15.000 fl. und für Ueberlebensrenten auf 1000 fl. erhöht. Die Mehrbeträge über das Maximum wurden bei inländischen Gesellschaften rückversichert und standen Ende 1883:

334 Versicherungen über . . . . 700.108 fl. Capital, und
49 „ „ . . . . 7.946 „ Rente in Rückversicherung.

Für den Kriegsfall waren Ende 1883 in Vormerkung 1199 Verträge über 1,001.500 fl. Capital und 4430 fl. Ueberlebensrente.

Zur Bestreitung der Verwaltungsauslagen des Vereines wurden im Jahre 1883 von der Versicherungsabtheilung verwendet

Brutto . . . . 245.933 fl. 92 kr.
und nach Abzug der Regierückempfänge per . . . . . . 36.125 „ 59 „

Netto . 209.808 fl. 33 kr.

das ist 16·90 Percent der Jahresprämieneinnahme, gegen 16·35 Percent des Vorjahres. An der Regieausgabe per 245.934 fl. participiren die Abschluß- und Incassoprovisionen, so wie die ärztlichen Honorare mit einem Betrage von 99.162 fl. 22 kr.

Eine Vergleichung der Nettoregiekosten der beiden letzten Jahre (1882 und 1883) zeigt nun allerdings eine Vermehrung von 14.133 fl. 43 kr. Allein von dieser Summe entfallen 9295 fl. 15 kr. auf Personalkosten und 1353 fl. 10 kr. auf Reiseauslagen. Die erstere Mehrausgabe wurde zum größeren Theile durch die unabweisbar gewordene, schon bei Besprechung der allgemeinen Angelegen-

heiten erwähnte Regulirung der Quartiergelder der Vereinsbeamten hervorgerufen, während die zweite darin ihre Begründung findet, daß im Jahre 1883 eine intensive Aufmerksamkeit den auswärtigen Consortien gewidmet wurde und der Besuch derselben durch einen hie und da nothwendigerweise länger verweilenden, speciell von der Centrale exmittirten Beamten selbstverständlich mit größeren Auslagen verbunden war. (Wir kommen auf letzteren Punkt in der dritten Abtheilung des vorliegenden Berichtes zurück.)

Vergleicht man jedoch z. B. die Regiekosten in den Jahren 1870 und 1883, so zeigt sich eine sehr bedeutende Verminderung dieser Kosten.

Es betrugen nämlich:

a) die Personalkosten, und zwar berechnet nach der Prämieneinnahme: im Jahre 1870 9·71 Percent, im Jahre 1883 nur 7·26 Percent;
b) die Personalkosten, berechnet nach der Gesammteinnahme: im Jahre 1870 8·66 Percent, im Jahre 1883 nur 5·80 Percent;
c) die gesammten Verwaltungskosten, einschließlich der Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie der ärztlichen Honorare, berechnet nach der Gesammteinnahme: im Jahre 1870 22·36 Percent, im Jahre 1883 nur 15·83 Percent.

Die Prämieneinnahme betrug im Jahre 1883 . 1,264.249 fl. 37 kr.
Hievon wurden an die rückversichernden Gesellschaften abgegeben . . . . 23.030 „ 02 „
so daß für Rechnung der eigenen Versicherungen des Vereines . . . . 1,241.219 fl. 35 kr.
eingingen.

Im Jahre 1882 betrug die bezügliche Ziffer . . . 1,162.369 „ 12 „
daher die Prämieneinnahme im Jahre 1883 eine Steigerung von . . . . 78.850 fl. 23 kr.
erfuhr.

Bei den Eincassierungsorganen des Vereines waren mit Ende des Jahres 1883 nur . . . . 39.354 „ 22 „
oder 3·1 Percent der gesammten Prämien aushaftend. Es ist dies der geringste Prämienausstand seit dem Jahre 1873 und gibt diese Ziffer wohl das beste Zeugniß von der großen Exactheit des Incasso beim Vereine.

Die Prämienreserve betrug mit Ende des Jahres 1883 nach Ausscheidung des auf rückversicherte Beträge entfallenden Theiles . . . . 5,435.331 „ — „
Ende 1882 betrug die Reserve . . . . 4,838.952 „ — „
daher eine Zunahme von . . . . 596.379 fl. — kr.
zu verzeichnen ist.

Der Durchschnitt der Anfangs- und Endreserve des Jahres 1883, die sogenannte mittlere Jahresreserve (inclusive des mittleren Jahresbetrages der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von . . . . 5,181.154 „ 13 „.
Letzterer kann nun — wie der Gebarungsbericht der Verwaltung bemerkt — als derjenige angesehen werden, welcher

die in den Büchern als Nettozinsenerträgniß der Capitalsanlagen der Lebensversicherungsabtheilung ausgewiesenen . . . . 276.571 fl. 32 kr.
abgeworfen hat, was einer Verzinsung von 5·34 Percent pro anno entspricht.

In Bezug nun auf die vorerwähnte Anlage der Capitalien der Lebensversicherungsabtheilung weist die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1883 aus, daß die Prämienreserve in folgenden Werthen ihre Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . . . . 1,024.188 fl. 84 kr.
b) in Darlehen, und zwar:
   aa) an die Spar- und Vorschußconsortien des Beamtenvereines per . 383.394 fl. 55 kr.
   bb) auf eigene Polizzen per 520.002 „ 27 „
   cc) zu Dienstescautionen per 401.510 „ 58 „
   dd) auf Werthpapiere per . 11.790 „ 52 „
   ee) auf Hypotheken per . 1,572.612 „ 62 „
   2,889.310 „ 54 „
c) in Effecten (und zwar größtentheils in Prioritäten, Pfandbriefen, Grundentlastungsobligationen und Silberrente) per . . . . 1,869.561 „ 91 „

zusammen per . . 5,783.061 fl. 29 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1883 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine und zwar:

a) für Todfallscapitalien . . . . 490.402 fl. 68 kr.
b) für fällige Jahresrenten . . . . 14.857 „ 29 „
c) für Aussteuercapitalien . . . . 74.862 „ 50 „
und
d) für rückerstattete Prämien in Folge Ablebens der auf Aussteuerbeträge versicherten Personen . . . . . 7.774 „ 27 „

somit zusammen . . 587.896 fl. 74 kr.

ausbezahlt.

Im Ganzen hat der Verein vom Beginne seiner geschäftlichen Wirksamkeit bis Ende 1883 für fällige Versicherungen den Betrag von 4,312.550 fl. ausbezahlt.

Für die geehrten Leser des Jahrbuches dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß während der Jahre 1880—1883 unter den Versicherten des Vereines im Ganzen 69 Selbstmorde vorgekommen; hievon entfallen 25 auf eine Versicherungsdauer von weniger als 5 Jahren und 44 auf eine solche von 5—17 Jahren. Da nach §. 71 der Vereinsstatuten im Selbstmordfalle die Versicherungssumme dann voll bezahlt wird, wenn die Versicherung durch wenigstens fünf Jahre in Kraft stand, so hat der Verein in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren nicht weniger als 44 Polizzen nach Selbstmördern mit der vollen Summe eingelöst. Wenn man nun bedenkt, daß von anderen Versicherungsanstalten im Selbstmordfalle gar keine Zahlung geleistet wird, mag die Versicherung noch so lange bestanden haben, so wird gewiß Jedermann die

humane Tendenz der citirten Statutenbestimmung anerkennen, sich aber auch nicht verhehlen, daß gegenüber den Erfahrungen anderer im Selbstmordfalle den Vertrag aufrecht erhaltenden Assecuranzunternehmungen die Zahl von 44 honorirten Polizzen nach Selbstmördern innerhalb vier Jahren, somit durchschnittlich von eilf in einem Jahre geradezu eine enorme genannt werden muß.

Das Sterblichkeitsverhältniß selbst war aber auch im Jahre 1883, ungeachtet die Sterblichkeit eine nicht unerheblich größere Summe an Auszahlungen erforderte, gegenüber der Voraussetzung — wie seit Jahren — doch ein günstiges. Anstatt der nach der Sterbenswahrscheinlichkeit bei den Versicherungen des Tarifes I. als fällig angenommenen . . . . . 561.086 fl. — kr.

traten thatsächlich in Folge Ablebens außer Kraft . . . . 504.250 „ — „

Von dieser Summe sind jedoch für drei Selbstmordfälle innerhalb fünfjähriger Versicherungsdauer, für Reducirungen wegen unrichtiger Altersangaben und für Rückempfänge von den rückdeckenden Gesellschaften . . . . 13.847 „ 32 „
in Abzug zu bringen, so daß an eigentlichen Todfallszahlungen der vorseitserwähnte Betrag von . . . . 490.402 fl. 68 kr.
zu leisten war.

In Bezug auf die Krankengeldversicherung ist zu constatiren, daß Ende 1883 in Kraft standen 149 Versicherungsverträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1216 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme per 1981 fl. 16 kr., daß im Jahre 1883 an Krankengeldern der Betrag von 2106 fl. 15 kr. bezahlt wurde, und der Reservefond dieser Abtheilung 7663 fl. 83 kr. beträgt.

Auf dem Gebiete der Versicherung von Invaliditätspensionen sind im Jahre 1883 sechs neue Verträge zugewachsen und der Rentenanspruch ist auf 10.400 fl. gestiegen. Es wurden zur Bildung von Pensionen 1919 fl. 46 kr. einbezahlt, und bewerthen sich die Rentenansprüche auf 22.375 fl., wogegen das Vermögen dieser Abtheilung 24.312 fl. 66 kr. beträgt. Der Verwaltungsrath befand sich im Jahre 1883 in der Lage, eine Pension in Folge constatirter Berufsunfähigkeit zu liquidiren.

An neuen geschäftlichen Maßregeln auf dem Gebiete der Versicherungsabtheilung im Allgemeinen sind aus dem Jahre 1883 zu erwähnen:

1. Die schon wiederholt besprochene, vom Verwaltungsrathe beantragte und von der Generalversammlung des Jahres 1883 beschlossene Erhöhung des Maximums der vom Vereine im eigenen Risico zu übernehmenden Versicherungen, und zwar für die Capitalsversicherungen von 10.000 fl. auf 15.000 fl., und für Ueberlebensrenten von 600 fl. auf 1000 fl.

2. Der am 19. Juni 1883 vom Verwaltungsrathe gefaßte Beschluß, vom 1. Jänner 1884 angefangen den Zinsfuß für Darlehen auf die vom Vereine ausgestellten, bereits mehr als drei Jahre in Kraft stehenden Lebensversicherungspolizzen — und zwar sowohl für die vor dem 1. Jänner 1884 schon ertheilten, als auch für die von diesem Zeitpunkte an neu zu ertheilenden Darlehen — von sieben Percenten auf sechs zu ermäßigen.

3. Die Einführung eines neuen Ablebensfalltarifes. Die Vereinsleitung hat nämlich (wie der Rechenschaftsbericht an die XIX. Generalversammlung bemerkt) mit Rücksicht auf ihre geschäftliche Erfahrung immer mehr die Nothwendigkeit zur Einführung eines Ablebensfalltarifes, wornach die Prämienzahlung mit zunehmendem Alter sich vermindert, erkannt. Der Verwaltungsrath beschloß daher am 30. October 1883 die Einführung eines neuen Tarifes (I. g), welcher die Bedingung enthält, daß die zu zahlenden Prämien sich jährlich um zwei Percente der erstjährigen Prämie vermindern. Nach Ablauf von 50 Jahren hört die Prämienzahlung auf und der Versicherte tritt alsdann in den Genuß einer mit 2 Percent der ersten Jahresprämie beginnenden und jährlich bis zu seinem Ableben mit dem gleichen Percentausmaße steigenden Rente. Dieser neue Tarif erhielt auch die Genehmigung des hohen k. k. Ministeriums des Innern. Die bezügliche Combination bestand noch nicht bei den in Oesterreich operirenden Assecuranzanstalten, denn jene Versicherungsgesellschaften, welche eine Prämienverminderung in Aussicht stellen, thun dies nicht auf Grund einer vertragsmäßigen Verpflichtung, sondern auf Grund der sich etwa, also zufällig ergebenden Ueberschüsse. Der Verwaltungsrath fügt seinen diesfälligen Bemerkungen im letzten Rechenschaftsberichte mit Recht bei, daß er glaubt, durch den neuen Tarif eine Neuerung eingeführt zu haben, welche geeignet sein dürfte, durch die Vertragsmäßigkeit der Prämienverminderung der vielfach beliebten Vergleichung der Prämien des Beamtenvereines mit den Dividendenprämien anderer Gesellschaften alle Bedeutung zu nehmen.

Der Propagirung des Vereines wurde auch im Jahre 1883 durch Fortsetzung der Agitation in den Lehrerkreisen die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und gelangten im Jahre 1883 zwischen dem Beamtenvereine und nachfolgenden Lehrervereinen, nämlich:

1. dem Lehrervereine für den Landbezirk Wiener-Neustadt,
2. dem Lehrervereine „Die Volksschule“ in Wien,
3. dem niederösterreichischen Landeslehrervereine,
4. dem Landeslehrervereine in Kärnten, und
5. dem österreichisch-schlesischen Landeslehrervereine in Troppau

Verträge wegen Anschlusses dieser Vereine an den Beamtenverein, beziehungsweise wegen Vermittlung von Lebensversicherungen bei letzterem zum Abschlusse.

Mit der geschäftlichen Action in der Schweiz konnte erst spät im Jahre 1883 begonnen werden, da die Erledigung der zum Beginne unbedingt nothwendigen Formalien bei den schweizerischen Behörden, deren Bestätigung des vom Vereine bestellten Generalrepräsentanten, des Herrn J. L. Huber-Siegrist, Revisors der vereinigten Schweizerbahnen in St. Gallen, die bezüglichen Organisationsarbeiten des Vereines u. s. w. eine längere Zeit als vorausgesetzt wurde, in Anspruch nahm.

Daher konnte auch die Zahl der im Jahre 1883 in der Schweiz abgeschlossenen Versicherungen noch keine bedeutende sein, wie aus der an anderer Stelle bereits gemachten Mittheilung über die in effectiver Valuta abgeschlossenen Versicherungen hervorgeht.

Wenn man nun objectiv die den geehrten Lesern des Jahrbuches dargestellten geschäftlichen Erfolge des Beamtenvereines auf dem Gebiete der Lebensversicherung betrachtet, und erwägt, daß der Verein erst im Jahre 1865 seine geschäftliche Wirksamkeit begann, so wird jeder unbefangen Urtheilende gewiß die bedeutenden Erfolge anerkennen müssen, welche der Verein bereits in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 19 Jahren errungen hat.

Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, wieder die — bereits im eilften Jahrgange der „Dioskuren" besprochene — Frage zu beantworten, welchen Rang die Lebensversicherungsabtheilung des Beamtenvereines im Kreise der deutschen und österreichischen Lebensversicherungsanstalten einnimmt.

Die Beamten-Zeitung widmet in ihrer Nummer 44 vom 2. November 1883 dieser Frage einen besonderen Artikel, aus welchem wir unseren Lesern Nachstehendes mittheilen:

„Die Antwort auf diese Frage gibt eine in der Nummer 1665 des „Bremer Handelsblattes" vom Jahre 1883 veröffentlichte Broschüre, nämlich: Zustand und Fortschritte der deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1882. Diese Broschüre bringt eine Zusammenstellung der Ergebnisse des Lebensversicherungsgeschäftes pro 1882 bei den deutschen Lebensversicherungsanstalten, welcher wir entnehmen, daß im Deutschen Reiche von 35 Anstalten 22, in Oesterreich von 12 Anstalten 6 vor dem Jahre 1865 gegründet worden sind. Der Erste allgemeine Beamtenverein betreibt die Lebensversicherung bekanntlich seit dem Jahre 1865; er nimmt deßhalb mit Rücksicht auf den Zeitpunkt des Beginnes seiner geschäftlichen Thätigkeit die neunundzwanzigste Stelle ein. Wird jedoch die Einreihung der Anstalten nach dem Umfange der in Kraft stehenden Todesfallversicherungen vorgenommen, so zeigt es sich, daß hinsichtlich der Versicherungssumme die Lebensversicherungsabtheilung des Beamtenvereines mit 65 Millionen Mark unter den gesammten 47 Anstalten den eilften, unter den 12 österreichischen aber den zweiten Rang einnimmt (die den ersten Rang einnehmende Gesellschaft betreibt die Versicherung seit dem Jahre 1834); hinsichtlich der Anzahl der in Kraft stehenden Versicherungsverträge rangirt die Versicherungsabtheilung des Beamtenvereines mit 33.341 Verträgen an siebenter Stelle unter den gesammten Anstalten und an erster Stelle unter den österreichischen Gesellschaften.

Diese Thatsache muß die österreichische Beamtenschaft mit Befriedigung erfüllen; denn sie liefert den Beweis, daß es gelungen ist, eine Einrichtung zu schaffen, die sich nach dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von 17 Jahren den ältesten und größten Versicherungsgesellschaften Deutschlands ebenbürtig zur Seite stellen kann.

Forscht man nach den Ursachen der stetigen Zunahme und der erfreulichen Entwicklung der Lebensversicherungsabtheilung des Beamtenvereines, so muß man in erster Linie das zielbewußte Zusammenwirken sämmtlicher Vereinsorgane, welche unablässig bemüht sind, die Erkenntniß von dem Nutzen der Lebensversicherung in immer weitere Kreise zu tragen, erwähnen."

Diesem „Nutzen der Lebensversicherung" nun wollen wir schließlich noch einige Worte widmen und letztere insbesondere an die Adresse Derjenigen richten, welche mit Hartnäckigkeit daran festhalten, es sei viel besser, sein Geld in einer

Sparcasse einzulegen, als sich versichern zu lassen. Die Anhänger dieser Theorie verkennen das total verschiedene Wesen, die speciellen Richtungen und Ziele einer Sparcasse und einer Versicherungsanstalt. Wir empfehlen diesen Gegnern der Versicherung das im Verlage von Duncker und Humblot zu Leipzig im Jahre 1883 erschienene sehr interessante Werk: „Das englische Arbeiterversicherungswesen von Wilhelm Hasbach".

Die Beamten-Zeitung bespricht auch dieses Buch (in ihrer letzten Nummer vom Jahre 1883) und schreibt in dieser Beziehung Folgendes:

„Während man sich in den Parlamenten auf dem europäischen Continente erst seit wenigen Jahren mit socialpolitischen Problemen, namentlich mit der Verallgemeinerung des Versicherungs- und Sparcassenwesens beschäftigt, befaßt sich das englische Parlament bereits seit hundert Jahren mit Angelegenheiten dieser Art.

Schon ein englisches Gesetz vom 25. März 1776 gewährte dem Vereine der Schauspieler des Drurylane-Theaters für die Kranken-, Sterbe-, Unfall-, Witwen- und Waisenversicherung Corporationsrechte. Am 21. Juni 1793 gelangte ein Gesetz zur Genehmigung, welches den Schutz und die Ermuthigung von Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung in Krankheit, Alter und Invalidität bezweckte. Dasselbe bildet den Grundstein der socialen Gesetzgebung Englands.

Im Jahre 1819 folgte das Gesetz über die eingeschriebenen Hilfscassen (Friendly Societies) für Krankheit und Todesfälle. Aber auch damit war die Frage des Arbeiterversicherungswesens nicht gelöst, weil demselben noch immer eine genügende mathematische Basis fehlte. Aus diesem Grunde und wegen mancherlei Betrügereien wurden viele Klagen der Mitglieder der Friendly Societies laut. Das Parlament ernannte deshalb einen Ausschuß, welcher die Gesetze über das Hilfscassenwesen einer genauen Untersuchung unterziehen sollte. Der Ausschuß vernahm Zeugen vom 8. März bis zum 21. Juni 1825. Einer der Hauptpunkte, über welche der Ausschuß dem Parlamente Vorschläge zu machen hatte, betraf das Verhältniß der Hilfscassen zu den Sparbanken (der Versicherungsvereine zu den Sparcassen) und das oben citirte Werk enthält darüber Nachstehendes.

Ueber den Unterschied von Sparbanken und Hilfscassen verbreitet sich der Bericht des oberwähnten Ausschusses in so meisterhafter Weise, daß von da ab die Meinungen über die verschiedenen Ziele und das Recht der beiden Institute, nebeneinander zu existiren, geklärt waren. Wir können uns nicht versagen, einige Stellen zu übertragen, da es auch jetzt noch einseitige Sparbankenenthusiasten gibt. Der Ausschuß leitet eine Erörterung mit einem Passus aus einer Broschüre des englischen Versicherungstechnikers Glenny ein, worin dieser Schriftsteller die Frage stellt, ob die einseitigen Verfechter der Sparbank geneigt wären, ihre Feuerversicherungsprämien zu sparen. Dann fährt der Bericht fort: „Der billigste Weg, sich gegen jedes zufällige Ereigniß zu sichern, besteht in der Vereinigung mit Anderen in der Weise, daß Jeder sich einer kleinen Entbehrung aussetzt, damit Niemand einen großen Verlust zu erleiden braucht. Derjenige, welchen das Ereigniß nicht trifft, erhält sein Geld nicht zurück, noch erhält er dafür irgend einen sichtbaren oder fühlbaren Vortheil, aber er erlangt Sicherheit gegen den Ruin und folglich Gemüthsruhe. Das Mitglied einer Sparbank, nicht Derjenige, welcher einer Hilfscasse beitritt, ist in Wirklichkeit der Speculant. Wenn ihn keine Krankheit in den Jahren seiner Kraft und Thätigkeit befällt, und

er stirbt, ehe er zur Arbeit unfähig wird, ist er in seiner Speculation glücklich gewesen; wenn er aber in einer früheren Periode krank werden, oder ein hohes Alter erreichen sollte, verliert er viel; denn seine Ersparnisse nebst Zinsen werden ihn nur eine kurze Zeit in der Krankheit erhalten, oder, selbst wenn er etwas für das Alter zurückgelegt haben sollte, wird die Jahrespension, welche er dann zu kaufen im Stande ist, nachdem er für gelegentliche Krankheiten gesorgt hat, weit geringer sein als diejenige, welche er erlangt haben würde, wenn er eine Berechtigung auf die Vortheile der gesammelten Ersparnisse aller Derjenigen erworben hätte, welche jahrelang zu einer Altersrentencasse beigetragen haben, ohne das zum Genusse der Rente nöthige Alter zu erreichen. Eine gemeinsame Casse ist nicht weniger augenscheinlich entschieden im Interesse des Publikums. Der unglückliche Speculant, welcher in dem letzten Beispiele beschrieben wurde, mit anderen Worten der Einleger in eine Sparbank, der in dauernde Krankheit fällt oder das Greisenalter erreicht, muß entweder verhungern oder sich ganz oder theilweise an seine Freunde oder Nachbarn seines Unterhaltes wegen halten. Ihr Comité möchte nicht bei dieser Vergleichung von Sparbanken und Hilfscassen für Verkleinerer der ersteren gehalten werden; worauf wir das Hauptgewicht legen, ist, daß zur Erreichung der besonderen Zwecke, für welche die Hilfscassen passen, die Sparbanken ganz untauglich sind . . . . .".

Also der Streit zwischen den Anhängern der Versicherungsanstalten und jenen der Sparcassen hat schon damals bestanden, leider ist derselbe auch heute noch nicht ausgetragen. So schrieb unlängst ein Agent des Beamtenvereines an die Centralleitung, daß das Publikum auf die Einladung zur Versicherung Folgendes geantwortet: „Wir geben das Geld, wenn ein solches bleibt, lieber in die Sparcasse, da sind wir besser daran, oder glauben Sie vielleicht, wir können nicht rechnen?"

Leider verstehen aber diese Leute doch nicht zu rechnen, weil sie eine bestimmte Lebensdauer ins Calcul ziehen, eine Annahme, die zu machen gänzlich unzulässig ist. Diejenigen, welche auch heute noch unter allen Umständen der Sparcasse den Vorzug vor der Versicherung geben, haben noch lange geistig zu arbeiten, bis sie zur Einsicht des englischen Versicherungstechnikers Glenny gelangen.

III. Spar- und Vorschußconsortien.

Wenn wir den von der Vereinsverwaltung in ihrem Rechenschaftsberichte der letzten Generalversammlung vorgelegten Geschäftsstand der Consortien per 31. December 1883 im Vergleiche mit jenem des Vorjahres betrachten, so ist Folgendes zu constatiren:

Es vermehrte sich im Jahre 1883

1. die Gesammtanzahl der Consorten von . . . 25.868 auf 26.260
und steigerten sich

2. die Antheilseinlagen von . . . 4,724.259 fl. auf 5,162.645 fl.
ebenso

3. die ertheilten Vorschüsse von . 6,346.783 „ „ 6,354.930 „
wogegen sich

4. die nicht haftungspflichtigen
Spareinlagen von . . . . 872.868 „ „ 510.616 „

5. die aufgenommenen Darlehen
von . . . . 514.432 fl. auf 486.855 fl.
und

6. die Reservefonde von . . . . . 278.049 „ „ 269.285 „
verminderten.

Erwägt man jedoch, daß in den Zahlen des Jahres 1882 auch die Geschäftsergebnisse von fünf Consortien enthalten sind, welche im Jahre 1883 in Wegfall kommen, daß letzterer den Ausfall von 905 Mitgliedern, von Antheilseinlagen im Betrage von 214.239 fl., von nicht haftungspflichtigen Spareinlagen per 369.004 fl., von aufgenommenen Darlehen per 5.159 fl., von ertheilten Vorschüssen per 426.097 fl. und von Reservefonden per 44.449 fl. umfaßt, so wird man die oben gegebenen Ziffern wohl anders beurtheilen und sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß das geschäftliche Ergebniß des Jahres 1883 mit Rücksicht auf die reducirte Zahl der darunter begriffenen Consortien jedenfalls als an und für sich günstig erscheint und einen wesentlichen Fortschritt der in Thätigkeit verbliebenen Consortien erkennen läßt.

Bei dem Zinsfuße für ertheilte Vorschüsse betrug:

a) das Maximum . . . . 12 Percent,
b) das Minimum . . . . 6 Percent
c) der Durchschnitt . . . . 8·2 Percent.

Bei der auf die Antheilseinlagen pro 1883 entfallenen Dividende betrug:

a) das Maximum . . . . 9 Percent,
b) das Minimum . . . . 3·5 Percent
c) der Durchschnitt . . . . 6·4 Percent.

Die Frage des Zinsfußes für Vorschüsse der Consortien an ihre Mitglieder bildete — über Anregung des Spar- und Vorschußconsortiums in Jägerndorf — den Gegenstand einer am 27. Jänner 1883 im Sitzungssaale des Verwaltungsrathes abgehaltenen Conferenz von Delegirten der Spar- und Vorschußconsortien von Wien und Umgebung.

Es wurde bei dieser Conferenz auf Grund der geschäftlichen Daten constatirt, daß vom Jahre 1879 auf das Jahr 1881 (die Resultate pro 1882 lagen noch nicht vor) schon eine nicht unbedeutende Verringerung des Zinsfußes und der Dividende, das heißt, eine Zunahme jener Consortien, die einen geringeren Zinsfuß und eine Abnahme jener Consortien, die einen höheren Zinsfuß stipulirt haben, eingetreten sei. Nachfolgende Ziffern werden dies anschaulich darthun.

Vorschußzinsfuß.

	Percent							
	13	12	10	9	8	7	6	
Ende 1879 bei	1	20	21	9	15	4	—	Consortien
„ 1881 „	—	5	13	9	30	14	1	„
Minus	1	15	8	—	—	—	—	„
Plus	—	—	—	—	15	10	1	„

Dividende.

	Percent								
	12	10	9	8	7	6	5	4	
Ende 1879 bei	1	6	12	17	10	15	6	1	Consortien
„ 1881 „	—	2	4	14	17	24	7	1	„
Minus	1	4	8	3	—	—	—	—	„
Plus	—	—	—	—	7	9	1	—	„

Zwischen dem durchschnittlichen Vorschußzinsfuße und der durchschnittlichen Dividende bestand

im Jahre 1879 eine Differenz von 2·3 Percent,
„ „ 1880 „ „ „ 2 „
„ „ 1881 „ „ „ 1·8 „

welche Ziffern auch in dieser Beziehung ein stetiges Herabgehen constatiren und im Allgemeinen eine Verminderung der Regie andeuten.

Die anwesenden Consortialdelegirten besprachen sehr eingehend die verschiedenen Factoren, welche bei Beurtheilung der Höhe des Zinsfußes, speciell bei den Vereinsconsortien in Betracht kommen, erklärten den wider den Beamtenverein (richtiger gegen die Consortien) erhobenen Vorwurf des Wuchers als gänzlich ungerechtfertigt, hoben hervor, daß dieser Vorwurf theils in böswilliger Absicht, theils in der Unkenntniß aller maßgebenden Verhältnisse seinen Grund habe und faßten schließlich folgende Resolution:

„Die versammelten Delegirten der Vorstände der Wiener Consortien begrüßen die eingetretene Strömung nach Herabsetzung des Zinsfußes für Vorschüsse an Consorten mit Befriedigung; constatiren, daß im Allgemeinen eine wesentliche Herabsetzung des Zinsfußes thatsächlich erfolgt ist; anerkennen, daß eine Verwohlfeilung der Vorschüsse insbesondere durch die Art der Einhebung der Regiebeiträge möglich und wünschenswerth sei. Sie erklären eine Einigung sämmtlicher Wiener Consortien über die Höhe des Zinsfußes und der Nebengebühren für höchst wünschenswerth. Den Vorwurf des Wuchers oder auch nur des übertrieben hohen Zinsfußes weisen dieselben als vollständig ungerechtfertigt zurück, und erachten es für nothwendig, die obwaltenden Verhältnisse im Wege der Journalistik zur allgemeinen Kenntniß zu bringen."

Die Frage des Zinsfußes bei den Consortialvorschüssen beschäftigte übrigens auch im abgelaufenen Jahre in hohem Grade die Vereinsverwaltung, obwohl letztere selbst in dieser Beziehung keinen bestimmenden Einfluß auf die autonomen Consortien zu üben in der Lage ist. Der Verwaltungsrath bemerkt hierüber in seinem letzten Rechenschaftsberichte Folgendes:

„An sich ist das Herabgehen des Zinsfußes für die Vorschußnehmer gewiß zu begrüßen, wenngleich in ihrem Interesse eine fortschreitende Annäherung an jenes Maximalmaß zu wünschen wäre, welches mit dem Interesse der Einleger bei der sparsamsten Einrichtung der Regie eben noch vereinbar ist.

Die Rufe nach Herabsetzung des Zinsfußes waren bis zu einer gewissen Grenze zweifellos berechtigt. Diese Grenze aber ist theils durch ganz bestimmte

wirthschaftliche Gesetze, theils durch die den verschiedenen Genossenschaften und daher auch den Vereinsconsortien eigenthümlichen Verhältnisse gezogen und sind in dieser Beziehung besonders hervorzuheben:

1. Die gesetzlichen Bestimmungen, welche von den Besitzern der Antheilseinlagen die Haftung für die Verbindlichkeiten einer Genossenschaft nicht nur mit ihren Einlagen, sondern erforderlichen Falles auch darüber hinaus fordern und die Zurückziehung der Einlagen von längeren Kündigungsfristen abhängig machen;

2. das bei noch so vorsichtiger Gebarung thatsächlich doch vorhandene Verlustrisico, dessen Einschätzung und Veranschlagung die Hilfeleistung auch an weniger Creditfähige — oft gerade in der größten Nothlage Befindliche — zuläßt und weiters Erleichterungen bei der Eintreibung der Vorschüsse ermöglicht;

3. die zur Deckung eventueller Verluste zu diesem Zwecke nothwendige Dotirung des Reservefonds;

4. die nicht unbeträchtliche Last der Besteuerung der Genossenschaften;

5. die bei einer Association von Standesgenossen durch den Gemeinsinn gebotene Bedachtnahme auf die humanitären Zwecke des Beamtenvereines durch Abfuhr einer Quote des Reinerträgnisses an den allgemeinen Fond des Vereines;

6. die unvermeidlichen, je nach Art und Weise der Geschäftsführung, dann nach localen Rücksichten geringeren oder höheren Regiekosten;

7. die als Consequenz der beschränkten Haftung bei den Genossenschaften des Beamtenvereines eben auch beschränkte Zulassung und Ausnützung fremder Gelder;

8. das persönliche Interesse der unter dem Einflusse ihres Sparsinnes einlegenden Mitglieder, die in ihrer Mehrzahl sich nur dann zur Uebernahme all' der mit ihren Einlagen verbundenen gesetzlichen Verbindlichkeiten verstehen, wenn sich ihnen in Form der Dividende eine ihren Ansprüchen genügende, über das Erträgniß der gewöhnlichen Staatspapiere hinausgehende höhere Verzinsung bietet.

Es muß aber hier noch eines besonderen, zwar nicht zur Bestimmung des Zinsfußes gehörigen, aber nur zu häufig mit demselben in Zusammenhang gebrachten Umstandes Erwähnung gethan werden. Die Beamtenvorschüsse werden zur Erleichterung des laufenden Budgets gewöhnlich nur auf längere Fristen, meist auf Jahre, verliehen, demnach in den meisten Fällen bei dem Mangel einer anderen Deckung und zum Schutze des eventuellen Bürgen als Sicherstellungsmittel für den Todesfall auch die Lebensgefahr als Risico mit in Rechnung gezogen und daher insbesondere bei größeren Vorschüssen in der Regel eine Lebensversicherungspolizze gegeben werden muß. Die diesfälligen Prämien vertheuern wohl den Credit, sind aber nicht, wie oft ganz irrthümlich behauptet wird, dem Zinsfuße für Vorschüsse zuzuschlagen, sondern sind die vernünftige Anlage eines Capitals, wodurch die Creditfähigkeit des Versicherten wesentlich erhöht wird. Hiebei ist jedoch zu berücksichtigen, daß ein großer Theil der Vorschußnehmer schon solche Versicherungspolizzen besitzt, die er als Deckung geben kann, daher in diesen Fällen der Abschluß einer neuen Versicherung zu diesem Zwecke entfällt."

Hieran knüpft die Vereinsleitung mit Rücksicht auf den Umstand, daß seit dem Beschlusse der VIII. Generalversammlung vom 26. Mai 1873 und beziehungs-

weise seit der Umgestaltung der Vereinsconsortien in handelsgerichtlich registrirte Genossenschaften zehn Jahre verflossen sind, einige vergleichende Betrachtungen über die Anzahl der Consortialtheilhaber im Verhältniß zu den haftungspflichtigen Antheilseinlagen und aushaftenden Vorschüssen, zu welchem Behufe der Rechenschaftsbericht nachfolgende kleine Tabelle enthält:

Zu Ende des Geschäftsjahres		betrug				
		die Anzahl der Theilhaber	die Summe der eingezahlten Antheilseinlagen		die Summe der aushaftenden Vorschüsse	
			im Ganzen	per Theilhaber	im Ganzen	per Theilhaber
1874		14.837	1,799.908	121	2,282.680	154
1883		26.260	5,162.645	197	6,354.930	242
die Steigerung beträgt	im Ganzen	11.423	3,362.737	76	4,072.250	88
	in Procenten	77	187	63	178	57

Die vorstehenden Ziffern zeigen, daß von dem Ende des Jahres 1874 bis zum Schlusse des Jahres 1883 in der Zahl der Theilhaber eine Vermehrung um 77 Percent, in der Summe der Antheilseinlagen eine Vermehrung um 187 Percent eingetreten ist. Die Anzahl der Consorten hat sich also in dieser Zeit nahezu verdoppelt, der Gesammtbetrag ihrer Geschäftsantheile dagegen nahezu verdreifacht. Die in diesen Ziffern ausgedrückte Thatsache beweist daher das gestiegene Vertrauen der Beamtenschaft in die Institutionen des allgemeinen Beamtenvereines und legt zugleich Zeugniß ab von dem wirthschaftlichen Werthe der Spar- und Vorschußconsortien.

Durch obige Daten wird ferner constatirt, daß die Vorschußbedürftigkeit der Consorten verhältnißmäßig außerordentlich, aber doch in geringerem Verhältnisse, als ihr gesammtes Vermögen an Antheilseinlagen, zugenommen hat und daß die Standesgenossen sich immer mehr daran gewöhnen, ihr Creditbedürfniß bei den Consortien zu befriedigen.

Es dürfte gewiß die Leser des Jahrbuches interessiren, auch kennen zu lernen, mit welchem eigenen Capitale heute die einzelnen Spar- und Vorschußconsortien des Vereines operiren, das heißt, wie groß die Summe der eingezahlten Antheilseinlagen bei jedem Consortium sei.

Nach Ausweis des dem Rechenschaftsberichte des Verwaltungsrathes an die letzte Generalversammlung beigelegten Geschäftsstandes der Vereinsconsortien per 31. December 1883 ergibt sich diesfalls folgende Zusammenstellung.

I. Von 1.000 fl. bis 2.000 fl. besitzen die Consortien in:
1. Königgrätz (1.149 fl.)
2. Sanok (1.394 fl.)
3. Trebitsch (1.584 fl.)
4. Wiener-Neustadt (1.888 fl.) . . . . 4 Consortien.

II. Von 2.000 fl. bis 3.000 fl. besitzen die Consortien in:
5. Kaschau (2.959 fl.)
6. Neusatz (2.113 fl.)
7. Neusohl (2.374 fl.) . . . . 3 "

III. Von 3.000 fl. bis 4.000 fl. besitzen die Consortien in:
8. Petrinja (3.721 fl.)
9. Salzburg (3.120 fl.) . . . . 2 "

IV. Von 4.000 fl. bis 5.000 fl. besitzt das Consortium in:
10. Mährisch-Schönberg (4.319 fl.) . . . . . . 1 Consortium.

V. Von 5.000 fl. bis 10.000 fl. besitzen die Consortien in:
11. Bielitz-Biala (7.095 fl.)
12. Bistritz (8.833 fl.)
13. Carlstadt (8.389 fl.)
14. Essegg (8.116 fl.)
15. Iglau (7.592 fl.)
16. Leitmeritz (6.984 fl.)
17. Linz (9.182 fl.)
18. Neunkirchen (9.368 fl.)
19. Semlin (6.724 fl.)
20. Szegedin (6.779 fl.)
21. Trautenau (8.230 fl.)
22. Wiener Vororte (7.991 fl.) . . . . 12 Consortien.

VI. Von 10.000 fl. bis 15.000 fl. besitzen die Consortien in:
23. Aussig (15.000 fl.)
24. Feldkirch (13.526 fl.)
25. Oedenburg (10.345 fl.)
26. Pancsova (13.477 fl.)
27. Preßburg (14.004 fl.)
28. Reichenberg (12.141 fl.)
29. Steinamanger (10.511 fl.)
30. Teschen (10.817 fl.)
31. Troppau (10.725 fl.) . . . . 9 "

VII. Von 15.000 fl. bis 20.000 fl. besitzen die Consortien in:
32. Jägerndorf (15.568 fl.)
33. Klagenfurt (17.251 fl.)
34. Laibach (16.160 fl.)
35. Proßnitz (19.197 fl.)
36. St. Pölten (15.870 fl.)
37. Stuhlweißenburg (17.182 fl.)
38. Teplitz (17.244 fl.) . . . . 7 "

Fürtrag . 38 Consortien.

Uebertrag . 38 Consortien.

VIII. **Von 20.000 fl. bis 25.000 fl.** besitzen die Consortien in:
39. Brüx (24.759 fl.)
40. Triest (24.639 fl.)
41. Wien, Bankbeamte (21.215 fl.)
42. Wien, Leopoldstadt (24.924 fl.) . . . . 4 Consortien.

IX. **Von 25.000 fl. bis 30.000 fl.** besitzen die Consortien in:
43. Marburg (26.971 fl.)
44. Przemysl (29.870 fl.) . . . . 2 "

X. **Von 30.000 fl. bis 40.000 fl.** besitzen die Consortien in:
45. Krems und Stein (36.754 fl.)
46. Sechshaus (31.778 fl.) . . . . 2 "

XI. **Von 40.000 fl. bis 50.000 fl.** besitzen die Consortien in:
47. Lugos (43.839 fl.)
48. Olmütz (42.281 fl.)
49. Wien, Josefstadt — Ottakring (46.200 fl.) . . 3 "

XII. **Von 50.000 fl. bis 100.000 fl.** besitzen die Consortien in:
50. Innsbruck (61.086 fl.)
51. Karansebes (73.307 fl.)
52. Kronstadt (61.479 fl.)
53. Ofen (Budapest — 80.898 fl.)
54. Orsova (78.883 fl.)
55. Wien, Staatsbahnbeamte (96.252 fl.) . . . . 6 "

XIII. **Von 100.000 fl. bis 200.000 fl.** besitzen die Consortien in:
56. Brünn (179.944 fl.)
57. Czernowitz (166.124 fl.)
58. Graz (157.681 fl.)
59. Hermannstadt (196.724 fl.)
60. Montan- und Forstbeamte (Ofen — 175.212 fl.)
61. Prag (120.044 fl.)
62. Währing (117.610 fl.)
63. Wien, Gegenseitigkeit (122.970 fl.)
64. Wien, Landstraße (178.663 fl.)
65. Wien, Staatsbeamte (192.284 fl.)
66. Wien, Union (199.345 fl.)
67. Zara (102.089 fl.) . . . . 12 "

XIV. **Von 200.000 fl. bis 300.000 fl.** besitzt das Consortium in:
68. Temesvar (233.003 fl.) . . . . 1 Consortium.

XV. **Von 300.000 fl. bis 400.000 fl.** besitzt das Consortium in:
69. Wien, Wieden (363.186 fl.) . . . . 1 "

Fürtrag . 69 Consortien.

Uebertrag . 69 Consortien.

XVI. Von **400.000 fl. bis 500.000 fl.** besitzt das Consortium in:

70. Wien, Erstes Wiener (469.273 fl.) . . . . . 1 Consortium.

XVII. Ueber **500.000 fl.** besitzen die Consortien in:

71. Pest (Budapest — 521.836 fl.)

72. Wien, Alsergrund (539.600 fl.) . . . . . . 2 Consortien.

zusammen . . 72 Consortien.

Das Consortium in Mährisch-Ostrau hat erst mit Schluß des Jahres 1883 seine Geschäfte begonnen und ist daher, weil über dasselbe am 31. December 1883 noch kein Ausweis vorlag, in vorstehende Zusammenstellung nicht aufgenommen worden.

Die Beziehungen der Centralleitung zu den Consortien waren auch im Jahre 1883 sehr angenehme und wurde insbesondere die Intervention der Centralleitung durch persönlichen Besuch der Consortien von Seite eines fachkundigen Vereinsorganes im Jahre 1883 wiederholt in Ausführung gebracht. In allen Fällen wurde der Zweck dieser Intervention erreicht und dankten nicht nur die betreffenden Consortien stets für die Entsendung des betreffenden Beamten, sondern der Consortialdelegirtenausschuß erkannte selbst in seiner Sitzung vom 5. October 1883 die Nothwendigkeit der bezüglichen Maßregel an und drückte dem Delegirten der Centrale für die diesfälligen Leistungen seine Anerkennung aus. Die Kosten dieser Exmissionen sind allerdings nicht unbedeutend, allein sie sind durch ihren schon im letzten Bande des Jahrbuches besprochenen Zweck und durch die bisherigen sehr befriedigenden Resultate gewiß vollkommen gerechtfertigt. Durch solche Besuche und die bei diesem Anlasse vorgenommene Prüfung der Geschäftsführung wird die von der Centrale stets hochgeachtete Autonomie der Consortien nicht im Geringsten verletzt, und wird hier nur nebenbei noch darauf hingewiesen, daß bei den deutschen Genossenschaften längst die Institution der sogenannten Verbandsrevisoren, das heißt ständiger, von den Genossenschaften selbst honorirter Functionäre besteht, deren Aufgabe es ist, die Gebarung der Genossenschaften von Zeit zu Zeit persönlich zu prüfen.

Der Stand der an die Consortien ertheilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung ist aus folgenden Zahlen zu entnehmen.

Am 1. Jänner 1883 betrug der Darlehensstand . .	420.767 fl. 99 kr.
Im Jahre 1883 wurden Darlehen per	365.635 „ 04 „
ertheilt, was die Summe von	786.403 fl. 03 kr.
ergibt.	
Bringt man hievon den Betrag der im Jahre 1883 rückgezahlten Beträge per	403.008 „ 48 „
in Abrechnung, so ergibt sich per 31. December 1883 ein	
Darlehensstand per	383.394 fl. 55 kr.

Es zeigt sich daher gegenüber der oberwähnten correspondirenden Ziffer des Vorjahres per 420.767 fl. 99 kr. eine Verminderung von 37.373 fl. 44 kr.

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesammtbetrage von 2,860.643 fl. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1883 in 35 Fällen mit 16.553 fl. 94 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 397 Fällen mit zusammen 66.402 fl. 84 kr. belehnt, und trat vom 1. Jänner 1883 an die im Jahre 1882 beschlossene Reduction der Garantieprämie von zwei Percent auf ein Percent in Wirksamkeit.

Mit Ende des Jahres 1882 bestanden 77 Spar- und Vorschußconsortien. Von diesen sind im Jahre 1883 fünf Consortien, und zwar jene in Sissek, Klausenburg, Baden, Agram und Verovitica aus dem Verbande des Vereines geschieden. Bezüglich der Motive dieses Ausscheidens bemerkt der Gebarungsbericht der Vereinsverwaltung Folgendes:

„Die erstgenannten drei Consortien traten, da die Bedingungen zu einem gedeihlichen Fortbestande nicht mehr vorhanden waren, in Liquidation. Der Verband mit dem Consortium in Agram mußte aus Rücksichten gelöst werden, die theils auf mehrjährige Differenzen zwischen der Consortialleitung und der Vereinsverwaltung hinsichtlich diverser geschäftlicher Fragen, insbesondere der Creditausnützung, theils auf maßgebende nationale Strömungen zurückzuführen sind, und es gestaltete sich aus diesem Consortium der „Erste croatische Beamtenverein", mit welchem unser Verein sehr angenehme geschäftliche Beziehungen, besonders in Bezug auf das Versicherungswesen unterhält. Die Ausscheidung des Consortiums in Verovitica mußte von der Vereinsverwaltung selbst veranlaßt werden, weil es seine Mitglieder in der weitaus größeren Mehrzahl aus Kreisen aufnahm, welche nicht dem Beamenstande angehören."

Zugewachsen ist im Jahre 1883 das neubegründete Consortium in Mährisch-Ostrau. Es verbleiben sonach Ende 1883 73 Spar- und Vorschußconsortien. Von diesen haben die Consortien in Aussig, Brüx, Mährisch-Schönberg, Salzburg und Teschen im Jahre 1883 das zweite Decennium ihrer geschäftlichen Thätigkeit begonnen.

In Graz beschloß die am 9. Februar 1883 abgehaltene Local- und Consortialversammlung, das zehnjährige verdienstvolle und aufopfernde Wirken des Obmannes, Herrn Statthaltereirathes Franz Zeidler, als Anlaß zu einer feierlichen Kundgebung des Dankgefühles der Mitgliedergruppe Graz für ihren Obmann zu benützen. In Ausführung dieses Beschlusses wurde nun am 31. März 1883 nicht nur dem Herrn Obmanne eine prachtvoll ausgestattete Adresse überreicht, in welcher die Verdienste des Gefeierten hervorgehoben wurden, sondern es versammelten sich am Abend desselben Tages sämmtliche Mitglieder des Localausschusses und Consortialvorstandes, sowie des Aufsichtsrathes, ferner nahezu vollzählig der Ausschuß des steiermärkischen Beamtenvereines zu einem festlichen Mahle, welches durch seinen solennen und heiteren Verlauf allen dabei Betheiligten stets in angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Am 11. Mai 1883 fand der eilfte Consortialtag statt, welcher sich — außer den stets wiederkehrenden Agenden — mit folgenden Angelegenheiten zu beschäftigen hatte:

1. Mit den vom Referenten Herrn Dr. Kolbe (zugleich Vorsitzenden des Consortialtages — der Obmann des Delegirtenausschusses, Herr Ministerial-

rath Dr. Migerka war verhindert, anwesend zu sein) vorgelegten sechs Formularen von Schuldscheinen für Vorschußnehmer.

Es wurde unter Votirung des Dankes an den Referenten für seine diesfällige vorzügliche Leistung beschlossen, die bezüglichen Formulare anzunehmen, sie in Druck zu legen und den Consortien zur Gebrauchsnahme zuzusenden.

2. Mit der Frage des Zinsfußes für Vorschüsse der Consortien an ihre Mitglieder. (Referent Herr Dr. Angerer.)

Es wurde beschlossen, die schon oben mitgetheilte Resolution der Delegirtenconferenz vom 27. Jänner 1883 anzunehmen, jedoch in Ergänzung der Resolution ausdrücklich betont, daß die Herabsetzung des Zinsfußes bei den Consortien durch die eigene freiwillige Beschlußfassung derselben, lediglich unter dem Einflusse der Aenderungen des allgemeinen Geldmarktes und keineswegs in Folge des von außen geübten, ungerechtfertigten Druckes sich vollzog.

3. Mit der Frage der Bedeutung und Aufgabe der Reservefonde bei den Spar- und Vorschußconsortien.

Der Referent, Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Steindler hatte diesem Gegenstande eingehende Studien gewidmet und stellte am Schlusse seines ausführlichen Referates folgende sieben Anträge:

a) Die Bildung eines Reservefondes ist auf das Wärmste zu empfehlen;
b) dem Reservefonde sind Eintrittsgebühren, etwaige ausdrücklich für diesen Zweck eingehobene Beiträge, caduc erklärte Antheilseinlagen zuzuführen; die regelmäßige Dotirung erhält der Reservefond durch die Zuwendung eines Theiles des Reingewinnes;
c) die Maximalhöhe des Reservefondes wird mit zehn Percent der Antheilseinlagen festgesetzt;
d) es empfiehlt sich, den Reservefond derart anzulegen, daß er jederzeit flüssig gemacht werden kann, wobei nur die Sicherheit der Anlage und nicht die Höhe der Verzinsung maßgebend sein kann;
e) eingetretene Verluste sind vorerst aus dem Jahreserträgnisse zu decken; wenn selbes jedoch hiedurch zu sehr belastet würde, worüber die Consortialversammlung zu entscheiden hat, so ist ein Theil dieser Verluste aus dem Reservefonde zu tragen;
f) die Verwendung des Reservefondes zur Erhöhung der Dividende auf ein bestimmtes Minimum ist nicht zu empfehlen;
g) die Auftheilung des Reservefondes hat auch bei Genossenschaften mit unbeschränkter Haftung nach Maßgabe der Höhe der Einlagen zu erfolgen.

Die ersten drei Anträge wurden, als ohnehin in den Consortialstatuten enthalten und als nur zur systematischen Vervollständigung des Referates gehörig, zur Kenntniß genommen und bildeten nicht den Gegenstand einer besonderen Beschlußfassung. Die letzten vier Anträge wurden nach sehr eingehender Debatte mit Majorität angenommen.

4. Mit der Frage über den wünschenswerthen gleichen Vorgang der Behandlung bei Verzinsung, beziehungsweise Berechnung der Dividenden für die Antheilseinlagen.

Der Antrag des Referenten, Herrn Statthaltereirathes Zeidler, es sei für eingezahlte Antheilseinlagen der auf die Einzahlung folgende Tag als Basis der Dividendenberechnung zu empfehlen, wurde zum Beschlusse erhoben.

In den Consortialdelegirtenausschuß wurden nachbenannte Herren aus den beigefügten Consortien gewählt, und zwar:

Wilhelm Beck (Preßburger Consortium),
Dr. Ludwig Edler v. Geiter (I. Wiener Consortium),
Franz Glatz (Consortium Temesvar),
Alfred v. Kanovics (Pester Consortium),
Franz Kopetzky (Wien, Consortium Landstraße),
Theodor Leibenfrost (Wien, Bankbeamten-Consortium),
Eduard Mack (Wien, Consortium Leopoldstadt),
Franz Pupek (Wiener Vororteconsortium),
Franz Richter (Consortium Krems),
Ferdinand Edler v. Rueber (Wien, Consortium „Gegenseitigkeit“),
Dr. Leopold Steindler (Wien, Consortium „Union“),
Franz Zeidler (Consortium Graz).

Zum Obmanne des vorerwähnten Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe der k. k. Ministerialrath Herr Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Dr. Dominik Kolbe gewählt.

In das ständige Comité des Consortialdelegirtenausschusses wurden wieder die Herren Dr. Ludwig Edler v. Geiter und Dr. Leopold Steindler berufen.

Der Vereinschronist hat schließlich die traurige Pflicht zu erfüllen, die Todesfälle zweier um das Genossenschaftswesen hochverdienter Männer mitzutheilen.

Am 27. Jänner 1883 starb der k. k. Regierungsrath Herr Gustav Schmidt, Professor an der deutschen technischen Hochschule zu Prag. Professor Schmidt gehörte zu den ältesten Mitgliedern des Beamtenvereines und zu den thätigsten seiner Förderer; speciell die Prager Mitgliedergruppe hatte in seinem Tode den Verlust ihres langjährigen, hingebungsvoll wirkenden Obmannes zu beklagen. Sein Lebenslauf constatirt eine ehrenvolle 37jährige, rastlose Thätigkeit im Dienste der Wissenschaft, daher ihm ein bleibendes Andenken Aller, die ihn kannten, gesichert bleibt.

Der zweite Todesfall betrifft das Ableben eines Mannes, welcher wohl nicht unserem Vereine angehörte, allein durch sein Wirken sich die ehrenvolle Anerkennung und den Dank der ganzen gebildeten Welt, insbesondere der volkswirthschaftlichen Kreise, zu erringen wußte, nämlich des Schöpfers der genossenschaftlichen Selbsthilfe, des am 29. April 1882 zu Potsdam dahingeschiedenen deutschen Reichsrathsabgeordneten Dr. Hermann Schulze-Delitzsch. Der Verfasser vorliegender Blätter darf es wohl unterlassen, über die großen geradezu unsterblichen Verdienste dieses Reformators auf wirthschaftlichem Gebiete hier eine ausführliche Darstellung zu geben. Diese Verdienste sind jedem Gebildeten längst bekannt und stehen im Buche der Geschichte verzeichnet.

Es hat daher der Verwaltungsrath des Beamtenvereines, auf dessen Panier auch die Pflege genossenschaftlichen Wirkens geschrieben steht, an die Witwe des Verstorbenen ein in sehr innigen und würdigen Worten gehaltenes Condolenzschreiben gerichtet und ebenso gab der eilfte Consortialtag seiner Trauer über das Ableben des so hervorragenden Mannes würdigen Ausdruck.

Am 17. Mai 1884 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien die neunzehnte ordentliche Generalversammlung des Vereines und zwar, da dem Herrn Präsidenten seine nervösen Affectionen die Theilnahme an einer größeren Versammlung noch nicht gestatteten, unter dem Vorsitze des ersten Vicepräsidenten, Herrn Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, k. k. Sectionschef, statt.

Es waren 322 Vereinsmitglieder, welche 2146 Stimmen vertraten, anwesend. Die Versammlung nahm den Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrathes, so wie die von demselben vorgelegten Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1883 zur genehmigenden Kenntniß und ertheilte über Antrag des Aufsichtsrathes dem Verwaltungsrathe für das Jahr 1883 das Absolutorium.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungsabtheilung für das Vereinsjahr 1883 beläuft sich nach Vornahme der erforderlichen Abschreibungen auf . . . . 82.659 fl. 47 kr.
Hievon hat der Verwaltungsrath einen Theilbetrag von . . 60.000 „ — „
der Reserve für Capitalsanlagen zugewiesen, wodurch sich dieselbe von 200.000 fl. auf 260.000 fl. erhöhte, und stellte bezüglich der verbleibenden . . . . 22.659 fl. 47 kr.
folgende Anträge:

1. dem Unterrichtsfonde 10.000 fl.,
2. dem Pensionsfonde der Angestellten des Vereines 5000 fl. und
3. der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherung im allgemeinen Fonde den Rest per 7659 fl. 47 kr. zuzuwenden, welche Anträge von der Generalversammlung angenommen wurden.

Ferners wurde über Antrag des Herrn Alfred v. Kanovics mit Rücksicht auf den Umstand, daß der Beamtenverein im November 1884 bereits zwanzig Jahre seit seiner Gründerversammlung zurückgelegt haben wird, dem allverehrten Herrn Präsidenten C. F. Fellmann Ritter v. Norwill, welcher seit sechzehn Jahren ununterbrochen an der Spitze des Vereines steht und mit unverdrossenem Eifer, mit unvergleichlicher Aufopferung und Uneigennützigkeit sich der Leitung des Vereines unterzogen hat, von der Generalversammlung der Dank für seine ersprießliche und eifrige Wirksamkeit ausgesprochen. (Der Vorsitzende hatte — wie im vorigen Jahre — die Güte, diese Kundgebung der Generalversammlung noch an demselben Tage dem Herrn Präsidenten mitzutheilen, welcher darüber sehr erfreut und gerührt war.)

Weiters sah sich die Generalversammlung veranlaßt, über Antrag des Herrn Statthaltereirathes Zeidler den Herren Reichsrathsabgeordneten Professor Franz Richter für sein warmes Eintreten zu Gunsten der Steueramtsbeamten, und Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Franz Edlen v. Stourzh für die gleiche

Action im Interesse der Beamtenwitwen und Waisen; sowie über Antrag des Herrn Gerichtskanzlisten Carl Fiala den beiden Herren Reichsrathsabgeordneten Grafen Hohenwart und Georg v. Lienbacher dafür, daß sie die an einer anderen Stelle bereits besprochene Petition der Beamten der XI. Rangsclasse um Theuerungszulage und Aufbesserung der Pensionen für Witwen und Waisen dem hohen Abgeordnetenhause zur Annahme und eingehenden Würdigung vorlegten, ihren Dank auszudrücken, und wurden die bezüglichen Beschlüsse in das Protokoll aufgenommen.

Der Vorsitzende schloß hierauf die Generalversammlung mit folgenden Worten:

„Sie wissen, meine Herren, daß die Aufgabe, der wir obliegen, der wir unsere volle Kraft gewidmet haben, keine leichte ist. Wir kämpfen mit außerordentlichen Schwierigkeiten, denn wir können nicht alle berechtigten Wünsche erfüllen. Aber dessen können Sie überzeugt sein, daß die Leitung des Vereines nach Möglichkeit bemüht ist, diesen Wünschen nachzukommen und daß sie in Ihrer Zustimmung die vollste, einzig allein begehrte Genugthuung findet. Eines, meine Herren, möchte ich zum Schlusse Ihnen und der Verwaltung unseres gesammten Vereines für das nächste Jahr aufs Wärmste ans Herz legen. Es ist dies die Angelegenheit, welche heute hier in den verschiedensten Richtungen bereits angeklungen hat und welche uns gewiß Allen am Herzen liegt — das ist die Frage der Versorgung der Witwen und Waisen. Ich sage: die Frage der Versorgung der Witwen und Waisen nicht nur der Staatsbeamten, sondern der Witwen und Waisen jedes Beamten, jedes, wenn ich so sagen soll, geistigen Arbeiters, was wir ja Alle sind. Diese vitale Frage, deren Bedeutung weit über diesen Saal und weit über den Kreis der Beamten selbst hinausreicht, bedarf von Seite des Staates der größten Würdigung, denn in ihr liegt eines der wichtigsten Capitel der socialen Frage. Diese Frage der Versorgung der Witwen und Waisen möchte ich der nachhaltigsten Erwägung und der nachdrücklichsten Bearbeitung seitens des Verwaltungsrathes empfehlen. Der Verwaltungsrath hat gerade in dem letzten Jahre dort den ersten Schritt zur Lösung dieser Frage gethan, wo sie gefunden werden kann und wo sie gefunden werden soll, nämlich in der Uebertragung derselben auf das Gebiet der Versicherung. Dort allein und nicht in der Bildung von Separatabtheilungen ist die Lösung dieser Frage möglich. Wenn wir diese Frage, wie überhaupt die Versorgungsfrage im Allgemeinen, auf das einzig richtige Gebiet verlegen, daß nämlich Derjenige, um dessen Familie und Angehörige es sich handelt, bei Zeiten einsehe, daß er auch selbst mitsorge, wenn wir dort die Lösung suchen, die Lösung unter der mit Recht geforderten Betheiligung des Staates, dann werden wir erreichen, was wir wollen. Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß eine derartige Petition von dem Verwaltungsrathe an die Regierung, an beide Häuser des Reichsrathes, sowie an die ungarische Legislative geleitet wurde. Nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, ist diese Frage auch Gegenstand der Würdigung und des eingehenden Studiums seitens der Regierung geworden. Ich hoffe, daß mit der Zeit die Ueberzeugung gewonnen wird, daß auf diesem Gebiete ein imperatives Eintreten nothwendig sein wird, um bei Zeiten vorzusorgen, und daß dann die wechselseitige Beitragsleistung sich leicht wird feststellen lassen. Wir werden für die Familie vorsorgen und der Staat wird uns dabei unterstützen. Auf diesem Wege wird die Frage zu lösen sein; sie wird nicht so schnell gelöst werden, aber

consequent fortgeführt, wird dieses Princip, welches ja in einigen Verkehrsgesellschaften bereits zur praktischen Lösung gebracht worden ist, verwirklicht werden können. Und ich glaube, sowie der Beamtenverein die Lösung der Frage der Aufbesserung der Gehalte der Staatsbeamten, welche nicht ohne Einfluß geblieben ist auf die Haltung der Privatgesellschaften gegenüber den Privatbeamten, mit Energie durchgeführt hat, ebenso gut wird es gelingen, wenn er sich der Sache hingibt, auch diese Frage zur Lösung zu bringen, und ich könnte nur wünschen, daß wir Ihnen, wenn wir nächstes Jahr in diesem Saale uns begegnen, bereits praktische Resultate in dieser Richtung entgegenbringen könnten."

Diese Worte wurden wiederholt von Ausdrücken lebhaften Beifalles seitens der Versammlung begleitet.

Wien, im Juli 1884.

Anhang.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geschäfts-Entwickelung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis inclusive 1883.

   Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. Spar- und Vorschuß-Consortien.

   Tabelle II. Versicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Personal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XIX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1884.

Geschäfts-Entwickelung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1883.

Tabelle I.

Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. — Spar- und Vorschuß-Consortien.

Allgemeine Angelegenheiten

Vereins-Jahr	Mit-glieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins- Bevollmächtigten	Zahl der Vereins- Agenten	Zahl der Vereins- Aerzte	Gründungs- und Reito-Verwaltungs-kosten (Gulden)	Allgemeiner Fond (Gulden)	Unterrichts-Fond (Gulden)	Gewährte Unter-stützungen (Gulden)	Unterrichts-Stipendien Zahl	Unterrichts-Stipendien Gulden	Gebarungs-Ueberschuß (Gulden)
1865	5.500	25	54	48	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297
1866	7.600	40	74	86	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061
1867	9.150	39	69	229	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2.403	.	7	96	22.002
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051
1871	21.156	69	88	669	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255
1872	27.927	87	86	803	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997
1873	34.430	101	88	1.018	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791
1874	39.581	104	91	1.021	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176
1875	45.193	110	96	1.137	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	821	13.887
1876	50.107	115	96	1.142	595	81.971	208.867	20.865	2.663	32	1.213	9.912
1877	53.732	109	96	1.189	650	82.982	222.985	21.811	3.034	49	1.386	13.580
1878	56.737	109	1.345		683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064
1879	60.408	106	1.108		850	91.344	242 068	25.313	4.419	56	1.713	74.265
1880	64.080	105	896		1.126	91.408	309.825	27.943	4.789	62	1.795	10.224
1881	67.478	105	1.152		1.245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29 673
1882	70.899	100	1.148		1.373	96.518	351.492	43.768	8.436	95	2.232	30.375
1883	74.421	95	1.190		1.482	110.646	391.880	56.285	6.380	105	2 739	22.659
Summe	.	.	.	.	.	.	.	.	55.840	628	18.664	.

Spar- und Vorschuß-Consortien

Vereins-Jahr	Zahl der Consortien	Zahl der Theilhaber	Antheils-Einlagen (Gulden)	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen (Gulden)	Vorschüsse: Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Vorschüsse: Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten (Gulden)	Vorschüsse: Aushaftend am Ende des Jahres (Gulden)	Reservefond (Gulden)
1865	7	335	2.630	.	132 }	.	.	.
1866	16	958	23.947	.	647 }	82.445	.	.
1867	22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
1868	25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
1869	30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
1870	37	4.823	418.143	30.207	4.424	647.592	539.203	7.232
1871	46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
1872	63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
1873	74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
1874	78	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
1875	83	17.880	2,340.694	146.700	9.711	2 260.100	2,918.619	35.484
1876	82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2 670.417	3,604.006	81.692
1877	81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707 468	3,947.527	98.480
1878	81	20.757	3,085 882	185.049	12.945	2,824.065	4,153.794	116.112
1879	79	21.763	3,476.316	159.194	14.058	3,087.713	4,556.416	147.032
1880	78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
1881	78	24.748	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330
1882	77	25.868	4,724.259	359 082	17.352	4,016.592	6,346.768	278.049
1883	78	26.260	5,162.645	365.685	16.152	3,840 792	6,354.930	269 285
Summe	.	.	.	2,860.648	161.055	35,572.556	.	.

Tabelle II.

Versicherungs-Abtheilung. — Cautions-Darlehen.

Vereins-Jahr	Lebens-Versicherung: In Kraft stehende Verträge	Lebens-Versicherung: Versichert: Capital (Gulden)	Lebens-Versicherung: Versichert: Rente (Gulden)	Lebens-Versicherung: Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungen (Gulden)	Lebens-Versicherung: Ausbezahlte Versicherungs-Beträge (Gulden)	Lebens-Versicherung: Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico (Gulden)	Lebens-Versicherung: Special-Reserve im allgemeinen Fonde (Gulden)	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Zahl der Verträge	Kriegsfall: Versichert wurden an: Capital (Gulden)	Kriegsfall: Versichert wurden an: Witwen-Rente (Gulden)	Kriegsfall: Kriegs-Prämien-Reserve (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Zahl der Verträge	Krankengeld-Versicherung: Versichertes wöchentliches Krankengeld (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Prämien-Einnahme (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Ausbezahlte Krankengelder (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Prämien-Reserve (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Zahl der Theilhaber	Invaliditäts-Pensionen: Erworbener Renten-Anspruch (Gulden)	Invaliditäts-Pensionen: Werth dieses Anspruches (Gulden)	Invaliditäts-Pensionen: Vermögen der Abtheilung (Gulden)	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Betrag (Gulden)	Cautions-Darlehen: Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres (Gulden)	Cautions-Darlehen: Gewährleistungs-Fond: Voller Stand (Gulden)	Cautions-Darlehen: Gewährleistungs-Fond: Abschreibung (Gulden)
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.	.	.	.	.	54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.286	1.061	.	.	.	.	63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.583	133.880	5.319	.	.	.	.	62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1869	5.588	4,485.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108	.	.	.	.	75	422	528	150	1.060	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182	.	.	.	.	105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174	.	.	.	.	155	1.050	1.410	1.085	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.	.
1872	17.840	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900	.	.	.	.	183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
1873	21.113	18,811.419	41.616	584.478	253.106	930.816	38.857	.	.	.	.	200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
1874	23.793	21,589.598	45.684	613.946	202.028	1,239.521	39.226	93	100.300	700	1.041	181	1.781	3.185	2.120	3.858	36	2.987	4.428	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403	577	498.000	1.700	6.007	186	1.770	2.985	1.665	4.684	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526	880	716.000	3.200	18.268	178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.332	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
1877	29.080	27,284.087	53.878	822.870	332.750	2,295.999	60.499	1.051	945.420	2.550	20.847	160	1.461	2.289	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.489	364.276	2,716.576	59.765	1.206	1,077.670	2.650	34.117	155	1.854	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	61.813	1.179	1,081.870	2.350	32.014	161	1.846	2.185	1.285	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	578
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.081	3,716.032	71.254	1.189	1,017.970	1.950	34.683	152	1.288	2.118	1.181	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.850	338.570	12.679	426
1881	36.489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	76.479	1.325	1,133.070	1.650	37.598	146	1.289	2.026	1.544	7.458	56	9.115	16.978	18.926	261	105.121	394.042	16.161	358
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.869	429.096	4,838.952	91.152	1.569	1,346.570	2.353	41.500	152	1.260	2.043	1.665	7.607	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.488	1.091
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.381	111.527	1.199	1,001.500	4.430	45.523	149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
Summe	.	.	.	11,026.607	4,312.550	.	.	.	.	.	.	.	.	31.869	20.779	.	.	.	.	.	1.870	760.353	.	.	.

Tabelle III.

Personal-Stand der Centralleitung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XIX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1884.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Karl Friedrich Fellmann** Ritter von **Norwill,** Ritter des Ordens der eisernen Krone und anderer hoher Orden, emeritirter General-Secretär der a. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn 2c. 2c.

Vice-Präsidenten:

Herr **Johann** Freiherr **Falke** von **Lilienstein,** Sections-Chef im k. u. k. Ministerium des Aeußern, Ritter des St. Stephan-Ordens 2c. 2c.

" **Leopold** Ritter von **Cramer,** General-Advocat beim k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Adolf Pitner,** Hofrath bei der k. k. niederösterr. Statthalterei 2c.

Verwaltungsräthe:

Herr **Anton Aichinger,** Ober-Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

" Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus".

" **Karl Bertele** von **Grenadenberg,** k. k. Militär-Ober-Rechnungsrath I. Classe, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".

" **Karl Bringmann,** Director der Bau-Gesellschaft des Beamten-Vereines.

" **Emanuel Ad. Eichler,** niederösterr. Landes-Hilfsämter-Director.

" **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz,** Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

" **Karl Anton Haas,** k. k. Rechnungs-Revident im Finanz-Ministerium.

" **Ferdinand** Ritter von **Harnach,** Centralbuchhalter der k. k. priv. Ostrau-Friedländer Eisenbahn.

" **Andreas Hofmann** von **Aspernburg,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.

" **Karl Huber,** k. k. Hofrath und Finanz-Landes-Director.

" **Julius Kaan,** k. k. Regierungsrath und Leiter des versicherungstechnischen Bureau im k. k. Ministerium des Innern, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Franz Joseph-Ordens.

" Dr. **Dom. Kolbe,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

" **Franz Kopetzky,** Bürgerschuldirector, Obmann des Consortiums „Landstraße" (Wien).

" **J. M. Lachner,** Bureau-Chef der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Herr **Eduard Mach**, k. k. Realschul-Professor und Obmann des Consortiums „Leopoldstadt" (Wien). *
„ Dr. **Leop. Fl. Meißner**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".
„ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium und Central-Gewerbe-Inspector, Ritter hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
„ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).
„ **Benjamin** Edler von **Possauer-Ehrenthal**, Sections-Chef im k. k. Finanz-Ministerium.
„ **Hermann Schmidt**, Vorstand des commerciellen Bureau der ausschl. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Vereines der Nordbahn-Bediensteten, Ritter hoher Orden.
„ **Alexander Schramm**, k. k. Rechnungs-Revident im Ackerbau-Ministerium.
„ **Eduard Schnöcker**, k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
„ **Friedrich Setz**, Inspector der k. k. Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund" (Wien).
„ **Josef Stiasny**, Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Karl Werner**, Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Karl Zimmermann**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

Directions-Comité:

Herr **Karl Bertele** von **Grenadenberg.**
„ **Emanuel Ad. Eichler.**
„ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
„ Dr. **Dom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
„ **Karl Werner.**

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Clemens Wilhelm Böhm**, Bureau-Chef der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.
„ Dr. **Vincenz** Ritter von **Haslmayer** zu **Grassegg**, Hofrath beim k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des Reichsgerichtes.
„ **Ignaz Tobisch**, k. k. Ober-Intendant i. P.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Karl Mazal**, General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler**, Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

Chef-Arzt:

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**

* Herr Professor Mack starb am 22. Juni 1884 und trat an seine Stelle in den Verwaltungsrath Herr Carl Schneider, k. k. Staats-Centralcassen-Controlor und Obmann des Staatsbeamten-Consortiums, ein.

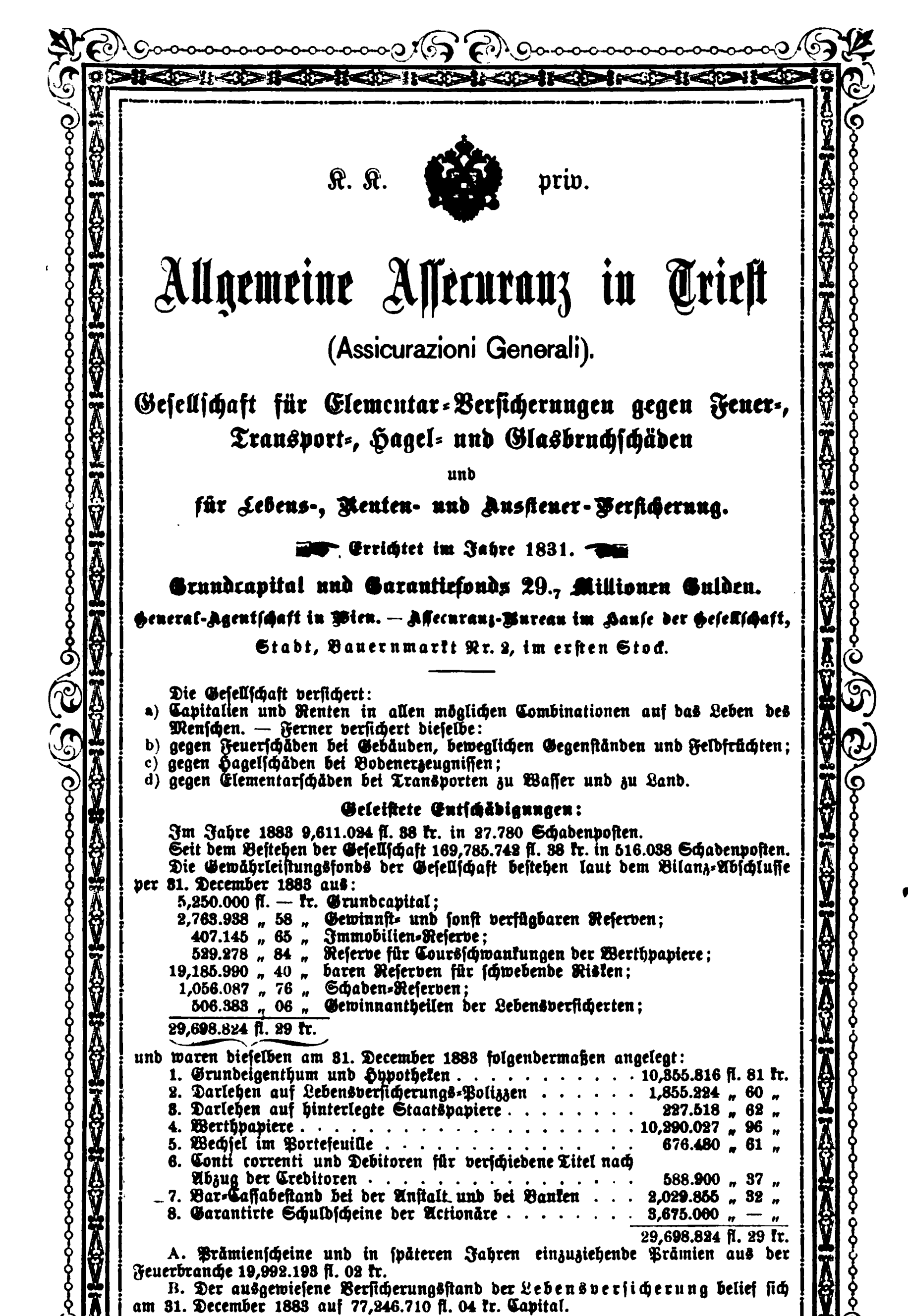


Anzeigen
empfehlenswerther Firmen.

Apotheke „zum gold. Hirschen“,

W. Twerdy,

I., Kohlmarkt Nr. 11 in Wien.



K. K. priv.
Allgemeine Assecuranz in Triest
(Assicurazioni Generali).
Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport-, Hagel- und Glasbruchschäden
und
für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.
Errichtet im Jahre 1831.
Grundcapital und Garantiefonds 29.7 Millionen Gulden.
General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft,
Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.
Die Gesellschaft versichert:
a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:
b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten;
c) gegen Hagelschäden bei Bodenerzeugnissen;
d) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.
Geleistete Entschädigungen:
Im Jahre 1888 9,611.024 fl. 88 kr. in 27.780 Schadenposten.
Seit dem Bestehen der Gesellschaft 169,785.742 fl. 38 kr. in 516.038 Schadenposten.
Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1888 aus:
5,250.000 fl. — kr. Grundcapital;
2,763.938 „ 58 „ Gewinnst- und sonst verfügbaren Reserven;
407.145 „ 65 „ Immobilien-Reserve;
529.278 „ 84 „ Reserve für Coursschwankungen der Werthpapiere;
19,185.990 „ 40 „ baren Reserven für schwebende Risken;
1,056.087 „ 76 „ Schaden-Reserven;
506.383 „ 06 „ Gewinnantheilen der Lebensversicherten;
29,698.824 fl. 29 kr.
und waren dieselben am 31. December 1888 folgendermaßen angelegt:
1. Grundeigenthum und Hypotheken . . . . 10,855.816 fl. 81 kr.
2. Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen . . . . . . 1,855.224 „ 60 „
3. Darlehen auf hinterlegte Staatspapiere . . . . 227.518 „ 62 „
4. Werthpapiere . . . . 10,290.027 „ 96 „
5. Wechsel im Portefeuille . . . . 676.480 „ 61 „
6. Conti correnti und Debitoren für verschiedene Titel nach Abzug der Creditoren . . . . 588.900 „ 37 „
7. Bar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken . . . 2,029.855 „ 32 „
8. Garantirte Schuldscheine der Actionäre . . . . 3,675.060 „ — „
29,698.824 fl. 29 kr.
A. Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien aus der Feuerbranche 19,992.193 fl. 02 kr.
B. Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1883 auf 77,246.710 fl. 04 kr. Capital.


Wilhelm Berkan
Tapeten-Fabrikant,
Niederlage: Stadt, Kärntnerring Nr. 4,
Fabrik: Meidling, Johannesgasse Nr. 11,
empfiehlt sein großes Lager von Tapeten, Fensterrouleaux, Jalousien und plastischen Decorationsgegenständen den Herren Architekten, Baumeistern, Hôtel- und Hausbesitzern ꝛc.
Uebernimmt die Decorirung von Bauten, Palais, Zins- und Landhäusern, Hôtels, überhaupt aller öffentlichen Locale und sichert die prompteste und reellste Bedienung.
Ausgezeichnet durch Anerkennungsschreiben des k. k. Justizministeriums etc.
Größtes Lager von den feinsten bis zu den billigsten Tapeten aus eigener, sowie auch aus französischen und deutschen Fabriken.
Ueberschläge und Zeichnungen gratis.


Gegründet 1816.
Anton Pauly,
kaiserl. königl. privilegirter
Bettwaaren-Fabrikant,
Wien, VIII., Lerchenfelderstraße Nr. 36, Wien,
empfiehlt sein reichhaltiges Lager aller Gattungen Bettwaaren, u. zwar: Eisenbetten, Betteinsätze, Matratzen, abgenähte Bettdecken, Bettwäsche ꝛc., sowie eine große Auswahl von Bettfedern, Flaumen, Dunen und gesottenen Roßhaaren.
Preiscourante sammt Zeichnungen gratis und franco.

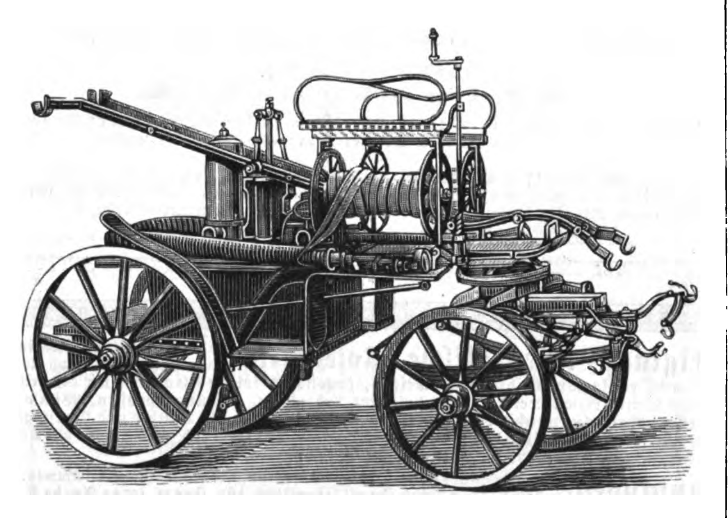

Deckert & Homolka
Etablissement für Elektro-Technik,
Wien,
I., Kärntnerstraße Nr. 46, — IV., Favoritenstraße Nr. 34,
Prag,
Altstadt, Kleine Karlsgasse Nr. 48,
empfehlen ihre als vorzüglich bekannten Fabrikate in Telegraphenapparaten, Telephonen, Apparaten für Elektrotherapie, Apparaten für elektrische Beleuchtung, Telegraphen- und Blitzableiter-Materialien und übernehmen die Ausführung von Telegraphen-, Telephon- und Blitzableiter-Leitungen billigst und unter Garantie solidester Bedienung.
Illustrirte Preis-Cataloge gratis.

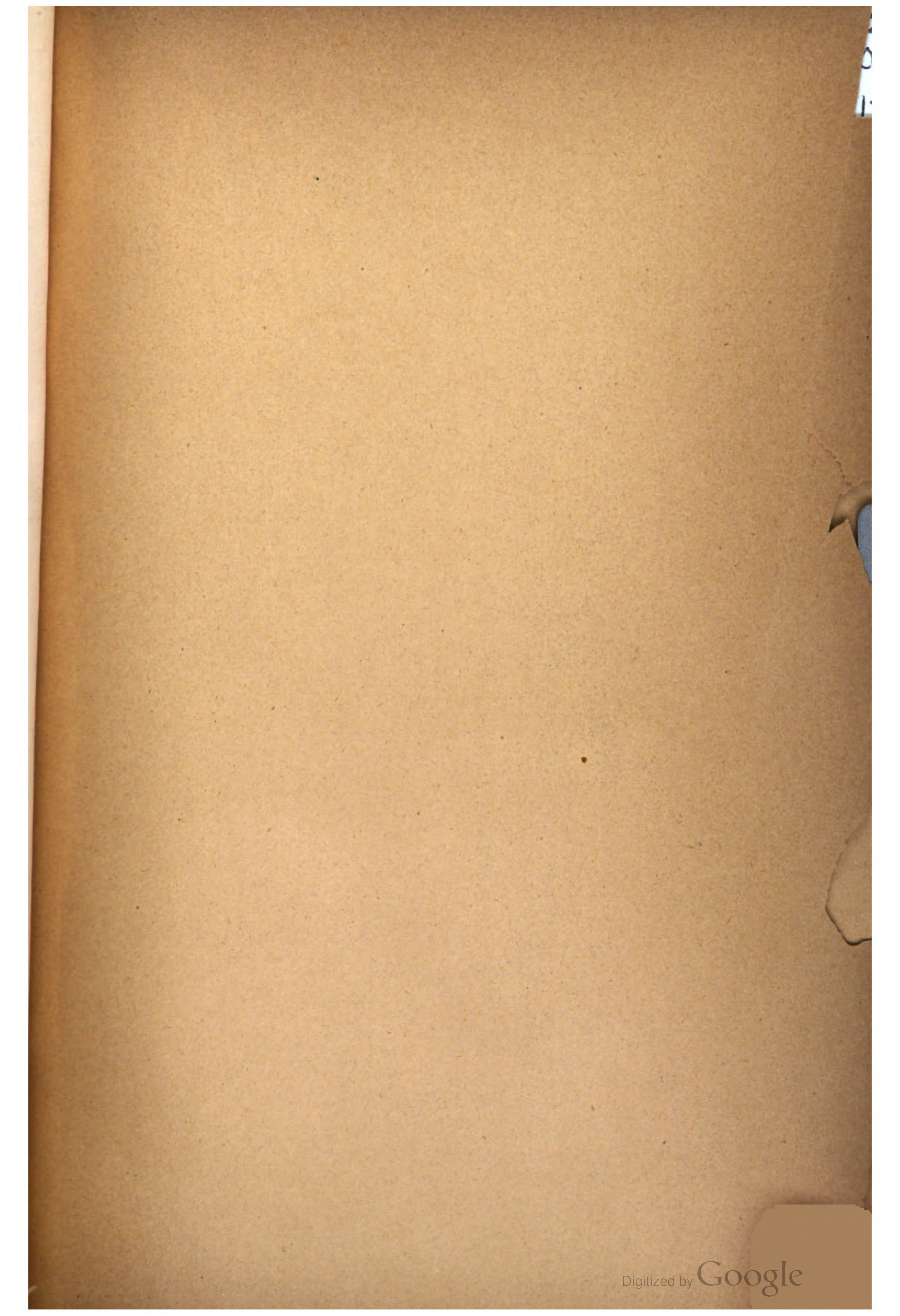

„Azienda"
österr.-franz. Lebens- und Renten-Versicherungs-Gesellschaft
österr.-franz. Elementar- und Unfall-Versicherungs-Gesellschaft
Direction: Wien, I., Wipplingerstraße 43.
Actien-Capital 2,400.000 Gulden in Gold (wovon 40% eingezahlt).
Actien-Capital 2 Millionen 400.000 Goldgulden (wovon 40% eingezahlt).
Concessionirt mittelst Decret des hohen k. k. Ministeriums des Innern ddo. 21. April 1882.
Die Gesellschaft leistet Versicherungen
auf das Leben des Menschen in allen üblichen Combinationen, als:
Versicherungen auf das Ableben, Erlebens-Versicherungen und Renten-Versicherungen, zu billigsten Prämien und unter den coulantesten Bedingungen.
Die Gesellschaft errichtet wechselseitige Überlebens-Associationen mit garantirtem Minimal-Ergebniß und 85% Gewinn-Antheil, verbunden mit Gegen- und Zeichner-Versicherungen.
a) gegen Schäden, welche durch Brand oder Blitzschlag, durch Dampf- und Gas-Explosionen, sowie durch das Löschen, Niederreißen und Ausräumen an Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden, Fabriken, Maschinen, Mobilien und Einrichtungen aller Art, Waarenlagern, Vieh, landwirthschaftlichen Geräthen und Vorräthen verursacht werden;
b) gegen Schäden durch Feuer oder Blitzschlag während der Erntezeit an Feld- und Wiesenfrüchten in Scheuern und Triften;
c) gegen Schäden durch Hagelschlag, an Boden-Erzeugnissen verursacht;
d) gegen die Gefahren des Gütertransportes zu Wasser und zu Lande.
Die Versicherung gegen Unfälle ist noch nicht aufgenommen und wird der Beginn der Operationen in dieser Branche dem P. T. Publikum rechtzeitig bekannt gegeben werden.
Repräsentanzen der Gesellschaft:
in Budapest, Wienergasse Nr. 8 und Schiffgasse Nr. 2,
„ Graz, Herrengasse Nr. 5,
„ Innsbruck, Bahnstraße Hotel Goldenes Schiff,
in Lemberg, Marienplatz Nr. 8 neu,
„ Prag, Wenzelsplatz Nr. 54,
„ Triest, Via S. Nicolo Nr. 4,
„ Wien, I., Hohenstauffengasse Nr. 10.
In allen Städten und namhaften Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie befinden sich Haupt- und Districts-Agentschaften, welche Auskünfte bereitwillig ertheilen, Antragsbögen sowie Prospecte unentgeltlich verabfolgen und Versicherungs-Anträge entgegennehmen.

Digitized by Google

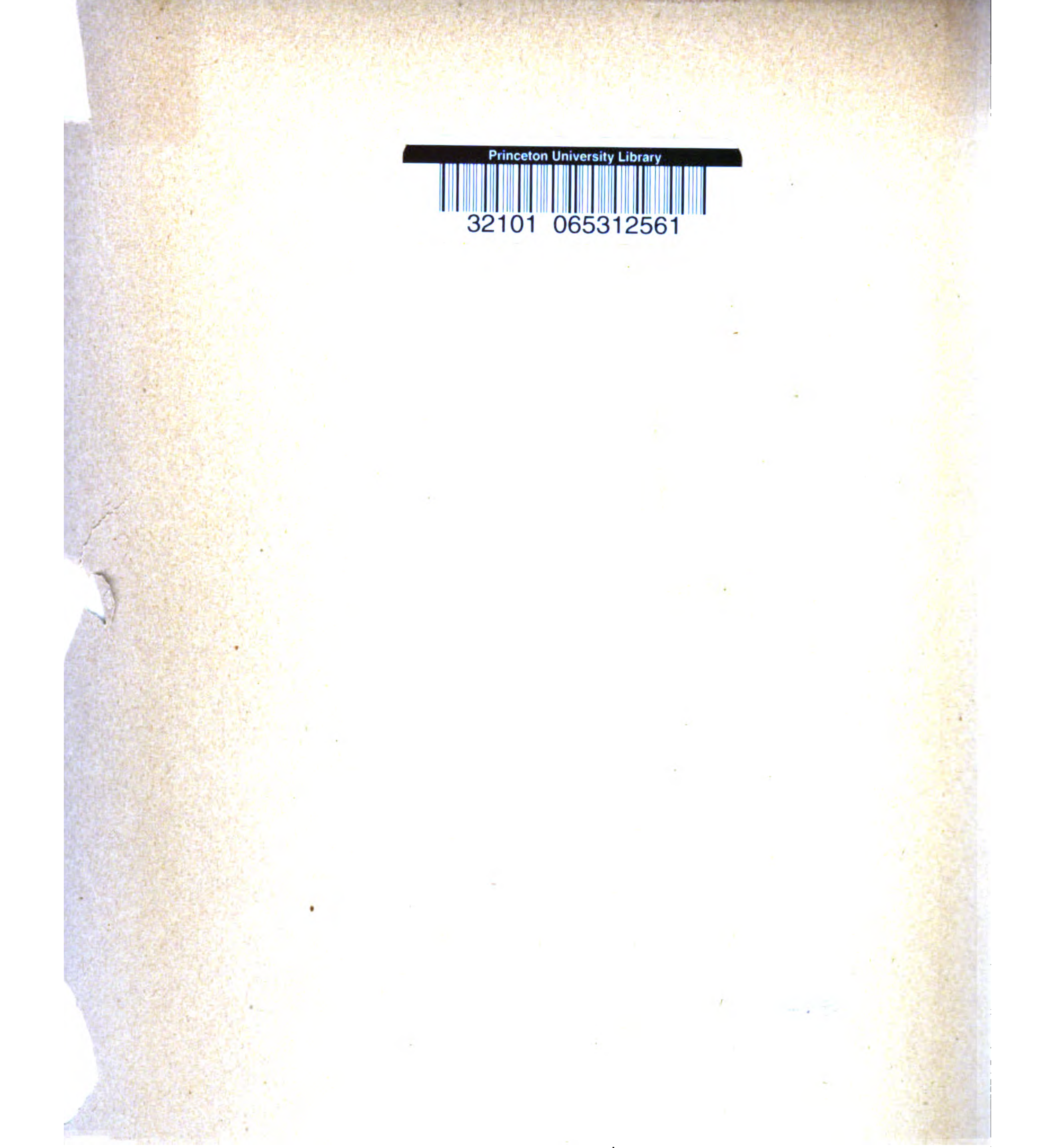

L. Bösendorfer
K. K.
Hof- & Kammer-Klaviermacher
Wien.








Princeton University Library
32101 065312561


Princeton University Library
32101 065312561



DATE ISSUED
DATE DUE
DATE ISSUED
DATE DUE

